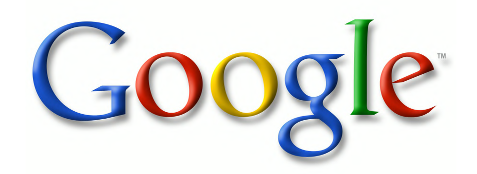






GRUNDZÜGE

DER

PSYCHOLOGIE.

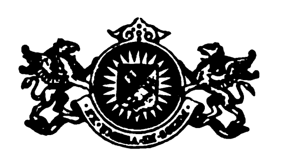
VON

HUGO MÜNSTERBERG.

BAND I

ALLGEMEINER TEIL,

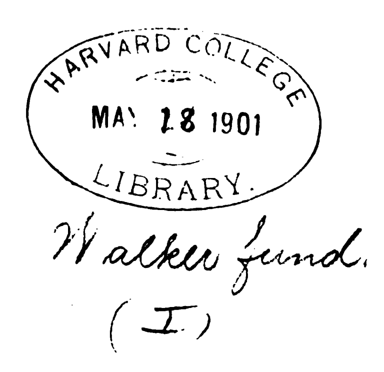
DIE PRINZIPIEN DER PSYCHOLOGIE.



LEIPZIG

VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH

1900



Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

SEINEM

LIEBEN COLLEGEN AN DER HARVARD-UNIVERSITÄT

WILLIAM JAMES

IN

AUFRICHTIGER VEREHRUNG UND HERZLICHSTER FREUNDSCHAFT

VOM VERFASSER.

Vorwort.

Die „Grundzüge der Psychologie“ untersuchen in ihrem vorliegenden allgemeinen Teile die „Prinzipien der Psychologie“; der besondere Teil soll sich mit den „Thatsachen der Psychologie“ beschäftigen, und zwar in der ersten Hälfte mit den Thatsachen der individuellen, in der zweiten Hälfte mit den Thatsachen der sozialen Psychologie.

Das Ganze will kein objektives Lehrbuch sein, das den allgemein anerkannten psychologischen Wissensbestand noch einmal zur Darstellung bringt. Wir haben in der deutschen wie in der englischen Litteratur eine Fülle solcher, zum Teil vortrefflicher, Lehrbücher; das vorliegende Werk will dieselben nicht ersetzen, denn seiner ganzen Anlage nach ist es subjektiv. Es will nicht darstellen, sondern diskutieren, und auch wenn es sich um die Thatsachen handelt, will es weniger berichten als aussondern und verbinden, damit aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der Züge sich wirklich einheitliche Grundzüge allmählich herausheben. Ein solcher, im Grunde philosophischer, Versuch darf nicht auf einfache Zustimmung zu den Einzelheiten rechnen. Die Aufgabe des Buches ist erfüllt, wenn es zu neuem Überdenken der Probleme anregt, auch wenn Andere zu anderen Lösungen gelangen. Die Aufgabe ist erfüllt, wenn es das Bedürfnis nach einheitlichem Zusammenhang der psychologischen Erkenntnisse vertieft und es dem Zeitbewußtsein näher bringt, wie sehr auch in der Psychologie, mit GOETHE's Wort, alles „Faktische schon Theorie“ ist.

Das gilt nun in ganz besonderem Maße von diesem einleitenden Bande, der durchaus in sich selbst seinen Abschluß findet und daher in die Welt hinausgehen kann ohne Rücksicht darauf, wie bald die weiteren Teile folgen werden. Ja, die eigentliche philo-

sophische Tendenz des Buches mag vielleicht sogar klarer und wirksamer hervortreten, solange der erste Band für sich allein seinen Weg sucht, es sich also noch gar nicht um die einzelnen Thatsachen, sondern nur um die Grundbegriffe, Voraussetzungen, Grenzen und Ideale der Psychologie handelt.

Dieser erste Band verleugnet es denn auch nicht, daß er ein Kampfbuch sein will, das in einer unphilosophischen Zeit für den Idealismus gegenüber dem Naturalismus eintritt. Es gilt, die positivistische Weltanschauung zu bekämpfen, die immer drohender gerade aus der Psychologie herauswächst. Findet sie doch auf psychologischem Boden viel festeren Halt als im Gebiete der Naturwissenschaft, und unaufhaltbar scheint der Positivismus, der psychologisiert, in unserem sozialen Bewußtsein, in Erziehung und Kunst, in Recht und Moral heute vorzudringen.

Nicht dadurch kann er überwunden werden, daß man die empirische Forschung mißachtet oder verleugnet. Inkonsequente Kompromisse zwischen Idealismus und Wissenschaft können keine dauernden Erfolge erzielen: sie rauben der Wissenschaft ihren Sinn und der Weltanschauung ihren Wert. Der Idealismus kann nur dann sein Recht behaupten, wenn er in seinem eigenen Umkreis Platz für eine rücksichtslose konsequente empirische Wissenschaft hat. Erst dann ist auch der Wissenschaft selbst die wahre Freiheit gesichert.

Gerade das ist es, was dieses Buch auf neuem Wege versucht. Es will der empirischen Psychologie vollkommenste Freiheit sichern und doch das unbegrenzte Recht des Idealismus darthun. Es wendet sich daher mit gleicher Schärfe sowohl gegen die, welche durch inkonsequente Vermittelungsvorschläge das Recht der psychologischen Wissenschaft einengen, als auch gegen die, welche aus der psychologischen Wissenschaft eine positivistische Philosophie machen wollen.

Der Kampf gegen die erstere Tendenz, gegen die Inkonsequenz, welche davor zurückschreckt, wirklich das gesamte Geistesleben unter die Begriffe der Psychologie zu zwingen, hat zum Teil meine früheren Arbeiten erfüllt. Wer einige der Angriffe las, die gegen sie gerichtet wurden, mag leicht in die Irre geführt worden sein und geglaubt haben, dass ich selbst jene zweite Tendenz vertrete und selbst die Psychologie zur positivistischen Philosophie erheben wollte. Für mich war das stets nur die unerläßliche Vorarbeit; erst wenn die Psychologie konsequent ihre Aufgabe erkennt und unbeirrt selbst jede Willenshandlung zerfasert, erst dann ist es Zeit, den Nachweis

zu liefern, daß sie mit all ihren radikalen Forderungen vollkommen in das System des ethischen Idealismus eingeschlossen und aufgenommen werden kann und muß.

So wie ich jene Angriffe, die meine wahre Meinung nicht trafen, stets unbeantwortet ließ, so enthält sich auch dieses Werk jeder eigentlichen Polemik gegen einzelne Autoren. Wenn ich der systematischen Betrachtung, die mit dem zweiten Kapitel einsetzt, ein für den Zusammenhang nicht notwendiges Kapitel voranschicke, das an neuere deutsche Schriften anknüpft, so geschieht es lediglich zur schnellen Orientierung. Es galt, den hier vertretenen Standpunkt zu erläutern durch die Beziehung auf einige Bücher, denen ich für die Entwickelung der eigenen Gedanken viel zu verdanken habe.

Die negative Abwehraufgabe des Buches soll nun aber nicht seine positive Aufgabe zurücktreten lassen: das eigentliche Ziel war, eine erkenntnistheoretische Grundlage für die empirische Psychologie zu gewinnen. Jede Seite dieses Buches ist grundsätzlich diesem Hauptziele zugewandt. Auf der so gewonnenen Grundlage wird dann die spezielle Psychologie aufbauen können. Das ist doch schließlich das Wesentlichste, das der Psychologie unserer Tage fehlt. Ihre Grundbegriffe sind vom Zufall zusammengetragen, ihre logischen Verfahrungsweisen blieben dem Instinkt überlassen; die Psychologie selbst mag davon absehen, ein System zu schaffen, aber die Begriffe, mit denen die Psychologie arbeitet, sollten systematisch geprüft sein.

Einige Grundgedanken des dritten, vierten und fünften Kapitels habe ich in populärer Form im vorigen Jahre in englischer Sprache unter dem Titel „Psychology and Life“ veröffentlicht. Die unerwartet weite Verbreitung, welche jene Essays gefunden haben, ist mir ein willkommenes Symptom dafür, daß die hier vertretene konsequente Vereinigung von Idealismus und Wissenschaft wirklich ein Bedürfnis unserer, vom Positivismus enttäuschten Zeit ist. Die wertvollen kritischen Aufsätze, die jenen Essays inzwischen gewidmet wurden, sind für den vorliegenden Band nicht unbenutzt geblieben; zugleich hoffe ich, daß manches, was dort in der populären Form nur angedeutet werden konnte, in der ausgeführteren Form hier sich selber besser erklärt und verteidigt. Wenn aber in jenen Besprechungen wiederholt meine Willenslehre mit SCHOPENHAUER in Beziehung gebracht wurde, so wird das vorliegende Buch hoffentlich klarer zeigen, daß es sich da um ein vollkommenes Mißverstehen handelt; historisch knüpft mein philosophisches Bemühen durchaus

an FICHTE an. Mein Thema ist die Synthese von FICHTE's ethischem Idealismus mit der physiologischen Psychologie unserer Zeit.

Am Schlusse jedes Kapitels habe ich, zu bequemerem Anhalt, auf einige Schriften verwiesen, und zwar teils auf solche, die den Erörterungen des Buches innerlich nahe stehen, teils auf solche, die das Problem von ganz anderer Seite beleuchten. Ich habe mich dabei auf die neueren Arbeiten, etwa auf die Nach-LOTZE'sche Zeit, beschränkt, da diese jüngeren Schriften ja selbst leicht zu den älteren hinüberführen. Auch in dieser Grenze blieb die kleine Auswahl so subjektiv wie das ganze Buch, und breite Teile der Fachlitteratur kommen natürlich erst in der speziellen Psychologie zur Erwähnung. Überdies habe ich, damit die Nachweise sich nicht über den knappesten Rahmen ausdehnen, jede Schrift in jedem Bande nur einmal erwähnt, während gerade die Arbeiten zur allgemeinen Psychologie gemeinhin zu den verschiedensten Problemen in Beziehung stehen.

Harvard-Universität Cambridge-Boston,
September 1900.

Hugo Münsterberg.

Inhaltsverzeichnis.

Zweite Abteilung.

Dritte Abteilung.

Einleitung.

Der Weg zur Psychologie muss von der Philosophie ausgehen. Nicht davon ist die Rede, die mühsam errungene Emanzipation der Psychologie wieder aufzuheben. Die Zeiten, da metaphysische Konstruktion bestimmend auf die Erkenntnis des Seelenlebens einwirkte, dürfen und werden nicht wiederkehren; so wenig wie die Naturwissenschaft je ihr Forschungsverfahren zu Gunsten der Naturphilosophie aufgeben wird, so wenig kann die Psychologie in ihrem eigentlichen Arbeitsgebiet der philosophischen Spekulation wieder Einfluss gestatten. Sie darf es nicht vergessen, daß von Plato bis Herbart neue psychologische Entdeckungen immer wieder durch die kaum lösliche Verbindung mit bestreitbaren metaphysischen Begriffen der rechten Fruchtbarkeit und der vorwärtstreibenden Kraft beraubt wurden. Unveränderlich gilt, was Kants Architektonik der reinen Vernunft als Programm aufstellt: „Also muss empirische Psychologie aus der Metaphysik gänzlich verbannt sein und ist schon durch die Idee derselben gänzlich ausgeschlossen.“ Kant fährt freilich fort: „Gleichwohl wird man ihr nach dem Schulgebrauch doch noch immer, obzwar nur als Episode, ein Plätzchen darin verstatten müssen, und zwar aus ökonomischen Bewegursachen, weil sie noch nicht so reich ist, daß sie allein ein Studium ausmachen, und doch zu wichtig, als daß man sie ganz ausstossen oder anderwärts anheften sollte, wo sie noch weniger Verwandtschaft als in der Metaphysik antreffen dürfte.“ Die Episode aber ist abgeschlossen; die ökonomischen Bewegursachen sind nicht mehr am Platze. Die empirische Psychologie hat in den letzten Jahrzehnten, mit dem Eifer der Begeisterung, wenn auch zuweilen mit jener übertriebenen

Hast, die nach zu langer Wartezeit das Versäumte doppelt schnell nachholen will, ein Material zusammengetragen, das sicher genügt, „ein Studium auszumachen", ja, selbst schon weitgehende Arbeitsteilung erheischt. Müsste man aber durchaus die Psychologie irgendwo „anderwärts anheften", so würde sie sicher bei der Physiologie heute mehr Verwandtschaft antreffen als bei der Metaphysik. Die Loslösung ist eine vollständige. Immer neue Hilfswissenschaften werden der Psychologie dienstbar gemacht, immer neue Methoden für die psychologische Beobachtung gewonnen, immer mehr wird das Experiment dem neuen Stoffgebiet angepaßt, das Spezialistentum ist überall betriebsam bei der Arbeit: und dennoch, ja, gerade deshalb muß der Weg zur Psychologie von der Philosophie ausgehen.

Jede Spezialwissenschaft arbeitet mit Begriffen, die sie nicht selber prüft, und strebt nach Endzielen, deren Erreichbarkeit und deren Wert sie stillschweigend voraussetzt. Einseitigkeit ist die Bedingung ihres Erfolges; auch in der Forschung gilt es, daß, wer die Dinge von zu vielen Seiten sieht, im kraftvollen Vorwärtsschreiten gehemmt ist. Der Einzelforscher darf die Voraussetzungen seiner Wissenschaft nicht erst kritisch zersetzen, wenn er sein Werk nicht schädigen will; er muss zeitweilig vergessen, daß ein bunter Haufe von eckigen Thatsachen, sie mögen noch so mühsam zu Tage gefördert sein, doch noch lange nicht Wissenschaft ist. Wer aber das Ganze will, muß deshalb um so energischer drängen, daß die Hilfsbegriffe und die Voraussetzungen, die Beziehungen und die Ziele, die Verfahrungsweisen und die Theorien vom Standpunkt der Erkenntnistheorie und Wissenschaftslehre systematisch geprüft werden. Gerade weil die Psychologie sich so weit von der Metaphysik entfernt hat und sich in Einzelarbeit auflöst, muß die philosophische Vorprüfung ihrer allgemeinen Probleme unbedingt gegefordert werden, sobald es gilt, wie es für uns hier gelten soll, einmal das gesamte Gebiet als ein einheitliches zu überblicken. Die psychologischen Probleme selbst gehen die Philosophie nichts an; die Frage aber, was denn die Psychologie ist und sein kann und sein soll, ist eine durchaus philosophische. Nicht aus dem Zusammenhange der psychologischen Erscheinungen, sondern aus dem der logischen Zielsetzungen muß sie beantwortet werden.

Die Aufgaben der Psychologie, ihr Gegenstand, ihr Ziel, ihre Wege der Beschreibung und Erklärung, ihre Grundlagen und ihre Grenzen müssen somit vollständig erleuchtet sein, ehe die Darstellung

der speziellen psychologischen Thatsachen einsetzen darf. Und die Antwort auf diese allgemeinen Fragen muß eine systematische sein, damit auch das richtige Verfahren und der berechtigte Hilfsbegriff von vornherein den Charakter des Zufälligen aufgiebt und als notwendig erkannt wird. Schaltet doch gerade die Psychologie gemeinhin mit Begriffen, die aus ganz zufälligen Erfahrungen gewonnen sind; selbst so entscheidende Vorstellungen wie etwa die über den Zusammenhang des Psychischen mit dem Physischen werden nur zu oft zu psychophysischen Spezialproblemen, ohne die geringste Beziehung zu den erkenntnistheoretischen Aufgaben, die da im Grunde der Probleme liegen. Wo aber die Hilfsbegriffe philosophischen Anforderungen genügen, stellen sie nicht selten in unbemerkter Weise die Nachwirkungen früherer metaphysischer Systeme dar, denn — „es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten". Nur dann wird der allgemeine Teil der Psychologie seiner Aufgabe gerecht werden können, wenn er die Verfahrungsweisen und Prinzipien, die der psychologische Forscher in wissenschaftlichem Instinkt bei der Arbeit verwertet oder verwerten sollte, als logisch notwendig und philosophisch begründet erweisen kann. Erst dann wird der besondere Teil der Psychologie auf sicherer Grundlage aufbauen können.

Aber nicht nur die spezialistische Tendenz der heutigen Psychologie und nicht nur ihre Unsicherheit im Gebrauch der Grundbegriffe machen als Gegenaktion die systematische Untersuchung der prinzipiellen Probleme nötig; in nicht geringerem Maße wirkt in gleichem Sinne jene moderne Neigung der Psychologie, zu den mannigfaltigsten theoretischen Disziplinen und praktischen Bethätigungen des Geisteslebens in Beziehung zu treten. Geschichtswissenschaften und Wertwissenschaften, Soziologie und Sprachgeschichte, Pädagogik und Jurisprudenz, Physiologie und Pathologie, Sozialpolitik und Kunst und Literatur sind zur Psychologie in ein Wechselverhältnis getreten, das durch seine Konsequenzen auf beiden Seiten neben Erfolgen auch Gefahren mit sich bringt. Die Psychologie nimmt da im Grenzverkehr achtlos Hilfsbegriffe hinüber, die nicht für ihre Zwecke geprägt sind; sie trägt ethische und logische, historische und ästhetische, physikalische und biologische Prinzipien in die empirische Erforschung des Seelenlebens hinein, oder substituiert selbst fremdartige Probleme, etwa anatomisch-physiologische, den eigentlich psychologischen Aufgaben. So verfällt sie durch die praktische Berührung mit anderen Einzelwissen-

schaften leicht in dieselben Irrtümer, in die sie früher durch den prinzipiellen Zusammenhang mit der Metaphysik geriet. Die Vereinfachung, die scheinbar dadurch erreicht wird, erweist sich nur zu oft als erschwerende Verschiebung des richtigen Problems.

Wer aber den Blick auf die Totalität der Wirklichkeit richtet, dem kann es kaum zweifelhaft sein, daß noch verwirrender jene unklare Art wirkt, in der Theorie und Praxis ihrerseits, bald mit Respekt, bald mit Unbehagen, zur Psychologie hinüberblicken, ohne die wirkliche Natur der Beziehungen zu prüfen. In den Gerichtssaal und in die Kinderstube mischt sich die Psychologie ein; der Arzt und der Naturforscher verwerten psychologische Resultate, der Historiker und der realistische Dichter streben nach psychologischer Analyse, Biologie und Soziologie rechnen mit psychologischen Faktoren, Ethik und Ästhetik lösen sich nicht selten in wesentlichen Teilen geradezu in Psychologie auf, Pädagogik scheint bereit, der Psychologie vollkommen die Führung zu überlassen, und ein indifferenter Idealismus will die psychologischen Erfahrungen zur philosophischen Weltanschauung erheben. Aber was KANT von der Logik sagt, gilt nicht weniger von der Psychologie: „Es ist nicht Vermehrung, sondern Verunstaltung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen ineinander laufen läßt.“ Die Verschmelzung der Psychologie mit anderen Einzelwissenschaften führt somit ebenso wie ihre Loslösung von der Metaphysik zu der Notwendigkeit, die prinzipiellen Grundlagen der empirischen Psychologie zu prüfen, dem speziellen Teil also einen allgemeinen voranzustellen.

Dabei werden sich die Probleme solcher allgemeinen Psychologie am natürlichsten so ordnen lassen, dass die Untersuchung zunächst die Aufgabe der Psychologie betrifft, dann zu dem Gegenstande der Psychologie, dem psychischen Objekte, übergeht und sich schließlich dem Zusammenhange der psychischen Objekte zuwendet. Die Untersuchung über die Aufgabe der Psychologie wird sich an den Strömungen und Gegenströmungen der gegenwärtigen empirischen Psychologie zwar orientieren, wird aber notwendigerweise von der empirischen Betrachtung zu logisch-philosophischer Erörterung über die Ziele der psychologischen Wissenschaft übergehen und eine erkenntnistheoretische Entwickelung der Psychologie aus der Lebenswirklichkeit heraus anstreben. Sobald die Aufgabe erkenntnistheoretisch bestimmt ist, wird es gelten, sie von allen übrigen Interessen, die das menschliche Geistesleben erweckt, klar abzusondern und somit die Grenzen der Psychologie zu erkennen.

Ihr Verhältnis zur Geschichte und zum praktischen Leben einerseits, zu Logik, Ethik und Ästhetik andererseits wird dabei im Vordergrund stehen. Die Darlegung der psychologischen Aufgabe muß darin gipfeln, das psychische Objekt erkenntnistheoretisch zu bestimmen; es wird daher das nächste Ziel sein, den so gefundenen Gegenstand der Psychologie in seinen allgemeinen Beziehungen zu untersuchen, vornehmlich sein Verhältnis zum Bewußtseinssubjekt und zu Raum und Zeit, dann aber die Natur seiner Mannigfaltigkeit zu bestimmen und den Charakter seiner Elemente zu prüfen, um zu der prinzipiell entscheidenden Frage übergehen zu können, in welcher Weise solch psychischer Gegenstand mitteilbar und beschreibbar ist. Auch hier werden wir erkenntnistheoretisch die Bedingungen aufsuchen müssen, von denen die empirische Arbeit des beschreibenden Psychologen thatsächlich abhängig ist. Die ganze Untersuchung wird aber schließlich ihren Zielpunkt in den Problemen des psychischen Zusammenhanges finden, die irgendwie prinzipiell gelöst sein müssen, ehe die Darstellung der speziellen Psychologie einsetzen kann. Die Beziehung des Psychischen zur Seele und seine Beziehungen zum Körper müssen erkenntnistheoretisch erleuchtet sein, ehe wir eine Theorie gewinnen, welche der empirischen Erklärung der Erscheinungen zu Grunde gelegt werden kann. Irgend eine Theorie dieser Art, ja irgend eine Antwort auf jede einzige dieser Fragen ist, wenn auch unformuliert, in jeglichem psychologischen Bericht, auch im naivsten, enthalten; wir wollen nur, statt diese Antwort dem Zufall oder dem Herkommen zu überlassen, sie mit Bewußtsein prüfen, um gewiß zu werden, daß sie von Widersprüchen geklärt und den logischen Zielen zugerichtet ist. Es ist also nicht eigentlich Psychologie selbst, was der allgemeine Teil zu bieten anstrebt, sondern eine Hinführung zur Psychologie und zwar auf einem Wege, der von der Philosophie ausgeht.

Zu den gesamten Ausführungen des ersten Bandes vergleiche:

Richard Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung. Leipzig 1888.
Franz Brentano, Psychologie vom empirischen Standpunkt. Leipzig 1874.
Hans Cornelius, Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig 1897.
Rud. Eucken, Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. Leipzig 1896.
A. Fouillée, La psychologie des Idées-Forces. Paris 1893.
William James, The Principles of Psychology. New-York 1890.
G. T. Ladd, Philosophy of Mind. New-York 1895.
Th. Lipps, Grundthatsachen des Seelenlebens. Bonn 1883.
Hugo Münsterberg, Psychology and Life. Boston 1899.

J. Rehmke, Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie. Hamburg 1894.
A. Riehl, Der philosophische Kriticismus. Leipzig 1879.
J. Royce, The World and the Individual. New-York 1900.
Wilhelm Schuppe, Erkenntnistheoretische Logik. Bonn 1878.
C. Sigwart, Logik. Freiburg 1893.
G. F. Stout, Analytic Psychology. London 1896.
James Ward, Naturalism and Agnosticism. London 1899.
Wilhelm Wundt, System der Philosophie. Leipzig 1897.

Erste Abteilung.

Die Aufgabe der Psychologie.

Erstes Kapitel.

Tendenzen der gegenwärtigen Psychologie.

1. Die elementaren Bewußtseinserscheinungen.

Die Untersuchung über die Aufgabe der Psychologie darf nicht einfach auf die Feststellung der beim empirischen Wissenschaftsbetrieb heute anerkannten Aufgaben abzielen; die Frage ist, was Aufgabe der Psychologie sein soll und erkenntnistheoretischen Erwägungen fällt somit die Entscheidung zu. Dagegen wird sie von den historisch gegebenen Psychologiestudien ausgehen müssen, denn nur dann, wenn die schließlich gewählte Aufgabe sich als Fortführung oder Verengerung oder Erweiterung oder Umformung der bisherigen Psychologie erweist, wird sie ein Recht haben, den Namen beizubehalten. Es gilt also, die Psychologie inmitten ihrer wirklichen Arbeit aufzusuchen und ihr Wollen, ganz abgesehen von ihrem Können, mit Rücksicht auf das Gesamtsystem menschlicher Erkenntnis zu prüfen. Selbstverständlich bietet auch die bestehende Psychologie bei weitem kein einheitliches Bild dar; und ihren Grundanschauungen stehen sowohl fortbildende wie rückbildende Tendenzen gegenüber. Immerhin aber läßt sich eine Durchschnittsauffassung erkennen, die besonders den Spezialuntersuchungen stillschweigend zu Grunde gelegt wird und von den Nachbargebieten gemeinhin anerkannt wird.

Die Psychologie ist heute Erfahrungswissenschaft. Sie hat es also zunächst mit der Untersuchung der einzelnen gegebenen Vor-

gänge in den einzelnen Persönlichkeiten zu thun, mit den einzelnen Gefühlen, Gemütsbewegungen, Wahrnehmungen, Erinnerungen, Denkakten und Trieben. Sie mag diese Einzelvorgänge unter allgemeine Gesetze bringen, aber sie hält es nicht für ihre Aufgabe, die Beziehung der Allgemeinbegriffe, unter denen das geistige Leben gedacht werden kann, philosophisch zu entwickeln. Sie ist aber andererseits auch in dem Sinne Erfahrungswissenschaft, daß sie es ablehnt, mit hypothetischen Hülfsbegriffen, wie etwa dem Begriff der Seelensubstanz, die Untersuchung zu beginnen. Sie mag in ihren Erklärungsversuchen die Grenzen der Erfahrung überschreiten, aber sie beginnt mit dem empirischen Studium des zu Erklärenden oder will wenigstens damit beginnen. Sie will daher durchaus nicht notwendig „Psychologie ohne Seele“ sein, sie will nur, falls sie den Seelenbegriff den Erscheinungen unterlegt, mit demselben abschliessen und nicht anfangen.

Das Objekt dieser Erfahrungswissenschaft sind ausschließlich die Bewußtseinserscheinungen, welche prinzipiell von allen körperlichen Vorgängen getrennt werden. Den Verlauf in der Zeit haben die physischen und psychischen Prozesse gemeinsam, aber Raum wird durch die seelischen Vorgänge nicht erfüllt. Der psychische Prozeß geht freilich im individuellen Körper, beim Menschen im Gehirn, vor sich, die räumliche Gehirnerregung ist aber selbst nicht psychisch; das Psychische ist nur bewußt und die körperlichen Vorgänge können daher für die Psychologie nur als Bedingungen, Begleiterscheinungen oder Wirkungen des seelischen Geschehens in Frage kommen. Das Psychische ist also durchaus nicht koordiniert denjenigen Funktionen, die zusammen das Leben des Organismus bilden; die physiologischen Funktionen gehören zur Welt der äußeren Erfahrung, die Vorgänge des Bewußtseins dagegen sind nur der inneren Erfahrung gegeben, und die Existenz fremder Innenwelten, das Seelenleben der Mitmenschen und Tiere, ist uns nur durch Analogieschlüsse zugänglich, die sich auf äußerlich wahrnehmbare Bewegungsvorgänge stützen.

Auch diese Scheidung ist keineswegs das unmittelbare Ergebnis ursprünglicher Denkantriebe. Freilich finden sich auch bei den niedersten Völkern Vorstellungen über die Verschiedenheit von Körper und Seele, aber das Seelische ist für das vorwissenschaftliche Denken überall die Lebenskraft, die im Atmen und Pulsieren ebenso wie im Fühlen und Handeln wirksam ist, in Ohnmacht und Tod den Körper verläßt, auch zweifach und dreifach in den Körper eindringen kann

und soweit sie vom Organismus unabhängig gedacht ist, selbst wieder auf einen körperlichen Träger bezogen wird, der fein und dünn wie ein Hauch sein kann aber doch stets ausgedehnt bleibt. Auch das Altertum hat ja die Trennung von Lebenskraft und Bewußtsein niemals völlig erreicht. Es ist ein weiter Weg von den Homerischen Gedichten bis zur Aristotelischen Philosophie, von der Seele, die aus dem Munde oder mit dem Blut aus der Wunde entweicht, um im Hades ein Schattendasein zu führen, bis hin zu der formbildenden Seele; aber auch dieser kommt neben dem Empfinden, Begehren und Denken die Kraft der Wachstums und der Ernährung zu. Erst die neue Zeit, für die freilich der Platonismus im Altertum und Mittelalter vorarbeitet, trennt scharf zwischen dem ausgedehnten Universum, zu dem der Körper mit allen organischen Kräften gehört, und der Welt des Bewußtseins. Empirische wie rationalistische Philosophie arbeiten mit dieser Scheidung. Das naive Bewußtsein, das ja noch immer einer konsequenten Psychologie viel ferner steht als etwa der Naturwissenschaft, weiß allerdings auch heute noch nicht, Lebenskraft und Seelenvorgänge in der Erfahrungswelt zu scheiden, und unter dem Einfluß entgegengesetzter Motive begegnen sich der Materialismus und der Spiritismus in der Verkörperlichung des psychischen Objektes. Für die psychologische Forschung aber sind die organischen Dinge im Raum und die Vorgänge im Bewußtsein heute zwei von vornherein getrennte Objektgruppen.

Neben der empirischen Methode und der sachlichen Trennung von bewußten und körperlichen Prozessen ist es nun aber vornehmlich das logische Ziel, das allem praktischen Psychologiebetrieb heute gemeinsam scheint. Es gilt, das psychische Leben als einen der inneren Wahrnehmung gegebenen Bewußtseinsinhalt aufzufassen, diesen in seine Elemente zu zerlegen und aus den durch Analyse gewonnenen Elementarprozessen die komplexen Erscheinungen zu erklären. Das Verfahren ist somit der Naturwissenschaft nachgebildet; nicht durch die Einheit des Bewußtseins, sondern durch die Kompliziertheit des Bewußtseinsinhaltes wird es bestimmt. Die Psychologie will daher das geistige Geschehen nicht in seinem teleologischen Zusammenhange verstehen, will nicht seinen Erkenntniswert würdigen, nicht seine aktuelle Wirklichkeit nachfühlen, sondern will ein objektiv im Bewußtsein Vorgefundenes beschreiben und erklären. Die Gesichtspunkte der Analyse mögen wechseln; was hier als elementar gilt, mag dort noch auflösbar erscheinen. Gemütsbewegungen und Willenshandlungen, Gestaltsqualitäten und

Relationsvorstellungen, die der eine zerlegt, mag der andere als unteilbare Inhalte anerkennen. Mehr noch werden die Erklärungsversuche zu sehr verschiedenartigen Hilfsannahmen Veranlassung geben und bald durch unbewußte seelische Prozesse, bald durch physiologische Zwischenglieder die Lücken des Zusammenhanges ausfüllen, bald die Vorgänge passiv aus dem Mechanismus der Inhalte, bald aktiv aus den Funktionen der Seele ableiten, aber die Tendenz, durch objektive Analyse zur Beschreibung und von der Elementarbeschreibung zur Erklärung vorzudringen, ohne subjektive Werte und Zwecke einzuführen, scheint aller typischen Spezialarbeit in der Psychologie heute gemeinsam.

Die Tragweite solcher Bemühungen ist schließlich durch die mehr oder weniger deutlich zu Grunde liegende Anschauung bestimmt, daß alle der Wissenschaft überhaupt zugängliche Wirklichkeit in physischen und psychischen Vorgängen besteht. Wenn alle in Raum und Zeit ablaufenden Atombewegungen und Bewußtseinsprozesse bekannt und erklärt wären, so hätte die Wissenschaft keine Aufgabe mehr vor sich. Die Untersuchung der physischen Vorgänge gehört der Naturwissenschaft zu; alle nichtnaturwissenschaftlichen Disziplinen müssen somit in letzter Linie auf Psychologie beruhen. Sprache und Geschichte, Recht und Kunst, Logik und Ethik haben es nicht mit Körperbewegungen zu thun, sie müssen mithin ihre Aufgabe in der Beschreibung, Ordnung, Vergleichung, Erklärung gewisser Gruppen seelischer Erscheinungen finden. Sie gehören somit im Prinzip zur Psychologie, genau wie Physik und Chemie, Biologie und Astronomie sich im letzten Grunde prinzipiell auf Mechanik zurückführen lassen. Psychologie ist dann die Grundlage aller Geisteswissenschaften, und ihr bestimmender Einfluß auf die praktische Gestaltung des Geisteslebens erscheint so notwendig wie die Abhängigkeit der Technik von der Physik und Chemie.

Die Psychologie ist mithin, soweit aus dem gegenwärtigen Betrieb unserer Wissenschaft eine Durchschnittsauffassung abstrahiert werden kann, die Grundlage der Geisteswissenschaften und zwar vermöge empirischer Beschreibung und Erklärung der elementaren Bewußtseinserscheinungen. In diese Definition ist nicht eingeschlossen, daß die Analyse sich mit Vorliebe der Experimentalmethoden bedient, daß die Beschreibung in wachsendem Maße die Tendenz hat, alle psychischen Elemente nach Analogie der Vorstellungsbestandteile aufzufassen und daß die Erklärung vorzugsweise mit physiologischen und psychophysischen Hilfsbegriffen arbeitet; alles das ist in hohem

Maße der Diskussion unterworfen und somit für das Durchschnittsbild nicht wesentlich.

Der natürlichste Hintergrund für solche Bestrebungen ist der Positivismus, der freilich bei der Voraussetzung, daß solche psychischen und physischen Elemente die gesamte Wirklichkeit ausmachen, wohl anfangen mag, nicht aber stehen bleiben kann. Kennt die Erfahrung keine andere Wirklichkeit als physische und psychische Prozesse, so läßt sich nämlich nicht bestreiten, daß, wenn wir zur unbezweifelbaren Gewißheit vordringen wollen, sich diese beide Reihen in eine verwandeln, die physische sich in die psychische auflöst. Im letzten Grunde wissen wir von dem Gegenstande außer uns nur durch die Vorstellung in uns; Licht, Schall, Druck sind uns als unsere Empfindungen gegeben. Die Wirklichkeit würde damit auf die Bewußtseinsvorgänge der Individuen reduziert. Aber zu jener Außenwelt gehören auch die Körper der Mitmenschen; sind sie mithin auch nur meine Vorstellungen, so kann ich von ihnen nicht auf fremde Bewußtseinsprozesse schließen; die Welt ist mein Bewußtseinsvorgang. Doch das Ich erweist sich in der Analyse als komplexe Vorstellung, die im Bewußtseinsinhalt zentral sein mag, aber nicht selbst Träger des Bewußtseins ist und aus indifferenten Elementen besteht; überdies hat ein Ich keinen Sinn, wo es kein Du geben kann: ich habe also kein Recht, den psychischen Prozeß, der die Welt ist, als den meinen zu bezeichnen. Unpersönlich läuft er ab. Der Ablauf setzt die Zeit voraus: Vergangenheit und Zukunft sind aber doch nur als gegenwärtige Vorstellungen gegeben, welche die Wirklichkeit des Außergegenwärtigen nicht verbürgen; haben wir kein Recht, von der Vorstellung in uns auf den Gegenstand draußen zu schließen, wie jeder Traum uns schon lehrt, so dürfen wir noch weniger von der in diesem Augenblick gedachten Vergangenheit auf die Wirklichkeit derselben schließen, und wo kein Nichtjetzt ist, kann auch kein Jetzt sein. Keine Möglichkeit zeigt sich, dieses zeitlose unpersönliche psychische Sein zu überschreiten. Da hilft nicht das Gefühl der sachlichen Notwendigkeit, das die Behauptungen und Urteile begleitet und das scheinbar die Transscendenz berechtigt macht; vom Standpunkt der reinen psychologischen Erfahrung ist dieses Gefühl auch nur ein Bewußtseinsinhalt, dessen Sein oder Nichtsein festgestellt und das beschrieben und erklärt werden kann, nirgends aber über sich hinausführt. Nur psychologische Vorgänge bleiben ebenso dann die Wünsche und Triebe, die einer überpsychologischen Wirklichkeit zustreben, und statt logischer

Denknotwendigkeit bleibt jetzt nur das thatsächlich Gedachte, dem nicht das Denkunmögliche, sondern nur das Ungedachte gegenübersteht. Daß aber das Ganze dieses psychischen Seins sich in zwei getrennte Systeme zerlegt, das System einer nur in den Lagebeziehungen veränderlich gedachten Objektwelt und das System einer auf die Ichvorstellung bezogenen Innenwelt, auch das wäre für diesen Standpunkt nur ein psychologischer Vorgang.

Die skizzierte Auffassung gestattet dem Psychologen, seine Untersuchung konsequent durchzuführen, ohne jemals mit irgend einer Geistes- oder Naturwissenschaft in Konflikt geraten zu können; das Feld, das der psychologischen Forschung auf diese Weise geöffnet ist, erweist sich somit als unbegrenzt. Freilich erst in wenigen engen Bezirken dieses Gebietes ist bisher die Bearbeitung ernsthaft in Angriff genommen und selbst dort, wo die Thatsachen reichlich zu Tage gefördert wurden, erscheint die innere Fruchtbarkeit der Ergebnisse gering. Für den Gebrauch der einzelnen Geisteswissenschaften hat die empirische Psychologie noch kaum irgend etwas festgestellt, das nicht der täglichen Erfahrung geläufig ist; die Untersuchung der sogenannten höheren Seelenfunktionen ist von erschreckender Dürftigkeit, und bei der Bearbeitung der besser bekannten Elementarprozesse fehlt es an großen leitenden Gesichtspunkten. Trotz alledem hat die Psychologie von sich aus gar keine Veranlassung, auf ihrem Wege umzukehren und etwa an Stelle der Analyse es mit der Interpretation oder an Stelle der Erklärung es mit der Bewertung der geistigen Vorgänge zu versuchen oder das Seelische anders abzugrenzen. Die Arbeit steht noch im Anfangsstadium, aber zur Entmutigung liegt kein Grund vor, im Gegenteil die Vorzüge ihrer Resultate gegenüber den Ergebnissen der älteren spekulativen Psychologie liegen zu Tage, die Ausbildung fördernder Methoden nimmt stetig zu, und langsam hebt sich doch aus dem Streit der Ansichten ein Gefüge allgemein anerkannter Sätze heraus.

Aus den eigenen Bedürfnissen der empirischen Psychologie wird die Forderung nach Umgestaltung der allgemeinen Aufgabe mithin nicht entspringen; und dennoch ist unsere Zeit von dieser Forderung erfüllt und überall rüstet man gegen psychologische Einseitigkeiten. Es gilt den Kampf gegen die Psychologie, welche aufklärerisch den Bewertungen des Lebens entgegenarbeitet, welche den Geschichts- und Normwissenschaften den tieferen Sinn rauben will und welche doch alle ihre Rechte auf eine Einteilung der Wirklichkeit stützt, der die Erkenntnistheorie, ja, schon die naive Erfahrung des ein-

heitlichen Selbstbewußtseins widersprechen muß. In einem naturwissenschaftlichen Zeitalter konnte die atomisierende Analyse und die Kausalbetrachtung des Geisteslebens nur zu leicht verführt werden, ihre Sphäre zu überschreiten; ist doch die empirische Psychologie gewissermaßen der logische Höhepunkt der kausalen Forschung, die, als die Periode philosophischer Spekulation und historischer Denkweise zu Ende ging, mit den physikalischen Problemen begann und im Triumphschritt zu den chemischen, von dort zu den physiologischen, dann im Zeitalter des Darwinismus zu den phylogenetischen und schließlich zu den psychologischen aufstieg. In der Gegenwart, die wieder historisch denken will und ein Zeitalter der Geisteswissenschaften kraftvoll vorbereitet, ist die Reaktion dagegen unvermeidlich. Wendet die Gegentendenz sich, wie es nicht selten geschieht, gegen die Psychologie, so verfehlt sie ihr Ziel und bleibt wirkungslos; und hätte sie Erfolg, so wäre es der flüchtige Erfolg der Verwirrung. Wendet sich die Reaktion aber gegen den Psychologismus, der keine andere Wirklichkeit anerkennt als physische und psychische Objekte, so tritt sie nicht nur für gute Rechte ein, sondern die Psychologie selbst hätte allen Grund, mit jener Bewegung zu sympathisieren. Erst wenn die Psychologie ihre eigentümlichen Grenzen erkennt, kann sie Vertrauen erwecken, nicht aber, wenn sie Versprechungen gutheißt, die sie notwendig unerfüllt lassen muß.

Was so als instinktiver Trieb des Zeitbewußtseins in den mannigfaltigsten Formen nach Geltung ringt, findet in der Logik und Erkenntnistheorie seinen begrifflichen Ausdruck. In der That hat die Philosophie, solange als die atomisierende Psychologie bei der Arbeit ist, nie aufgehört, ihre Einseitigkeiten und Willkürlichkeiten zu bekämpfen und ihre Schwächen aufzudecken; ja, in den letzten Jahren ist vielleicht kein Problem der Wissenschaftslehre von so vielen Seiten bearbeitet worden wie die Aufgabe und Grenze der Psychologie. Ein innerer Zusammenhang zwischen allen diesen Bestrebungen läßt sich nicht verkennen; sind auch die Ausgangspunkte, die Argumente und die historischen Anlehnungen sehr verschiedenartig und die schließlichen Vorschläge und Ergebnisse nicht minder ungleich, so stimmen sie doch darin überein, daß sie jene Durchschnittsauffassung überwinden wollen. Im Vordergrunde stehen dabei wohl die folgenden sich wechselseitig stützenden Erwägungen.

Das Geistesleben, das uns umgiebt, das uns beeinflußt und auf das unser Wollen einwirkt, interessiert uns zunächst garnicht in Bezug auf seine Zusammensetzung und Entstehung, sondern lediglich

mit Rücksicht auf seinen Sinn und seinen Wert. Es ist somit von vornherein unrichtig, die Beschreibung und Erklärung, an Stelle der Interpretation und Würdigung, für die natürliche Betrachtungsart des Geisteslebens zu halten. Das Verstehen und Bewerten steht aber nicht nur im Dienste des praktischen Verkehrs, sondern überall, wo historische Kräfte wirksam sind, ist gerade dieser Standpunkt der fruchtbare. Recht und Politik, Wissenschaft und Kunst, Sprache und Religion sind für den Historiker nicht bloße Komplexe psychologischer Vorgänge, welche durch Analyse und psychogenetische Erklärung hinreichend wissenschaftlich bearbeitet sind. Es giebt also eine wissenschaftlich erkennbare Wirklichkeit, die nicht durch Beschreibung und Erklärung der seienden Objekte aufgefaßt werden kann. Die Wirklichkeit ist somit mehr als ein System von physischen und psychischen Vorgängen, sie ist zugleich ein System von Absichten und Zwecken, deren psychologische Erfahrbarkeit für die Feststellungen der Geschichts- und Normwissenschaften nicht das Wesentliche ist. Diesen teleologisch denkenden Wissenschaften ist dann vor allem die einzelne Persönlichkeit ein Ganzes und ein Einheitliches, das Zielen zulebt und dessen Realität nicht in den psychophysischen Atomen gesucht werden darf.

Wer Zwecke setzt, ist frei. Die Stellungnahme der einheitlichen geschichtlichen Persönlichkeit kann durch ein Kausalgesetz garnicht erreicht werden. Der geistige Vorgang kommt, von diesem Standpunkt gesehen, mithin nicht als Ausdruck der immer geltenden Gesetze in Betracht, sondern gerade in seiner Einmaligkeit; er wird nicht in Bezug auf abstrahierte Typen des Geschehens, sondern in seiner anschaulichen Mannigfaltigkeit aufgefaßt: nicht als für sich bestehendes Erfahrungsobjekt, sondern als Erlebnis des Subjekts kommt er in Frage. Diesem in seinem teleologischen Zusammenhange anerkannten Subjekte steht eine Welt von Objekten gegenüber, aber diese Objekte sind nicht nur Gegenstände, sondern immer auch Vorstellungen, oder richtiger sie sind zunächst ein Undifferenziertes, das aus sekundären Gründen in die Vorstellung und ihren Gegenstand zerspalten wird. Der Gegensatz, welchen das naive Bewußtsein vorfindet, und welcher von der erkenntnistheoretischen Kritik der Erfahrung als einzig zulässiger Ausgangspunkt festgehalten werden muß, ist mithin nicht der von Physisch und Psychisch, sondern der von Subjekt und Objekt, wobei das Objekt Vorstellung und Gegenstand zugleich ist.

Jedes einzelne dieser aus der Geschichte des Idealismus wohl-

bekannten Motive läßt sich herauslösen und zum Ausgangspunkt für eine Kritik der gekennzeichneten psychologischen Durchschnittsauffassung verwerten; die schließlichen Ergebnisse müssen dabei äußerst verschiedenartig werden, zumal mannigfaltige Nebenmotive hinzutreten können. Zu einfacher Orientierung über einige dieser Tendenzen und zur Herausarbeitung dessen, was uns in ihnen wertvoll erscheint, eignen sich zwei Gesichtspunkte. Wir betrachteten es als charakteristisch für die vorherrschende Auffassung, daß die Psychologie als Grundlage der Geisteswissenschaften gilt, Geistesleben also mit der Summe der psychologischen Vorgänge identisch gesetzt wird und daß für die wissenschaftliche Betrachtung das Geistesleben nur als zerlegbares Objekt, nicht als Funktion des Subjekts, also als analysierbarer Wahrnehmungsinhalt, nicht als einheitliches Erlebnis gedacht wird. Die Umbildung kann nun dahin gehen, daß einerseits diese Verbindung zwischen Psychologie und den Geisteswissenschaften aufgehoben wird, wobei wir unter diesen vornehmlich die historischen und die normativen Disziplinen verstehen, und andererseits dahin, daß das Geistesleben nicht vom objektivierenden, sondern vom subjektivierenden Standpunkt aus betrachtet wird.

Der Ausgangspunkt war: Psychologie ist die Basis der Geisteswissenschaften und beide haben objektivierend zu verfahren wie die Naturwissenschaften. Nun ist eine Auffassung denkbar, welche sagt: Psychologie ist in der That Grundlage der Geisteswissenschaften und alles Geistesleben besteht in der That aus psychischen Vorgängen, aber Psychologie und Geisteswissenschaften müssen beide, im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, ein durchaus subjektivierendes Verfahren einschlagen, bei dem also der psychische Vorgang als vom ursprünglichen Subjekt abhängig gedacht wird. Auf der anderen Seite ist eine Anschauung möglich, welche meint: Psychologie und Geisteswissenschaften haben es allerdings ebenso wie die Naturwissenschaften mit Objekten zu thun, dagegen ist die Psychologie durchaus nicht Basis der Geisteswissenschaften; ihr Standpunkt gegenüber dem geistigen Objekt ist ein ganz verschiedener. Es läßt sich auch eine vermittelnde Ansicht verteidigen, derzufolge zwei verschiedene Arten Psychologie in gleicher Weise zu Recht bestehen, eine objektivierende, welche den Naturwissenschaften nachgebildet ist, und eine subjektivierende, welche zur Grundlage der Geisteswissenschaften wird. Der Standpunkt des vorliegenden Buches schließlich läßt sich dahin zusammenfassen: das Geistesleben kann sowohl als Objekt wie als Funktion des Subjekts betrachtet werden;

insofern es objektiviert wird, ist es Gegenstand der Psychologie, insofern es subjektiviert wird, Gegenstand der Geisteswissenschaften. Die letzteren sind also scharf von der Psychologie zu trennen; sie haben es mit dem Geistesleben zu thun, insofern es vom wirklichen Subjekt abhängig gedacht wird, die Psychologie dagegen, insofern es vom Subjekt losgelöst wird. Wir wollen uns mit den Grundtendenzen solcher verschiedenen Auffassungen kurz auseinandersetzen, und die wertvollen Momente in ihnen herausheben, um denjenigen Standpunkt zu erreichen, von dem aus dieses Buch die psychologischen Grundprobleme betrachten soll. Nicht davon also ist die Rede, auch nur irgendwie die voluntaristischen oder die empiriokritischen oder die immanenzphilosophischen oder die neofichtischen Anschauungen, die uns da beschäftigen sollen, als psychologische oder philosophische Systeme zu diskutieren; ihre wesentlichsten Seiten liegen ganz außerhalb unseres Gesichtskreises. Für uns kommen hier nur einzelne Motive, nicht geschlossene Systeme in Betracht und auch diese nur als Anregungen für die weitere Untersuchung. Es genügt daher auch für unseren Zweck, wenn wir solche Tendenzen an einzelnen charakteristischen Beispielen verfolgen und alle Spielarten unbeachtet lassen.

2. Die Abhängigkeit vom Subjekt.

Wir wenden uns zunächst solchen Auffassungen zu, bei denen der Zusammenhang von Psychologie und Geisteswissenschaft noch gewahrt bleibt, ihr gemeinsamer Gegensatz zur Naturforschung aber nicht darin gesucht wird, daß ihnen eine andere Gruppe von Objekten zukommt, sondern darin, daß sie überhaupt nicht vom Objekt, sondern von Funktionen des Subjekts handeln. Dieser Standpunkt kann erstens dann erreicht werden, wenn der subjektivierende Charakter der Geisteswissenschaften erkannt ist und nun von dort aus auf die Psychologie weitergeschlossen wird, zweitens aber auch, wenn aus erkenntnistheoretischen Erwägungen die Aufgabe der Psychologie subjektivierend gedeutet wird.

Die erstere Anschauung liegt zweifellos einem breiten Teil der eklektischen Popularliteratur überall dort zu Grunde, wo vom Gefühl und Willen die Rede ist. Bestimmend wirkt dabei freilich gemeinhin nicht eine theoretische Auffassung der Beziehungen, sondern ein praktischer Widerwille gegen die konsequente wissenschaftliche

Analyse der Gemütsbewegungen und Persönlichkeitsakte. Das Resultat ist dann eine Behandlung der Vorstellungen als Objekte, der Willensakte aber als subjektive nachzufühlende Erlebnisse; das erstere in bewußter Nachahmung der Naturwissenschaften, das letztere in mehr oder weniger unbewußter Nachahmung der Geisteswissenschaften und der praktischen Lebensauffassung.

In konsequenter philosophischer Ausgestaltung findet sich solche, von den Geisteswissenschaften ausgehende, Lehre beispielsweise in den neueren Schriften von Wundt, der freilich gemeinhin, besonders in den psychologischen Werken, die Aufgaben der Psychologie von anderen Ausgangspunkten aus entwickelt, für den aber die Beziehung der Psychologie zu den Geisteswissenschaften unverkennbar das treibende Motiv bleibt. Die Welt des Geistes, von der Philologie und Sprachwissenschaft, Rechtswissenschaft, Geschichte und Gesellschaftslehre handeln, ist, wie Wundts Logik (II.[2] 2, S. 16) ausführt, durch drei Merkmale charakterisiert, die innig untereinander zusammenhängen, indem jedesmal das vorausgehende auf das folgende als seine innere Beziehung hinweist: die Wertbestimmung, die Zwecksetzung und die Willensthätigkeit.

Diese Welt des Geistes steht einer Welt von Objekten gegenüber, deren Eigenschaften und Beziehungen die Naturwissenschaft untersucht. Jene Geisteswelt soll also nicht etwa auch als unabhängiges Objekt betrachtet werden, das wie ein naturwissenschaftlicher Gegenstand beschrieben und erklärt zu werden hat, sondern der Gegensatz ist vor allem ein Unterschied des Standpunktes. In der That, für die Philologie etwa, kommt es nicht darauf an, etwas vom Subjekt Unabhängiges durch seine Eigenschaften und Beziehungen zu bestimmen, sondern das Geisteswerk durch Interpretation und Kritik zu verstehen und zu beurteilen, also als abhängig vom bewertenden und zwecksetzenden Subjekt zu denken, in das wir uns hineinzuversetzen haben. Alle Objektwissenschaft beruht in letzter Linie auf der Wahrnehmung, die Wissenschaft des Geisteslebens aber auf dem Wollen, das nicht wahrgenommen werden, sondern verstanden und gewürdigt werden muß. Die einzelnen Geisteswissenschaften haben es nicht mit Objekten zu thun, deren Wirklichkeit durch Wahrnehmung erfahren werden kann, sondern mit Willensthätigkeiten und Zwecksetzungen, deren Wirklichkeit nur dadurch verstanden wird, daß wir uns auf den Standpunkt des wollenden Subjekts stellen.

Wir wollen diesen Gedanken später ausführlich verfolgen; wenn-

gleich wir ihn umgestalten wollen, im wesentlichen werden wir ihn festhalten und durch ihn das historische Geistesleben zu erleuchten versuchen. Von hier aus allein ist aber noch keine Einsicht in das Wesen und die Aufgabe der Psychologie zu gewinnen. WUNDT glaubt nun, es müsse prinzipiell „als eine selbstverständliche Voraussetzung gelten, daß die Psychologie gegenüber allen anderen Geisteswissenschaften die Bedeutung einer grundlegenden Disziplin besitzt“ (Logik II.[2] 2, S. 19). Ist dieses Verhältnis anerkannt, so hat die Psychologie sich nach den Zielen der Geisteswissenschaften zu richten. Aber gerade hier kann der Widerspruch einsetzen. Haben die Geisteswissenschaften es mit dem Verständnis der Zwecksetzungen zu thun, so müssen ihre zentralen Disziplinen sich offenbar mit dem Verständnis der Zwecksetzungen von allgemeinster Giltigkeit befassen; die tiefsten bestimmenden Momente dieser Welt der Werte müssen da als Geltungsgesetze herausgearbeitet werden und einer Disziplin, die lediglich den immer wiederkehrenden typischen Mechanismus des individuellen inneren Geschehens beschreibt, könnten dabei nur Handlangerdienste zufallen. Wie weit solche zentrale Rolle den Normwissenschaften, wie weit sie den Geschichtswissenschaften zukommt, das werden wir später ausführlich zu untersuchen haben, aber das müssen wir doch schon hier betonen, daß die Psychologie überhaupt garnicht in dieser Richtung liegen kann.

Gewiß mag auch die individuelle Psychologie Zentralwissenschaft einer Gruppe sein, wie die Mechanik innerhalb der Naturwissenschaften. Die ganze Fülle sozialpsychologischer Untersuchungen wird nur in der Zurückführung auf individualpsychologische Geschehensgesetze einen ideellen Abschluß suchen können, aber in solchem psychologischen Analysieren und Erklären der Gesellschaftsprodukte liegt ja eben durchaus nicht das Ziel der eigentlichen Geisteswissenschaften. Wohl haben auch die Geisteswissenschaften, die historischen wie die normativen, sich mit psychischen Objekten zu beschäftigen. Die Geschichte hat eine wichtige Vorarbeit zu bewältigen in der Herbeischaffung und Beschreibung des in Betracht kommenden Materials, das sich aus psychischen und physischen Vorgängen zusammensetzt, aber das historische Verstehen setzt erst ein, wenn diese Vorarbeit beendet ist. Auch die sittliche Handlung ist eine Muskelaktion und der sittliche Innenakt besteht aus Vorstellungen, Gefühlen und anderen psychischen Objekten, aber die Beschreibung solcher Dinge ist Physiologie und Psychologie, nicht Ethik. Die Psychologie ist somit vielleicht die wichtigste Hilfsdisziplin der Geistes-

wissenschaften, aber sie ist nicht selbst eine Geisteswissenschaft. Beansprucht sie für sich, die allgemeine Wissenschaft vom Geistigen zu sein, so gebraucht sie dabei den Begriff der Allgemeinheit im rein naturwissenschaftlichen Sinne; das Allgemeine ist da einfach dasjenige, welches überall vorkommt. In der Welt der Werte hat solche Allgemeinheit gar keine Bedeutung; allgemein kann dort nur das sein, was die teleologisch umfassendste Bedeutung hat und damit fallen die Ansprüche der Psychologie zusammen. Sie muß die zentrale Stellung innerhalb der Geisteswissenschaften anderen Disziplinen überlassen und einsehen, daß sie es nicht mit Werten, nicht mit Zwecken, nicht mit Akten des reinen Subjektes, sondern stets nur mit psychischen Objekten zu thun hat. Nur wenn irrtümlicherweise als selbstverständlich vorausgesetzt wird, daß die Psychologie die Grundlage der Geisteswissenschaften ist, wird der subjektivierende Charakter der Geschichte auf sie übertragen werden müssen; ist dieses Verhältnis aber bestritten, so kann es sehr wohl möglich sein, daß die Geisteswissenschaften von Subjekten handeln, die Psychologie dagegen von Objekten. Wir werden daher später, im Gegensatz zum populären Psychologismus, die subjektivierende Auffassung der Geschichts- und Normwissenschaften durchaus anerkennen, einen daraus gefolgerten Schluß auf die Psychologie aber unbedingt ablehnen.

In ganz anderem Sinne hat auch Brentano die psychischen Vorgänge als Akte des Subjekts gekennzeichnet. Hier ist es nun aber nicht mehr der Zusammenhang mit den Geisteswissenschaften, sondern der Gegensatz zu den Naturwissenschaften, der das Interesse leitet. Der Gegenstand, den wir vorstellen, beurteilen, begehren, ist Material der Naturwissenschaft; es muß Sache der Psychologie sein, den Akt des Vorstellens, Beurteilens, Begehrens selbst zu untersuchen. Aber die drei Funktionen des Subjekts, die da von einander unterschieden werden, sind erkenntnistheoretisch offenbar nicht koordinierbar. Gewiß ist die dritte Funktion, das Wollen und Nichtwollen, Liebe und Haß, ein wirklicher Akt, den das Subjekt erlebt und in anderen anerkennt. Er gehört dem Subjekt zu, weil er ein Gegensatzverhältnis in sich schließt, weil jedes Wollen ein Nichtwollen zurückstößt und jedes Nichtwollen das Wollen abweist; das eine verlangt das andere und nur dann, wenn im Erlebnis ein solches Gegenspiel einsetzt, hat es Sinn von einem Subjekt zu sprechen: mit Subjekt im Gegensatz zum Objekt ist zunächst im wirklichen Erlebnis niemals etwas anderes gemeint als eben dieses Durchleben einer Gegensetzung, und was keine innere Beziehung zu einem Gegen-

satz in sich enthält, ist immer nur das Objekt im Erlebnis. Gerade deshalb ist nun aber die zweite Subjektfunktion, das Beurteilen, prinzipiell garnicht zu trennen von dem Wollen oder der Gemütsbewegung. Auch das Urteilen ist ein Akt der Stellungnahme, ein Ja oder Nein, ein Annehmen oder Ablehnen und um dieser inneren notwendigen Gegensetzung willen wirklich ein Akt des Subjektes, und nur die Natur des Objektes entscheidet, ob der Subjektsakt Bejahung oder Liebe, Verneinung oder Haß ist; ein neuer psychischer Akt liegt da nicht vor. Fließen so die beiden Gruppen der Beurteilung und der Gemütsbewegung, im Brentanoschen Sinne des Wortes, notwendig zu einer Gruppe zusammen, so sind auf der anderen Seite die Akte des Vorstellens überhaupt keine Erlebnisse, die im gleichen Sinne wie die anderen Berücksichtigung erheischen. Ob die theoretische Erklärung der Vorstellung den Hilfsbegriff einer unbewußten Vorstellungsthätigkeit verlangt, ist eine ganz andere Frage; als ein wirkliches psychisches Erlebnis besteht ein solcher Akt jedenfalls nicht und er kann nicht bestehen, denn wenn wir mit Vorstellen ein wertfreies Besitzen des Objektes meinen, so kann der entsprechende Akt keine Gegensätzlichkeit einschließen, denn jede Entscheidung in dem Gegensatz würde dem Objekt Wert verleihen; ist aber kein Gegensatz in dem Erlebnis, so liegt kein Sinn darin, es als Subjekt vom Objekt abzuheben, das bloße Vorstellen kann also niemals als eine Funktion des Subjektes gegenüber der Vorstellung als Objekt gedacht werden. Selbst jedes Aufmerken und Zuwenden ist schon eine bewertende Subjektivität, die der Gemütsbewegung nahesteht und von dem bloßen Vorstellen prinzipiell verschieden ist.

Ist die Psychologie die Lehre von den Thätigkeiten des Subjekts, so liegt zunächst alles Vorstellen also außerhalb dieser Sphäre. Des weiteren lässt sich dann aber auch das nicht verkennen, daß, wenn diese psychischen Thätigkeiten als solche und nicht etwa als wahrnehmbare Körperzustände behandelt werden sollen, wir uns darauf beschränken müssen, sie zu verstehn und anzuerkennen, vielleicht auch zu würdigen; dagegen würde jeder Versuch sie zu beschreiben und zu erklären, ihren Subjektscharakter aufheben, und sie als vorgefundene Objekte behandeln. Das ist ja nun sicherlich kein Vorwurf gegen solche Wissenschaft, denn das, was sie systematisch thun muß, wenn sie konsequent sein will, nämlich das Interpretieren, Beziehen und Bewerten der Subjektakte entspricht ja im höchsten Maße einem logischen Bedürfnis und führt aus, was wir im praktischen Leben fortdauernd thun. Es fragt sich nur, ob eine solche Wissenschaft Psychologie

ist und ob nicht alles, was aus dem Thatsachenmaterial der herkömmlichen Psychologie in eine solche Wissenschaft übergeht, thatsächlich nur durch Inkonsequenz und Verleugnung des subjektivierenden Grundprinzips seinen Einlaß findet. Eine Wissenschaft, die sich nicht mit der Welt der Vorstellungen, der Wahrnehmungen, der Erinnerungen, der Phantasien, der Begriffe beschäftigt, sondern nur mit den Willensakten und diese nicht beschreibt und erklärt, sondern interpretiert und würdigt, wird unbedingt noch eine andere Wissenschaft vom Geistesleben neben sich zulassen, die alles das thut, was sie selbst nicht thun kann, und wenn wir fragen, welche von beiden nun den traditionellen Namen der Psychologie beanspruchen darf, so kann die Antwort keinem Zweifel unterliegen.

Für Brentano und im letzten Grunde auch für Wundt ist das Psychische also die Thätigkeit des Subjekts, dem das ursprüngliche Objekt als Gegenstand der Thätigkeit gegenübersteht. — Man wird das Psychische aber auch dann als Subjektsfunktion bezeichnen dürfen, wenn man unter psychisch das wirkliche Objekt verstehen will, sofern es vom (wirklichen, in der reinen Erfahrung gegebenen) Subjekt abhängig gedacht wird. Die Aufgabe selbst wird sich dadurch vollkommen verändern. Külpe, der diese in der Erkenntnistheorie vielerörterte Anschauung in die empirische Psychologie einzuführen versucht hat, charakterisiert diese neue Wesensbestimmung des Psychischen dahin, dass „man diesen Begriff auf den erkenntnistheoretisch fixierten des Subjekts oder des Subjektiven zurückführt. Unter Anerkennung der Einheitlichkeit aller ursprünglichen Erfahrungsdaten scheidet man zwischen einem objektiven und einem subjektiven Faktor, durch deren Zusammenwirken sie zu stande kommen“. „Die Namen Empfindung, Vorstellung, Wahrnehmung sind Bezeichungen für diesen subjektiven Faktor, die Gegenstände, ihre Eigenschaften, Zustände und Beziehungen in gleicher Weise Ausdruck für den objektiven Faktor.“ (Einl. i. d. Phil. S. 62)

Es ist klar, dass damit Traditionen durchbrochen werden, die seit Jahrhunderten die Psychologie beherrschten und die sich doch eigentlich nicht als unfruchtbar erwiesen haben. Nicht fürder soll in den empirischen Wissenschaften der Gegenstand vor mir und die Vorstellung des Gegenstandes „in mir“ als ein zweifaches Erfahrungsobjekt behandelt werden, die äussere und die innere Erfahrung sollen uns nicht zwei verschiedne Welten erschliessen, die „Introjektion“ des Bewusstseins in den Körper soll als überwunden gelten. Das System der Psychologie stützt sich dabei auf erkenntnistheoritische

Bemühungen, die den naiven Realismus des wirklichen Lebens zu wissenschaftlicher Anerkennung bringen wollen.

Es giebt kein Objekt ohne dazugehöriges Subjekt und kein Subjekt ohne ein Objekt; Objekt für das Subjekt, Umgebung für das Ich, „Gegenglied“ für das „Zentralglied“ ist aber kein „Ding an sich“, auch kein der Qualitäten beraubtes Physisches, das draußen im Raume Ursache für die Vorstellung in uns wird und auch keine Vorstellung in uns, die nach außen in den Raum projiziert wird, sondern das Nichtich sind die Dinge da draußen in ihrer ganzen vorgestellten Wirklichkeit. Das thatsächlich bewußt Empfundene hat ganz so zu gelten, wie es sich in seiner unmittelbaren Bestimmtheit darbietet; wir sind uns niemals einer Empfindung bewußt, die wir auf Dinge deuten, sondern wir empfinden das Ding und dort allein, wo das Ding vorgefunden wird, finden wir unseren Empfindungsinhalt. „Bewußtseinsinhalt“, sagt Schuppe, „ist der empfundene Inhalt absolut so, wie er sich zeigt, in vollster greifbarer, raumerfüllender Wirklichkeit, nicht verklärt oder verflüchtigt zu einem bloßen Schein, einer nur subjektiven Empfindung oder einer bloßen Vorstellung“ (Erk. Log. S. 70). Und in gleichem Sinne Avenarius: „Während ich den Baum vor mir als Gesehenes in demselben Verhältnis zu mir belasse, in welchem er in Bezug auf mich ein Vorgefundenes ist, verlegt die herrschende Psychologie den Baum als „Gesehenes“ in den Menschen, bezw. in das Gehirn desselben. Diese Hineinverlegung des „Gesehenen“ u. s. w. in den Menschen ist es, welche als Introjektion bezeichnet wird“ (Viert. f. wiss. Phil. 18, S. 123). Der gesehene Baum selbst kann daher auch für verschiedene Zentralglieder gemeinsames Gegenglied sein; er ruft nicht erst in den verschiedenen Subjekten numerisch verschiedene Vorstellungen hervor, sondern alle Subjekte können dieses eine Ding gemeinschaftlich als Teil ihres unmittelbaren Wahrnehmungsinhalts vorfinden.

Wir müssen zweifellos zugeben, daß unseren Vorstellungsobjekten für das naive Bewußtsein keine Doppelexistenz als psychische Vorstellung in uns und als physische Vorstellungsursache außer uns zukommt; wir können somit dem Kampf gegen die Introjektion völlig zustimmen und müssen trotzdem sowohl Avenarius-Külpescher Psychologiedefinition als auch ihrer erkenntnistheoretischen Auffassung der ursprünglichen Wirklichkeit widersprechen. Das Wirkliche ist jederzeit Gegenglied und Zentralglied zugleich. Ich und Umgebung bilden eine unauflösliche Koordination in dem

thatsächlich Vorgefundenen. Die Frage entsteht, was das Ich sei. Die Frage meint natürlich nur, was ist in jener Koordination das mit Ich Bezeichnete. Avenarius antwortet: „Es ist eine vielfach bestimmte Mannigfaltigkeit, es ist der Leib mit seinen Teilen, und es sind Gedanken und Gefühle. Die Bewegungen meiner Glieder mögen wechseln, die Gefühle und Gedanken mögen sich verändern mit der Veränderung der Umgebungsbestandteile, aber die Koordination des Ichbezeichneten und der Umgebung bleibt.“ Bei dieser Auffassung des Ich setzt unser Widerspruch ein. Suchen wir erkenntnistheoretisch den Ausgangspunkt der Wissenschaftslehre, so dürfen wir nicht von einem Ich ausgehen, das zwar als Gegenglied zur Umgebung, aber doch durchaus im selben Sinne vorgefunden wird. Das Ich der Wirklichkeit steht dem Nichtich als ein prinzipiell Anderes gegenüber.

Es ließe sich zunächst sofort die Frage aufwerfen, ob wir denn auch wirklich jedem Objekt gegenüber ein Ich vorfinden, das eine bestimmbare Mannigfaltigkeit aufweist. Daß wir unsere Hand, unseren Fuß, kurz unseren uns sichtbaren Leib als Teil der Umgebung auffassen können, ist klar und was für die optische Wahrnehmung gilt, muß auch für die anderen Sinne gelten: unser Körper kann uns also auch im Dunkeln durch die Bewegungswahrnehmung und Spannungsgefühle zum Objekt, unter gewissen Bedingungen zum einzigen Objekt werden. Sind wir in der analysierenden Beobachtung dieser nicht optisch wahrgenommenen Körpervorgänge wirklich konsequent, so daß jede bemerkte Spannung und Entspannung, Druck und Erleichterung als Vorgang im Objekt, also als Gegenglied, erkannt wird, so dürfte es schwer halten, für das Zentralglied einen angebbaren Inhalt aufzufinden. Andererseits kennt jeder Zustände des Versunkenseins, in denen wir uns selbst gewiß so völlig dem Eindruck gegenüber vergessen, daß von dem empirischen Vorfinden einer Ichmannigfaltigkeit doch wohl kaum die Rede sein kann.

Aber die Schwierigkeit, für das Zentralglied unter allen Umständen einen Inhalt zu finden, ist unwesentlich gegenüber tieferliegenden Bedenken, die es unmöglich machen, in jeder Koordination von vorgefundener Umgebung und vorgefundenem Ich die wirkliche Grundlage der Wissenschaftslehre zu sehen. Entspricht denn jene Koordination wahrhaft der Wirklichkeit, wie wir sie als Erlebnis erfahren, unbeeinflußt von philosophischem und, was hier noch mehr in Betracht kommt, von psychologischem Schulwissen? Sicher ich finde mich zeitweilig in genau der Verfassung, welche Avenarius, Mach,

Külpe u. a. analysiert haben, jener Verfassung, in der ich nicht nur die Umgebung als einen Komplex beschreibbarer Teile wahrnehme, sondern auch mein Ich als ein Vorgefundenes auffasse, das ich im selben Sinne wie die Außenwelt beschreiben kann. Ich finde mich in dieser Lage besonders dann, wenn ich im Dienst der Psychologie bei der Selbstbeobachtung bin, aber auch unabsichtlich komme ich zuweilen zu jenem Standpunkt, wenn etwa ein besonders ungewöhnliches Seelenereignis mein Erklärungsinteresse herausfordert. Daß aber eine solche Verfassung ein normaler Zustand im außerwissenschaftlichen Leben sei, muß ich bestreiten, und daß irgend ein Nichtpsychologe oft in jener Verfassung ertappt werden könnte, ist unwahrscheinlich. Ich für mein Teil weiß, daß, wenn ich im praktischen Tageslauf in meiner Umgebung mich auslebe, ich meines Ich's mir zwar bewußt bin, doch mit dem Ich niemals etwas Vorgefundenes, niemals etwas im Sinne der Umgebung Vorfindbares, ja niemals etwas seinem Inhalte nach Beschreibbares gemeint und bezeichnet habe. Ich fühle als mein Ich meine Art der Bethätigung, die ich erlebe, indem ich Stellung nehme, die mir Wirklichkeit wird im Wirken selber, die ich kenne, weil ich sie will.

Nötigt man mich diese aktuelle Wirklichkeit in der Terminologie wahrnehmbaren Inhalts zu beschreiben, so würde mir freilich auch nichts übrig bleiben, als von Gefühlen, Trieben, Willensakten und körperlichen Bewegungs- und Spannungsvorgängen zu sprechen, aber ich würde mir bewußt bleiben, daß ich dabei dem wirklich erlebten Ich etwas substituiert habe, von dem ich während des Wollens selbst garnichts wußte. Die Frage, welche beschreibbare Inhalte im Willen vorgefunden werden, ist der reinen Erfahrung des Wollenden gegenüber eine künstliche, eine abgeleitete, die im natürlichen Leben nie an uns herantreten könnte. Daß diese Fragestellung für gewisse Zwecke der Wissenschaft unentbehrlich ist und unter den Voraussetzungen, mit denen die Psychologie als Spezialwissenschaft arbeitet, vollkommene Berechtigung gewinnt, sei in keiner Weise bestritten; die psychologische Fragestellung aber von vornherein zu benützen, um das erkenntnistheoretische Problem zu lösen, und aus der so gewonnenen Lösung dann die Aufgabe der Psychologie abzuleiten, das geht nicht an. Die Psychologie mag die subjektive Funktion nach dem Schema der Wahrnehmungsobjekte vorstellen, und wir werden sehn, daß sie in der That dazu verpflichtet ist. Das wirkliche Leben aber kennt diese Objektivierung nicht; das Ich ist da niemals im selben Sinne vorgefunden wie die Umgebung, sondern

von unvergleichlicher und von unbeschreibbarer Art. Wäre mein Sein lediglich ein theoretisches Anschauen der Umgebung, dann freilich wüßte ich von keinem Ich, das prinzipiell anders als die Umgebung mir gegeben wäre. Mein Ich wäre dann die zentrale Gruppe des Vorgefundenen und nur durch Abstraktionen könnte ich daneben noch ein reines Ich, ein bloßes Bewußtseinssubjekt, konstruieren, das, als gemeinsamer Beziehungspunkt allen Seins, das Vorfindende gegenüber dem Vorgefundenen wäre, von dem ich jedoch in der reinen Erfahrung garnichts weiß. Das alles aber ist eine Fiktion, und nur deshalb entsteht die Alternative: vorgefundenes empirisches Ich oder das Ich des reinen Bewußtseins. Auch diese Fiktion wird sich in der Psychologie als notwendig erweisen; dort kann deshalb auch kein anderes Ich neben diesen beiden Ichauffassungen stehen, die sich dort beide ergänzen. In der vollen Wirklichkeit aber, an welche die Erkenntnistheorie herantritt, meine ich mit meinem Ich weder das eine noch das andere, weil ich mich niemals nur anschauend, sondern immer Stellung nehmend, beurteilend, bewertend fühle, und wenn ich ein fremdes Ich anerkenne, so meine ich damit nicht die Existenz von allerlei beschreibbaren Gefühlen und Regungen, die ein anderer vorfindet, sondern die Gültigkeit einer fremden Aktualität, die ich nicht zu analysieren, sondern zu verstehen und zu würdigen suche.

Aber auch die Umgebung, die ich meinem Ich gegenüber finde, ist für das naive Erleben zunächst kein Vorgefundenes, das durch Beschreibung erschöpft werden könnte, weil es als solches sich nur dem Wahrnehmenden, nicht aber dem Handelnden darbietet. In der Lebenswirklichkeit ist dies gegebene Nichtich eine Welt von Werten, Zwecken und Mitteln, auf die meine Aktualität wollend und wählend gerichtet ist. Erst wenn ich sie loslöse aus dieser natürlichen Beziehung zum Willen, finde ich die vorgestellte Umgebung als etwas an sich Bestehendes vor, dem ich durch Beschreibung gerecht zu werden vermag. Solange ich wirke und Stellung nehme, kommt die Welt garnicht als ein Beschreibbares, sondern als ein Bewertbares in Betracht; erst wenn ich zum Zweck der Mitteilung und Erklärung sie der ursprünglichen Abhängigkeit vom wollenden Ich entzogen denke, wird sie zum lediglich wahrgenommenen Thatsachenkomplex, der unter einem Gesichtspunkt die physische Umgebung, unter anderem Gesichtspunkt mein System von Vorstellungen ist. Die Umgebung muß also bereits aus der Abhängigkeit vom wirklichen Ich gelöst sein, um einerseits als physisches

Objekt in der Naturwissenschaft, andererseits als psychisches Objekt, als Vorstellung, in der Psychologie behandelt werden zu können.

Meinen wir mit der Unabhängigkeit der Welt vom Ich, daß sie dem Willen Schranken setzt, so gilt das nicht nur von der physischen Seite des Vorstellungsobjektes sondern in gleicher Weise auch von der psychischen Seite, ja ein bloßer Gedanke kann uns trotzigere Schranke sein als Berg und Meer. Andererseits ist in diesem Sinne das Reich des Körperlichen unserem Willen ebenso unterthan wie das der Vorstellungen; wir verschieben die Moleküle der Umgebung gerade so leicht wie die Gestalten der Erinnerung und der Phantasie. Meinen wir dagegen mit der Unabhängigkeit der Welt vom Ich, daß sie uns gegeben ist, ohne zum wirklichen wollenden Ich in Beziehung zu stehen, so gilt das in der reinen Erfahrung von keinem Objekt; auch wenn der Gedanke und das Ding da draußen uns hemmen, die Schranke hat nur Wirklichkeit, insofern sie zum Willen in Beziehung steht. Sollen die physischen oder die psychischen Dinge dagegen als beschreibbare und erklärbare Objekte aufgefaßt werden, so müssen sie wiederum beide in gleicher Weise vom wirklichen Ich unabhängig gedacht werden: der Standpunkt der Naturwissenschaft und Psychologie. Im Rahmen der Erkenntnistheorie ist es daher unberechtigt zu fordern, daß die Psychologie es mit dem Wirklichen zu thun habe, sofern es vom Subjekt abhängig ist; gerade umgekehrt, das Wirkliche muß vom Subjekt unabhängig gedacht werden, damit es Objekt der Naturforschung und der Psychologie werden kann; solange es von ihm abhängig ist, gehört es niemals der Psychologie an.

Eine ganz andersartige Frage ist es, wie wir nun dazu kommen, in dieser vom aktuellen Ich unabhängig gedachten beschreibbaren Objektwelt das Psychische vom Physischen zu trennen; da ist es eine denkbare Antwort, daß wir als psychisch das betrachten, was vom körperlichen Individuum abhängig ist. Es ist klar, daß eine solche Antwort nur im Rahmen der Objektwissenschaften Sinn hat, die ursprüngliche Frage aber unberührt läßt; das Stellungnehmende Ich, das wir an der Schwelle der Wirklichkeitsbetrachtung finden, ist kein psychophysisches Individuum. Ob es wahr ist, daß in der vom wirklichen Ich unabhängig gedachten Welt die psychischen Objekte durch eine Abhängigkeit vom körperlichen Individuum charakterisiert werden müssen, ist eine sekundäre Frage.

Die Anschauung dieser Richtung ist also unanfechtbar, soweit es den Kampf gegen die Introjektion, gegen die Doppelheit des

Vorstellungsobjektes, gilt, dagegen unhaltbar, soweit der Gegenstand der Psychologie als das vom Ich der ursprünglichen Erfahrung Abhängige gedacht wird; von diesem Ich abhängig ist in der reinen Erfahrung das Körperliche sowohl wie das Geistige, dagegen muß der Standpunkt der reinen Erfahrung verlassen werden, eine objektivierende Erfahrung an ihre Stelle gesetzt werden, und das Objekt vom Ich unabhängig gemacht werden, damit das eine Gegenstand der Naturwissenschaft, das andere Gegenstand der Psychologie werden kann. Psychophysisch mag das Psychische vom Ich abhängig sein, erkenntnistheoretisch wird es zum Psychologischen erst durch die Unabhängigkeit vom wirklichen Ich.

3. Die Einheit des Bewußtseins.

Die Auffassung des Psychischen als das vom Subjekt Abhängige schließt in keiner Weise das zerlegende Verfahren aus, das in der herrschenden objektivierenden Psychologie in allgemeinem Gebrauch ist. Auch das vom Ich abhängige Objekt kann in seine Elemente zerlegt werden.

Aber wer das Ganze in seinen Teilen sucht, hat dadurch das Ganze schon verloren; wer die Einheit aus dem Zusammensein begrifflich bestimmter Elemente erklären will, kann die lebendige Anschauung jener Einheitlichkeit nicht gleichzeitig festhalten. Das Seelenleben ist uns solch Ganzes und die Persönlichkeit, die sich Ziele setzt und ihnen entgegenlebt, muß dazu Willen und Kraft aus dem Glauben an die innere Einheit schöpfen. Und darauf baut die Geschichte; Staat und Recht, Religion und Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst wenden sich an den Menschen, sofern er in jedem Augenblick ein Ganzes in bewußter Einheit und nicht ein Bündel psychischer Elemente ist. So finden wir uns selbst in jedem treibenden Gedanken: es ist der Strom, der die zahllosen Tropfen zusammen fortträgt und nicht die Tropfen sind es, die den Strom bilden. Vermißt sich die erklärende Psychologie, diese lebendige Einheit, die nichts von Elementen weiß, zu leugnen, getraut sie sich, mit ihren konstruktiven Kunstprodukten dem Sinn von Norm und Geschichte Genüge zu thun, und meint sie gar, aus ihren Atomen ein erkenntnistheoretisches Subjekt aufzubauen, so muß das Wirklichkeitsbewußtsein sich dagegen auflehnen und der kausal denkenden Seelenlehre eine andere gegenüberstellen, welche vom Ganzen ausgeht und es als

Ganzes zu verstehen sucht. Mit bestrickendem Wort haben jüngst noch James und Dilthey das Recht dieser erlebten Einheit vertreten. Beide bestreiten nicht, daß die Psychologie, die aus den Elementen aufbauen will, auch wertvolle Arbeit verrichtet. James stellt sein Meisterwerk in erster Linie in den Dienst dieser Aufgabe, er isoliert die Elemente selbst in den Affekten und den intellektuellen Prozessen, und dennoch ist das Bewußtsein in einem gegebenen Augenblick für ihn ein Ganzes, das nicht aus Teilen besteht, eine „unzerlegbare Einheit“, ein „einziger Pulsschlag von Subjektivität“. „Nimm hundert Einzelgefühle zusammen, mische sie, schüttle sie, stopfe sie zusammen, so fest du kannst, und doch bleibt jedes gerade das, was es immer war, eingeschlossen in seine Hülle, ohne Ausblick, nie wissend, was die anderen sind und meinen“ (Princ. of Psych. I, S. 160). Aus solchen abgekapselten Einzelstücken kann also niemals der wirkliche Zusammenhang des Bewußtseins begriffen werden. Das geistige Leben mag zahllose zerlegbare Eindrücke verarbeiten, aber „die Annahme, daß unsere geistigen Zustände selbst zusammengesetzt sind und aus der Verbindung von elementaren Zuständen hervorgehen, ist eine Hypothese, deren äußere Vorzüge sie dem Verstand so verführerisch machen, daß ein Widerstand schwer fällt, und die dennoch ihrem inneren Sinne nach geradezu unverständlich ist.“

Die Gegensätze, zwischen denen bei James die Ausführung des ganzen Werkes vermittelt, spitzen sich bei Dilthey so scharf zu, daß eine Verquickung zu einheitlicher Aufgabe der Psychologie ausgeschlossen scheint; besteht jede der beiden Auffassungen zu Recht, so muß schon das Programm der Psychologie zwei völlig getrennte Aufgaben anerkennen. Es giebt dann zwei verschiedene psychologische Wissenschaften, die unabhängig voneinander der Erkenntnis des Seelenlebens nachgehen. Die eine ist erklärend oder konstruktiv; sie hat die Erscheinungen des Seelenlebens einem Kausalzusammenhang unterzuordnen und deshalb eine begrenzte Zahl von eindeutig bestimmten Elementen anzunehmen. Die andere ist beschreibend oder zergliedernd; sie hat das Seelenleben so darzustellen, wie es in einem einzigen Zusammenhang verbunden ist, der nicht hinzugedacht oder erschlossen, sondern unmittelbar erlebt ist. Der historischen Darstellung des Individuellen gegenüber hat sie diesen Zusammenhang des inneren Lebens im voll entwickelten typischen Menschen darzulegen und dadurch den Geisteswissenschaften eine von strittigen Hypothesen freie Grundlage zu sichern.

In ähnlichem Sinne hat NATORP, nicht im Interesse der sozialen und historischen Disziplinen, sondern aus erkenntnistheoretischen Erwägungen der konstruktiven Psychologie eine rekonstruktive gegenübergestellt. Die wissenschaftliche Erklärung der psychischen Erscheinungen fällt der ersteren zu; sie beruht prinzipiell auf einer Objektivierung der seelischen Vorgänge zum Naturprozeß und kann sich daher auch nur der naturwissenschaftlichen Methode bedienen. Ihre ursprüngliche Wirklichkeit ist aber gerade das bloß subjektive Dasein der Erscheinungen; dieses als das Phänomen letzter Instanz zu restituieren, wie es vor aller Objektivierung war, wäre dann die Aufgabe der rekonstruktiven Psychologie.

Die herrschende Auffassung und die subjektivierenden Umgestaltungen, die wir besprachen, lassen Psychologie und Geisteswissenschaften eng zusammengehören; wir werden anderen Ansichten begegnen, die zwischen beiden eine scharfe Grenzlinie ziehen. Hier aber gilt das eine wie das andere, da die Psychologie selbst in zwei Teile gespalten ist, deren einer zu der ursprünglichen Wirklichkeit des historischen Geschehens gehört, der andere nichts mit den Geisteswissenschaften, um so mehr aber mit den Naturwissenschaften zu thun hat. Es läßt sich nicht verkennen, daß solche Auffassung von dem Doppelcharakter der Psychologie durchaus nicht vereinzelt dasteht; hier ist nur klar programmatisch formuliert, was mehr oder weniger unausgesprochen in weiten philosophischen Kreisen die Anschauungen beeinflußt. Nur eines scheint allen Vertretern dieser Richtung, die sich mit Recht auf KANT berufen darf, gemeinsam, daß nämlich jene geforderte „deskriptive“ Psychologie ihnen aussichtsvoller und sympathischer erscheint als die erklärende Psychologie mit ihrer kleinlichen Spezialarbeit. Gewiß kann man die konstruierende Disziplin nicht ignorieren, nachdem sie unter der Führung von HERBART und FECHNER, SPENCER und TAINE, HELMHOLTZ und WUNDT mit ungeheurem Müheaufwand ihr Material zusammengebracht hat, und am wenigsten kann man es zu Gunsten einer nur postulierten Wissenschaft thun, deren System bisher noch niemand geschrieben hat. Aber man rückt die erklärende Psychologie so nahe als möglich an die Naturwissenschaft heran und will damit nicht nur feststellen, daß sie bei der speziellen Arbeit mit der Philosophie ebensowenig zu thun habe wie Physik und Chemie, sondern man erweckt dadurch auch zugleich den Schein, als sei sie der philosophischen Abstammung nicht recht würdig geblieben, als mißverstehe sie ihre eigentliche Aufgabe und als werde sie vom

Schauplatz verschwinden, sobald wir nur erst eine deskriptive Psychologie haben werden.

Bei der Würdigung dieses Standpunktes ist offenbar zweierlei zu trennen; wir können einmal fragen, ob neben der erklärenden Psychologie wirklich noch der ganz andersartige Problemkreis, auf den jene Bestrebungen hindeuten, überhaupt existiert, dann aber, ob es geeignet ist, die Lösung dieser anderen Aufgabe auch als Psychologie zu bezeichnen. Wir müssen die erstere Frage bejahen, die zweite verneinen. Das könnte zunächst freilich als ein bloßer Wortstreit erscheinen, thatsächlich aber liegt der Widerspruch tiefer als in der Terminologie. Im Grunde ist der Gegensatz vielmehr dieser: gewiß ist es für die Wissenschaft eine unerläßliche Aufgabe, das Seelenleben in seinem wirklichen, aller Objektivierung vorangehenden, unmittelbar erlebten Zusammenhange darzulegen, aber in einer solchen Disziplin giebt es nichts zu beschreiben, sondern nur zu verstehn; alle Beschreibung fällt prinzipiell der konstruktiven Psychologie zu und läßt sich nicht von der Erklärung trennen. Ist aber die Beschreibung von dem Aufgabenkreis der „deskriptiven Psychologie" abgelöst, so bleibt für die geforderte Wissenschaft als Ziel einerseits eine Theorie des menschlichen Erkennens, Handelns und Fühlens, die durchaus der Logik, Ethik und Ästhetik zukommt und andererseits eine Interpretation seiner historischen Gebundenheit, also das Ziel, auf das bereits die Geisteswissenschaften hinarbeiten.

Soweit die Betonung des psychischen Zusammenhanges sich nur gegen die Unbeholfenheit der konstruktiven Psychologie wendet, muß diese selbst Dank wissen. In der That, nichts thut ihr mehr Not, als energisch daran erinnert zu werden, daß die Lehre von den Elementen und den Elementarverbindungen doch nur der Anfang sein darf und daß alle Versuche, der Mannigfaltigkeit des reicheren Seelenlebens synthetisch gerecht zu werden, nicht über schwerfällige Ansätze hinauskamen. Man übersah zu sehr die relative Beständigkeit der verwickelteren Verbindungen, welche selbst zu Elementen der Erklärung werden können, wie ja auch in der Naturwissenschaft etwa die Biologie die mechanisch unverstandene Zelle als Einheit benutzt, ohne das Postulat der mechanischen Erklärbarkeit aufzuheben. Und wichtiger noch, wenn der Hinweis auf den ganzen lebendigen Menschen sich gegen jene Einseitigkeit wendet, die besonders in der physiologischen Psychologie immer nur das empfindende Individuum berücksichtigt und das wirkende vernachlässigt, während die Thatsachen auf eine stete Verbindung beider Seiten hinweisen.

Aber alles das hat doch nur mit dem äußeren Zusammenhang, den auch die körperliche Natur darbietet, mit dem Zusammenhange der gesetzmäßigen Erscheinungen zu thun, nicht mit dem inneren, den wir unmittelbar erleben und in der antikonstruktiven Psychologie beschreiben sollen. Freilich wenn wir zweifelnd fragen wollten, ob sich die Art dieses Zusammenhängens denn auch wirklich beschreiben ließe, würde man uns antworten, daß die Bezeichnung der Verbindung als einer „inneren" gerade bedeuten soll, daß sie selbst nicht beschrieben werden kann, sondern nachgefühlt, nachempfunden, erlebt werden muß. Ist diese erlebte Einheit denn aber wenigstens der Zusammenhang beschreibbarer Vorgänge? Auch das muß bestritten werden. Wahrlich, nichts ist gewisser, als daß wir uns selbst als Einheit wissen und den inneren Zusammenhang unseres geistigen Lebens unmittelbar erfahren, aber es ist die Einheit subjektiver Funktionen, nicht psychologischer Phänomene, es ist der Zusammenhang der Akte unseres aktuellen Ichs, für das die physisch-psychische Objektwelt nur Zweck und Mittel ist, nicht die Verbindung psychischer Objekte, mit denen es die Beschreibungen der Psychologie zu thun haben. Nicht darauf kommt es an, ob das innerlich Verbundene, nachdem es aus der Verbindung herausgelöst ist, auch unter die Gesichtspunkte einer beschreibenden Wissenschaft gebracht werden kann, sondern nur darauf, ob es in der inneren Verbindung selbst als ein Beschreibbares erlebt wird. Beschreibung setzt Objektivation voraus. Wir können einen subjektiven Zustand als solchen mitteilen, indem wir durch ein Wort, durch eine Ausdrucksbewegung, selbst durch unwillkürliches Muskelspiel einen ähnlichen Zustand im anderen hervorrufen; so geht das Leben vor, so wirkt der Dichter. Aber das ist keine Beschreibung des Seelenvorganges. Beschreibung, auch wenn sie noch im vorwissenschaftlichen Stadium ist, setzt stets ein Objekt voraus, dessen Beschaffenheiten bestimmbar sind, und bestimmbar ist nur, was in sich bestimmt ist, was also nicht vom Subjekt abhängig ist. Richtiger noch würden wir sagen: indem wir den Vorgang als bestimmt auffassen und ihn somit aus der Abhängigkeit von unserem Ich loslösen, dadurch machen wir ihn zum Objekt und ordnen ihn in den gesetzmäßigen Verlauf der Dinge ein. Ist aber diese Loslösung vom Ich erfolgt, dann ist jener innere Zusammenhang zerrissen. Wir verstehen die innere Verbindung der unbeschreibbaren Erlebnisse oder wir beschreiben Objekte, für die es nur die äußere Verbindung durch das Gesetz giebt; eines oder das andere: beides zugleich in einem Akt ist unmöglich.

Gewiß trifft es zu, daß, wenn der Psychologe zehn Einzelphänomene in einem Bewußtsein zusammen annimmt, er niemals verständlich macht, wie das eine dadurch vom andern weiß und wie somit eine Vergleichung derselben möglich ist. Aber wenn solch ein Einwand erhoben wird, so ist einfach die psychologische Aufgabe mit der erkenntnistheoretischen zusammengeflossen. Für den Psychologen ist es gar kein Problem, wie ein psychischer Zustand von einem anderen etwas weiß. Der Vorgang, den der Psychologe beschreibt, hat überhaupt nichts zu wissen, er weiß auch nichts von sich selber, seine ganze Wirklichkeit besteht darin, zu existieren. Vom psychologischen Standpunkt bedeutet die Vergleichung also nur, daß Vergleichungsgedanken und Vergleichungsgefühle als elftes, zwölftes, hundertstes Phänomen zu den zehn gegebenen hinzutreten. Der Zusammenhang und die Einheit jener ursprünglichen zehn bestand dann darin, daß sie alle zugleich notwendig waren, um durch gesetzmäßigen Mechanismus jenen elften Bewußtseinsinhalt hervorzurufen, aber alle zehn Phänomene wissen nichts von dem elften und nichts über das Gesetz, durch das es entstand. Die Erkenntnistheorie dagegen hat zu fragen, was jenes einheitliche Erlebnis, das erst durch Abstraktion und Objektivation in solche zehn Phänomene sich auflöst, für das wirkliche aktuelle Ich bedeutet. Dieses Ich „weiß" von jenen Zuständen, sie haben für das Ich Erkenntniswert und diese Erkenntnis nacherleben, heißt zugleich verstehen, wie das Ich in einem Beurteilungsakt dazu Stellung nimmt. Eine allgemeine Theorie solcher Erkenntnis- und Handlungswerte aufzustellen und sie in das Einzelleben zu verfolgen, kommt aber unbedingt nur den Norm- und Geisteswissenschaften zu, die das teleologische Beziehungssystem des aktuellen Ich darlegen. Alle Bruchstücke „beschreibender Psychologie", die bisher geschaffen, sind entweder wirkliche Beschreibungen, wobei dann der innere aktuelle Zusammenhang durch eine äußerliche Gesetzverknüpfung ersetzt ist, oder es sind Darlegungen eines inneren Zusammenhangs, die teils in die erkenntnistheoretische Logik, Ästhetik und Ethik, teils in die Geschichte gehören. — Die postulierte Disziplin hat also wichtige Aufgaben in ihr Programm gesetzt, deren Bedeutung nicht ernst genug betont werden kann, aber die Aufgaben fallen teils mit denen der erklärenden Psychologie, teils mit denen der Philosophie und Geschichte zusammen und da alle diese Wissenschaften offenbar zu Recht bestehen, bleibt der antikonstruktiven Psychologie nichts zur Bearbeitung übrig.

Dadurch ist aber nicht das Geringste von dem entkräftet, was die Vorkämpfer der „beschreibenden" Psychologie über das Verhältnis der erklärenden Psychologie zu den Geisteswissenschaften behaupten. Im Kampfe gegen den immer weitergreifenden Glauben, daß synthetische Psychologie den Geisteswissenschaften gerecht werden könne, liegt der positive Gewinn dieser Richtung. Wer den äußeren erschlossenen Zusammenhang der Einzelphänomene allein berücksichtigt und anerkennt, wie der Psychologe es thun muß, und darüber die erlebte innere Einheit vergißt, der kann in der That nie den Weg zur Wissenschaft von Recht und Staat und Wirtschaft, von Religion und Kunst und Erkenntnis finden. Wer andererseits voraussetzt, daß irgend eine Psychologie notwendig die Gesichtspunkte der Geisteswissenschaften teilen muß, der wird, wenn sich herausgestellt hat, daß die erklärende Disziplin es nicht thun darf, immer wieder geneigt sein, für eine andersartige Psychologie wenigstens ein Programm zu entwerfen. Wenn wir aber einsehen, daß solche Forderungen niemals Aufgaben enthalten, die nicht in anderen Wissenschaften schon ihre Erledigung finden, so sollten wir schon daraus den Rückschluß ziehen, daß Psychologie einschließlich der Sozialpsychologie von den Geschichts- und Normwissenschaften überhaupt vollkommen getrennt werden muß.

4. Die psychischen Gesetze.

Die Forderung, eine prinzipielle Grenzscheide zwischen Psychologie und Geschichte herzustellen, wurde zuerst von WINDELBAND erhoben. Es ist ein methodologischer Gesichtspunkt, der ihn bestimmt. „Die Erfahrungswissenschaften," sagt er, „suchen in der Erkenntnis des Wirklichen entweder das Allgemeine in der Form des Naturgesetzes oder das Einzelne in der geschichtlich bestimmten Gestalt . . . Die einen sind Gesetzeswissenschaften, die anderen Ereigniswissenschaften . . . Wollen wir uns an die gewohnten Ausdrücke halten, so dürfen wir in diesem Sinne von dem Gegensatz naturwissenschaftlicher und historischer Disziplinen reden, vorausgesetzt daß wir in Erinnerung behalten, in diesem methodischen Sinne die Psychologie durchaus zu den Naturwissenschaften zu zählen" (Geschichte und Naturwissenschaft, S. 26). Ein Unterschied der Objekte liegt also nicht vor. Auch das historische Leben schafft

niemals psychische Objekte, an die sich nicht der Versuch gesetzmäßiger Erklärung heranwagen könnte und die somit nicht prinzipiell der Psychologie ebenso zugänglich sind wie der Geschichte. Umgekehrt kann der gesetzmäßige Naturablauf nichts gestalten, das nicht in seiner wahrnehmbaren Wirklichkeit als ein an bestimmtem Ort und in bestimmter Zeit Gegebenes beschrieben werden kann und somit zur Geschichte gehört. Die Entwickelung unseres Sternenhimmels, der Erde, der organischen Welt wird so zum Gegenstand der Geschichte. Die Aufgaben der Erfahrungsdisziplinen sind erschöpft, wenn die wahrnehmbare Wirklichkeit in den Ereigniswissenschaften beschrieben, in den Gesetzeswissenschaften erklärt ist, und wenn auch die Praxis beide Gebiete eng an einander rücken mag, ein principieller Grenzstreit ist kaum möglich.

Diese Scheidung ist eine befreiende That. Sie erlöst die Geschichte von der Schablone der Psychologie, sie erlöst die Psychologie von den Forderungen der historischen Wirklichkeit, und sie macht auch jene Zerspaltung der Psychologie überflüssig, bei der der eine Teil, der durchführbare, als geringwertig galt, der andere bevorzugte aber nicht ausführbar war. Unsere gesamte Darstellung wird diese Scheidung von Psychologie und Geschichte rückhaltlos anerkennen. Die Kritik jener Ansicht kann also nicht darauf ausgehen, die neue Grenzlinie wieder zu verwischen, sondern lediglich darauf, zu prüfen, ob auch die leitenden Motive festzuhalten sind. Eine andere Auffassung jener Scheidung würde die Aufgabe der Psychologie vielleicht doch erheblich umgestalten.

Das soll uns feststehen: Psychologie und Naturwissenschaft einerseits, die Geisteswissenschaften andererseits unterscheiden sich nicht durch die Verschiedenheit der Objekte. Zwei Wissenschaften können aber das gleiche Objekt und doch sehr verschiedene Aufgaben haben, sobald die Art der Bearbeitung eine verschiedene ist. Gerade das trifft nach WINDELBAND hier zu. Die eine hält das Einzelne als solches fest, die andere abstrahiert von der vollen Wirklichkeit und sucht die Gesetze; der Unterschied ist also kein empirischer Inhaltsunterschied, sondern ein logisch-methodologischer.

Aber ein dritter Standpunkt ist möglich. Es könnte sein, daß die Objekte zwar die gleichen sind, jedoch erkenntnistheoretisch in verschiedner Beziehung zum Subjekt gedacht werden. Die psychisch-physische Welt einmal in ihrer wirklichen Zugehörigkeit zum ursprünglichen aktuellen Ich und das andere Mal losgelöst gedacht

vom Ich, muß zwei Systeme von Erfahrungswissenschaften ermöglichen, deren methodologische Verschiedenheiten sekundär sind gegenüber dem tieferen Unterschied des prinzipiellen Standpunktes. Der Gegensatz würde dann weder sachlich noch methodologisch, sondern ontologisch sein. Freilich, wenn wir mit WINDELBAND anerkennen, daß alle Erfahrungswissenschaften nur die „der Wahrnehmung zugängliche Wirklichkeit" zu erkennen haben, so ist dieser dritte Standpunkt unmöglich. Die Wissenschaft beginnt dann erst, sobald alle Wirklichkeit objektiviert ist und auch die in der eignen Aktualität unmittelbar erlebte Subjektfunktion nebst allen gefühlten, gewollten, gewerteten Zwecken und Mitteln des Subjekts in wahrnehmbare Objekte umgedeutet, und so zum Inhalt der unpersönlichen Natur und des unpersönlichen Bewußtseins umgewandelt sind. Aber grade diese Subjektfunktion finden wir in der inneren Einheit ihrer teleologischen Beziehungen bei jeder Selbstbesinnung als das logisch Ursprüngliche vor und ihr Wirklichkeitswert ist uns verflüchtigt, wenn wir sie als psychologischen Vorgang denken, der für das psychologische Bewußtseinssubjekt nichts als eine wahrgenommene Erfahrung ist, gleichviel ob wir diesen Vorgang als einmaligen beschreiben oder als gesetzmäßigen erklären. Es muß Erfahrungswissenschaften geben, die dem Objekt in seiner ursprünglichen Abhängigkeit vom erkenntnistheoretischen Subjekt gerecht zu werden suchen, subjektivierende Wissenschaften neben den objektivierenden. Psychologie und Naturwissenschaften objektivieren, die Geisteswissenschaften dagegen, sowohl die geschichtlichen wie die normativen, subjektivieren, und alle ihre Verschiedenheiten, so behaupten wir, beruhen auf diesem Verhalten. Sollte diese Auffassung sich als haltbar erweisen, so würde daraus freilich folgen, daß auch die Geisteswissenschaften sich nicht mit Beschreibung zu befassen haben, da alles Beschreiben schon unabhängige Objekte voraussetzt; die subjektivierenden Disziplinen könnten es nur mit dem Verstehen und Würdigen zu thun haben. Andererseits müßte jegliche Untersuchung, die sich auf das wahrnehmbare Objekt, das psychische oder das physische bezieht, den objektivierenden Wissenschaften zufallen; Psychologie und Naturwissenschaften müßten sich also nicht nur mit dem Allgemeinen, sondern ebenso mit dem Einmaligen, sofern es als Objekt gedacht wird, befassen. Und schließlich müßten auch die Geschichtswissenschaften es nicht nur mit dem Einzelnen, sondern ebenfalls mit dem Allgemeinen zu thun haben, sofern ihr Gegenstand subjektivierend betrachtet wird. Erweisen sich diese Konsequenzen als

berechtigt, so wird die vorgeschlagene Grundauffassung kaum abzuweisen sein.

Beschreibung und Erklärung läßt sich nun in der That nirgends von einander trennen; Gesetz und Ereignis sind keine Gegensätze, solange das Ereignis als ein Vorgang in der Welt der wahrnehmbaren Objekte gedacht wird. Nicht um die positivistische Ansicht handelt es sich, daß alles Erklären nur verallgemeinertes Beschreiben sei, sondern umgekehrt darum, daß alles Beschreiben erst dann, wenn es auf Zusammenhänge hinarbeitet, seinen logischen Wert gewinnt. Wir beschreiben den Vorgang durch Begriffe, welche stets auf irgend einer Gemeinsamkeitsvorstellung beruhen und welche, wie RICKERT gezeigt hat, wissenschaftlich um so wertvoller sind, je mehr die in ihnen angelegten Urteile den Charakter von Gesetzen haben. Nicht das also kann der Unterschied zwischen dem Historiker und dem Naturforscher sein, daß der erstere beschreibt und der andere den Vorgang als gesetzmäßig auffaßt, denn eine andere Beschreibung, als diejenige, welche das Gesetz herauszuarbeiten sucht, giebt es nicht.

Zunächst pflegt solcher Auffassung entgegengehalten zu werden, daß wir alle im praktischen Leben, und in ähnlicher Weise die Dichter und Historiker, Vorgänge noch mit ganz anderen Hilfsmitteln als übergeordneten Begriffen beschreiben können. Der Poet, der die Gemütserregung oder die Landschaft schildert, strebt nicht psychologischen oder naturwissenschaftlichen Zusammenhängen zu. Man hat in diesem Sinne auch eine künstlerische Psychologie der wissenschaftlichen gegenüberstellen wollen. Dabei ist aber zweierlei zu beachten. Zunächst ist vielerlei thatsächlich wissenschaftsartige Beschreibung, nur wird sie nicht als solche aufgefaßt, weil der Zweck jeder Beschreibung, das objektivierende Darstellen, hier nicht Endzweck ist, sondern selbst nur Hilfsmittel für subjektivierende Betrachtung. Die Beschreibung liefert nur das Material, das an sich interesselos ist und uns nur durch die Wiederherstellung der Beziehung zum Subjekt wichtig wird. In dieser Beziehung selbst läßt es sich nicht beschreiben; die Objektivierung ist also vorübergehend notwendig, um den Vorgang zu bestimmen; das Ziel aber, dem die Aufmerksamkeit zugewandt bleibt, ist das Verstehen und Würdigen, das erst nach Aufhebung der Objektivation möglich ist. Zweitens aber ist nicht jedes Mitteilen ein Beschreiben. Das Lachen und Weinen des Kindes teilt uns mit, wie es in der kindlichen Seele aussehen mag, aber es giebt uns keine Beschreibung. Auch die

Worte des Dichters und Historikers lachen und weinen und lassen jeden Seelenton in uns weiterklingen, indem sie unabsichtlich oder mit bewußter Kunst uns zur inneren Nachahmung nötigen und so den Vorgang unmittelbar in uns anregen. Da bedarf es dann freilich keiner Gesetze und Begriffe; der Rhythmus und die Färbung der Worte können da schon die logische Bestimmtheit ersetzen, Interjektionen können da tiefer wirken als fertige Urteile in Satzform und je unbestimmter die Mitteilung, desto eher wird die angeregte Vorstellung diejenige Form gewinnen, die sich für den Hörer der beabsichtigten Bewertung am besten anpaßt. Aber alles das hat nichts mit Beschreibung, nichts mit der Bestimmung des Vorganges durch Mitteilung seiner Elemente zu thun. Wenn ein Einzelnes wirklich beschrieben werden soll, so sind Begriffe und Gesetze und die Rücksicht auf den Zusammenhang unentbehrlich; der Historiker macht da keine Ausnahme.

Aber ein anderer Einwand scheint noch energischer die Darstellung des Einzelnen von der Formulierung der Gesetze zu trennen. Windelband und Rickert sind darin einig, daß nur im Einzelnen die volle Wirklichkeit in ihrer Mannigfaltigkeit gegeben ist, das begriffliche Denken, das auf Gesetze abzielt, sich aber um so mehr von dieser Wirklichkeit entfernt, je mehr es sich seinem Ziele nähert; nur der Historiker, der das Einzelne als solches auffasse, habe es daher mit der ursprünglichen Wirklichkeit zu thun, während der Naturforscher und Psychologe, der das Einzelne unter dem Gesichtspunkt des Gesetzes betrachtet, sich in einer Welt von Abstraktionen bewegen muß.

Daß der Historiker es mit der Wirklichkeit zu thun hat, der Psychologe und Naturforscher mit einer unwirklichen Konstruktion, werden wir zugeben. Dieser Gegensatz hat aber nichts mit dem zwischen Einzelvorgang und Gesetz zu thun, denn das objektivierte Einzelne ist auch schon unwirklich wie das Allgemeine und andererseits ist das durch Gesetze begrifflich Bestimmte durchaus nicht weniger mannigfaltig als das unmittelbar Angeschaute. Nicht das begriffliche Bestimmen, sondern das objektivierende Loslösen vom Subjekt nimmt der Wirklichkeit das pulsierende Leben, ist aber die wirklichkeitsfremde Trennung vom Ich erfolgt, so ist das Einzelne nicht anders daran als das Allgemeine. Die Geschichte spricht wie das wahre Leben von wollenden Persönlichkeiten, die sich bethätigen, indem sie Zwecke setzen und Mittel bewerten; die objektivierenden Wissenschaften machen daraus Körper- und Be-

wußtseinsvorgänge, und selbst die Stellungnahme des Subjektes wird zum wahrnehmbaren Vorgang im Bewußtsein. Mit der ursprünglichen Wirklichkeit hat es die Psychologie somit gewiß nicht zu thun, da ihr der innere Zusammenhang, der im aktuellen Ich liegt, von vornherein verloren ist, aber das darf nun nicht zu der Behauptung verführen, daß bei ihrer begrifflichen Bearbeitung mit der subjektivierenden Wirklichkeit auch die ursprüngliche Mannigfaltigkeit verschwunden sei.

Die Anschauung, sagt man, bietet eine unendliche Mannigfaltigkeit schon im einzelnen Objekt; die erschöpfende Beschreibung wäre daher eine prinzipiell unlösbare Aufgabe, wenn wir nicht in den Begriffen die Hilfsmittel hätten, durch Abstraktion die Mannigfaltigkeit zu überwinden. Daß der Begriff zur Vereinfachung der Beschreibung dient, ist zweifellos richtig und ebenso trifft es zu, daß die einzelne Wissenschaft in häufigen Fällen nur an dem Abstraktionsprodukt Interesse hat. Daß aber die Mannigfaltigkeit der einzelnen Anschauung unendlich sei und die begriffliche Beschreibung ihr somit prinzipiell nicht gewachsen sei, muß entschieden bestritten werden. Der einzelne Begriff abstrahiert, die Begriffsverknüpfung des Satzes aber rekonstruiert wieder. Nun deckt sich die Mannigfaltigkeit der Anschauung mit der Vielheit des Unterscheidbaren; was aber in der Wahrnehmung thatsächlich unterschieden wird, muß sich wissenschaftlich bestimmen lassen. Ob die Arbeit einer vollständigen begrifflichen Beschreibung mühsam ist oder nicht, hat keine prinzipielle Bedeutung, unausführbar ist sie jedenfalls nicht. Ja, die Fähigkeit der wirklichen Unterschiedswahrnehmung steht so weit hinter der begrifflichen Unterscheidung des Verschiedenen zurück, daß die begriffliche Beschreibung der Wissenschaft sicher noch häufiger die Mannigfaltigkeit der Anschauung vermehrt als vermindert. Wir wissen von den Dingen durch begriffliche Ableitung viel mehr, als wir an ihnen bemerken, vor allem aber kann die begriffliche Beschreibung nirgends einen anschaulichen Rest zurücklassen, der nicht selbst wieder begrifflich charakterisiert werden kann.

Aber selbst das Wo und Wann des einzelnen Vorgangs wird durchaus nicht notwendig verflüchtigt, wenn er als Typus eines gesetzmäßigen Verhaltens begriffen wird. In der unendlichen Zeit und im unendlichen Raum kann er freilich nirgends fixiert werden, da das Wesen des Gesetzes ja gerade verlangt, daß derselbe Prozeß in genau gleicher Weise an jedem Platz und zu jeder Zeit ablaufen müßte, falls dieselben empirischen Bedingungen gegeben sind. Werden

diese Bedingungen aber so spezalisiert, daß in sie alles eingeht, was jenem einzelnen Vorgang in endlicher Zeit voranlief und ihn in endlichem Raum umgiebt, so kann dieses Gesetz nicht zum zweiten Mal in unserer endlichen Wirklichkeit zur Anwendung kommen, die Einmaligkeit in Bezug auf unsere Erde und unsere Weltgeschichte ist dann mit der Gesetzmäßigkeit desselben notwendig verknüpft. Je abstrakter die Wissenschaft, desto mehr verallgemeinert sie die Bedingungen für die Verwirklichung des Gesetzes, sodaß ein Hier und Jetzt seinen Sinn verliert; die Giltigkeit des Gesetzes ist aber prinzipiell in gleicher Weise allgemein, auch wenn die Bedingungen so spezialisiert sind, daß in der empirischen Welt keine Wiederholung des Vorganges möglich ist. In diesem Sinne ist die Entwickelung unseres Sonnensystems, unserer Erde, unserer Gesellschaft, als objektivierte Prozesse gedacht, durchaus der Gesetzeswissenschaft zugehörig. Zur Geschichte werden sie erst, wenn wir sie subjektivierend interpretieren, die Gesellschaft als Wirkung freier Subjekte verstehen und Himmel und Erde religionsphilosophisch deuten. Einmaliger und allgemeiner Vorgang, Ereignis und Gesetz sind also keine Gegensätze; der Gegensatz ist Gesetz und Freiheit, Objekt und Subjekt. Dem objektiven Vorgang, er mag als empirisch einmaliges Ereignis oder als immer wiederkehrend gedacht werden, kommt niemals die ursprüngliche Wirklichkeit zu, weil er vom Subjekt losgelöst ist; seine Mannigfaltigkeit dagegen hat er in keiner Weise eingebüßt. Wir können aber noch einen Schritt weitergehen. Die ursprüngliche Wirklichkeit des Dinges wird durchaus als Einheit erlebt, die Auffassung einer Vielheit im Dinge ist sekundär und liegt auf dem Wege zur Objektivierung. Nicht die Wirklichkeit also ist mannigfaltig, sondern gerade dadurch, daß wir die Wirklichkeit aufheben, schaffen wir eine Mannigfaltigkeit von Elementen, die als solche dem Gesetz unterliegen. Nur wo das Gesetz herrscht, giebt es dann eine Mannigfaltigkeit. Psychologie und Geschichte verhalten sich also nicht wie Gesetz und Ereignis und auch nicht wie Abstraktion und Mannigfaltigkeit, sondern wie Gesetz und Freiheit, wie Mannigfaltigkeit und Einheit, und eben deshalb ist die Grenzlinie zwischen ihnen am rechten Ort.

Nun scheint es, daß die Scheidung zwischen Gesetz und Ereignis unter einem anderen Gesichtspunkte aber doch äußerst wichtig wird. Windelband's Rede, von der wir ausgingen, gipfelt nämlich in der Betrachtung, „daß sich alles Interesse und Beurteilen, alle Wertbestimmung des Menschen auf das Einzelne und das Einmalige

22 dat
32.
39
40

bezieht". Alle Wiederholung stumpfe den Gefühlston ab, in der Einmaligkeit liege der Wert der Handlung und wer spinozistisch sich in die Erkenntnis des Allgemeinen versenke, habe die Gemütsbewegung dadurch überwunden. „Wie aber alle lebendige Wertbeurteilung des Menschen an der Einzigkeit des Objekts hängt, das erweist sich vor allem in unserer Beziehung zu den Persönlichkeiten."

Da es die Geschichte nun zweifellos immer mit Werten, die Psychologie und Naturwissenschaft ebenso zweifellos nicht mit Werten zu thun hat, so würde hierin allerdings ein Argument dafür liegen, daß jene das Einmalige, diese das Allgemeine zu behandeln haben. Die Thatsache selbst aber muß bestritten werden. Meinen wir den Wert im Sinne der Logik, Ethik, Ästhetik, jenen Wert, der in der Beziehung zum wirklichen aktuellen Ich liegt, so hat der einmalige objektive Vorgang genau so wenig Wert wie das Gesetz, denn durch die Objektivierung ist die Beziehung zum Subjekt gerade aufgehoben. Meinen wir dagegen unter Wert den psychologischen Gefühlsprozeß, der im objektiven gesetzmäßigen Geschehen durch die Dinge hervorgerufen wird, so kommt ein solcher Wert dem wiederholten Vorgange durchaus nicht seltener zu als dem einmaligen. Gewiß giebt es Akte, deren Reiz in ihrer Einzigkeit ruht; alles Gute und Edle aber vertieft den Gefühlston durch die Wiederholung sowie auch die Unlust am Niedrigen und Gemeinen bei der Erneuerung wächst. Das Gute und Schlechte als Vereinzeltes wirkt wie eine zufällige Ausnahme, erst in der Wiederholung offenbart sich der Charakter. Nicht das Unerwartete, Überraschende, Unberechenbare erweckt die tiefsten Wertgefühle, sondern gerade das Beharrende, das Vertrauenerweckende, das gesetzlich Verbürgte. Und wer sich spinozistisch ins Ewige versenkt, der ist von den Gefühlen, wie sie das Einmalige erweckt, nicht deshalb befreit, weil das Ewige wertlos ist, sondern deshalb, weil die Reinheit und Tiefe der Gefühle, mit denen das ewige Walten der Gesetze den Spinozisten erfüllt, das schwanke Spiel der flüchtigen Gemütserregungen zurückdrängt. Aber auch die lebendige Wertbeurteilung gegenüber dem anderen Menschen meint doch wohl nicht eigentlich die Einzigkeit des so beschaffenen psychophysischen Objektes, sondern nur die Freiheit der Selbstbestimmung und somit die Anerkennung des anderen als eines wollenden Subjekts. Das „Grauenhafte in der Vorstellung des Doppelgängers" liegt doch vornehmlich darin, daß ich genau so handeln muß wie der andere, der mir in allem gleich ist und ich mich somit wie unter

einem gespenstischen Einfluß fühle, als wäre der andere und nicht ich der Urheber meiner Thaten. In ähnlicher Weise ruht das Peinvolle an der Vorstellung der Seelenwanderung wesentlich in der Aufhebung der Einheit der bewußten Persönlichkeit.

Ist Einheits- und Freiheitsbewußtsein des aktuellen Subjektes ungeschädigt, so fühlt der Durchschnittsmensch durchaus keine Beeinträchtigung darin, eine psychophysische Kopie des Nachbars zu sein. Ja, es scheint sogar das sozialpsychologische Gesetz zu gelten, daß das Subjektsbewußtsein um so lebhafter ist, je schablonenhafter die physische Erscheinung und der objektive psychologische Inhalt ist; je mehr die Menschen eines sozialen Kreises sich gleichen, desto stärker sind sie sich ihrer persönlichen Rechte und Pflichten bewußt.

In der Welt der Objekte besteht also in Bezug auf die Hervorrufung von Gefühlen kein prinzipieller Unterschied zwischen dem einmaligen und dem wiederholten Vorgang; wäre es also wirklich so, daß Geschichte es mit den einmaligen, Naturforschung und Psychologie es mit den gesetzmäßigen Prozessen zu thun hat, so wäre die Wertbeurteilung im Sinne der Gefühlsbetonung in beiden Wissenschaftsgruppen gleichmäßig am Platz. Wenn wir aber trotzdem daran festhalten wollen, daß nur die Geschichte, nicht die Psychologie sich mit Werten zu befassen hat, so müssen wir eben auch von hier aus zu unserer Annahme zurückgehen, daß der Gegensatz nicht der von Ereignis und Gesetz sei. Suchen wir denselben dagegen in der objektivierenden und der subjektivierenden Auffassung der Wirklichkeit, so ist damit schon als notwendig anerkannt, daß die zwei Seiten auch in der Wertfrage scharf voneinander abstechen, oder richtiger, daß die Wertfrage, im philosophischen, nicht im psychologischen Sinne erfaßt, mit dem Scheidungsprinzip der beiden Seiten selbst identisch ist. Subjektivieren meint ja gerade, die Wirklichkeit in Beziehung zum stellungnehmenden Subjekt denken und somit Werte setzen, die für die Objektivierung, also für die Loslösung vom Subjekt, ebenso prinzipiell ausgeschlossen sind. Bei der ontologischen Scheidung von Psychologie und Geschichte wird die Verschiedenheit der Wertfrage somit notwendig und wesentlich, bei der methodologischen Scheidung ist sie bestreitbar und mindestens zufällig.

Das Gleiche gilt schließlich von der Frage, ob nicht auch die Geschichte als Wissenschaft genau wie die Gesetzeswissenschaften es mit dem Allgemeinen zu thun hat; aber wir haben zu den

Problemen der Geschichtswissenschaft später eingehend zurückzukehren. Hier würde die nähere Ausführung uns zu weit über unsere erste Aufgabe, die kritische Orientierung gegenüber den gegenwärtigen Ansichten hinausführen und uns schon völlig zu der systematischen Darlegung der psychologischen Grundbegriffe und Ziele bringen. Hier galt es lediglich, der Auffassung entgegen zu treten, daß die Geschichte es mit dem Einmaligen, die Psychologie mit dem Gesetz zu thun habe oder daß die eine zu beschreiben, die andere zu erklären, die eine das Mannigfaltige, die andere das Abstrahierte wiederzugeben habe. Wir behaupteten, daß Beschreiben und Erklären sich nicht trennen lasse, daß auch die begriffliche Auffassung nichts von der Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit hinwegnehme, daß auch die Naturwissenschaft es mit dem Einzelnen zu thun habe und daß andererseits die Geisteswissenschaft es mit dem Allgemeinen zu thun haben könne; und trotz alledem hielten wir daran fest, daß die klare Grenzlinie zwischen Psychologie und Geschichte nie wieder verwischt werden dürfe. Der Gegensatz besteht zu vollem Recht; nur soll man ihn nicht methodologisch, sondern ontologisch fassen.

Zur Orientierung über den gegenwärtigen Stand der empirischen Psychologie vergleiche:

A. Bain, The Senses and the Intellect. London 1894.
A. Bain, The Emotions and the Will. London 1894.
J. Mark Baldwin, Handbook of Psychology. New-York 1890.
Ludwig Ballauff, Die Grundlehren der Psychologie. Cöthen 1890.
M. Benedikt, Die Seelenkunde des Menschen. Leipzig 1895.
W. B. Carpenter, Principles of Mental Physiology. New-York 1889.
John Dewey, Psychology. New-York 1890.
H. Ebbinghaus, Grundzüge der Psychologie. Leipzig 1897.
H. v. Helmholtz, Handbuch der physiologischen Optik. Hamburg 1896.
H. Höffding, Psychologie (übersetzt von Bendixen). Leipzig 1887.
Alois Höfler, Psychologie. Wien 1897.
Friedrich Jodl, Lehrbuch der Psychologie. Stuttgart 1896.
Oswald Külpe, Grundriss der Psychologie. Leipzig 1893.
G. T. Ladd, Psychology Descriptive and Explanatory. New-York 1894.
G. T. Ladd, Elements of Physiological Psychology. New-York 1897.
H. Münsterberg, Aufgaben und Methoden der Psychologie. Leipzig 1891.
Fr. Paulhan, L'activité mentale et les éléments de l'esprit. Paris 1889.
G. F. Stout, Manual of Psychology. London 1899.
C. Stumpf, Tonpsychologie. Leipzig 1890.
James Sully, The Human Mind. London 1892.
E. B. Titchener, An Outline of Psychology. New-York 1896.
W. V. von Volkmar, Lehrbuch der Psychologie. Cöthen 1884.

W. Wundt, Grundriss der Psychologie. Leipzig 1898.
W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. Leipzig 1893.
W. Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. Hamburg 1892.
Th. Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie. Jena 1900.

Sowie die folgenden Zeitschriften:

Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. Leipzig. Herausgegeben von Ebbinghaus und König.
Psychological Review. New-York. Herausgegeben von Baldwin und Cattell.
American Journal of Psychology. Worcester. Herausgegeben von St. Hall.
L'année psychologique. Paris. Herausgegeben von Binet.
Philosophische Studien. Leipzig. Herausgegeben von Wundt.

Literaturangaben zur empirischen Psychologie besonders in den Lehrbüchern von Jodl und Volkmar, in Überweg, Geschichte der Philosophie, in Index medicus, in Helmholtz, Physiologische Optik, im Archiv für systematische Philosophie (Natorp), Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie (Barth), Mind (Stout), Revue philosophique (Ribot), Philosophical Review (Schurman), Philosophisches Jahrbuch (Gutberlet) und für die letzten Jahre mit vollkommener Vollständigkeit in Zeitschrift für Psychologie, Psychological Review und L'année psychologique.

Zu II—IV vergleiche:

R. Avenarius, Der menschliche Weltbegriff. Leipzig 1891.
M. Braude, Die Elemente der reinen Wahrnehmung. Lemberg 1899.
John Dewey, Psychology and Philosophy Method. Berkeley 1899.
W. Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Berl. Akad. 1894.
W. Dilthey, Beiträge zum Studium der Individualität. Berl. Akad. 1896.
H. Ebbinghaus, Über erklärende und beschreibende Psychologie. Zeitschr. f. Psych. 1895.
A. Fouillée, Le problème psychologique. Rev. phil. 1891.
G. S. Fullerton, The psychological standpoint. Psych. Rev. 1894.
C. Güttler, Psychologie und Philosophie. München 1896.
Bierens de Haan, Hoofdlijnen eener Psychologie met metafysischen Grondslag. Amsterdam 1898.
Max Kauffmann, Immanente Philosophie. Leipzig 1893.
O. Külpe, Einleitung in die Philosophie. Leipzig 1895.
O. Külpe, Das Ich und die Außenwelt. Phil. Stud. 1892.
Paul Natorp, Einleitung in die Psychologie nach kritischer Methode. Freiburg 1888.
Adrien Naville, Le principe général de la classification des sciences. Arch. f. system. Phil. 1898.
H. Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Freiburg 1896.
W. Schuppe, Begriff und Grenzen der Psychologie. Zeitschrift f. immanente Philosophie. 1895.
Joh. Volkelt, Psychologische Streitfragen. Zeitschrift f. Phil. u. phil. Kritik.
Rich. Wahle, Über den gegenwärtigen Zustand der Psychologie. Zeitschrift f. Psych. 1898.

James Ward, Psychology, in Encyclopaedia Britannica. 1891.
Rud. Weinmann, Die erkenntnistheoretische Stellung des Psychologen. Zeitschrift f. Psych. 1898.
R. Willy, Die Krisis in der Psychologie. Viertelj. f. wiss. Phil. 1897.
W. Windelband, Geschichte und Naturwissenschaft. Straßburg 1894.
W. Wundt, Logik. Stuttgart 1895.
W. Wundt, Über die Definition der Psychologie. Philos. Stud. 1895.
W. Wundt, Über naiven und kritischen Realismus. Phil. Stud. 1896.

Zweites Kapitel.

Die erkenntnistheoretische Grundlage der Psychologie.

1. Die reine Erfahrung.

Wir gingen aus von jener Durchschnittsauffassung der Psychologie, mit der sich der Wissenschaftsbetrieb unserer Tage bei der Einzelarbeit zweckmäßigerweise zufrieden giebt, und verfolgten dann kritisch die Versuche zu ihrer Fortbildung und Umgestaltung in einzelnen charakteristischen und hervorragenden Typen. Die Absicht unserer Kritik war eine positive; auch wo wir widersprachen, kam es uns doch hauptsächlich darauf an, aussondernd alles das festzuhalten, was sich zu neuem Aufbau verwerten ließe. Wir lehnten im System der herrschenden Anschauung jene einseitige Übertreibung ab, derzufolge jede Untersuchung des Geisteslebens prinzipiell auf Beschreibung psychologischer Vorgänge zurückführe, aber wir erkannten ihre empirische Methode, ihre Scheidung von Körperwelt und Bewußtseinsinhalt und ihre atomisierende Betrachtungsweise als unentbehrlich an. Wir gaben dann im Verfolg umbildender Bestrebungen durchaus nicht zu, daß die Psychologie es mit einer Welt von Zwecken, Werten, Willensaktualitäten zu thun hat, wir betonten aber, daß jene im Recht sind, die gerade hierin das Wesen der Geisteswissenschaften suchen. Wir bestritten ferner, daß die Psychologie es mit dem Objekt in seiner Abhängigkeit vom erkenntnistheoretischen Subjekt zu thun habe und behaupteten, daß im Gegenteil das Objekt erst dann Gegenstand der Psychologie wird, wenn

diese Abhängigkeit vom wirklichen Ich aufgehoben ist; das aber erkannten wir andererseits an, daß in der ursprünglichen Wirklichkeit Vorstellung und Gegenstand durchaus eines sind, die Doppelheit von Wahrnehmungsvorstellung und wahrgenommenem Objekt somit sicherlich kein Ausgangspunkt für uns sein darf. Wir glaubten auch nicht, daß die innere Einheit des Geisteslebens, die auf der teleologischen Verbindung und dem beziehenden Wissen des wirklichen Subjektes beruht, irgend etwas mit der Psychologie als Wissenschaft zu thun habe, aber wir gaben denen Recht, die in dieser erlebten inneren Einheit und nicht in der atomistischen Zersplitterung die ursprüngliche Wirklichkeit suchen. Und schließlich lehnten wir es ab, einen Gegensatz zwischen Gesetz und Ereignis, zwischen Begriff und wirklich erfahrener Mannigfaltigkeit, zwischen Erklärung und Beschreibung anzuerkennen; die scharfe Scheidelinie zwischen Psychologie und Geschichte wollten wir aber trotzdem festhalten, nur war es uns ein ontologischer, kein methodologischer Gegensatz.

Es gilt nun, alle diese Fäden einheitlich zusammenzufassen und nach der kritischen Vorarbeit jetzt in systematischer voraussetzungsloser Darstellung die Bedingungen zu entwickeln, unter denen die Psychologie als Wissenschaft thatsächlich steht. Es handelt sich also in erster Linie um den Versuch, alle Motive, die in der herrschenden Auffassung und den ihr entgegenstrebenden Ansichten uns berechtigt schienen, in einen einheitlichen erkenntnistheoretisch geprüften Zusammenhang zu bringen, aus dem heraus sich dann die Antworten für die bisher noch nicht berührten Fragen ergeben müssen. Wir müssen dabei von der reinen Erfahrung ausgehen und uns an der unbearbeiteten ursprünglichen Wirklichkeit orientieren. Wir müssen uns vergegenwärtigen, wie wir von der Wirklichkeit aus zu Objekten gelangen, und wie innerhalb dieser Objekte die psychischen sich von allen anderen abheben, um schließlich die Bearbeitung, welche die Psychologie mit diesen Objekten vornimmt, den übrigen Wissenschaften, speziell den Geisteswissenschaften, gegenüberzustellen.

Von der ursprünglichen Wirklichkeit also wollen wir ausgehen. Nicht davon darf die Rede sein, solchen Ausgangspunkt durch die Zurückverfolgung der psychogenetischen Entwickelung zu gewinnen. Wer den zeitlichen Anfang des individuellen psychologischen Geschehens aufsucht, der ja niemals durch Erinnerung neu erlebt, sondern nur durch Abstraktion neu konstruiert werden kann, der setzt zunächst ein Erschlossenes, dessen Wahrheit von der Zuver-

lässigkeit mannigfaltiger Denkübergänge abhängt, an die Stelle unmittelbar gewissen gegenwärtigen Erlebnisses. Wollten wir das zeitlich Frühere dennoch als Ausgangspunkt bevorzugen, es die einfachere, übersichtlichere Elementkombination ist gegen dem komplizierten Geistesinhalt der fertigen Persönlichkeit, so set wir damit stillschweigend voraus, daß die mechanisierende Betr tung des Seelenlebens zu Recht besteht, daß unser psychisches auf dem Zusammensein einer Vielheit von Elementen beruht. aber gerade haben wir zu prüfen, ob das Geistesleben in se ursprünglichen Realität nicht zunächst ganz andere Arten der trachtung als diese in der Psychologie übliche erfordert oder we stens zuläßt. Eine psychogenetische Zurückverfolgung würde Material schon unter dem spezifischen Gesichtspunkt der Psychol umformen und das so gewonnene Produkt der Bearbeitung somit vielleicht untauglich für eine Betrachtungsweise, die der erfaßten Wirklichkeit gegenüber sich als die natürlichere darbi mag. In noch höherem Maße gilt das von der Konstruktion phylogenetischen Anfangs. Das Ursprüngliche, das wir an den ginn der Stammesgeschichte setzen, ist völlig durch die eigenart Forderungen der Psychologie bestimmt. Wer die Stammesentwi lung des Geisteslebens untersucht, liefert somit wohl einen wicht Beitrag zur Psychologie, aber keinen Beitrag zu der Frage, ob Psychologie selbst berechtigt ist und vor allem, ob sie allein rechtigt ist.

Im eignen gegenwärtigen Erlebnis aber tritt sicher mir urspr liche Wirklichkeit entgegen; hier kann ich ausgehn, hier darf gewiß sein, daß noch keine Bearbeitung das Gegebene schon gemodelt und einseitigen Betrachtungsweisen angepaßt hat. I lich, sobald ich bei meinem Erlebnis verweile und es beobac will, drängen sich Ansichten, Begriffe, Theorien heran, die ich lernt, und die das Wirkliche mir zu interpretieren oder wenigs zu vereinfachen suchen; sie mögen mir schließlich das Gegenwä nicht minder künstlich umformen, als es bei der voraussetzungsrei Zurückverfolgung des Geisteslebens zu den hypothetischen Proti der Urzeit geschah.

Ich finde mich zunächst jedenfalls einer Fülle von Di gegenüber. Die Theorie mag davon sprechen, daß sie alle zusam eine Einheit bilden oder daß jedes die Summe zahlloser Teile für mein Erlebnis sind die Sachen in ihrer Vielheit wirklich jedes Ding steht mir als Einheit gegenüber. Mein theoretis

Wissen drängt mich aber von dieser Wirklichkeit fort. Die Dinge dort sollen garnicht so sein, wie ich sie zu kennen meine. Theorien belehren mich, daß die Dinge da aus den Atomen eines Stoffes bestehn, der nur in den Lagebeziehungen seiner Teile veränderlich ist, aber nichts von jenen mannigfaltigen Eigenschaften enthält, die ich sehe und höre; das Ding da draußen soll also nicht rot und grün sein, sondern in mir erst entsteht die Farbenempfindung. Das Wahrgenommene existiert mit diesen seinen Beschaffenheiten also nur als Vorstellung in mir. Anders als in dieser Vorstellung ist mir das Ding ja aber überhaupt nicht gegeben; die Dinge sind dann also lediglich meine Vorstellungen. Diese Vorstellungen in mir verlege ich erst hinaus in den Raum; es wird zum Problem, ob die Außenwelt dann überhaupt Realität hat. Physik, Physiologie, Philosophie wollen sich so überbieten; das einfache Erlebnis aber bietet ihnen Trotz. Das weiß zunächst von keiner Zerspaltung der Dinge in physikalische und psychologische Prozesse; da draußen im Raum und nicht in mir stelle ich die Dinge vor, leuchtend und tönend ist die ursprüngliche Wirklichkeit, die ich kenne, und niemals kann es auf dem Standpunkt der naiven Erfahrung für mich Sinn gewinnen zu fragen, ob diese da draußen erlebten Dinge mir nun auch wirklich gegeben sind.

Aber wir dürfen uns auch durch psychologische und psychogenetische Einsprüche nichts von der Fülle des Erlebnisses rauben lassen. Die Dinge im Raum, denen ich mich gegenüber finde, sind nicht auf diejenigen beschränkt, die ich jetzt wahrnehme; ich habe andere Wege, von ihnen zu wissen. Ich mag an sie vielleicht nur „denken" und psychologisch mag der Gedanke von der Wahrnehmung fernabliegen, in der erlebten Wirklichkeit weiß ich mich von dem Gedachten genau so abhängig, wie von dem Wahrgenommenen; mein Ich richtet sich nach beidem in genau gleicher Weise, ohne zu fragen, ob ich psychogenetisch in verschiedener Weise dazu komme. Das Buch, das hier vor mir auf dem Schreibtisch liegt, und das andere Buch, an das ich denke, das ich im Nebenzimmer liegen gelassen und das ich mir sofort holen will, beide sind gleichermaßen in diesem Augenblick mir gegebene Wirklichkeit, die ich anerkenne und berücksichtige. Wer da zugiebt, daß dieses wahrgenommene Ding erkenntnistheoretisch nicht Vorstellung in mir ist, sondern Wahrnehmung und Ding als eins und dasselbe von mir wirklich da draußen erlebt werden, der soll nun auch nicht das nur gedachte Objekt in das denkende Subjekt verstecken. Der Gegenstand, an

den ich denke und von dessen Dasein ich weiß, ohne ihn dabei auf meine Sinne gegenwärtig wirken zu lassen, behält in meinem Erlebnis Ort und Stelle dort in der Außenwelt.

Was aber vom Hier und Dort gilt, ist nicht anders für das Jetzt und Damals. Ich weiß von dem Dinge, das jetzt gegenwärtig ist und das ich wahrnehme, aber ich weiß auch von dem Dinge, das gestern war, und heute nicht mehr ist und an das ich mich deutlich erinnere; beide können mein gegenwärtiges Verhalten bestimmen, beide sind Teile der Wirklichkeit, die ich berücksichtige. Vieles Vergangene weiß ich wohl nur noch unsicher, wie ich auch über manches undeutlich Wahrgenommene ungewiß bin, aber seine zeitliche Entfernung verändert mein Verhältnis zum Objekt keineswegs prinzipiell; aus dem gewußten Objekt wird deshalb nicht eine bloße Erinnerungsvorstellung. So wie ich die Dinge selbst hier und dort vorstelle, nicht aber die Vorstellung in mir an einem Punkt des Orts vorfinde und hinaus verlege, genau so giebt die ursprüngliche Erfahrung mir die Dinge jetzt und damals, nicht aber finde ich sie im gegenwärtigen Augenblick vor, um sie in die durchlebte Zeitspanne zurückzuprojizieren. Nicht nur die Vorstellung räumlich „in mir", sondern die Vorstellung zeitlich „mit mir" ist ein Überlegungsprodukt; das reine Erlebnis giebt mir nur Dinge, die in räumlicher und zeitlicher Gestalt und Entfernung mir bekannt sind und denen gegenüber ich selbst nur einen bestimmten räumlich-zeitlichen Standpunkt der Betrachtung einnehme. Soweit die Erwartung mitwirkt, dehnt sich die zeitliche Reihe der Dinge, denen ich mich gegenüber finde, auch auf die Zukunft aus, und wieder darf uns keine psychogenetische Betrachtung dabei die Gleichartigkeit des Zukunfts- und Vergangenheitswissens mit dem Gegenwartswissen aufheben. Die Dinge im Zimmer hier, das ich überblicke, und in der fernen Heimat, an die ich denke, die Dinge in dieser Minute, und in der lange entschwundenen Knabenzeit, die mir in die Erinnerung tritt, sie bestimmen mich, in gleicher unmittelbarer Wirklichkeit, wie mich die reine Erfahrung fühlen läßt; sie sind mir meine reale Welt, nicht erst durch Vorstellungen vermittelt, die jetzt und hier in mir entstehen; sie sind nicht physisch und nicht psychisch, sondern undifferenziert noch beides zugleich oder richtiger noch keines von beiden. Jenes Nicht-in-mir-sein meiner Erinnerungen und Erwartungen meint deshalb natürlich durchaus nicht, daß den Objekten da draußen objektiver allgemeingültiger Wert zukommt; auch die Wahrnehmung des Träumenden und Hallucinierenden

entbehrt solchen Allgemeinwert. Aber selbst wenn wir die Centauren oder die goldenen Berge des Märchens vorstellen, so sind sie für uns doch da draußen im Fabelland und nicht „in uns“.

Was so von der Erinnerung, Erwartung und Phantasie gilt, ist aber nicht anders für die Allgemeinvorstellungen, für Begriffe, für Worte. Es mag hier für die psychologisierende Denkgewohnheit noch schwerer sein, die Introjektion bei der Festhaltung der ursprünglichen Erfahrung zu vermeiden, aber prinzipiell handelt es sich um denselben Thatbestand. Das allgemeine Objekt, das vielleicht Gegenstand unseres Nachdenkens ist, verhält sich zur Allgemeinvorstellung nicht anders als das erinnerte Objekt zur Erinnerung, als das wahrgenommene Objekt zur Wahrnehmungsvorstellung. Auch das Allgemeine ist zunächst nicht in uns und nicht ein einzelnes Objekt, sondern ist wirklich alles das, was wir im Sinne haben, nicht mehr und nicht weniger. Nicht mehr — es enthält also nichts, was wir in der erlebten Auffassung nicht wirklich bewußt einschließen; es enthält also nicht etwa alles, was bei anderweitiger Bearbeitung in dem allgemeinen Objekt gefunden werden kann, alle Einzelobjekte, die logisch in den Umkreis des Allgemeinobjektes fallen können, sowie ja auch die wirkliche Wahrnehmung bei weitem nicht alles einschließt, was die Physik im wahrgenommenen Objekt entdecken kann. Ja, das Allgemeinobjekt mag kein einziges Einzelobjekt enthalten, mag zerstreute Eigenschaften zusammenbinden, und oft mag sein logischer Wert in unserer Stellungnahme nicht in seinem Inhalt liegen, aber in jedem Falle ist sein Inhalt das, was wir als Objekt beurteilen, nicht der vom Objekt getrennte Bewußtseinsinhalt, nicht die psychologische Allgemeinvorstellung. Und daran verändert sich nichts, wenn Worte, die ich höre, lese, spreche, denke, solchen Inhalt fixieren; kommen sie als gesehene Wortbilder oder gehörte Sprachlaute in Betracht, so sind sie natürlich nur Wahrnehmungen, kommen sie aber als Hilfsmittel der Festhaltung und Mitteilung in Betracht, so haben sie eine Bedeutung, die nicht Bedeutungsvorstellung in uns ist, sondern wirklich jene Eigenschaften, Zustände, Beziehungen und Thätigkeiten der Dinge da draußen in der Welt einschließt. Die Bedeutung der Worte als einen Bewußtseinsinhalt von dem Verhalten der Dinge zu trennen, das durch die Bedeutung gemeint ist, ist wieder nur Introjektion, von der das naive Bewußtsein im wirklichen Denkakt nichts weiß.

Diese Fülle der Dinge zwischen Himmel und Erde, zwischen

Zukunft und Vergangenheit ist nun im wirklichen Erlebnis in Beziehung zum Ich gegeben. Nicht im trivialen Sinne der Psychologie soll das gelten; nicht deshalb ist alles für mein Ich vorhanden, weil es zu meiner Vorstellung werden muß, um von mir gewußt zu werden. Daß die Vorstellung als etwas vom Ding Verschiedenes in meinem Ich existiere, haben wir ja gerade soeben abgelehnt: die Vorstellung ist selbst das Ding von damals und da draußen. Sind die Dinge dem Ich gegeben, so muß das also mehr bedeuten, als bloß daß sie vorgestellt werden. Das Ich, das meinen Dingvorstellungen gegenübersteht, ist das Stellungnehmende Subjekt, als das ich mich in jedem wirklichen Erlebnis weiß und bethätige. Nur dadurch, daß ich in Bezug auf meine Objekte Stellung nehme, weiß ich von mir als Subjekt; nur dadurch, daß ich die Stellung Objekten gegenüber wähle, haben jene Objekte für mich Wirklichkeit. Diese Akte der Stellungnahme seien als Selbststellungen von den Vorstellungsdingen unterschieden; in aller ursprünglichen Wirklichkeit erlebe ich Selbststellungen gegenüber Objekten. Von zwei Seiten drängen sich Theorien heran, die das Gegebene umdeuten wollen; einerseits gilt es, dem Ich die erlebte Aktualität zu rauben, andererseits aber, dem Objekt die erlebte Beziehung zum Subjekt zu bestreiten.

Das Ich, so will die Theorie mir suggerieren, ist selbst nur ein Vorgestelltes. Das, was der Aussagende mit Ich bezeichnet, findet er vor, wie er die Dinge vorfindet, als Erfahrungsinhalt, und wenn auch dieses Vorgefundene dadurch sich abhebt, daß es regelmäßig neben den Umgebungsvorstellungen erfahren wird, so ist doch prinzipiell die Art des Vorfindens für beide dieselbe. Solch Einwand ist aber, wie wir schon ausführlich erörterten, zu deutlich von der psychologischen Schulung beeinflußt. Gewiß kann ich meinen Körper und die von ihm abhängigen Empfindungen als ein Vorgefundenes erfahren, ja ich kann sogar der Psychologie die Aufgabe stellen, das gesamte Ich so zu betrachten und so zu analysieren, als sei es ein Vorgefundenes, aber lösen kann ich die Aufgabe nur, wenn ich dem wirklichen Ich die psychophysische Persönlichkeit substituiere, den subjektiven Standpunkt des ursprünglichen Erlebnisses mit dem objektiven der Psychologie vertausche, kurz, die Wirklichkeit absichtlich beiseite schiebe. Das wirkliche Ich ist mir kein Wahrgenommenes und kein Vorgefundenes, sondern ist die stellungnehmende Aktualität, von der ich nur durch innere Bethätigung weiß und von der ich deshalb in unvergleichbar anderem Sinne weiß als von den Vorstellungen, an denen mein Ich sich auslebt. Im Vor-

ziehen und Ablehnen, im Lieben und Hassen, im Gebrauchen und Meiden, im Bewundern und Verabscheuen, im Zustreben und Aufgeben, im Beachten und Abwenden, im Bejahen und Verneinen, kurz, in den unendlich mannigfaltig nuancierten Entscheidungen des Wollens und Nichtwollens als freien Akten schafft das Ich sich Realität; wer aber vorgefundene Muskelempfindungen, Organgefühle und ähnliches dafür einsetzt, der mag auf dem richtigen Wege sein, im Dienste der Psychologie eine mitteilbare Beschreibung des objektivierten Vorganges zu gewinnen, aber von der, nicht beschreibbaren, sondern nur erlebbaren, wirklichen Aktualität des Ich ist dann kein Bruchteil zurückgeblieben. Gerade in diesem Punkte darf es keine Zugeständnisse geben. Wer da behauptet, daß er seinen Willen ursprünglich in derselben Art erlebt wie er der Willensobjekte bewußt ist, mit dem ist eine Verständigung für uns grundsätzlich ausgeschlossen; jene ganz eigenartige Form der Wirklichkeit, die sich im Stellungnehmen bekundet, muß für ihn verflüchtigt sein. So wenig sich auch der Inhalt solchen Erlebnisses beschreiben läßt, charakterisieren wenigstens läßt er sich durch jenes Gegensatzverhältnis, das ihm nicht äußerlich anhaftet, sondern durch den Akt selbst gesetzt wird. Das Wollen fordert das Nichtwollen und während ein blau Sinn hat ohne rot, selbst ein schwarz ohne weiß, ein kalt ohne heiß: ein Wollen hat keinen Sinn, wenn es nicht ein Nichtwollen ablehnt, und ein Nichtwollen weist das Wollen zurück. Gerade hierdurch ist alle Subjektfunktion eine Stellungnahme, und was diesen Gegensatz nicht in sich schließt, ist immer nur Objekt.

Aber man soll auch nicht glauben, sich dadurch unserer Ansicht zu nähern, daß man vielleicht die Möglichkeit zugiebt, unser Geistesleben sei Wille, wenn wir zum überempirischen metaphysischen Urgrund vordringen. Von Metaphysik darf nirgends weniger die Rede sein als hier, wo wir die reine Erfahrung suchen. Daß ich in meinem Willen etwas erlebe, das von jedem vorgefundenen Erfahrungsinhalt prinzipiell verschieden ist, das ist die sicherste unmittelbarste Gewißheit und nicht Ergebnis einer metaphysischen Spekulation. Und wir mögen sofort zufügen, daß dasselbe vom Willen der Nebenmenschen gilt. Wer den Mitmenschen empirisch nur als Körper vorzufinden glaubt, in den er durch Analogieschluß psychologische Vorgänge projiziert, der kann allerdings nur im Geiste der Methaphysik zu der Idee gelangen, daß der Andere im Grunde selbst Wille und vielleicht nichts als Wille sei. Nein, es gilt einzusehen, daß uns der Wille des Anderen das Unmittelbarste ist, das

uns empirisch von ihm gegeben ist; wir finden seinen Willen freilich nicht als Wahrnehmbares vor, aber wir erkennen ihn an, wir fühlen ihn mit, wir verstehen ihn und eben deshalb ist er unmittelbar für uns empirisch wirklich, und aller Verkehr von Mensch zu Mensch wird von dieser Erfahrung getragen.

Noch näher liegen die physikkundigen Einwände gegen die Zugehörigkeit der Objekte zum Subjekt. Es ist nicht wahr, lehrt mich mein Wissen, daß die Dinge meiner Umgebung nur insofern Realität haben, als sie Beziehungspunkte meiner Aktualität sind. Das Universum ist mit Dingen erfüllt, die sich immer neu gestalten seit Ewigkeit her, und nur ein winziger Ausschnitt konnte zum Gegenstand meiner Wahrnehmung werden; nicht die Dinge, die ich wahrnehme, sondern alle, die als wahrnehmbar gedacht werden können, bilden die Welt, und selbst in der kleinen Auswahl gegenwärtiger, vergangener, zukünftiger Dinge, die wirklich mir zur Vorstellung werden, ist mir vieles doch nur theoretisch bekannt, ohne mein praktisches Verhalten herauszufordern, ohne also meine Ichsaktualität zu berühren.

Aber gerade hier ist jedes Zugeständnis ein Schritt ab von der Wirklichkeit. Gewiß ist die Wahrnehmung nicht notwendig für das Gegebensein der Objekte; in Zeit und Raum überschreitet der Geist den engen Kreis des Wahrgenommenen, aber auch dann sind es doch stets nur vereinzelte Dinge, die, über Vergangenheit und Zukunft verstreut, auftauchen und verschwinden. Daß die Objekte, die in unseren Geist sprunghaft eintreten, auch schon vorher existierten und daß die Dinge, die aus dem Geist entschwinden, später nicht ihre Existenz einbüßen, das ist schon für den ersten Ansatz naturwissenschaftlicher Betrachtung selbstverständlich. Nur darauf kommt es an, ob dieses „früher“ und „später“, das für die Zeitlage der Objekte gilt, wirklich von vornherein sich auch auf das Verhältnis der Objekte zum Denkakt des Subjektes bezieht oder ob nicht die Frage, was vor und nach den Gedanken an das Objekt liegt, zunächst sinnlos ist, weil der Subjektsakt als solcher kein Prozeß in der Zeit ist. Und in engem Zusammenhang damit fragt es sich, ob solche objektivierende Betrachtung, die das Sein der Dinge ohne Beziehung zum Subjekt erfaßt, wirklich in der ursprünglichen Realität gemeint ist. Nicht was die Dinge sind, sondern wie sie für uns in Betracht kommen, erfüllt unser Erlebnis; nicht die Existenz, sondern der Wert der Dinge ist der Ausgangspunkt. Ob der Geist sich dem Wahrgenommenen zuwendet oder abwendet, es als Schranke oder

als Hilfsmittel betrachtet, ob er Gedachtes schafft oder vernichtet, das Willensinteresse, die Zweckstellung, die Bewertung trägt die Wirklichkeit. Wieder handelt es sich ja nicht um die metaphysische Behauptung, daß der Wille die Objekte geschaffen hat, sondern nur um die empirische, daß wir im Erlebnis Objekte nur als Objekte der Stellungnahme finden. An den Dingen in Zeit und Raum, den nahen und fernen, den deutlichen und den verschwommenen, den bestimmten und den unbestimmten, den besonderen und den allgemeinen, den vereinzelten und den aneinandergereihten, an allen strebt der Geist Zielen zu, und zum Erlebnis wird kein Gedachtes, das nicht bestimmt ist, erwählt oder überwunden zu werden. Und füllen wir die Lücken der gegebenen Welt mit wahrnehmbar gedachten Objekten, bejahen wir die Wirklichkeit der Dinge, auch wenn wir sie losgelöst vom Subjekt denken und suchen wir gesetzmäßige Zusammenhänge dieser Welt eines objektiven Seins, so sind das alles doch auch nur Gedankendinge, die aus der bewertenden Stellungnahme des praktischen Ich hervorgehen. Eine Welt von wertfreien Objekten zu denken, ist dem frei entscheidenden Subjekt wertvoll, und dieser bewertete Gedanke ist deshalb giltig: die Dinge sind; aber auch hier ist der Begriff vom wertfreien Ding selbst ein bewertetes Objekt. Logisch primär bleibt diese Welt der Werte, in der es kein Sein, sondern nur ein Gelten, kein Werden, sondern nur Aktualität, kein Vorfinden, sondern nur ein Anerkennen oder Verwerfen, kein passives Wahrnehmen, sondern nur teilnehmendes Erleben, kein Physisches und Psychisches, sondern nur stellungnehmende Subjekte und ihnen zugehörige Objekte giebt und wo das Ziel des Lebens nicht physische oder psychische Inhalte sind, sondern das Auswirken freier Bewertung.

In dieser wahren Welt, in der alle Realität auf der Beziehung zum aktuellen Subjekt beruht, treten uns auch Menschen gegenüber, die mannigfaltige Bewegungen, hörbare Laute, sichtbare Zeichen hervorbringen. Aber was sie durch Gesten oder gesprochene, geschriebene, gedruckte Worte darbieten, ist uns nicht Sehobjekt und nicht Hörobjekt, sondern Aufforderung, die erfüllt oder abgelehnt, Behauptung, die anerkannt oder bestritten werden muß, und treten wir selbst mit Aussagen den andern gegenüber, so sind es wieder nicht Lautobjekte, auf die wir hinzielen, sondern Urteile, für die wir Anerkennung fordern. Ein abgeleitetes Wissen versucht uns nun auch diesen Thatbestand umzudeuten. Nur jene wahrnehmbaren, äußeren Vorgänge sollen wirklich der Erfahrung zugehören, das aber, was jene Vorgänge der Mitmenschen meinen und bedeuten,

soll ich nur hypothetisch nach Analogie der Selbsterfahrung hinzu ergänzen. Einerseits also sollen die eignen Körperprozesse und di Körperprozesse der Mitmenschen vorgefunden werden, andererseit subjektive Erlebnisse in Beziehung zu diesen Vorgängen am eigne Körper; es entsteht der durch mich nicht verifizierbare, vielleich richtige, vielleicht falsche Schluß, daß auch den fremden mechanische Vorgängen ein Amechanisches, ein subjektives Erlebnis entsprech Aber alles das ist schon wieder naturwissenschaftlich-psychologisc konstruiert und nur dann richtig, wenn vorausgesetzt ist, daß nu das Vorgefundene, das Seiende Realität hat und die Beziehung zu wahrnehmenden Ich, nicht die zur Aktualität ursprünglich gülti ist. Für die Psychologie ist es ja selbstverständlich, daß wir nu von unserem eignen Seelenleben unmittelbare Kenntnis haben, di psychologischen Vorgänge der fremden Seele aber nur mittelbar be kannt sind. In der ursprünglichen Wirklichkeit ist aber von einer psychologischen Vorgang in dem Mitmenschen garnicht die Red nur die Bedeutung, der Sinn, die Forderung der mitmenschliche Bewegung und Äußerung kommt in Frage. In der Welt der Wahr nehmung mag diese Bedeutung eine Hypothese sein, in der Wel der Bewertung aber ist sie so ursprüngliche gewisse unvermittelt Wirklichkeit wie irgend ein Reales, das wir kennen. Wie wi psychogenetisch dazu kommen, die Stellungnahme des andern i seiner Behauptung und Forderung zu verstehn, davon wissen wir ir Erlebnis selbst nicht das geringste; was wir darüber feststeller bleibt Ergänzung zur Wirklichkeit, die Wirklichkeit selbst abe sagt uns nur, daß wir thatsächlich die fremden Aussagen verstehn und nur was wir verstehn, als Aussagen betrachten. Und nicht etwa daß wir fremde Persönlichkeiten wahrnehmen und nun ihre Be wegungen, weil es die Äußerungen von Personen sind, zu deuten un auszulegen suchen; wir verstehen im Gegenteil zunächst unter Persön lichkeiten nichts anderes als eben die Subjekte der Behauptunge und Forderungen, die mit ihrem Sinn sich unmittelbar an uns wende Die Psychologie mag in sozialpsychologischer Untersuchung feststeller wie die Bewußtseinsinhalte verschiedener psychophysischer Individue Einfluß auf einander gewinnen und wie die physischen Vorgäng stets die Vermittlung dabei übernehmen; in der beschreibbaren Wel der Wahrnehmungen ist das in der That die einzig mögliche Form die Beziehungen der Persönlichkeiten darzustellen. In der Wel der Bewertungen aber handelt es sich nicht um psychophysisch Individuen, sondern um stellungnehmende Subjekte, die einande

nicht vorfinden, sondern anerkennen und nicht erst durch physische Zwischenglieder von einander wissen, sondern die fremde Aussage unmittelbar als Zumutung, als Urteil, als Subjektsakt erleben. Im Erfassen des Sinnes liegt also nichts Hypothetisches; ist irgend etwas mir als Wirklichkeit gegeben, so ist es die amechanische Bedeutung der fremden Aussagen, zu denen ich Stellung nehme; daß sie auch mechanisch existieren, ist erst nachträgliche Einsicht.

So steht mein Ich in gleicher Unmittelbarkeit den über Raum und Zeit verstreuten Objekten und den aussagenden, keiner räumlich-zeitlichen Differenzierung unterworfenen, Subjekten gegenüber und wirkt auf letztere selbst durch Aussagen ein, erwartend, daß jene mich verstehen können, meiner Denkaufforderung folgen können, meine Gründe würdigen können. Aber auch diese Erwartung, die unser ganzes Geistesleben trägt, bezieht sich wieder nicht auf physikalische oder psychologische Thatsachen, sondern auf die Aktualität der Subjekte. Nicht auf die empirische Übereinstimmung meiner psychologischen Vorstellungen mit den Vorstellungen anderer kommt es mir an, wenn ich ein Urteil als ein allgemein gültiges behaupte, sondern ich meine seine Gültigkeit überhaupt nur für diejenigen, für welche meine Objekte ebenfalls Wirklichkeit haben, meine Aufforderungen, Objekte zu vereinigen, vollziehbar sind und meine Denkübergänge ebenfalls notwendig sind. Indem ich aussage, setze ich also schon voraus, daß für andere Subjekte dieselbe Objektwelt und dieselbe Bindung des bejahenden Willens gültig sei. Daß alle diejenigen, für welche wir aussagen, dieselbe Welt in Raum und Zeit sich gegenüber finden, ist keine physikalische Lehre, und daß alle dieselbe Logik haben, ist keine psychologische Entdeckung; Physik und Psychologie ruhen vielmehr selbst auf dieser erkenntnistheoretischen Voraussetzung. Auch der geistige Verkehr weist somit in der ursprünglichen Wirklichkeit nicht auf eine wahrnehmbare vorgefundene Welt, sondern in jeder Regung zunächst lediglich auf eine Welt der Forderungen, der Anerkennungen, der Bewertungen. Nicht vorgefundene Thatsachen und daraus abgeleitete Kausalgesetze sind die Wirklichkeit, sondern Zielsetzungen und Postulate stehen am Anfang, und Thatsachen wie Gesetze müssen sich selbst dieser teleologischen Wirklichkeit einordnen, oder, um Lotzes Wort zu gebrauchen, wir müssen „in dem, was sein soll, den Grund dessen suchen, was ist.“

2. Die Loslösung des Objekts vom Subjekt.

Die Psychologie will eine beschreibende und erklärende Wissenschaft sein; sie muß als ihren Gegenstand also vorfindbare, in sich bestimmte und somit unabhängige Objekte verlangen und voraussetzen. Die Wirklichkeit bietet nur abhängige Objekte der Stellungnahme und Akte, die wir verstehen und würdigen; die Psychologie — und dasselbe gilt von der Physik — kann es mit der logisch primären wirklichen Erfahrung also gar nicht zu thun haben. Psychologie und Physik sind somit erst dann möglich, wenn das wirkliche Erlebnis verlassen und ein Abstraktionsprodukt gewonnen ist.

Das psychologische und physikalische Denken bleibt natürlich selbst ein Erlebnis, es ist selbst ein Teil der Wirklichkeit, es ist selbst eine Stellungnahme, eine Handlung des Subjekts, und der psychologische oder physikalische Gedanke bleibt als solcher selbst ein abhängiges bewertetes Objekt. Von allen Thathandlungen des Subjekts ist aber keine folgenreicher und bedeutsamer als die Bewertung des Gedankens, der das Objekt von der subjektiven Aktualität loslöst und es dadurch beschreibbar und erklärbar macht. Erst hierdurch tritt aus dem System der Werte und Willensakte eine schlechthin nur wahrnehmbare Mannigfaltigkeit hervor; die unabhängigen wertfreien bestimmbaren Objekte gewinnen dadurch logische Bedeutung, und, wenn auch die Fragen der Terminologie nur sekundär sind, so mag es doch vielleicht nicht zu gewagt erscheinen, wenn wir behaupten, daß erst in dieser vom stellungnehmenden Subjekt abgelösten Form die Welt mit dem Urteilsprädikat der Existenz verbunden werden kann. Die wirklichen Objekte sind gültig und wertvoll, die abgelösten Objekte, die physischen und die psychischen, „existieren." Dabei kommt die Handlung, die das physische und psychische Objektsein begründet, für uns hier natürlich nicht als psychophysischer Prozeß in Betracht, sondern als logisches Mittel. Es muß uns logisch wertvoll sein, die Welt als wertfrei zu denken, und unser freier Wille entscheidet, daß wir die ursprünglich als Willensmotiv erlebte Wirklichkeit in ein Universum verwandeln, in dem wir selbst nur ein winziger unfreier Teil und unser Wille ein notwendig ablaufender Vorgang ist.

Es wäre irreführend, wenn wir von vornherein sagen wollten, das logische Ziel dieser Ablösung sei ein Erkennen des Objektes, wie es wirklich an sich ist, ohne jede Beziehung zu uns, den Aus-

sagenden. Alle Beziehungen zum aktuellen Ich mögen aufgehoben gedacht werden, aber von der Beziehung zum erfahrenden Ich zu abstrahieren, ist unmöglich, wenn das Objekt überhaupt noch Realität behalten soll; Objekte existieren gerade dadurch, daß sie zu den Erfahrungen der Subjekte gehören. Durch das Erfahrenwerden kommt nichts zum wahrnehmbaren Objekt hinzu, sondern umgekehrt, das Erfahrenwerden ist der letzte Rest seiner wirklichen Beziehungen zum Subjekt, jener Rest, der nicht aufgehoben werden kann, ohne das Objekt selbst aufzuheben. Das erfahrende Subjekt ist das wirkliche Subjekt, sobald von seiner Aktualität abstrahiert wird. Ein Objekt, das an sich ist, in dem Sinne, daß es überhaupt keine Beziehung zu uns hat, kann mithin unter keinem Gesichtspunkte in Frage kommen; auch das nur erfahrene Naturobjekt bleibt doch stets ein Ding für uns im Sinne der Wahrnehmbarkeit.

Aber noch in anderer Richtung kann es mißverstanden werden, wenn wir das Ziel im Erkennen des Objektes suchen. Die Welt hat Wirklichkeit ja zunächst nur insofern, als sie für uns als wollende Subjekte gültig ist; jenseits dieser unmittelbar gegebenen Beziehung zum Ich liegt also keine ursprüngliche Realität. In dem Erlebnis ist die gegenwärtige Wirklichkeit erschöpft und kein unerfaßter Rest bleibt übrig. Der erlebten Realität gegenüber kann das Erkennen mithin schlechthin nichts andres sein als ein Anerkennen, und wenn wir das wirkliche Objekt zerlegen, zerfasern, zerpulvern, so schaffen wir wohl neue Wirklichkeiten, aber das zuerst gegebene wirkliche Ding ist dadurch nicht besser erkannt und über seine reale Beschaffenheit ward nichts neues erfahren, denn die Wirklichkeit war eben das ganze Ding und nicht ein Faserbündel oder ein Pulverhaufen. Und sofort sei hinzugefügt, was gemeinhin noch leichter übersehen wird, daß, wie die äußere Manipulation am physikalischen Gegenstand nicht zu einer tieferen Erfassung des wirklichen Dinges, sondern nur zur Schaffung neuer Wirklichkeiten führt, in genau gleicher Weise auch die psychologische Analyse der Vorstellung nur zu immer neuen Realitäten führt, ohne das ursprünglich Erlebte selbst tiefer zu erkennen. Wenn die Aufmerksamkeit bald diese, bald jene Seite der Vorstellung heraushebt und so das Einheitliche zerlegt, so schafft sie nur neue und immer neue Gebilde. Ob diese Neuschaffung Wert besitzt, muß somit vollkommen von dem Ziel abhängen, das wir zu erreichen suchen, und wenn wir das Ziel einfach als Erkenntnis bezeichnen, so wird alles davon abhängen, was wir unter Erkenntnis verstehen wollen. Wenn wir unter Er-

kennen die Gewinnung logisch wertvoller Bearbeitungen der Wirklichkeit verstehen, und so als Erkenntnisziel vielleicht die Herausarbeitung des schlechthin Beharrenden oder des stets Gültigen oder des die Erwartung der zukünftigen Objekte Bestimmenden oder irgend eines sonstigen für die Denkhandlungen wichtigen Abstraktionsproduktes verstehen, so würde auch die Loslösung und die Zerteilung des Objektes ein Erkennen des Objektes vermitteln. Wenn wir aber wähnen, unter Erkennen in naiver Weise die Gewinnung einer Auffassung verstehen zu müssen, die dem unmittelbar Erlebten an Wirklichkeitsgehalt überlegen ist, so dürften wir in der Zerlegung der Objekte in ihre Teile, also in der Schaffung neuer und neuer Wirklichkeiten an Stelle der alten, keinen Fortschritt sehen und müßten die Ablösung des Objektes vom Subjekt geradezu als Rückschritt betrachten, da wir uns von der Wirklichkeit damit grundsätzlich entfernen. Nachdem wir aber einmal erkannt haben, daß die reine Erfahrung nicht aus Vorstellungen in uns besteht, die auf transpsychische verborgene Realitäten hinweisen, nachdem wir alle Transscendenz unserer ursprünglichen Erfahrung abgewiesen und uns von jeder Introjektion frei gemacht, kann es nun aber keinem Zweifel unterliegen, daß für uns nur der erstere Erkenntnisbegriff Sinn behält und für den zweiten nirgends Raum ist. Erkenntnis ist logisch wertvolle Bearbeitung der Wirklichkeit und wahr ist, was solcher Erkenntnis zugehört.

Das vom Subjekt losgelöste Objekt, mit dem es die beschreibenden und erklärenden Wissenschaften zu thun haben, ist ein Unwirkliches. Das bedeutet natürlich nicht, daß es eine willkürliche Erfindung, ein Märchen der wissenschaftlichen Phantasie ist. Der Objekterforscher ist durch die Wirklichkeit nicht weniger gebunden als der Historiker etwa, der von den ursprünglichen Willenssubjekten und Willensobjekten berichtet, und doch spricht nur dieser von einem Wirklichen, während jener ein unwirkliches Ablösungsprodukt behandelt. Ist der Weg, der zu dem Unwirklichen führt, für jedes logische Subjekt, das dem gleichem Ziel zustrebt, notwendig, so ist das Ergebnis nicht weniger wahr als dasjenige, das sich auf die Wollungen bezieht.

Und noch ein anderes schließlich sei nicht mißverstanden. Daß wir das Objekt vom Subjekt loslösen, betrachten wir als Vorbedingung der erklärenden Wissenschaften. Man hat dem gegenüber eingewandt, daß wir es in jeder einzigen Wissenschaft mit Objekten zu thun haben; es liegt im Wesen der wissenschaftlichen Betrachtung,

jegliches zum Objekt zu machen. Nun ist das ja zweifellos richtig, daß jedes Urteilen sich auf Objekte erstreckt; der Erkennende stellt sich dem Bejahten oder Verneinten gegenüber: ein bloßes Mitfühlen und Verstehen ist Funktion des praktischen Lebens, aber nicht der Wissenschaft. Das bejahte oder verneinte Objekt im wissenschaftlichen Urteil ist aber stets das Verhältnis zwischen zwei Begriffen, deren logische Inhalte in gewissen Urteilen selbst Objekte, in anderen Urteilen dagegen Subjektsakte und Werte sind. Die unmittelbare Erfassung des Subjekts und seiner Werte ist in der That niemals Wissenschaft; die das Subjekt umfassenden Begriffe können aber sehr wohl Gegenstand der Wissenschaft sein, und in diesem Sinne hat es zwar jedes erkennende Urteil mit Objekten, aber nicht mit Begriffen von Objekten zu thun. Deshalb kann es denn auch sehr wohl Besonderheit der physikalischen und psychologischen Wissenschaften sein, daß sie im Gegensatz zu anderen Wissenschaften von Objekten handeln.

Das logisch nächste Erkenntnisziel für die Loslösung des Objekts vom Subjekt ist die Bestimmung des Nochnichtwirklichen, die Erfassung des Einzelnen im Zusammenhange mit dem zu Erwartenden. In der Beziehung zu dem, was noch erst wirklich werden soll, und das als ein Zukünftiges erhofft oder gefürchtet, gewollt oder nicht gewollt wird, liegt die Fülle und der Antrieb unseres Lebens. Das erlebte Wirkliche ist dem aktuellen Ich vor allem Motiv zum Gestalten neuer Wirklichkeiten, und unsrer Persönlichkeit wäre der beste Sinn geraubt, wenn wir nur zuschauend einem Getriebe zublickten, das immer neues hervortreibt, ohne dass wir selbst die werdende Wirklichkeit beeinflussen könnten. Das Erlebnis, das wir erwarten — und nichts anderes nennen wir die Zukunft — ist durch das gegenwärtige Erlebnis und durch unsere Stellungnahme bestimmt, und da alles Wirken sich auf das Zukünftige bezieht, so ist unser wirkliches Leben stets ein Ineinandergehn beider Geltungsrealitäten; dem Dasein fehlte die Pflicht oder der Pflicht fehlte der Schaffenskreis, wenn das eine ohne das andre bliebe. In jedem Akt, in dem wir über das schon Wirkliche hinausstreben, erkennen wir beides an; nie sind wir blosse Zuschauer, als wäre die Welt ein Vorgefundenes, das unserem Einfluss entzogen ist, und nie wahrhafte Schöpfer, deren Willensziel aus sich selbst heraus Wirklichkeit wird, ohne Beziehung zum gegenwärtigen Erlebnis. Was aber so im wirklichen Leben untrennbar vereint ist, kann und muss im Dienst dieses Lebens ein subjektiver Urteilsakt auseinanderhalten; die Zielsetzung des Subjekts

kann sich nur dann zweckmässig den Erwartungen anpassen, die das Objekt anregt, wenn diese Erwartungen als ein gesondertes Erlebnis aufgefasst und anerkannt werden können.

Die Zielsetzung des Subjektes macht es also notwendig, zu beachten, welche Erwartung auf die zukünftige Wirklichkeit berechtigt wäre, wenn das Subjekt, selbst unthätig, die Zukunft herankommen lassen müßte und nur die gegenwärtigen Erlebnisse, nicht aber die eigenen Akte und Pflichten uns in unserer Zukunftsaussicht bestimmten. Diese Hervorhebung der vom Objekt allein angeregten Erwartung neuer Wirklichkeiten ist durchaus eine Abstraktion, denn sie verneint geradezu den subjektiven Faktor der Zukunftsgestaltung, von dem das wirkliche Leben nicht absehen kann; aber diese Abstraktion ist von unvergleichlichem Wert, um dem Subjekt die Abmessung seiner eigenen Aktivität zu ermöglichen, und so wird diese Betrachtung des Objektes unter dem Gesichtspunkte, was es denn für sich allein bezüglich der kommenden Erlebnisse erwarten lasse, zu einem freien Akt des Subjektes, der sich in das System seiner Zwecksetzungen notwendig einfügt.

Die Aufgabe, die sich das Subjekt setzt, wäre somit zunächst, zu bestimmen, welche Wirklichkeit erwartet werden darf, wenn nur das gegenwärtige Erlebnis die Erwartung bestimmt; das Subjekt ist dadurch zum einflußlosen, passiven Zuschauer geworden, dem das Erlebte nicht mehr als Objekt der Selbststellung, des Wollens, der Bewertung gegenübersteht, sondern lediglich zum Erfahrenen, Wahrgenommenen, Vorgefundenen geworden ist. Das nur Erfahrbare bezeichnet das Subjekt als seiend; die Aufgabe ist also, festzustellen, wie die gegenwärtigen seienden Objekte die Erwartung zukünftiger seiender Objekte berechtigt machen. Eine Auffassung der Erlebnisse, bei der von der Beziehung der Objekte zum aktuellen Subjekt abstrahiert wird, läßt sich als „objektivierend" bezeichnen, während das Festhalten der ursprünglichen Wirklichkeit, in der das Objekt nicht als seiend, sondern als geltend, nicht als erfahrbar, sondern als bewertbar in Frage kommt, füglich als „subjektivierende" Auffassung bezeichnet werden kann. Die Objektivierung der Wirklichkeit ist somit ein abstrahierender Subjektsakt, dessen Ziel es ist, die im gegenwärtigen Erlebnis begründete Erwartung künftiger Objekterlebnisse zu bestimmen. Das Gegenwärtige ist aber selbst die Zukunft der Vergangenheit, in der objektivierenden Auffassung muß das Gegenwärtige also nicht nur zum Bestimmungsgrund des Nochnichtwirklichen, sondern auch zum Bestimmungsergebnis des Nicht-

mehrwirklichen werden. Das Gegenwärtige ist dadurch zum Durchgangspunkt von der Vergangenheit zur Zukunft geworden; sein eigentliches Wesen ruht jetzt darin, daß es in einen in sich geschlossenen Zusammenhang eingefügt ist, daß es erwartet werden konnte und Erwartungen berechtigt macht, daß es bewirkt ist und selbst bewirkt. Die Beziehungen des Objektes zum Subjekt können in der objektivierenden Auffassung unberücksichtigt bleiben, denn sie sind auf die Thatsache des bloßen Erfahrenwerdens reduziert, das selbst keiner Variation fähig ist und zur stillschweigend anerkannten Voraussetzung für die Existenz der Objekte geworden ist. Dafür aber ist die Beziehung der Objekte zu anderen Objekten hervorgetreten, und dieser Beziehung bewußt zu werden, ist der Sinn jener abstrahierenden Betrachtung. Diesem Erklären ordnet sich aber das Beschreiben, also das Festhalten im Dienst der Mitteilung unter, da das Herausarbeiten einer gewollten Zukunft von der Zusammenwirkung aller in seelischer Gemeinschaft stehenden Subjekte abhängig ist. Die Bemühung, das Seiende festzuhalten, paßt sich somit aufs genaueste dem Versuch der Erklärung an, und je mehr solche Beschreibung auf die Ermöglichung der Erklärung abzielt, desto mehr nähert sie sich dem logischen Ziel der „Erkenntnis". In der Sphäre der Objektivierung ist daher die einzig mögliche Voraussetzung, daß alle Wirklichkeit aus seienden Objekten besteht, die einander hervorrufen, ohne Werte und ohne Ziele; jede Anerkennung einer Bewertung oder einer Realität, welche gültig aber nicht seiend ist, hebt die objektivierende Betrachtung schon auf, deren wertvolles Ziel ja nur dann erreicht werden konnte, wenn von der Subjektsfunktion abstrahiert worden war. Für den objektivierenden Standpunkt könnte der Anteil des Subjektes somit erst dann Realität gewinnen, wenn die Aktualität selbst in ein System seiender Vorgänge umgedeutet ist; und die Gestaltung des Zukünftigen, das in der wirklichen Welt vom Zusammenwirken des geltenden Objektes und des stellungnehmenden Subjektes abhing, muß in der nur erfahrbar gedachten Welt schlechthin aus dem Seienden hervorgehen, so daß alles Wollen, Erwarten, Streben selbst zu einem Bündel seiender Objekte wird.

Weder der objektivierende noch der subjektivierende Standpunkt gewährt an sich schon eine Wissenschaft. Subjektivierend ist schon der naive Standpunkt des wirklichen praktischen Lebens; und, vor jeglicher Wissenschaft, ist der objektivierende Standpunkt jedesmal erreicht, wenn wir ein Objekt als seiend betrachten, und es in einen

vom Subjekt unabhängigen Zusammenhang seiender Dinge eingeordn
denken. Von beiden Standpunkten aus ist Wahrheit zu erreiche
von beiden Standpunkten aus sind mitteilbare Urteile zu gewinne
die logisch wertvoll sind und die zu Wissenschaften systematisie
werden können. Die subjektivierenden und die objektivierend
Wissenschaften haben somit keine sachlich verschiedenen Objek
zur Bearbeitung, sondern dieselben nur in verschiedener Zusamme
hangsbeziehung; das Objekt kommt einmal in Frage, wie es m
vorangehenden und nachfolgenden Objekten zusammenhängt, und d
andere Mal, wie es in ursprünglicher Wirklichkeit mit dem akt
ellen Subjekt zusammenhängt. Diejenigen Merkmale, durch die d
Objekt für das wollende Subjekt gültig ist, sind seine Werte, di
jenigen Merkmale, durch die es die Erwartung kommender Objek
bestimmt, sind seine Bestandteile. Die Werte und die Elemen
der Welt, die Bedeutung und die Konstitution der Welt, der Si
und das Sein der Welt bilden den Gegensatz der subjektivierend
und der objektivierenden Wissenschaften; die Welt ist aber für bei
dieselbe und der Gegensatz hat nicht das geringste mit der Unt
scheidung des Physischen und Psychischen zu thun. Für die su
jektivierenden Wissenschaften ist das Objekt, das dem aktuell
Subjekt gegenübersteht, garnicht in Physisches und Psychisch
zerspalten, und für die objektivierenden Wissenschaften ist d
Psychische geradeso Gegenstand wie das Physische.

Beide Wissenschaftsgruppen streben nach Erkenntnis, aber beid
ist Erkenntnis nicht eine subjektive Abbildung eines dem Subj
nicht gegebenen Dinges, sondern eine wertvolle Bearbeitung des G
gebenen. Beide Erkenntnisarten dienen dem wirklichen Leben, de
das Leben fordert, die wahrhaft erlebte Wirklichkeit zu erkenn
Menschenwollungen und Menschenwerte zu verstehen und zu würdig
wie wir es beim Subjektivieren thun, und doch andererseits au
alles anzuerkennen, was die Gestaltung der zukünftigen Wirklichk
erwarten läßt, die Schranken und die Hilfsmittel, wie wir es dur
das Objektivieren anstreben. Das drückt die Wissenschaft nic
zum trivialen Baconischen Nützlichkeitsstandpunkt herab, und d
Umstand, daß historisch alle Wissenschaften aus praktischen V
richtungen ihren Ursprung nahmen, hat keine erkenntnistheoretisc
Bedeutung. Entscheidend ist, daß es nicht der praktische Vort
der psychophysischen Persönlichkeit ist, der den logischen Erken
nisakt bestimmt, sondern das Streben des wirklichen aktuellen Su
jektes bei voller Durchführung seiner Pflichten. Am Anfang ste

kein nur erfahrendes Subjekt, dem ein „du sollst erkennen“ die ursprüngliche Pflicht ist, sondern die Wirklichkeit des wollenden Subjektes ist erfüllt von Lebensaufgaben, in denen das Streben nach Erkenntnis selbst wieder einem allgemeinen teleologischen Zusammenhange eingefügt ist.

Seien wir uns auch darüber klar, daß nicht nur dieses Streben nach Erkenntnis, sondern auch seine Erfüllung sich völlig in den einheitlichen teleologischen Lebenszusammenhang einfügt. Auch wenn die Erkenntnis gewonnen ist, wenn das gegenwärtige Objekt als Ursache bestimmter künftiger Wirkungen erkannt ist und die Handlung dem entsprechend abgeändert wird, auch dann noch hat diese für die Wissenschaft nötige begriffliche Zerlegung in Subjekt, gegenwärtiges Objekt und zukünftiges Objekt für das wirkliche Leben durchaus nicht die Wirkung, das einheitliche Erlebnis zu zerspalten. Die Erkenntnistheorie als Wissenschaft muß ja sofort mit solchen Zerlegungen beginnen, die davon ausgehen, das Willensobjekt dem aktuellen Subjekt gegenüberzustellen; herausgelöst ist offenbar auch dieser Gegensatz aus einem einzigen unteilbaren Lebensinhalt. Wenn wir ihn in Subjekt und Objekt zerteilen, so lösen wir als Subjekt das heraus, was jenen einzigartigen Charakter des Antithetischen hat. Wir können, wie wir sahen, auf keine andere Wesenheit des Subjektes hinweisen, als eben auf diese innere Beziehung seiner Akte zu ihren Gegensätzen. Alles Wollen ist ein Zurückweisen des Nichtwollens, das Bejahen wäre sinnlos, wenn es kein Verneinen gäbe, und das Verneinen will das Bejahen ausschließen, kurz der Willensfaktor im Erlebnis ist jener Anteil, der den Gegensatz notwendig verlangt und gerade in seiner Entscheidung zwischen Gegensätzen liegt der Sinn der Subjektbehauptung. Objekt dagegen ist der Wirklichkeitsfaktor, der keinen Gegensatz einschließt. Und wenn wir dann des weiteren das Objekt in die Ursache und Wirkung zerlegen, so sind auch diese beiden in jedem einzigen Stadium der Kausalerkenntnis gemeinsam als ein wirkliches Objekt gegeben, denn wir haben immer betont, daß die sinnliche Wahrnehmung erkenntnistheoretisch nicht anders dasteht, als die Erinnerung oder die Erwartung. Sind wir überzeugt, daß das Erwartete bestimmt eintritt, so hat das erwartete Objekt für uns denselben Wirklichkeitsgehalt wie das wahrgenommene gegenwärtige Objekt; ist ein Zweifel oder die Hoffnung auf eine Abwendung möglich, so hat das als zukünftig Gedachte jenen verringerten Wirklichkeitswert, den auch die Wahrnehmung hat, wenn wir nicht gewiß sind, ob

wir wirklich wahrnehmen, was wir wahrzunehmen glauben, etwa nicht wissen, ob wir im Halbdunkel ferne einen Menschen oder einen Baumstamm sehen. Ungewiß und lückenhaft mag unsere Wahrnehmung wie unsere Erwartung sein, aber wenn auch die Gewißheitschancen für die Wahrnehmung viel günstiger sein mögen als für die Erwartung, in unserem Erlebnis und in unserer Handlung ist das sicher oder unsicher Erwartete uns doch ebenso unmittelbar gegeben wie das Gegenwärtige, und unsere Bejahung, unser Wollen bezieht sich auf beide als Gesamtobjekt in einem Akte. Die Wirkungen, die das Werkzeug hervorbringt, die Folgen, die aus der Benutzung eines Dinges entspringen, sofern ich sie kenne, sind sie selbst Objekt meiner Stellungnahme. Ich will nicht das wahrgenommene Objekt allein, wie es sich der sinnlichen Wahrnehmung darbietet, und hefte ein theoretisches Wissen von seinen Folgen daran, sondern ich ergreife es nur, wenn ich das wahrgenommene Objekt und die dazu gehörige Zukunftswirkung als einen einzigen Objektkomplex bejahe. Und das gilt von der Handhabung des Hausgerätes, der Kleidung, der Nahrung bis hinauf zu den kompliziertesten wissenschaftlichen Instrumenten und Büchern.

Daß dieser chemische Stoff bestimmte Wirkungen im Organismus hervorruft, mag erst durch wissenschaftliche Forschung zu ermitteln sein und den meisten Menschen unbekannt bleiben; sobald ich es aber erst einmal weiß, so ist der erwartete Effekt ein Objekt, das mit dem wahrgenommenen Objekt zu einer Einheit verschmilzt, so daß ich mein Handeln auf beide zusammen richte, oder richtiger, in jedem Stadium meiner Erkenntnis ist Wahrnehmung und Erwartung zunächst eine Einheit, die ich nur logisch sekundär zerlege und als wissenschaftliche Kausalverknüpfung darstelle. Die ursprüngliche Einheit des Erlebnisses ist daher nicht zersprengt, wenn die begrifflichen Loslösungen und Abspaltungen der objektivierenden Wissenschaften einsetzen; es ist nur eine Vertiefung und Bereicherung des Erlebnisses. Wir mögen die entwickeltste begriffliche Trennung vollzogen haben und die Objekte in den Urteilen unvereinbar zerrissen haben: die Begriffe und Urteile selbst sind deshalb doch unzerteilte Faktoren des Erlebnisses, die von den Wahrnehmungen in der unmittelbaren Erfahrung untrennbar sind und sie mit einem Saum von Auffassungen und Erwartungen umgeben, mit logischen Obertönen, die erst durch Begriffsresonatoren isoliert erkennbar werden. Die durch die Begriffe gedachte Wirklichkeit ist nicht mehr reine Erfahrung; die von solchen Begriffen

erfüllte Wirklichkeit des wissenden Menschen ist aber nicht weniger reine Erfahrung als das begriffsarme Erlebnis des Unwissenden. In einem einzigen Lebenspulsschlag nehmen wir Stellung zum Objekt und erkennen im Objekt ein Gegenwärtiges und ein Erwartetes an. Diejenigen Wissenschaften aber, die begrifflich von unserem Wollen handeln, müssen als subjektivierende Wissenschaften von den anderen Disziplinen abrücken, die von den Beziehungen des gegenwärtigen zum erwarteten Objekt berichten.

Wo steht in diesem System der Wissenschaften die Psychologie? Sie hat es sicherlich nicht mit dem Bewerten, nicht mit dem subjektivierenden Einleben zu thun wie die historischen und normativen Disziplinen; sie soll — das war unsere Voraussetzung, — beschreiben und erklären wie die Physik. Es giebt also zwei verschiedene Gruppen objektivierender Wissenschaften, die physikalischen und die psychologischen. Die Abspaltung des Objekts vom Subjekt brachte an sich keine Zweiheit der Objekte; das losgelöste Objekt ist zunächst nur von einer Art — noch können wir es weder physisch noch psychisch nennen. Wollen wir den Gegenstand der Psychologie gewinnen, so müssen wir also nun weiter ausschauen, wie es kommt, daß wir im losgelösten Objekt ein Psychisches vom Physischen trennen. Wir werden dabei am zweckmässigsten zunächst von der empirischen Frage ausgehn, wie sich physische und psychische Objekte überhaupt unterscheiden und sobald wir ein prinzipielles Unterscheidungsmerkmal gefunden, werden wir den erkenntnistheoritischen Bedingungen nachspüren, durch die wir genötigt sind, die Scheidung im losgelösten Objekt zu vollziehen.

3. Der Unterschied zwischen psychischen und physischen Objekten.

In der allgemeinsten Klassifikation der Wissenschaften soll die Psychologie ihren Platz neben der Naturwissenschaft in einer gemeinsamen Gruppe finden, in der Gruppe der objektivierenden Disziplinen, und beide zusammen sollen einer anderen Gruppe gegenüberstehn, zu der die Geschichts- und Normwissenschaften gehören. Die Nachbarschaft der Psychologie und der Naturforschung darf aber nicht mißdeutet werden. Es darf vor allem nicht übersehen werden, daß jene logische Beziehung zwischen psychologischer und

physikalischer Forschung nicht das geringste mit dem psychophysischen Zusammenhang zu thun hat und daß die objektivierende Betrachtung des Geisteslebens zunächst gänzlich unabhängig ist von der Frage, ob die psychischen Vorgänge in irgendwelcher Beziehung zum Ablauf der physischen Vorgänge stehen. Die Psychologie muß auch dann objektivierend bleiben, wenn die Vorstellungen der physiologischen Psychologie vollständig abgewiesen werden; wollte sie versuchen, nicht objektivierend zu denken, so würde sie ihr Amt an die normativen oder an die historischen Wissenschaften, vielleicht auch an die Poesie abtreten müssen. Noch weniger kann jene Verkoppelung den Sinn haben, daß wir zum Aristotelischen Standpunkt zurückkehren und das Psychische den Lebensfunktionen des Organismus anreihen wollen. Im Gegenteil, das psychische Objekt wird von dem physischen Objekt aufs schärfste zu trennen sein, nur die Loslösung aller Objekte vom wirklichen aktuellen Subjekt muß vollendet sein, ehe diese Trennung vollziehbar ist, und diese Loslösung muß für beide Objektgruppen gewisse methodologische Gemeinsamkeit in der weiteren Bearbeitung ergeben.

Im wirklichen Erlebnis war solche Trennung nicht gegeben. Dort stand dem stellungnehmenden Subjekt eine Welt von Werten gegenüber, die nicht Vorstellungen in mir und auch nicht physikalische Vorgänge in der Außenwelt waren. Nun lehrt die Physik, die Dinge seien qualitätlose Atome im Raum und die Psychologie fügt hinzu, daß die Vorstellungen von den Dingen als zeitliche Prozesse in unserem Innern ablaufen. Von beidem wissen wir im ursprünglichen Erlebnis nichts, und nicht nur die Objekte sind uns nichts Psychisches, sondern auch das Subjekt hat zunächst nichts mit den psychischen Phänomenen gemein. Wir können von den undifferenzierten Objekten nicht sagen, daß sie sich außerhalb des Subjekts bebefänden und können für die Subjektakte durchaus keine Innerlichkeit in Anspruch nehmen. Das Raumverhältnis ist im Erlebnis ein Verhältnis der Objekte zu einander; die Dinge mögen außerhalb meines Körpers sein, aber mein Körper ist selbst ein Objekt und die Totalität der Objekte ist daher in keinem Sinne außerhalb des Subjekts wie die Kleider außerhalb meines Körpers sind. Das Außensein der Welt dem Subjekt gegenüber bedeutet somit nur, daß die Welt Objekt des Willens ist und den räumlichen Verschiedenheiten entsprechen nur Abstufungen der Willensrichtung, Variationen der Handlungstendenz. In gleicher Weise ist der zeitliche Charakter nur den Objekten, nicht dem Subjekt eigen; die Welt, auf die sich

die Stellungnahme des Subjekts bezieht, erstreckt sich durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und jedes Bruchstück dieser Wirklichkeit kann das Subjekt beschäftigen, aber auch hier liegt das verflossene Objekt nicht zeitlich außerhalb des wirklichen Subjektsaktes, sondern nur außerhalb der gegenwärtigen Objekte. Der Subjektsakt ist zeitlos wirksam und die zeitliche Ordnung der Objekte bezieht sich ihm gegenüber wieder nur auf die Aktualitätstendenz: das vergangene Objekt ist jeder möglichen Willenswirkung entzogen, das gegenwärtige unterliegt der Einwirkung und für das zukünftige kann die Handlung noch vorbereitet werden. Die Welt ist räumlich und zeitlich, die Subjektsakte sind aber weder innerlich noch gegenwärtig.

Die Raumzeitfrage muß uns später noch ausführlich beschäftigen. Hier gilt es nur, darauf hinzuweisen, daß, wenn die Psychologie den physikalischen Dingen draußen eine psychische Innenwelt gegenüberstellt oder den physischen Dingen der Vergangenheit und Zukunft psychische Vorstellungen entgegensetzt, die gegenwärtig sind, auch wenn sie als Erinnerungen und Phantasien ein nicht Gegenwärtiges zum Inhalt haben, daß dann dieser Begriff des Psychischen nicht auf dem Begriff des Subjektiven beruht. Es läge ja nahe, die psychischen Vorgänge der Wahrnehmungen und Vorstellungen dadurch charakterisiert zu denken, daß es sich dabei um Objekte handelt, die nach Art der Subjektsakte mit den für das Subjektive gegebenen Merkmalen vorgestellt werden. Davon kann aber keine Rede sein, denn die Subjektsakte sind eben weder innerlich noch zeitlich, ja sie stehen dem Begriff des Psychischen überhaupt viel ferner als die wirkliche Objektwelt, weil sie erst durch einen viel komplizierteren Prozeß in Objekte umgedeutet werden müssen, um psychologische Phänomene zu werden. Die Vorstellungen und nicht die Selbststellungen sind also die primären psychologischen Gegenstände, und im Umkreis der Objektwelt, zunächst ohne jede Rücksicht auf das Subjekt, müssen wir nach den Merkmalen suchen, durch welche die psychischen von den physischen Objekten unterschieden sind.

Das Problem ist zweifellos nicht gelöst, wenn, wie es heute immer häufiger und zwar mit dem Schein besonderer Vorsicht geschieht, auf die Aufsuchung eines umfassenden positiven oder wenigstens negativen Merkmals der psychischen Phänomene verzichtet wird und statt dessen eine bloße Aufzählung der zu behandelnden Erscheinungen, wie Wahrnehmung, Erinnerung u. s. w. an die Spitze der Psychologie gestellt wird. Solche Aufzählung ist aber

nicht nur deshalb so unbefriedigend, weil sie mangels eines einheitlichen Gesichtspunktes keine Gewähr für Vollständigkeit bieten kann, sondern vor allem weil sie überhaupt keine wirkliche Antwort auf die Grundfrage, was psychisch sei, zu geben vermag. Die Frage ist lediglich vom Ganzen in die Teile verschoben, denn jetzt entsteht aufs neue die Frage, was etwa im Wahrnehmungserlebnis oder in der Erinnerung physisch und was psychisch sei. Wer sich mit solcher psychologischen Inventarisierung begnügt, hat schon die Scheidung von Physischem und Psychischem stillschweigend vollzogen und meint Wahrnehmung, Erinnerung u. s. w. nur insofern, als sie psychologische Vorgänge bezeichnen unter Abstraktion von den wahrgenommenen, erinnerten, vorgestellten physischen Objekten. Gerade diese Scheidung soll in ihrem Wesen, ihren Motiven und ihren Konsequenzen verstanden werden.

Nicht wenige dieser Scheidungsversuche beruhen im letzten Grunde wieder auf unbemerkter Vermischung des Psychischen mit dem Subjektiven, des Physischen mit dem Objektiven. So bleibt auf halbem Wege zunächst eine Auffassung stehen, die nicht selten heute in die erkenntnistheoretischen Debatten hineinspielt. Man erkennt an, daß wir in der Wahrnehmung uns nicht einer Vorstellung in uns im Gegensatz zum Dinge draußen bewußt sind und bestreitet deshalb der Wahrnehmung den psychischen Charakter. Man bezeichnet deshalb die Wahrnehmung als das Physische, dagegen die Erinnerung, die Phantasie, die Abstraktion als das Psychische. Die Inkonsequenz ist da nicht zu verkennen. In genau dem Sinne, in dem das Objekt bei der Wahrnehmung als ein Nichtsubjektives dem Subjekt gegenübersteht, ist auch das Objekt der Erinnerung und Phantasie nicht subjektiv und müßte somit ebenfalls als nicht psychisch behandelt werden; von demjenigen Standpunkte dagegen, von dem aus das vergangene erinnerte Objekt als physisches von der Erinnerungsvorstellung als psychischem getrennt wird, muß auch dem wahrgenommenen physischen Objekt eine psychische Wahrnehmungsvorstellung gegenüberstehen, die etwa in der Hallucination genau so auftritt wie in der wirklichen normalen Wahrnehmung.

Viel konsequenter sind alle diejenigen Anschauungen, welche das eigentliche Wesen des psychischen Objektes in der Zugehörigkeit zu einem beziehenden Ich suchen. Das Bewußtseinssubjekt ist dann also für die Psychologie nicht nur ein formaler Hilfsbegriff, der als konstanter Beziehungspunkt hinzugedacht wird, um die Seinsart der psychischen Objekte im Gegensatz zur Seinsart der physischen zu

verdeutlichen, sondern ein organisierendes Prinzip, welches den Zusammenhang der psychischen Vorgänge ermöglicht und im Selbstbewußtsein sich ihnen gegenüberstellen kann. In den mannigfaltigsten Formen steht die Forderung nach solchem Subjektbegriff an der Schwelle der Psychologie und die verschiedensten Schulen begegnen sich in der Anerkennung seiner prinzipiellen Bedeutung, wie sehr sie auch in Bezug auf den Substanzcharakter eines solchen Subjektes von einander abweichen mögen. Für uns kann es jetzt nicht mehr zweifelhaft sein, daß dieses Subjekt sehr wohl Realität hat, dagegen mit der Psychologie garnichts zu thun haben kann. Hat die Psychologie ebenso wie die Physik es mit den Objekten zu thun, nachdem sie vom aktuellen Ich losgelöst gedacht sind, so bleibt ihr nur ein formales Subjekt als Bedingung der Objektexistenz übrig, ein Subjekt, welches vorfindet und erfährt, aber kein Weg führt zurück zu dem Subjekt, das bezieht und Stellung nimmt und organisiert und verbindet. Jenes vorpsychische stellungnehmende Subjekt steht den physischen Objekten in gleicher Weise gegenüber wie den psychischen und dementsprechend ist auf dem objektivierenden Standpunkt auch der Zusammenhang des Psychischen nicht andersartig als der des Physischen und alle Versuche, den Unterschied auf die Verschiedenheit des Zusammenhangs zurückzuführen, sind verfehlt.

Das Zusammenfließen von Psychischem und Subjektivem ist nun vermieden, sobald das Psychische als Unräumliches dem ausgedehnten Physischen gegenübergestellt wird. Auch die sachlichen Einwendungen gegen solche Scheidung sind nicht berechtigt. Wer dem Physischen etwa den räumlichen Charakter absprechen will, weil die Raumform der Objekte aus dem Wesen des Subjekts hervorgeht, der verwechselt den physikalischen mit dem erkenntnistheoretischen Standpunkt. Ebensowenig aber kann der Raumwert des Physischen durch psychogenetische Betrachtung in Frage gestellt werden; psychologisch mag die Raumvorstellung auf dem Zusammentritt von Elementen beruhen, die an sich noch keine Raumbeziehung enthalten, das räumliche Objekt aber kann nur wieder aus räumlichen Elementen bestehen und die ganze psychogenetische Untersuchung des psychologischen Raumbildes setzt die Wahrheit des Raumbegriffes für die physische Welt schon voraus. Ein erkenntnistheoretischer Trugschluß liegt auch dann zu Grunde, wenn den psychischen Vorstellungen selbst der Raumwert ihrer Objekte beigelegt wird. Weil für das Subjekt nur der vorgestellte Gegenstand Wirklichkeit hat, so soll auch nach der Differenzierung des Objekts in Physisches und Psychisches das

letztere noch alle Merkmale des Ganzen behalten; die psychologische Vorstellung soll draußen im Raum sein, weil das Objekt der Wirklichkeit nicht „in mir" war. Ob die Psychologie das Recht hat, die Vorstellung in das Individuum zu verlegen, ist hier sekundär. Jedenfalls aber besteht die psychische Vorstellung neben ihrem physischen Gegenstand, und ihre Einheit für das erkenntnistheoretische Subjekt ist nicht Identität für die objektivierenden Wissenschaften. Was so für die sichtbaren und tastbaren außerkörperlichen Dinge gilt, muß aber ebenso für die durch Spannungs-, Bewegungs- und Gemeinempfindungen erfahrbaren Vorgänge im eigenen Körper gelten; die Erregung, die in verschiedenen Körperteilen empfunden wird, hat dadurch als psychischer Vorgang noch nicht Ausdehnung gewonnen. Es bleibt also sehr wohl möglich, daß das Physische stets räumlich, das Psychische stets unräumlich ist.

Dennoch kann uns diese Bestimmung zur Definition des Psychischen nicht genügen. Zunächst ist sie nur negativ. Vor allem aber ist sie nicht geeignet, von der Realität des undifferenzierten Objekts wirklich zum psychischen Objekt hinzuführen. Ist die Differenzierung bereits vollzogen, so können wir hinterher feststellen, daß die Wahrnehmung, die Erinnerung, die Phantasievorstellung unräumlich sind, das Wahrgenommene, das Erinnerte, das Ersonnene als ein Räumliches vorgestellt wird. Wenn ich dagegen das gegenwärtige oder das vergangene Wirkliche vom Subjekt losgelöst denke, so kann ich zur Scheidung des einheitlichen Objekts in eine Vorstellung und einen Gegenstand nicht dadurch gelangen, daß ich nur die Raumausdehnung als das Physische heraushebe und den gesamten Rest als Psychisches hinnehme. Das Physische hat zunächst schon Zeitdauer, die an sich auch unräumlich ist. Wer an dem Irrtum festhält, daß die Wirklichkeit von vornherein als eine Welt von physischen und psychischen Objekten gegeben ist, findet in jedem beliebigen Merkmale, das allen Gliedern der einen Gruppe zukommt und allen Gliedern der anderen Gruppe fehlt, ein hinreichendes Kriterium. Uns aber handelt es sich nicht nur um ein Merkmal für die Zwecke der Klassifikation, sondern um eine Definition, welche uns anleitet, aus dem einheitlichen Gegebenen die Doppelheit des Seienden zu entwickeln. Wie wenig aber gerade die Raumbeziehung sich dazu eignet, solche Grundlegung der Psychologie und Physik zu schaffen, geht schon daraus hervor, daß die Psychologie gerade diesen Unterschied der Raumwerte schon an der Schwelle ihrer Untersuchungen wieder aufhebt. Die Vorstellungen werden in den Körper, in das

Gehirn, in die Ganglienzellen verlegt und wenn auch die Vorstellung selbst unräumlich bleibt, so gewinnt sie durch diese Introjektion doch in demselben Sinne Raumwert, in welchem ihr ein Zeitwert zukommt.

Ein positives und zugleich ein das innerste Wesen des Psychischen kennzeichnendes Merkmal scheint sich nun darin zu bieten, daß alles Psychische von einem Ich abhängig ist. Wir müssen uns vergegenwärtigen, in welchem Sinne das zutrifft. Das Psychische ist zunächst nicht abhängig von dem aktuellen, beziehenden, stellungnehmenden Ich; wir sahen, daß die Realitäten erst dann sich in psychische oder physische Objekte umsetzten, wenn jene primäre Abhängigkeit gelöst war. Das Subjekt, von dem alles Psychische der Definition nach abhängig zu denken sein soll, ist aber auch nicht jenes Ich, welches in der Erfahrung als Zentralglied dem sachlichen Gegenglied zugeordnet vorgefunden wird, gleichviel ob wir mit diesem Centralglied nur den Leib oder außerdem auch die Gefühle, den Willen und die gedankenhaften Erlebnisse meinen. Ist es nur im Sinne des psychophysischen Materialismus gedacht, demzufolge jedes Psychische von physiologischen Vorgängen abhängt, so kann die erkenntnistheoretische Bestimmung, was psychisch und was physisch sein soll, nicht auf einer Hypothese beruhen, welche selbst schon das Abzuleitende, den physischen Körper, voraussetzt. Ist aber in voraussetzungsfreierer Weise das gesamte Ichbezeichnete gemeint, so sahen wir schon oben, daß dieses Zentralglied entweder das aktuelle Ich ist, das für uns nicht in Betracht kommen kann, oder aber eine Gruppe von Erfahrungen, die für das vorfindende Subjekt gegenständlich sind. Soll das Psychische von dieser vorgefundenen, konstanten Gruppe in der Erfahrung abhängig sein, so kann das nur heißen, daß diese Gruppe empirische Ursache für Veränderungen des Psychischen sei. Wir sahen aber, daß sie einerseits auch auf das Physische verändernd einwirkt, andererseits dem Psychischen oft einflußlos gegenübersteht.

Das Psychische kann also nicht durch die Abhängigkeit vom stellungnehmenden Ich und nicht durch die Abhängigkeit vom vorgefundenen Ich charakterisiert werden; das entscheidende Subjektverhältnis muß sich somit auf das dritte Ich, das vorfindende Ich beziehen, das nach dem Wegdenken der Aktualität des wirklichen Ichs als Bedingung für die Existenz der Objekte übrig blieb und so gewissermaßen vom aktuellen Ich abgespalten war. Das vorfindende Ich kann aber keinerlei Einfluß ausüben, die Abhängigkeit kann

also nur eine unveränderliche Zugehörigkeit sein. Kein Psychisches ist denkbar, das nicht einem vorfindenden erfahrenden Ich logisch zugehörig ist. Und doch ist auch hier noch kein Ruhepunkt zu finden: erfahrbar, vorfindbar für ein Ich ist ja auch das Physische. Daß alles Psychische einem Ich vorfindbar ist, ist also als Merkmal unzureichend; das Verhältnis verändert sich aber sofort, wenn wir den Schwerpunkt darauf legen, daß alles Psychische immer nur einem Ich und niemals mehreren zugehört. In dem vorgefundenen Objekt nennen wir psychisch, was nur einem Subjekt erfahrbar ist, physisch, was mehreren Subjekten gemeinsam erfahrbar gedacht werden kann. Die Vorstellung in meiner Wahrnehmung, in meiner Erinnerung, in meiner Phantasie kann niemals die Vorstellung eines anderen werden. Selbst wenn die Telepathen recht hätten, so könnte der andere nie an meiner Vorstellung teilnehmen, sondern nur immer eine inhaltlich gleiche Vorstellung für sich erfahren. Der physische wahrgenommene Gegenstand aber kann auch von anderen wahrgenommen werden, und das in der Erinnerung zurückgerufene Ding existierte auch für andere. In diesem Sinne, und das sei sofort aufs energischste betont, ist mein Ich unter vergangenen und unter zukünftigen Bedingungen auch solch ein anderer. Die Vorstellung, die ich gegenwärtig habe, ist nicht die Vorstellung von früher, sondern auch nur eine inhaltlich gleiche, die ich jetzt auf frühere Erlebnisse beziehe, aber der Gegenstand, an den ich mich erinnere, mag derselbe sein, den mein zeitloses Ich unter vergangenen Bedingungen erfahren hat.

Wenn solche andere Subjekte oder meine eigene vergangene oder zukünftige Subjektivität von mir nicht anerkannt wären, so würde die Scheidung des Wirklichen in Psychisches und Physisches überhaupt keinen Sinn und keine Bedeutung haben. Auf den ersten Blick scheint auch hier sich der Einspruch zu erheben, daß gerade das Abzuleitende schon in die Voraussetzungen aufgenommen ist. Physische Dinge sind keine Subjekte; wäre das Nichtich nur physisch, so würde es keine Andere geben. Wir müssen also schon einiges Nichtich als psychisch erkannt haben, um andere Subjekte zu gewinnen und sollen doch von diesen Anderen ausgehen, um zu entscheiden, was psychisch sei. Das wäre selbstverständlich ein vollendeter Zirkel, wenn wirklich jene Anderen als psychische Phänomene in Frage wären. Aber davon kann nicht die Rede sein. Wir hatten von vornherein betont, daß unsere Anerkennung anderer wirklicher Subjekte durchaus nicht auf Analogieschlüssen beruht und durchaus

nicht eine hypothetische Hinzuergänzung psychischer Vorgänge zu den äußerlich wahrgenommenen mechanischen Bewegungsvorgängen ist. Wir sind des Anderen gewiß, weil wir ihn verstehen und beurteilen, ihn anerkennen oder ablehnen, ehe eine objektivierende Auffassung desselben für uns in Frage kommt. Nicht seine psychophysische Existenz, sondern seine bewertende und behauptende Wirklichkeit tritt primär an uns als aktuelle Subjekte heran, und auch unsere eigene Vergangenheit ist uns zunächst nicht eine Reihe erfahrbarer psychischer Phänomene, sondern in unmittelbarer Bewertung wird die aktuelle Wirklichkeit des Ich unter den vergangenen Bedingungen anerkannt. Ist es sogar psychogenetisch wahr, daß die Vorstellung des eigenen Ich sich an der Vorstellung der anderen Subjekte heranbildet, so gilt in sehr viel höherem Maße erkenntnistheoretisch, daß dem bewertenden Ich niemals nur ein Nichtich, sondern stets ein bewertendes Du gegenübersteht. Die Gewißheit von der Wirklichkeit der Anderen als Subjekte geht logisch also dem Gedanken existierender Objekte und somit der Differenzierung der Objekte in physische und psychische voraus, und der Ableitung dieser Differenzierung aus der Übereinstimmung der Subjekte steht somit nichts im Wege. Es ist ein logisch sekundärer Akt, daß ich das andere Subjekt auf Grund seiner individuellen Stellungnahme zu den räumlichzeitlichen Objekten nun auf eine bestimmte räumlichzeitliche Gestalt beziehe, die ich dann zunächst in meine eigene Vorstellung von jener Gestalt und in den physischen Körper des Anderen zerlege, um schließlich in jenen Körper dann die Objekte des anderen Subjekts als psychische Phänomene hineinzudenken.

Da das mehreren gemeinsam Erfahrbare nicht gerade mein oder dein oder irgend ein spezielles Bewußtsein zur Existenz bedarf, so ist es nur eine andere Fassung derselben Definition, wenn wir sagen, das Psychische sei dem individuellen Bewußtsein, das Physische dem „Bewußtsein überhaupt" gegeben, eine Formulierung, die mit dem historischen Terminus der immanenten Philosophie ausdrückt, daß die Existenz des Physischen nicht von diesem oder jenem einzelnen Subjekt abhängt. Dennoch verlangt diese Formulierung mindestens noch eine nähere Bestimmung, um sich dem hier Entwickelten anzupassen. Da wir nämlich das Bewußtseinssubjekt stets in doppelter Weise auffaßten, einmal als bewertendes in seiner vollen ursprünglichen Wirklichkeit und dann als vorfindendes nach seiner zweckvollen Loslösung, so muß auch die Verallgemeinerung, die das Wesen der Funktion festhalten will ohne ein Individuum

herauszugreifen, notwendig eine doppelte sein. Wir müssen also ein „bewertendes Bewußtsein überhaupt" und ein „vorfindendes Bewußtsein überhaupt" unterscheiden, und dürfen nun nicht übersehen, daß beide sich durchaus verschieden zum individuellen Subjekt verhalten müssen. Das aktuelle Ich ist wirkliches Leben; bethätigt es sich in Übereinstimmung mit dem allgemeingültigen bewertenden Bewußtsein, so bilden sie eine reale Einheit, in der das Allgemeine und das Individuelle einander durchdringen. Das vorfindende Ich dagegen ist nur eine Abstraktion, deren Zweck es ist, rein logisch die Zugehörigkeit gewisser Objekte zum Ich festzuhalten. Was logisch dem vorfindenden Bewußtsein überhaupt zugehört, ist somit vom einzelnen vorfindenden Subjekt logisch unabhängig. Die physische Welt ist daher im individuellen Bewußtseinssubjekt nicht enthalten; sie ist dort niemals mit der psychischen Welt vermischt. Das psychologische Subjekt hat somit nur individuelle Objekte, und die Natur als der Inbegriff des dem Bewußtsein überhaupt Vorfindbaren ist logisch von der Zugehörigkeit zum einzelnen vorfindenden Bewußtsein ausgeschlossen. Unsere Definition, daß das Psychische nur einem vorfindenden Subjekt, das Physische aber mehreren erfahrbar ist, muß somit nochmals korrigiert werden. Wir können jetzt sagen, daß der Begriff des individuellen vorfindenden Subjekts als rein logischen Beziehungszentrums es unmöglich macht, daß irgend ein individuelles Subjekt etwas erfährt, das Objekt des überindividuellen Subjekts ist. Das Physische ist also nicht mehreren vorfindenden individuellen Subjekten gemeinsam, sondern richtiger, es ist das für mehrere aktuelle Subjekte gemeinsam gültige Objekt gedacht als ein Vorfindbares, also losgelöst von der Aktualität; es ist vorfindbar für das Bewußtsein überhaupt und eben deshalb nicht vorfindbar für ein einzelnes Subjekt.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß wir die anderen aktuellen Subjekte gerade dadurch als solche anerkennen, daß wir auch ihnen als zugehörig zusprechen, was wir in uns als überindividuell empfinden, so kann es auch nicht erkenntnistheoretische Schwierigkeiten bereiten, die physischen Objekte, die wir selbst wahrnehmen, wirklich als identisch mit den physischen Objekten der anderen aufzufassen. Nur wenn wir fälschlich von psychophysischen Individuen ausgehen, für welche die Welt nur das ist, was sie als Vorstellung in sich eingekapselt tragen, so daß die physische Welt für jeden nur ein bestimmtes System seiner psychischen Inhalte ist, dann erst entsteht die Schwierigkeit oder richtiger die Unmöglichkeit, den einen

an der physischen Welt des anderen unmittelbar Anteil nehmen zu lassen.

Wir können kein physisches Objekt denken, das seiner Natur nach nur einem einzigen erfahrbar wäre. Ob die empirischen Vermittelungen der Perception für mehr als einen vorhanden sind oder überhaupt für irgend jemanden vorhanden sind, ist dabei natürlich gleichgültig; das Zentrum der Erde denken wir als physisches Objekt, obgleich niemand es je wahrgenommen, wir fordern nur, daß, wenn die äußeren Bedingungen der Wahrnehmung gegeben wären, es jeglichem erfahrbar sein könnte. Aber auch diese Form der Forderung trägt noch zu sehr psychophysischen Charakter; wollen wir wirklich auf den erkenntnistheoretischen Sinn des überindividuellen Objektes eingehen, so werden wir uns mit diesem Hinweis, daß jeder es unter günstigen Bedingungen wahrnehmen kann, nicht begnügen, zumal das wirklich Wahrgenommene für jeden nur ein verschwindend winziger Teil des Wahrnehmbaren bliebe. Gehen wir vom Subjekt statt vom psychophysischen Beobachter aus, so werden wir als gemeinsames Objekt für alle Subjekte diejenigen unserer Objekte betrachten, die *jeder andere mitdenken müßte*, der seine ideell geplanten Objektvorstellungen in der Form von konkreten Vorstellungen durchführen wollte. Auch die einzelne sittliche oder logische Forderung gehört zum überindividuellen Wollenssystem unserer Persönlichkeit und ist doch durchaus nicht in jedem beliebigen Akte gegenwärtig; sie gehört zu uns, weil notwendig, wenn wir zu dem besonderen Problem Stellung zu nehmen haben, wir gerade so und nicht anders, nicht unsittlich und nicht unlogisch, entscheiden müssen. In gleicher Weise ist nur ein winziger Teil der physischen Welt für mich konkretes Objekt. Ich meine hier nicht: Wahrnehmungsobjekt, denn ob ich das Objekt wahrnehme oder erinnere oder erwarte, also als gegenwärtig und hier oder als damals oder als dort vorstelle, das ist uns, wenn wir nicht ganz in der Introjektion befangen sind, für die Erkenntniszwecke unwesentlich. Aber selbst meine Erinnerungs- und Erwartungs- und Phantasie- und Wahrnehmungsvorstellungen formen doch alle zusammen mit ihren konkreten Inhalten nur einen winzigen Teil der physischen Welt, und dennoch darf ich und muß ich alles das mir im einzelnen ganz Unbekannte, jede Muschel und jeden Kiesel am fernen Meeresstrand zu meiner eigenen physischen Welt rechnen, weil jede Vorstellung, die ein Unbekannter dort von jenen Dingen gewinnen mag, Faktoren enthält, welche geeignet wären, meine eigene allgemeine Vorstellung

vom Universum mit konkretem Einzelinhalt zu erfüllen. Ist meine und deine physische Welt dieselbe Welt, so kann ich keinen Inhalt in ihr finden, der nicht dem Plan nach thatsächlich auch von dir mitgedacht ist und nur in deinem Weltbild bisher unausgeführter Plan, unerfülltes Interesse, ungekannte Einzelheit ist. Alles Wissen, das mir die beschreibende Naturwissenschaft, die Geographie, die Astronomie oder auch vielleicht das Adreßbuch zuträgt, ist nur Herausarbeitung der Einzelheiten über das, was ich im allgemeinen wußte und in meine physische Welt einschloß. Es gehörte so von vornherein, dem Plane nach, dem System meiner überindividuellen Vorstellungen zu.

Andererseits können wir kein psychisches Objekt denken, das mehr als einem Subjekt zugänglich ist. Die Scheidung ist also eine scharfe und da das bestimmende Merkmal der Trennung aus der Beziehung der Objekte zum erkenntnistheoretischen Subjekt entspringt, so kann es kein wesentlicheres, kein tieferes und kein fruchtbareres geben: alles, was Seelisches und Körperliches unterscheidet, muß logisch aus dieser Bestimmung ableitbar sein.

Wir gingen von einer empirischen Betrachtung der Unterschiede zwischen Psychischem und Physischem aus und setzten somit die Scheidung der beiden Objektgruppen als gegeben voraus. Von da aus suchten wir den Weg zu tieferen Unterscheidungsmerkmalen, durch welche nicht nur die getrennten Gebiete charakterisiert werden können, sondern durch die solche Trennung selbst vollziehbar wird. Wir fanden in der That ein Merkmal, dem wir prinzipielle Bedeutung beilegen können, weil es unmittelbar an die reine Erfahrung anknüpft und somit die Sonderung der beiden Objekte aus dem ursprünglichen wirklichen Objekt ermöglicht. Wir haben uns damit dem Zentralproblem stetig genähert, erreicht aber haben wir es noch nicht. Erst jetzt liegt vor uns die Hauptfrage: welches logische Motiv führt zu der Scheidung hin? Wir verstehen das Prinzip, nach dem solche Scheidung vollzogen werden kann, aber wir haben noch nicht den geringsten Grund, solche Scheidung für logisch notwendig zu halten. Wir erkannten es als Erkenntnisziel, die Objekte vom Subjekt abzulösen; wir wollten solche Loslösung, um den Zusammenhang der Objekte zu erkennen, und wir suchten den Zusammenhang, um zu bestimmen, was wir als Handelnde zu erwarten haben. Weshalb wir nun aber diese losgelösten Objekte, die wir in einen Zusammenhang einordnen wollen, in zwei Teile teilen sollen und auf die eine Seite alles das schieben, was mehreren Subjektakten Objekt ist, und auf die andere Seite das, was nur für

einen Subjektakt Objekt sein kann, das hat noch keine Antwort gefunden, und vorläufig erscheint es willkürlich und zufällig. Wir müssen uns jetzt dieser Frage ausschließlich zuwenden; es ist offenbar die Frage nach dem letzten Grunde der Scheidung zwischen psychischer und physischer Welt.

Es ist von vornherein einleuchtend, daß wir eine befriedigende Lösung nur in dem Falle gewinnen können, wenn wir auch diesen Akt als teleologisch notwendig aus den vorhergehenden Denkhandlungen ableiten können und so eine innere Geschlossenheit in dem System der auf die Schaffung der Psychologie gerichteten logischen Prozesse erkennen. Alle Loslösung der Objekte vom Subjekt, also alle Objektivierung, sahen wir, war darauf gerichtet, Zusammenhang der Objekte zu gewinnen; es fragt sich, ob die Spaltung der Objekte in physische und psychische nun selbst wieder aus der Forderung nach Zusammenhang hervorgeht. Wir müssen uns deshalb genau mit dem Begriff des Zusammenhanges beschäftigen, den wir bisher in ungeprüftem populären Sinne hingenommen und verwandt haben. Auch da werden wir am zweckmäßigsten wieder von den empirischen Thatsachen ausgehen und uns fragen, was der Zusammenhang bedeutet, den wir thatsächlich in der Welt der Objekte als bestehend annehmen.

4. Die Loslösung der psychischen von den physischen Objekten.

Gleichviel ob wir die Vorgänge der physischen oder die der psychischen Welt erklären wollen, stets drängt sich uns zunächst der Wunsch auf, den Zusammenhang dadurch zu verstehen, daß wir die innere Kraft erkennen, welche in den Objekten wirksam ist und von dem einen auf das andere übergreift. Alles Geschehen würde uns als notwendig erscheinen und somit durchaus ohne Rest begriffen sein, wenn wir einen Einblick in den treibenden Mechanismus besäßen, der im Inneren der Objekte ansetzt und über sie hinaus in die Weite wirkt. Es hat stets nahe gelegen, zu glauben, daß wir ein Stück von solcher Kraft in unserem eigenen Willen spüren, gleichviel ob wir dem Phantasiereiz folgen, nun das gesamte Weltgeschehen auf solche Willenskräfte zurückzuführen oder ob wir aus der eigenen Kraft nur die Gewißheit schöpfen, daß in den anderen Objekten andersartige uns verborgene Triebfedern versteckt sind.

Für uns nun können solche Betrachtungen nicht in Frage kommen. Natur als Inbegriff der physikalischen und psychologischen Objekte kann für uns niemals eine Schale sein, die einen Kern verdeckt. Die Totalität des physischen und psychischen Objektes muß, da wir in keinem von beiden das ursprüngliche dem wirklichen Subjekt gegebene Objekt anerkannten, lediglich aus denjenigen Faktoren bestehen, die wir bei der begrifflichen Konstruktion verwandt haben. Das schließt nun natürlich durchaus nicht aus, daß wir zu solcher Konstruktion auch ein Kraftelement als Faktor herbeiziehen, falls die logische Bearbeitung der Wirklichkeit es erheischt; aber dieser Faktor muß dann auch wieder seinem Wesen nach aus der erlebten Wirklichkeit der erfahrenen Objekte abgeleitet sein und kann sich nicht zu ihnen wie ein inneres zu einem äußeren verhalten. Wir mögen als Kraft vielleicht ein bestimmtes Verhalten oder ein bestimmtes Verhältnis der Objekte zu einander bezeichnen, aber der Begriff der Kraft bewegt sich dann doch logisch in derselben Ebene, in der die Begriffe der Objektmerkmale liegen; die Kraft kann nicht etwas prinzipiell Tieferes sein, kann nicht von einem ganz neuen Standpunkt aus erschaut sein.

Man darf diese Forderung freilich nicht in üblicher Weise darauf stützen, daß uns auch in unserem Willen gar keine innere Kraft erschlossen würde und nur ein Schein uns trüge, wenn wir glauben, in der eigenen Aktivität das wirklich Wirksame unmittelbar zu erfassen. Wer das behauptet, läßt das Psychologische mit dem Wirklichen zusammenfließen. Der Wille, als ein psychologisches Objekt aufgefaßt, ist mit irgend einem anderen Objekt, etwa mit dem bewegten Arm, als physikalisches Objekt gedacht, nicht verständlicher und nicht innerlicher verbunden als irgend ein beliebiges anderes Objektpaar, aber diese Auffassung, die für die physiologische Psychologie unentbehrlich ist, bezieht sich nicht auf die erkenntnistheoretisch ursprüngliche Wirklichkeit. Der Wille, wie wir ihn erleben, ehe wir ihn objektivieren, ist zweifellos in der That als unmittelbar gefühlte Thätigkeit wirksam und jeder Begriff der Stellungnahme ist ihm entlehnt; nach einer Kraft zu fragen, die diesen Willen selbst wieder erklärt, wäre geradezu bedeutungslos, weil uns nichts gewisser sein kann, als der Gegensatz von Wollen und Nichtwollen und die zentrale Innerlichkeit dieser Entscheidung: da bleibt kein unerklärter Rest. Wir müssen auf den Unterschied zwischen dieser geistigen Aktivität und der psychologischen Kausalität noch ausführlich später zurückkommen; hier galt es nur sofort

zu betonen, daß der Wille nicht deshalb untauglich ist, den Zusammenhang der Objekte zu erklären, weil er kein innerliches Prinzip der Aktivität ist, sondern deshalb, weil dieser wirkliche aktive Wille garnicht in der Sphäre der psychologischen Objekte vorkommt. In der Welt der Objekte kann uns in der That nirgends ein innerliches subjektivistisches Prinzip entgegentreten und wenn wir dem Willen ein Objekt substituieren, so steht es nicht nur mit physischen Armbewegungen, sondern auch mit psychischen Vorstellungsbewegungen in einem rein äußerlichen Verhältnis, nicht anders als zwei Vorstellungsassociationen.

Wenn es somit nicht unsere Aufgabe sein kann, den Zusammenhang der Objekte durch Anerkennung eines inneren in den Objekten verborgenen Prinzips zu verstehen, so fragt sich, welcher andere Weg uns überhaupt offen steht, Objektzusammenhang herzustellen. Vor uns liegt der breite tradionelle Ausweg, alle Einsicht in den Kausalzusammenhang der Natur auf die Beobachtung des gleichmäßigen Ablaufes der Erscheinungen zurückzuführen. Nun läßt sich zunächst zugeben, daß der gleichmäßige Ablauf der Vorgänge im Ausblick Erwartungen anregt und im Rückblick Verallgemeinerungen auslöst, und so mag es denn wohl gelingen, von solchem Ausgangspunkt aus den Vorgang des Erklärens selbst psychologisch zu erklären. Es ist kein Einwand, daß ja nicht jede regelmäßige Folge solche Zusammenhangsgefühle erweckt; die psychologisierende Logik kann leicht die näheren Bedingungen angeben, unter denen solche Erwartungen gesteigert oder geschwächt werden. Darüber aber müssen wir uns klar sein, daß das Wesen der Erklärung nicht dadurch ermittelt werden kann, daß wir den Akt des Erklärens selbst unter den Gesichtspunkt des Kausalzusammenhangs bringen. Gewiß ist auch das ein interessantes Problem der speziellen Psychologie, aber es ist nicht einmal ein Fingerzeig für die Erkenntnistheorie, da die so versuchte Erklärung ja selbst schon die Berechtigung und Möglichkeit des Erklärens voraussetzt, und dieses gilt umso mehr von einer Erklärung in den Kategorien der Psychologie, wenn der Begriff des Psychischen selbst erst aus dem Bedürfnis nach Zusammenhang hervorgegangen ist. Die Frage nach der psychologischen Entstehung unseres Kausalitätsglaubens kommt für uns hier also garnicht in Betracht, solange wir uns in der vorpsychologischen Sphäre der logischen Bewertung bewegen.

Der Gedanke nun, daß wir auch logisch mit der Einsicht in den Zusammenhang nur die Zurückführung des einzelnen Falles auf

einen häufig beobachteten Erscheinungstypus beabsichtigen, ist offenbar unhaltbar. Das was wir verlangen, ist die Einsicht in die Notwendigkeit des Vorganges. Sobald wir erst ein Gesetz als Ausdruck einer Notwendigkeit anerkennen, so wird die Zurückführung des einzelnen Falles auf das Gesetz uns befriedigen, auch wenn der Zusammenhang in dem besonderen Falle nicht als notwendig durchschaut wird; wir sind befriedigt, weil wir durch die Anerkennung des Gesetzes als solchen von vornherein alle überhaupt möglichen Fälle logisch einschließen wollten und nun den vorliegenden Fall als identisch mit einem der vom Gesetz umfaßten Fälle erkennen. Ist das Gesetz aber nicht von diesem Vertrauen getragen, ist es uns logisch lediglich als Verallgemeinerung regelmäßiger Erfahrungen gegenwärtig, so darf uns die Zurückführung auf ein solches Gesetz niemals als eine wirkliche Erklärung gelten. Gewiß liegt das Verfahren schon auf dem Wege zur Erklärung, weil die Erkenntnis der Regelmäßigkeit des Ablaufes den sichersten logischen Anhaltspunkt für die Erkenntnis der wirklich notwendigen Verknüpfung bietet, aber das Wissen von häufiger Wiederkehr und das Erkennen notwendigen Zusammenhanges können, so sehr sie sich auch einander nähern mögen, doch niemals zusammenfallen. Andererseits können sie sich aufs weiteste von einander trennen. Wir können einmal die Gewißheit von der Notwendigkeit eines Zusammenhanges auch bei kleinster Zahl einschlägiger Beobachtungen gewinnen, ja, die logische Überzeugung ist so völlig unabhängig von dem Wege der Gewinnung, daß die Einsicht in die Notwendigkeit eines Zusammenhanges auch dann nicht leidet, wenn jede einzige Beobachtung ihr zu widersprechen scheint. Auf der anderen Seite aber wird auch die vollkommenste Regelmäßigkeit der Beobachtungsresultate samt allen sonstigen bekannten Motiven für die Aufsuchung von Zusammenhängen stets unvermögend bleiben, die Einsicht in die Notwendigkeit zu ersetzen, sobald wir überzeugt sind, daß ein notwendiger Zusammenhang nicht vorliegt. Setzen wir den Fall, daß wir es mit einer Gruppe von Vorgängen zu thun haben, von der wir logisch einsehen, daß sie niemals einen logisch notwendigen Zusammenhang eingehen können, so würde die Konstatierung von Regelmäßigkeiten auch für sie noch Interesse haben, aber sie würde prinzipiell nicht als Erklärung gelten und auch nicht die Erklärung vorbereiten, sondern lediglich der Vereinfachung der Beschreibung dienen. Regelmäßigkeiten haben somit Erklärungswert nur, wenn sie als Bürgschaften oder wenigstens als Anzeichen reiner Notwendigkeiten anerkannt werden; sie können

aber durchaus nicht als Erklärungssubstitute gelten, wenn vorher feststeht, daß ein notwendiger direkter Zusammenhang zwischen den Vorgängen nicht bestehen kann. Wir werden später sehen, daß gerade dieses Verhältnis für die psychischen Objekte zutrifft.

Wenn nun die empirische Regelmäßigkeit nicht ausreicht und andererseits, wie wir sahen, ein inneres verknüpfendes Band in Form von innerlich anschaubaren Kräften in der Art des Willens ebenfalls prinzipiell ausgeschlossen ist, so kann die Notwendigkeit nur aus der Thätigkeit des bearbeitenden Verstandes stammen. Sind wir nun deshalb aber genötigt, die Kausalität als eine nicht weiter zurückführbare grundlegende Auffassungsform des menschlichen Verstandes zu betrachten? Vor allem, ist unser Verständnis für den Sinn der kausalen Urteile denn irgendwie dadurch gefördert, daß wir die Gesamtheit solcher Urteile unter einheitlichem Namen zusammenfassen und als Bethätigungen einer besonderen Verstandesanlage ausgeben? Sind nicht da einfach auf teleologischem Gebiet die Fehler wiederholt, welche die Theorie der Seelenvermögen auf kausalem Gebiet machte? Ein wirkliches Verständnis für den Zusammenhang gewinnen wir auf solchem Wege nicht. Die empirische Beobachtung der zeitlichen Erscheinungen muß dem aprioristischen Postulat des Verstandes doch schließlich Form und Inhalt für die speziellen kausalen Gesetze liefern. Die Notwendigkeit, mit welcher gerade diese bestimmte Ursache mit gerade dieser bestimmten Wirkung verknüpft ist, läßt sich ja doch niemals vom reinen Verstande herleiten, wenn die Verstandeskategorie nur den Anschluß zwischen Ursache und Wirkung herstellt, aber keinerlei Anhalt giebt, was als Wirkung einer bestimmten Ursache anerkannt werden muß. Daran wird aber auch nichts gebessert, wenn die Kausalitätsauffassung auf das logische Begründungsverfahren reduziert wird und der Kausalzusammenhang somit als eine Projizierung von Grund und Folge in die materielle Außenwelt dargestellt wird. Auch der Satz vom Grunde bleibt nur eine unproduktive Benennung, wenn aus dem Vermögen des Verstandes nicht zugleich abgeleitet werden kann, was als Prämisse und was als Folge zu gelten hat. Wieder muß dann trotz der Allgemeinheit der aprioristischen Forderung der spezielle notwendige Zusammenhang aus dem empirischen Inhalt der Begriffe abgeleitet werden, sodaß die Notwendigkeit der Verknüpfung für den speziellen Denkakt doch schließlich von der allgemeinen Verstandeskategorie nichts zu hoffen hat.

Die Lösung dieser Schwierigkeiten suchen wir im Folgenden.

Die Verhältnisse verändern sich nämlich wie mit einem Schlage, sobald wir einsehn, daß der Satz vom Grunde und die Forderung des Kausalzusammenhanges nur Anwendungen des Identitätsprinzips sind. Alle Erkenntnis der notwendigen Zusammenhänge ist Aufweisung des Identischen, und alle Bearbeitung der Wissenschaft geht darauf aus, das Verschiedene so umzudenken, daß es als ein teilweise Identisches betrachtet werden kann. Aller Kausalzusammenhang ruht auf der Identität der Objekte, aller logische Zusammenhang auf der Identität der Subjektakte, und wo prinzipiell Identität ausgeschlossen ist, da ist jedes Suchen nach einem notwendigen Zusammenhang vergeblich. Ob das Identitätsgesetz selbst wieder auf die Natur des wirklichen Subjekts als eines Wollenden zurückzuführen sei, ist eine metaphysische Frage, die hier unerörtert bleiben kann; jedenfalls aber ist es mit dem Denken selbst notwendig gesetzt und verlangt bei seiner Anwendung nicht, wie die Kategorie der Kausalität, eine heimliche Hilfsaktion von seiten der Erfahrung. Die ganze Fülle möglicher Wissenschaften läßt sich von diesem Punkte aus verstehen, nur muß die Orientierung stets von der ursprünglichen Wirklichkeit und nicht von der objektivierten Welt ausgehen.

Die Geisteswissenschaften beschäftigen sich mit dem Zusammenhange der Subjektakte, nicht als psychologischer Geschehnisse, sondern als teleologischer Positionen. Der Zusammenhang der zeitlosen überindividuellen Akte, den die Normwissenschaften darstellen, hat seinen Sinn lediglich in der Einsicht, daß die abgeleiteten logischen, ethischen und ästhetischen Bejahungen wirklich in den vorausgesetzten Akten der Stellungnahme schon enthalten sind. Die Behauptung des Schlusses ist als logische Folge mit den Behauptungen in den Prämissen notwendig verknüpft, weil die neue Position vollkommen identisch ist mit der ersten Position; die Umformung der Urteilsobjekte verlangt die neue Formulierung, aber ein neuer Akt, der in dem ersten noch nicht mitgedacht und vollzogen wäre, entsteht daraus nicht. Erst wenn das Urteil in den Objekten statt in der Bejahung und Verneinung gesucht wird, entsteht der Schein, als wenn die logische Entwicklung Nichidentisches zusammenbindet, und werden diese Akte selbst wieder psychologisch genommen, so kann natürlich erst recht nicht von Identität die Rede sein, da nur die logischen Bestandteile, nicht die Empfindungsbestandteile in ihnen sich deckten.

Das Gleiche gilt für den historischen Zusammenhang, der von den individuellen Akten handelt. Wenn wir in historischem Geiste

den fremden Subjektsakt zu verstehen suchen, so entwickeln wir die teleologischen Elemente, mit denen er identisch ist; wenn wir ihn zu würdigen suchen, so prüfen wir seine Identität mit überindividuellen Akten und wenn wir die Persönlichkeit in den historischen Verlauf einreihen, so lösen wir sie in Partialidentitäten mit anderen Aktgruppen auf. In der Welt der zeitlosen Subjektakte ist die Mannigfaltigkeit, die wir anerkennen, nur durch Identitätssetzung zu vereinfachen und zu verbinden; jede andere Art von Zusammenhang ist nur eine Vorbereitung für die Identitätserkenntnis oder ein irreführender leerer Name.

Und wie für die Wissenschaften der Subjektsakte gilt es für die der Objekte: nur wo wir im letzten Grunde Identität setzen, verstehen wir die Notwendigkeit des Zusammenhanges. Betrachten wir zunächst die physischen Objekte. Physisch nannten wir diejenigen Objekte, die für mehrere Subjektakte Objekt sein können, die also in einer Mehrheit von Erfahrungen wiedergefunden und identifiziert werden können. Für die physischen Objekte ist die Forderung der Identität in verschiedenen Erfahrungen und somit die Herstellung eines wahren Zusammenhanges also denkbar. Andererseits, falls wir zugeben, daß jeder Zusammenhang auf Identität beruht, so werden wir von vornherein notwendige Verknüpfung nur für solche Objekte suchen dürfen, welche in verschiedenen Erfahrungen gemeinschaftliche Objekte sein können und somit identifizierbar sind. Wer einen Zusammenhang zwischen Objekten sucht, muß dann also damit beginnen, daß er die Objekte, welche für mehrere Subjektakte in Betracht kommen können, von vornherein von denen trennt, welche prinzipiell nur Objekt für einen Subjektakt sein können und somit niemals direkt in ein Identitätsverhältnis eintreten können.

Die historische Frage, auf welchem Wege und mit welchem Erfolge das Bewußtsein der Menschheit diese Scheidung thatsächlich vollzogen hat und im Ringen nach widerspruchsfreier zusammenhängender Erfahrung thatsächlich entschieden hat, welche Faktoren in den Vorstellungsobjekten als allen gemeinsam erfahrbar und welche als individuelle Bewußtseinsinhalte gedacht werden sollen, alles das kann uns hier nicht beschäftigen. Das logische Prinzip, das dieser noch stetig fortarbeitenden einzelwissenschaftlichen Bemühung zu Grunde liegt, müssen wir aber doch ein paar Schritte weiter verfolgen, um zu verstehen, wie durch diese Spaltung das Ziel der Objektivierung wirklich erreichbar wird, Kausalzusammen-

hang also wirklich gewonnen werden kann. Die Natur des physischen Objekts schließt also die Möglichkeit ein, daß es in irgend einer Erfahrung als noch existierend wiedergefunden wird. Nun wird durchaus nicht jede Identität zum Gegenstand der Kausalbetrachtung; die Identität des ruhenden Objektes gilt uns als das Beharren des Dinges, dessen frühere Existenz uns nicht als Ursache der gegenwärtigen erscheint. Dagegen nähern wir uns schon dem Kausalzusammenhange, wenn wir an das Beharren des sich bewegenden Objektes denken. Das Ding, das sich bewegt, ist für den einzelnen reagierenden Subjektakt nicht in einer Reihe von Ruhepunkten gegeben, sondern mit der Bewegung als wesentlicher Eigenschaft; soll es für den nächsten Subjektakt wieder das nämliche Ding mit denselben Eigenschaften sein, so muss es in derselben Art sich von dem nun erreichten Punkte aus weiter bewegen, und tritt bei der Objektivierung an die Stelle des Subjektaktes das objektive Zeitmaß, so wird das bewegte Objekt mit dem früheren identisch erscheinen, wenn seine jetzige Lage aus der Beharrung der Bewegung durch alle zwischenliegenden Zeiteinheiten folgte. Aber auch die bloße Beharrung der Bewegung eines einzelnen Objekts gilt uns noch nicht als kausale Wirkung. Anders ist es aber, sobald wir ein System von Objekten haben, die sich in verschiedener Weise, in verschiedenen Richtungen, in verschiedener Schnelligkeit bewegen oder zum Teil sich bewegen, zum Teil ruhen. Aus ihrem Beharren folgt, daß das System nach gegebener Zeit eine vollkommen neue wechselseitige Lage der einzelnen Teile angenommen haben muss. Wären bei der neuen Gruppierung des Systems neue Elemente aufgetaucht, so würden sie unerklärt bleiben, bis auch das Anfangssystem durch Auffindung der entsprechenden identischen Teile ergänzt ist. Finden sich dagegen in dem neuen Komplex nur die alten Teile wieder, jeder in der Lage, in die ihn die Beharrung der Ruhe oder der Bewegung führt, so ist der spätere Komplex aus dem früheren erklärt. Es hat nur sekundäre Gründe, wenn wir vorziehen, statt der bewegten Dinge die Bewegungen der Dinge kausal verbunden zu denken, des weiteren, den gesamten Status des ersten Komplexes in Bedingungen und Ursache zu zerlegen und dementsprechend nicht die gesamte Lage des zweiten Komplexes, sondern nur bestimmte Teile desselben als Wirkung zu bezeichnen; es entsteht so schließlich der Schein, als seien Ursache und Wirkung Vorgänge an ganz verschiedenen Objekten, während sie thatsächlich dann nur Vorgänge in verschiedenen Teilen eines Gesamtsystems

sind, dessen vollständige Identität trotz der Veränderung zu erkennen, die eigentliche Aufgabe der bezüglichen Kausalbetrachtung war. Es ist eine Aufgabe der Physik, die Objekte begrifflich so umzugestalten, daß sie aus unwahrgenommenen Teilen bestehend gedacht werden, durch deren beharrende Eigenschaften die auftretenden Phänomene erklärt werden können, und es wäre wohl theoretisch denkbar, daß die physische Welt sich wirklich auf bloße Beharrung vorhandener Bewegung zurückführen ließe. In einer solchen Welt würde es keine Kräfte geben, aber die Aufgabe der Kausalerklärung würde vollständig bestehen: es gilt, in jeder aus dem Beharren der Bewegungen resultierenden Neugestaltung der Welt die Identität der Elemente mit den schon bekannten durch Nachweis der Bahnen festzustellen. Auch dann würden Hauptgruppen solcher Umlagerungen zunächst als empirische Zusammenhänge festgehalten werden müssen; ihr eigentlicher Sinn würde aber von vornherein in der Aussicht liegen, daß sich die Identitäten und damit die notwendigen Verbindungen nachweisen lassen.

Thatsächlich fügt sich die Welt des Physikers einem so einfachen Schema nicht. Betrachten wir zwei Objekte als ein Ganzes, so läßt sich die Endlage dieses Systems nicht einfach aus der Beharrung der Teilbewegungen ableiten; die Bewegungen sind zunächst beschleunigt oder verzögert, vielleicht aufgehoben. Auch diese Abweichungen von der Beharrung der Teile müssen in Rechnung gestellt und erklärt werden, d. h. die Vorstellung von dem vorangehenden Verhalten des Systems muß so ergänzt werden, daß auch die neue Gesamtgestalt als Ergebnis der Beharrung ursprünglich vorhandener Eigenschaften erscheint und somit durch Identität mit der früheren verbunden wird. Diese in dem Gesamtsystem verharrende Eigenschaft findet ihren Ausdruck in der Theorie, daß die Teile des Systems mit fernwirkenden Kräften begabt sind, die den Dingen selbst zugehören, aber nur, insofern sie eben Teile eines bestimmten Systems sind. Die Kräfte sind somit nicht Ursachen, aus denen Wirkungen erklärt werden können, sondern sind die thatsächlichen Beschleunigungen und Verzögerungen der Bewegungen, die wir den Systemteilen als beharrend beilegen müssen, um das System in seiner Endgestalt als identisch mit dem System in seiner Anfangsgestalt zu erkennen. In dieser Identität allein liegt wieder die Verknüpfung, nicht in der Wirksamkeit der Kraft, die somit nur eine Bezeichnung für eine Eigenschaft ist, welche den übrigen Eigenschaften des Objekts prinzipiell koordiniert ist.

Nun kann jedes Objekt als Systemteil beliebig vieler Objektpaare gedacht werden und somit eine unbegrenzte Zahl von Kräften in sich vereinigen, so daß jede Bewegung als die Resultante mehrerer Kräfte und ebenso die Ruhe als Wirkung entgegengesetzter Kräfte vorgestellt werden kann. Ist so auch in dem ruhenden Objekt die bewegende Kraft vorhanden, so verändert es seine Eigenschaft nicht, sobald es durch das Aufhören der entgegenwirkenden Kraft aus der Ruhe in die Bewegung übergeht. Es wird mithin zur Aufgabe der Physik, die beobachteten Bewegungen oder Ruhezustände so zu interpretieren, daß alle später in dem System auftretenden Lageveränderungen durch das identische Beharren von solchen Bewegungen und Kräften verstanden werden können, die als Elemente in dem Ausgangsstadium schon vorhanden waren. Die Energien und die räumlichen Positionen ihrer Ansatzpunkte werden so zu den entscheidenden Faktoren in der physikalischen Rechnung und treten für das Objekt selbst ein; ist die absolute Summe der Objekte als beharrend vorausgesetzt, so kann mithin sich auch die Summe der Kräfte nicht verändern und der Umsatz der Energien substituiert sich so in der Untersuchung des Physikers der Lageänderung der Objekte. Alles das darf aber darüber nicht täuschen, daß die ganzen Konstruktionen der Physik ihren Sinn verlieren würden, wenn wirklich die Energien und nicht die Objekte, die Fernwirkungen und nicht die Atome, die Kausalgleichungen und nicht die Identitäten der Materie ihren eigentlichen Gegenstand bildeten. Ja, die gesamte Umformung der Objekte in Atomkomplexe und der Bewegungen in Bekundungen geradlinig wirkender, summierbarer Kräfte hat sich zwar als der einfachste und sicherste Weg zum logischen Ziele erwiesen, ist aber nicht selbst ein logisches Ziel und somit für die Naturwissenschaft nicht von vornherein notwendig. Andere Umformungsweisen könnten und mögen vielleicht einst bevorzugt werden, wenn nur das Verfahren in der Richtung auf das einzig notwendige Ziel liegt: die bewegten Objekte in der Mannigfaltigkeit der Gestalten als identisch wiederzuerkennen; nur soweit, wie dieses gelingt, ist notwendiger Zusammenhang erkannt und das Naturgeschehen somit erklärt. Nun giebt es physische Natur nur insofern, als wir sie im Interesse einer Zusammenhangserkenntnis aus der Wirklichkeit ableiten; die Möglichkeit, jedes Objekt mit vorher vorhandenen Objekten in allen seinen Eigenschaften identisch zu setzen, ist daher mit dem Begriff der physischen Natur

gegeben und muß ausnahmslos für alles gelten, was als Teil der physischen Natur anerkannt werden soll. Damit ist nicht gesagt, daß es auch wirklich praktisch durchführbar ist, da die dazu nötige Umformung dahin führen mag, die Zahl der Kräfte im Einzelfall unendlich groß zu setzen, entsprechend der unbegrenzten Zahl von physischen Objekten im unendlichen Raume, von denen die Fernwirkung ausgehen mag.

Bei solcher Auffassung kann nun auch nicht mehr die Frage entstehen, wie es komme, daß die erlebte Wirklichkeit sich restlos der Kausalauffassung füge. Die physische Natur, die wir unter notwendigem Kausalzusammenhange denken, ist vielmehr aus der Wirklichkeit nur zu dem Zweck herausgearbeitet, einen objektiven Kausalzusammenhang herzustellen. Die gesamten dazu angewandten Mittel sind somit vierfach: die Ablösung vom Subjekt, die Ausscheidung alles dessen, was nur für einen Subjektakt Objekt sein kann, die Einstellung von Kräften und die Anerkennung einer unbegrenzten Zahl von Systemen, in die jedes Objekt als Teil eingehen kann. Dabei können diese verschiedenen Hilfsmittel stets für einander substituiert werden; was sich nicht aus den eigenen Kräften des Objekts erklären läßt, wird auf die Fernwirkung eines bisher nicht in die Gleichungen eingesetzten fremden Objektes zurückgeführt und was auf beiden Wegen unerreichbar scheint, wird vielleicht als nur einem Subjektakt zugänglich angenommen und so als psychisch von der physischen Welt ausgeschieden. Die Vorbereitung unserer Handlungen darf sich vertrauensvoll somit der Erwartung überlassen, daß die künftigen Ereignisse in der Welt wirklich unseren Kausalberechnungen entsprechen werden, weil wir, bei einer solchen Erwartung, der wirklichen Welt die für den Kausalzusammenhang konstruierte unterschieben und durch den Fortschritt der Wissenschaft täglich mehr lernen, den Ansatz so zu machen, daß von vornherein keine Faktoren für die Erwartung in Betracht gezogen werden, die nicht für die künftige Objektbildung beharren können und keine Einwirkungen unbeachtet bleiben, deren Beharren die neue Bildung kreuzen mag. Gewiß verlassen wir uns dabei fortdauernd auf empirische Spezialgesetze, deren Formulierung auf die Forderung der Identität der Objekte keinerlei Rücksicht nimmt und nur die regelmäßige Folge von Ereignissen hervorhebt, welche erst durch komplizierte Umformungen sich als Teile zweier successiver Phasen eines identischen Gesamtsystems erweisen. Wollen wir aber solche beobachteten Regelmäßigkeiten wirklich zum Gesetz vertiefen.

so müssen wir überzeugt sein, daß solche mechanisierende Umformung prinzipiell möglich ist und daß die Regelmäßigkeit somit nur einen Anhalt für die Aufsuchung der Identitäten bietet. Theoretisch wird sich jedes beliebige Paar successiver Ereignisse durch Zuhilfenahme der unbegrenzten Fernwirkungsmöglichkeiten als Teile eines identischen Gesamtsystems und somit als kausal notwendig zusammenhängend denken lassen; je regelmäßiger aber die Erscheinungen zusammen auftreten, desto wahrscheinlicher ist es, daß die in Rechnung zu setzenden Faktoren einem relativ engen Kreise angehören und somit die Umformung in Identitäten eine geringere Zahl von Hilfsvoraussetzungen verlangt und deshalb logisch zu bevorzugen ist für die Herausarbeitung der objektiven Naturerklärung. Wäre andererseits jemals die Zurückführung der Erscheinungen auf Identitäten prinzipiell unmöglich, so würde auch die Regelmäßigkeit der Erscheinungen weder Erklärungswert, noch Gesetzcharakter besitzen und dem Kausalzusammenhange genau so fernstehen wie die einmalige Erscheinungsfolge. Nur das Identische hängt notwendig zusammen.

Von hier aus übersehen wir nun klar, warum das Objekt nach seiner Loslösung vom Subjekt in ein Physisches und ein Psychisches zerspalten werden mußte: erst durch diese Spaltung kann die Aufgabe erfüllt werden, die durch die Loslösung angestrebt wird.

Das prinzipielle Unterscheidungsmerkmal zwischen Physischem und Psychischem hat sich dabei für uns nicht mehr verändert, der Sinn desselben ist aber ein vollkommen neuer geworden. Es ist jetzt nicht mehr ein zufälliger Befund, daß alles Physische in verschiedenen Erfahrungen identisch gedacht werden kann, und alles Psychische nur einem Subjekt erfahrbar ist, sondern wir wissen jetzt, daß, wenn wir einen Zusammenhang der Objekte suchen, die Abspaltung des individuellen Objekts vom gemeinsamen Objekt die wichtigste Denkhandlung ist, weil nur durch das identifizierbare Objekt Kausalerkenntnis gewonnen werden kann. Das Psychische aber gewinnt damit einen ganz veränderten Charakter; es steht als wissenschaftliches Objekt dem Physischen nicht mehr koordiniert, ja in gewissem Sinne hat es nunmehr überhaupt nur noch negative Bedeutung. Das Psychische ist uns nunmehr das wirkliche, vom Subjekt losgelöst gedachte, Objekt nach Abzug derjenigen Faktoren, die Objekt für mehrere Subjekte sein können; das Psychische ist also gewissermaßen d e r R e s t, d e r ü b r i g b l e i b t, w e n n d a s i n v e r s c h i e d e n e n E r f a h r u n g e n I d e n t i f i z i e r b a r e u n d s o m i t d a s k a u s a l Z u s a m m e n h ä n g e n d e, h e r a u s g e a r b e i t e t u n d a b g e z o g e n i s t.

Auf den ersten Blick erscheint es, als wenn die Wissenschaft vom psychologischen Objekt, die Psychologie, gerade für den Zweck, für den die Objektivierung vollzogen wurde, dann überhaupt keine Bedeutung besitzt, ja, als wenn alles Interesse geraubt sei. Wir wollten Zusammenhang und sehen nun, daß alles Psychische gerade dadurch bestimmt ist, daß es nicht in verschiedenen Erfahrungen identisch und somit nicht in direktem Zusammenhange gedacht werden kann. Die Objektivierung hat somit ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie zur Physik hinführt und das Psychische als der unberechenbare Rest betrachtet wird, von dem wir abstrahieren müssen und der somit kein selbständiges Interesse beanspruchen kann.

Aber solch eine zurückweisende Entscheidung wäre vorschnell. Daß Psychisches in keinen direkten Zusammenhang eintreten kann, wird freilich bestehen bleiben müssen und unaufhebbar sein, wenn wir nicht alles bisher Vereinbarte wieder rückgängig machen wollen. Damit ist aber zunächst nicht ausgeschlossen, daß sich ein indirekter Zusammenhang als möglich erweist; es wird eine der Hauptaufgaben unseres allgemeinen Teils der Psychologie sein, die logischen Bedingungen zu suchen, unter denen die Frage nach dem indirekten Zusammenhange der psychischen Erscheinungen steht; wir können die ausführlichen Erörterungen hier nicht vorwegnehmen. Nehmen wir nun aber einmal den Fall an, daß wir aus erkenntnistheoretischen Gründen uns später gezwungen sähen, das Psychische miteinander dadurch zu verbinden, daß wir es in logische Beziehung zu kausalzusammenhängenden physischen Prozessen bringen. Nehmen wir sogar einmal an, der populäre psychophysische Parallelismus bestände zu Recht. Aller psychische Zusammenhang fände dann in der That nur in den parallelen Gehirnvorgängen seine eigentliche Begründung und Notwendigkeit. Wäre dadurch die Betrachtung des Psychischen für die Beurteilung des zu Erwartenden überflüssig? Sicherlich nicht. Die Notwendigkeit der psychischen Verbindung wäre ja dann allerdings im Physischen verankert, die psychische Seite des psychophysischen Prozesses wäre aber so unendlich vertrauter, übersichtlicher und bekannter, daß die Verfolgung der psychischen Vorgänge sich auch dann noch als das sehr viel bequemere und geeignetere Hilfsmittel darböte, um das aus den physischen Kausalvorgängen zu erwartende Ergebnis voraus zu bestimmen. Das ist ja richtig, daß auch die psychologische Untersuchung dann im einzelnen Fall kein Resultat zu Tage fördern könnte, das nicht auch physisch berechenbar wäre, wenn wir eine absolut vollständige Kenntnis aller Gehirn-

vorgänge im einzelnen Falle besäßen und die Weltformel für die Bewegung jedes Atoms uns zur Verfügung stände. Da diese absolute Kenntnis aber ein unerreichbares Ideal der Physik bleiben würde, so müßte die Möglichkeit eines Gewinns durch die Einsetzung der so viel leichter zugänglichen psychischen Inhalte an Stelle der unübersehbaren Gehirnprozesse, praktisch immer noch offen bleiben. Wenn aber prinzipiell die Psychologie somit dann nichts kausal voraus bestimmen könnte, was nicht der Physik theoretisch auch zugänglich ist, so dürfen wir nicht übersehen, daß alles praktische Interesse der äußeren Vorausbestimmung sich in der That nur auf die physischen Handlungen unserer Mitmenschen, nicht auf ihre psychologischen Inhalte bezieht. Der Nebenmensch interessiert uns in erster Linie natürlich als wollendes Subjekt; wir wollen ihn verstehen, und mit ihm mitfühlen, ihn nachahmen und beurteilen; wir erkennen ihn als eine historische Persönlichkeit an und für alles das kommt nur seine Subjektsfunktion in Frage; weder die Erforschung der physischen noch die der psychischen Objekte darf da untergeschoben werden. Wollen wir dagegen den Mitmenschen als Komplex von physischen und psychischen Objekten betrachten, um in der Vorausbestimmung der zusammenhängenden Objektprozesse eine Grundlage für unser Handeln zu gewinnen, so ist es in der That nur der physische Körperprozeß, auf den sich das praktische Interesse beziehen kann. Wir wollen wissen, wie der Mensch sprechen und schreiben und handeln, kurz seine Muskeln kontrahieren wird. Was in seinem Inneren vorgeht, hat für seine objektivierende Betrachtung keinerlei praktisches Interesse, außer insofern, als es sein äußeres Handeln beeinflußt.

Das schließt aber zweitens nicht aus, daß wir neben der subjektivierenden Beziehung und der objektivierenden Erwartung der physischen Handlungen auch daran Interesse gewinnen, ohne Rücksicht auf die resultierenden Bewegungen, zu fragen, welche Bewußtseinsinhalte im Nebenmenschen vorhanden sind. Im gewöhnlichen Leben wird dieses theoretisch-psychologische Interesse freilich nicht stark entwickelt sein und gar zu leicht werden wir es überschätzen, da sich die subjektivierende Fragestellung zu oft als psychologische ausgiebt. Fragen wir lediglich, was der andere fühlt und will und urteilt, um seine inneren Akte, die früheren, die jetzigen und die künftigen, nachzuerleben und zu verstehen, so steckt keinerlei wirklich psychologisches Interesse dahinter, sowie auch in den herkömmlichen Darstellungen der Psychologie, besonders in den Abschnitten über

Gemütsbewegungen und Wille, ein nicht unerheblicher Teil meist in die Ethik, Ästhetik, Logik und historische Biographie gehört. Psychologisch wäre die Frage erst dann, wenn wir jene Vorgänge nicht als Werte für ein Subjekt auffassen und nach ihrem Sinne wägen, sondern als indifferente Objekte innerlicher Wahrnehmung hinnehmen und nach ihren Bestandteilen fragen. Nun ist aber, wenn auch das tägliche Leben zu solcher Fragestellung nur dürftige Gelegenheit haben mag, die Psychologie als Wissenschaft jedenfalls verpflichtet, ihre Untersuchung gerade diesen Problemen zuzuwenden. Die Psychologie hat an diesen Objekten dann also ein, von der praktischen Zusammenhangsbestimmung ganz unabhängiges, Interesse. Der Umstand, daß die Psychologie sich mit dem psychischen Objekt ohne Rücksicht auf das zu Erwartende beschäftigen kann, widerspricht nun aber durchaus nicht der Thatsache, daß nur um dieser Erwartung willen das Psychische und Physische gesondert wurden. Um den Zusammenhang praktisch zu bestimmen, haben wir das Objekt vom Subjekt gelöst und das Objekt selbst in den zusammenhängenden Teil, das Physische, und den nichtzusammenhängenden Teil, das Psychische, gespalten und somit logisch das Physische und Psychische als solches geschaffen; das Psychische als das Nichtzusammenhängende dient somit direkt nicht der Aufgabe, aus deren Verfolgung logisch seine Existenz entsprang. Nachdem es aber erst einmal begrifflich gewonnen ist und in seiner wissenschaftlichen Realität anerkannt ist, wird es selbstverständlich auch Objekt der wissenschaftlichen Theorie und muß somit irgendwie beschrieben, geordnet, vereinfacht und erklärt werden. Es entsprang logisch aus dem Suchen nach Zusammenhang; sobald es aber geschaffen ist, muß es wissenschaftlich bearbeitet werden ohne Rücksicht darauf, ob die Ergebnisse auch noch jener Aufgabe dienen, deren Lösung das Motiv für seine ursprüngliche Gewinnung war. Das theoretische Interesse am Nichtzusammenhängenden harmoniert somit durchaus mit der Thatsache, daß es die Herausarbeitung des Zusammenhängenden war, welche das Nichtzusammenhängende zur Erscheinung brachte. Daß jedes Ergebnis dieser theoretischen Arbeit thatsächlich auch der praktischen Aufgabe dient, den psychophysischen Zusammenhang und sein physisches Resultat von der psychischen Seite besser übersehbar zu machen, ist für die theoretische Psychologie dann nur sekundär.

Wir müssen somit ein dreifaches Interesse am Geistesleben des Menschen sondern. Entweder wir suchen den Zusammenhang der Subjektakte, wie es der menschliche Verkehr erheischt, wenn wir den

anderen verstehen wollen; das hat mit Psychologie nichts zu thun. Oder wir suchen den Zusammenhang der Objekte, die den Nebenmenschen repräsentieren, um die von ihm zu erwartenden Wirkungen zu bestimmen; in diesem Falle ist prinzipiell im letzten Grunde alle Bestimmung allerdings auf das Physische bezogen, thatsächlich aber haben wir von der psychischen Begleiterscheinung des physischen Gehirnvorganges so viel genauere Kenntnis als von dem physischen Prozeß selbst, daß wir gezwungen sind, Psychologie heranzuziehen und die psychophysischen Erscheinungen von der psychischen Seite zu verfolgen. Und drittens schließlich haben wir das theoretische Interesse, unabhängig von der Zukunftsbestimmung, aus der das Psychische logische Existenz gewann, dieses Psychische in jeder Richtung zu erforschen und so um der Wahrheit willen Psychologie zu treiben. Eine scharfe Grenze zwischen jenem theoretischen Interesse, das von der Zusammenhangserkenntnis herkommt, und dem praktischen Interesse, das zur Zusammenhangserkenntnis hinführt, kann es unmöglich geben; beide vereinigen sich in der Forderung nach wissenschaftlicher Psychologie, also nach der Beschreibung, Mitteilung, Zerlegung, Ordnung und Erklärung derjenigen Objektfaktoren, die in verschiedenen Erfahrungen prinzipiell nicht identifizierbar sind und somit so gedacht werden müssen, daß sie nur für einen Subjektakt gegeben sind. Wir wissen jetzt aber, warum wir diese Faktoren von den identifizierbaren trennen müssen und wie diese Trennung die notwendige Konsequenz des logischen Aktes war, durch den das Objekt vom wirklichen Subjekt gelöst wurde.

5. Der Wille als psychisches Objekt.

Unsere bisherige Betrachtung des Psychischen galt lediglich den Vorstellungen, und unsere grundlegende Bestimmung des Psychischen war aus dem Gegensatz von Vorstellungen und Gegenständen abgeleitet, ohne die Selbststellungen überhaupt zu berücksichtigen. Es liegt nahe, ein solches Verfahren abzuweisen. Wie etwa der Zoologe einen wertlosen Begriff des Tieres schaffen würde, wenn er ihn nur aus der Betrachtung der Wirbeltiere herleiten wollte, so scheint es unmöglich, das Psychische zu bestimmen, ohne den Willen zu berücksichtigen, der denn doch vielleicht ganz neue Elemente in die Definition des Psychischen bringen würde. Ja, wie der den Wirbeltieren gemeinsame Merkmalkomplex auf kein einziges wirbelloses Geschöpf

paßt, so scheint der Begriff des Psychischen, der die Vorstellungen erschöpfend definiert, auf keinen einzigen Akt des Willens zu passen. Das Psychische waren uns bisher die seienden Objekte, insofern sie nur einem einzigen Subjekt erfahrbar sind; seiende Objekte aber waren uns die wirklichen Objekte, insofern sie von der Aktualität des stellungnehmenden Subjekts losgelöst gedacht werden. Es ist klar, daß diese Stellungnahme des Subjekts, das doch nur in der Aktualität der Gefühle, Willensimpulse und Beurteilungen seiner Realität gewiß wird, in keiner Weise jemals selbst Objekt ist; die wirklichen Selbststellungen können also niemals die Forderungen erfüllen, die wir für den Begriff des Psychischen aus den Vorstellungen abgeleitet hatten. Gewiß ist der Schluß möglich, daß dann die Definition des Psychischen falsch sei; wir aber müssen unbedingt an dem entgegengesetzten Schluß festhalten, daß dann die Selbststellungen zunächst nicht psychisch und nicht ein möglicher Gegenstand der Psychologie sind.

Psychologie als Wissenschaft wollte ein Vorfindbares beschreiben und erklären; die Ichfunktion wird aber, wie wir sahen, nicht vorgefunden im Sinne der Wahrnehmung, sondern erlebt, gewollt, behauptet. Sie hat daher auch keine Bestandteile, welche direkt oder indirekt beschrieben werden könnten, sondern muß als Einheit gefühlt werden; sie kann nicht erklärt, sondern nur anerkannt und gewürdigt werden, sie gehört nicht der seienden, sondern der geltenden Welt an, und während ihre Realität das Gewisseste ist aus aller Wirklichkeit, ist sie zugleich das Einzige, das sich jeder Objektivierung und jeder Behandlung durch Physik oder Psychologie zunächst entzieht. Die Lehre vom wirklichen Willen ist der Mittelpunkt der Geisteswissenschaften. Zwei konsequente Auffassungen sind daher möglich. Die Psychologie soll selbst solche zentrale Geisteswissenschaft sein; dann ist sie nichts als die Lehre von der Stellungnahme des wirklichen bewertenden Subjektes, dann hat sie überhaupt nichts zu beschreiben und zu erklären, und für die Beschreibung und Erklärung der nur Einem erfahrbaren Objekte muß ein neuer Wissenschaftsname gefunden werden. Wir lehnten diese in sich konsequente Auffassung ab. Wir wollten, dem historischen Entwickelungsgang getreu, diese beschreibende und erklärende Disziplin Psychologie nennen, jene Lehre vom wirklichen aktuellen Willen aber in die Ethik und die von ihr ausstrahlenden Geisteswissenschaften verlegen. Dann darf die Psychologie garnicht nach Definitionen des Psychischen suchen, mit denen sie so nebenher auch noch den wirklichen Willen einfängt.

Sollen die Selbststellungen dennoch Gegenstand der Psychologie werden, so muß der ursprünglichen Realität ein anderes künstlich substituiert werden und eine Umdeutung vorgenommen werden, die auch Gefühl und Wille zum analysierbaren Objekt macht. Das naive Leben weiß von dieser Umdeutung nichts. Der vorwissenschaftlichen Auffassung fehlt jegliches Motiv, die Subjektfunktion psychologisierend zu betrachten; der Sinn, das Ziel, der Wert des Willens kommt zum Ausdruck, der Wille selbst wird nicht beschrieben, und wenn etwa der realistische Dichter die analysierende Beschreibung doch bis zu den treibenden Kräften der Persönlichkeit fortführt, so steht er dabei schon unter dem Einfluß der Psychologie. Er bietet dann ein wirklichkeitsfremdes Reflexionsprodukt, das den Zielen der wirklichen Menschendarstellung weit ferner liegt als die naive Beschränkung auf die subjektivierende Auffassung der inneren Thätigkeit und das trotz wissenschaftlichen Wertes an suggestiver Kraft desto mehr einbüßt, je mehr die nachfühlbare Einheit der Aktualität zersprengt ist.

Die Umsetzung, durch die das aktuelle Subjekt zum Gegenstand der Psychologie werden kann, ist vollendet, wenn demselben das psychophysische Individuum substituiert ist. An die Stelle der erlebten Aktualität tritt die vorfindbare Aktion und aus der Stellungnahme wird ein Bewußtseinsinhalt. Die schwierige und vielverzweigte Frage nach der Natur der psychophysischen Beziehungen können wir hier noch nicht berühren. Erst wenn wir vom psychischen Zusammenhange sprechen werden, wird die Untersuchung der Beziehungen zwischen Bewußtsein und Gehirn im Vordergrund des Interesses stehen. Hier aber handelt es sich garnicht um den Körper als Basis des Bewußtseinsinhaltes, sondern um den Körper als Repräsentanten der anerkannten Persönlichkeit, wobei die Wahrnehmung unseres peripheren Körpers durch unsere Empfindungen und die Bewegung unseres peripheren Körpers durch unsere Wollungen entscheidend ist, die Hervorbringung von Empfindungen und Wollungen durch den zentralen Körper, das Gehirn, aber garnicht in Frage kommt. In der bewertenden Welt setzen wir eine Persönlichkeit, wenn wir ein stellungnehmendes Subjekt anerkennen. Die Denkforderungen, mit denen ein Subjekt, Anerkennung verlangend, an mich herantritt, ergeben sich aber ihrem Inhalt nach stets als abhängig von einem vorfindbaren Objekt, dem Körper eines Individuums. Alle jenem Subjekt zugehörigen Objekte erweisen sich in einer räumlich-zeitlichen Ordnung, die durchaus durch die

Stellung jenes Körpers in Raum und Zeit bestimmt wird. In der reinen Wirklichkeit ist also das Subjekt nicht im körperlichen Individuum enthalten. Der Körper bestimmt nur die individuelle Gestalt der Aussagen und Willensverwirklichungen des Subjekts, dessen Realität in seinen Akten und in seinen Objekten liegt; von diesen können die Akte nicht im Körper sein, weil sie überhaupt unräumlich sind und die Objekte können nicht im Körper sein, weil sie als Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Phantasieobjekte über den ganzen Raum und die ganze Zeit verstreut sind. Frage ich nach dem in der seienden Welt mir Vorfindbaren, durch das der andere in seiner Individualität mir nun Objekt sein kann, so fallen die Akte als solche fort und von den Objekten des anderen bleibt nur einerseits die Gruppe seiner individuellen Objekte, die Vorstellungen, und andererseits der Körper als das Bestimmungsprinzip der Konstellation seiner psychischen Objekte und als das Hilfsmittel seiner Handlungen. Der Körper als die konstante Gruppe von Bedingungen für die individuelle Gestaltung der Objekte und Handlungen und die Objekte selbst, sofern sie Vorstellungen sind, mit anderen Worten Vorstellungen, welche durch Beziehungen zum Körper bestimmt und so an den einen Körper gebunden sind, vertreten mir in der seienden physisch-psychischen Welt die Persönlichkeiten der geltenden Welt. Und mit dem objektivierten Du ist so das Ich entstanden: auch wir selbst finden uns im Kreise des nur Seienden als eine Reihe von Vorstellungen, die ihrem Inhalt nach von der Situation eines Körpers abhängig sind. Unter anderm Gesichtspunkt können wir auch sagen: aus der Gesamtheit der vorgefundenen Objekte heben wir als unsere Persönlichkeit erstens unseren Körper heraus und zweitens alle übrigen Objekte, insofern sie nur uns erfahrbar gedacht werden, also soweit sie Vorstellungen sind. Sollen Persönlichkeitsakte nun selbst als vorfindbar gedacht werden, so können es nur Akte dieser vorfindbaren Persönlichkeit sein, d. h. Objekte des vorfindenden Bewußtseinssubjekts.

Es handelt sich dabei nicht um eine willkürliche Vertauschung, sondern um eine Substitution, der wir uns garnicht entziehen können. Wir sind uns unseres aktuellen Selbst im Erlebnis unmittelbar gewiß; in dem Augenblick aber, in dem wir dieses Selbst festhalten wollen und auf den objektiven vorfindbaren Inhalt reflektieren wollen, so ist es schon dieses Selbst nicht mehr, sondern das andere, das in der Welt der Werte doch nur Objekt war. Und wenn wir die fremde Persönlichkeit anerkennen und darauf reflektieren,

wer dieser Fremde denn in der seienden Welt eigentlich ist, so haben wir das wirklich anerkannte Subjekt schon aufgegeben und ein psychophysisches Individuum an die Stelle gesetzt. Drängt uns ein theoretisches Bedürfnis, die Selbststellungen auch in der vorfindbaren Welt vertreten zu denken, so müssen wir von vornherein wissen, daß wir nur beobachtbare Veränderungen dieses empirischen Individuums wiedergeben können.

Die Psychologie hat es mit den Gefühlen und Willensakten also nur dann zu thun, wenn die Akte des wirklichen Subjekts in seiende Objekte des abstrahierten nur vorfindenden Subjekts umgesetzt und somit den Vorstellungen, der Konstitution nach, koordiniert werden. Unberechtigt aber wäre es, die psychologischen objektivierten Selbststellungen nun auch als Vorstellungen zu bezeichnen. Soll die Vorstellung nicht schlechthin dasselbe sein wie Objekt des vorfindenden Bewußtseins oder Bewußtseinsinhalt, so muß ihr erkenntnistheoretischer Ursprung im Auge behalten werden. Vorstellung war uns das wirkliche Objekt des aktuellen Subjekts, sofern es nur für einen gültig ist und nach Ablösung von der Aktualität erfahrbar gedacht wird. Der psychologisierte Wille mag Objekt eines vorfindenden Subjekts sein, aber er war niemals Gegenstand des wirklichen Subjekts; wir müssen ihn in der Psychologie als analysierbaren Bewußtseinsinhalt auffassen, aber sobald wir von der Welt des beschreibbaren Seins logisch zur ursprünglichen Sphäre der aktuellen Wirklichkeit zurückgehen, so hat sich das Objekt des vorfindenden Bewußtseins auch schon in den Akt des bewertenden Subjekts verwandelt. Die Psychologie hat somit wohl Grund, auch ihrerseits Vorstellungen und Selbststellungen aus einander zu halten. Beide sind für sie psychische Objekte und da ihr Verhältnis zum psychologischen Subjekt dasselbe ist, so werden sie unter gleichen Gesichtspunkten bezüglich ihrer Elemente, ihrer Konstitution, ihres Zusammenhanges zu prüfen sein. Um der Verschiedenheit des erkenntnistheoretischen Ursprungs willen muß aber die Grenzlinie bleiben, der Wille wird niemals selbst eine Vorstellung.

Wir müssen aber noch einen Schritt weitergehen. Wenn die Scheidung von Vorstellung und Wille auf ihren Ursprung aus dem Vorpsychologischen zurückweist, weil in der Psychologie selbst beide nur Gruppen von Bewußtseinselementen sind, so verliert auch der vielerörterte Gegensatz von intellektualistischer und voluntaristischer Psychologie seinen eigentlichen Sinn. Ob alles Geistesleben nur Erkenntnis ist oder ob auch die Stellungnahme des Ichs selbständige

Bedeutung besitzt, kann für die objektivierende Psychologie gar kein Problem sein, weil die Frage nur von einem subjektivierenden Standpunkt aus Sinn hat. Dem wirklichen Subjekt kommt Intellekt und Entscheidung zu, das psychologische Subjekt hat keine Erkenntnis und keine Handlungsfreiheit, sondern nur eine Summe von Elementen. Das Element der Vorstellung ist nicht selbst Vorstellung, da es als Element für das erkennende wirkliche Subjekt nie in Frage kommt; ist aber das Element nicht Erkenntnis, so ist es auch die Vorstellung nicht, sofern sie als Elementverbindung gedacht wird. Das psychologische Subjekt weiß nichts durch seine Vorstellungen und will nichts durch seinen Willen; die Frage, ob der Wille auch nur ein Wissen sei, steht mithin außerhalb der Psychologie. In diesem Sinne denken etwa Herbart und Wundt gleichmäßig subjektivierend; die Vorstellungen des einen und die Willensakte des anderen beziehen sich auf das wirkliche Subjekt. Unsere objektivierende Psychologie kann weder intellektualistisch noch voluntaristisch sein.

6. Der Umkreis des Psychischen.

Die einzelnen Merkmale des Psychischen, wie sie sich aus der grundlegenden Definition ergeben, müssen für uns Gegenstand besonderer Betrachtung werden; nachdem wir das Psychische vorläufig nur allgemein von allem Nichtpsychischen gesondert haben und zwar sowohl von den physischen Objekten als von den vorpsychischen Subjektsakten, müssen wir zunächst nur noch feststellen, wie überhaupt psychische Objekte zu finden sind. Es gilt also, den Umkreis der möglichen Gegenstände der Psychologie zu bestimmen. Der übliche Weg hierzu kann nun nicht mehr der unserige sein. Wer in der Welt nur Vorfindbares als wirklich anerkennt, kommt zu dem Psychischen, das nicht eigenes Erlebnis ist, nur durch eine unbeweisbare Hypothese. Es wird zuerst die Introjektion unseres eigenen Seelenlebens in unseren Körper durchgeführt und dann auf Grund der Ähnlichkeit anderer Wesen mit unserem Körper der Analogieschluß vollzogen, der auch in die anderen Lebewesen Bewußtseinsinhalte introjiziert. Für uns dagegen muß die Aufsuchung des Psychischen von der aktuellen, nicht von der vorfindbaren Welt ausgehen. Wenn wir als stellungnehmende Subjekte andere bewertende Subjekte anerkennen, so liegt in dieser Beziehung keinerlei Reflexion

auf die physische oder psychische Existenzform des Anderen; jenes anerkannte Stück Wirklichkeit mag in die eine von beiden oder in beide Formen umgesetzt werden können, aber für den aktuellen Verkehr der bewertenden Subjekte bleibt diese Umsetzung sekundär. Sobald wir aber das andere Subjekt als solches anerkennen, so liegt darin eingeschlossen, daß es sich an Objekten bethätigt, und diese Objekte, von der Aktualität des fremden Subjektes losgelöst, sind nun, insofern als sie nicht jedem, mithin auch uns, erfahrbar gedacht werden können, Objekte psychischer Natur. Die Existenz psychischer Inhalte muß also in jedem Einzelfalle aus der Anerkennung fremder Bewertung abgeleitet werden; die Zugehörigkeit zu dem bestimmten Körper ist dann durch die individuelle räumlich-zeitliche Prägung der bewerteten Objekte und der in Körperhandlungen realisierten Wollungen bestimmt.

Wir haben keinen Grund, solche Betrachtungsweise auf die menschlichen Subjekte zu beschränken, da wir zweifellos auch bei der Berührung mit der Tierwelt zum Glauben an stellungnehmende Subjekte gedrängt sind. Wollten wir nicht von den Subjekten, sondern von den beobachteten Körpern ausgehen, so würde die Analogie mit dem eigenen Organismus doch bald, besonders bei den niederen Tieren, höchst unbestimmt werden; die Hypothese, jene physischen Erscheinungen seien auch von psychischen begleitet, weil sie unserem eigenen Körper äußerlich ähnlich sind, würde somit sehr unwahrscheinlich. Noch bedenklicher aber wäre es, die Existenz des Psychischen im Tiere dadurch zu beweisen, daß es als notwendiges Erklärungshilfsmittel für die äußerlich beobachtbaren Prozesse am Tierkörper herangezogen wird. Die Bewegungen der kontraktilen Substanz aus vorangehenden Ursachen zu erklären, muß vom Protisten bis zum Säuger eine rein physiologische Aufgabe bleiben. Wenn dabei die wenig bekannten und jedenfalls äußerst komplizierten zentralen Vorgänge durch die aus der Selbstwahrnehmung bekannten Empfindungs- und Willensprozesse ersetzt werden, so ist damit die Aufgabe nicht gelöst, sondern verschoben. Werden diese Seelenvorgänge aber nur herangezogen, um die regulierenden verwickelten Zentralprozesse unter einfachen Gesichtspunkten zu ordnen, so läuft es wieder auf zweifelhafte Analogien hinaus. Nicht weniger bedenklich ist es, gerade die Gedächtnisvorgänge oder Lernvorgänge auszusondern und dem Tiere Bewußtsein zuzuschreiben, sobald es Spuren von Gedächtnis oder Belehrbarkeit zeigt. Die Biologen, welche damit ein wissenschaftlich eindeutiges Prinzip entdeckt zu haben glauben, übersehen

offenbar, daß physiologisch da nur eine Bethätigung von körperlichen Nachwirkungen vorliegt, die als solche nichts dazu beitragen, auf das Bewußtseinsproblem Licht zu werfen. Das Tier hat für uns einen Bewußtseinsinhalt deshalb, weil wir in der aktuellen Wirklichkeit es als Subjekt anerkennen; wie diese Anerkennung aber psychogenetisch in uns zu stande kommt, ob es sich dabei um die Wahrnehmung gewisser tierischer Körperteile und um die Association gewisser Spannungen, Erwartungen, Befürchtungen handelt, das ist für die Frage nach der Gültigkeit jener Anerkennung ohne irgend welche Bedeutung. Darin liegt dann aber auch schon die Wirklichkeit der dem Subjekt zugehörigen Objektwelt, die wieder psychisch ist, sofern sie schlechthin keinem anderen erfahrbar ist, und die, von unserem Zuschauerstandpunkt aus, wieder auf jenen Organismus bezogen werden muß, weil ihre inhaltliche Ordnung von den besonderen räumlich-zeitlichen Bedingungen des betreffenden Körpers abhängt.

Aber noch in einem anderen wichtigeren Sinne kann die Reihe der psychischen Objekte erweitert werden. Nicht nur dem Tier und dem Einzelmenschen gehören seelische Inhalte zu, auch die menschliche Gruppe als solche wird uns zum Träger geistigen Geschehens. Erkenntnis und Wille der nationalen oder wirtschaftlichen oder religiösen oder verwandtschaftlichen Gemeinschaft existieren nicht weniger wirklich als die seelischen Funktionen des einzelnen Nebenmenschen. Gehen wir auch hier vom physischen Objekt aus, um das Psychische wieder nach Analogie mit dem eigenen Organismus zum sozialen Körper hinzuzuergänzen, so bleibt es nur eine bildliche Bezeichnung, von einem Gesamtwillen, einem Gesamtgefühl, einer Gesamtmeinung zu sprechen, die mehr wären als eine Anzahl gleicher Individualakte. Schon von der Menschengruppe als sozialem Organismus zu sprechen, ist in erster Linie ein Gleichnis, solange wir von den wahrgenommenen physischen Körpern ausgehen, und die vielen einzelnen Ichs dürfen dann niemals zu einem einheitlichen Gesamtbewußtsein zusammenfließen. Wir werden auch dann wohl von sozialpsychologischen Erscheinungen sprechen; wir werden als solche dann diejenigen psychischen Inhalte des Einzelbewußtseins herausheben, welche nur aus den sozialen Beziehungen des Individuums verständlich werden. Das Sozialpsychologische bliebe dann ein Teil der Individualpsychologie, und dem Begriff des unteilbaren Sozialbewußtseins entspräche keine vorfindbare Wirklichkeit. Ganz anders aber liegt es, wenn wir auch zu diesem psychischen Objekt nicht vom Wahrgenommenen, sondern vom anerkannt Gültigen aus vor-

dringen. Wenn wir uns in der historischen Wirklichkeit vom sozialen Empfinden und Urteilen abhängig fühlen und mit der Stellungnahme der Volksseele rechnen, so ist für uns als aktuelle Subjekte jenes gegenwirkende soziale Subjekt durchaus so wenig ein Komplex von Einzelmenschen, als etwa der Mitmensch im praktischen Leben für uns ein Komplex von Zellen ist. Will ich die Motive für meine Anerkennung sozialer Subjekte in die Sprache der Psychologie übertragen, so würde ich sicherlich von der Wahrnehmung vieler einzelner Individuen ausgehen müssen, und jede Beschreibung führt auf diese Zellen des sozialen Körpers zurück, aber für meine wirkliche Abhängigkeit und meine wirkliche Bethätigung war das Ganze nur als Ganzes gültig. Das aktuelle Individualsubjekt ist daher auch nicht im aktuellen Sozialsubjekt als Teil enthalten, sondern beide durchdringen sich als schlechthin verschiedene Realitäten, und erst wenn wir sie als existierende Objekte denken, wird das eine zum Element des anderen. Leiten wir von dieser logisch primären Wirklichkeit nun für das soziale bewertende Subjekt, in gleicher Weise wie beim individuellen, ebenfalls das vorfindende psychologische Subjekt ab, so muß auch dieses in gleichem Sinne eine Einheit sein. Das soziale psychische Subjekt kann als solches somit eine Vorstellung, ein Gefühl, einen Trieb so wenig millionenmal oder auch nur zweimal enthalten, als das individuelle Subjekt den einzelnen Bewußtseinsinhalt vervielfachen kann. Die Gesichtspunkte der physiologischen Psychologie beschäftigen uns hier noch in keiner Weise; nur um die Parallele deutlich zu machen, sei daran erinnert, daß nach den neueren Untersuchungen auch die elementarste Licht- oder Tonreizung sich derartig fortzupflanzen scheint, daß stets eine größere Gruppe von Hirnrindenzellen erregt wird. Sollte nun auch die Erregung jeder einzelnen die charakteristische Tonempfindung von bestimmter Stärke hervorrufen, so wäre diese Vielheit körperlich bedingter Empfindungen eine Vielheit doch nur für den Psychophysiker, der von den körperlichen Elementen ausgeht, während das psychologische Subjekt die betreffende Empfindung hat oder nicht hat, unmöglich aber sie mehrere Male zugleich hat. In gleicher Weise ist diejenige Betrachtung, welche im sozialpsychologischen Geschehen eine Vielheit gleicher Individualvorgänge sieht, dem sozialen Subjektsstandpunkt fremd und nur von der Beobachtung der psychophysischen Elemente, der Individuen, aus erreichbar.

Der Umkreis der psychologischen Objekte ist aber mit dem Geistesleben der menschlichen Gesellschaften, der menschlichen

Einzelwesen und der Tiere noch nicht prinzipiell abgeschlossen. Auch die Psychologie darf nicht von vornherein die Frage abweisen, ob nicht die unbelebte Natur nur Außenseite einer geistigen Innenwelt sei und jeder physische Vorgang somit zu einem Analogieschluß auf die Existenz psychischer Objekte berechtige. Die moderne Naturforschung kommt dieser Tendenz heute oft und lebhaft entgegen. Sie sucht das metaphysische Problem der Weltbeseelung in ein empirisch psychophysisches umzuwandeln und die Existenz des Seelischen im Organismus dadurch verständlich zu machen, daß in jede Zelle und schließlich in jedes Atom ein Psychisches hineinverlegt wird. Das Seelische hört dadurch auf, ein besonderes Problem des Biologen zu sein; es entsteht nicht erst dann, wenn die Atome zum Organismus zusammentreten, sondern gehört zu den Grundeigenschaften der Materie. Das Glaubensbekenntnis des monistischen Naturforschers stellt so dem entsagenden Gefühl des Niewissenkönnens die zuversichtliche Überzeugung gegenüber, daß, wenn nur der atomistische Materienbegriff richtig gebildet ist, auch der psychophysische Zusammenhang des Lebewesens kein prinzipiell neues Problem mehr darbietet. Eine Cellular- und Atompsychologie würde damit in ihre Rechte treten.

Der Grundfehler der Atompsychologie liegt wieder in dem falschen Ausgangspunkt. Wenn es richtig wäre, daß wir den Nebenmenschen zuerst als nur physischen Körper auffassen und dann auf Grund nachträglicher Erwägungen, vor allem auf Grund der Analogie mit dem eigenen Körper, Seelisches in den Organismus projizierten, dann wäre es ja nicht unberechtigt, auch bei jedem anderen Komplex materieller Atome in gleicher Weise von außen nach innen vorzuschreiten. Aber das ist eine irreführende Konstruktion. Sowohl vom logischen wie vom psychologischen Standpunkt ist uns der Nebenmensch zunächst nicht physisches oder psychisches Objekt, sondern ein aktuelles Subjekt in der Welt der gültigen Beziehungen; er ist als solches Subjekt anerkannt, und nur deshalb ist sein Körper für uns mehr als ein physischer Gegenstand. Wollen wir wirklich Analogien bilden, so kann auch die anorganische Natur nur dann uns als beseelt gelten, wenn sie in der wirklichen Welt als Subjekt anerkannt wird und nun aus ihrem Subjektwesen die Doppelheit des psychischen und physischen Inhaltes abgeleitet wird. Wenn die Natur uns erhebt und überwältigt, dann ahnen wir ein Wesen, dessen Kunde wir nicht so verstehen wie die Laute des Nebenmenschen, aber dessen Größe und Kraft und Schönheit und Güte wie Geist zum

Geiste spricht. Aus diesem Weltsubjekt kann die Analogie dann einen unendlichen psychischen Inhalt als Beseelung des Universums entstehen lassen. Und wie neben dem Sozialsubjekt als ein neues das Individualsubjekt stand, so könnte neben dem kosmischen All in jedem Einzelgebilde, das uns lockt oder labt, das uns droht oder schreckt, ein Sinn empfunden und so ein Psychisches gewonnen werden. Erst logische Motive sekundärer Art veranlassen uns, solche psychischen Objekte als Phantasiegebilde von der Wissenschaft auszuschließen. Wo uns aber niemals ein stellungnehmendes Subjekt Anerkennung, Würdigung, Verständnis fordernd entgegentrat, da liegt überhaupt kein Analogiemotiv vor, ein Psychisches aufzusuchen. Das psychische Objekt ist nur einem erfahrbar; die fremde Bewußtseinsregung kann somit nicht für uns da sein, sondern muß für das fremde Subjekt existieren; nur wo ein Subjekt anerkannt ist, kann nach dem nur ihm erfahrbaren Objekt gefragt werden. Die Bestimmung des psychischen Objekts bleibt somit in völliger Abhängigkeit vom wirklichen subjektivierenden Leben und tritt erst nachträglich in Beziehung zur objektivierenden Naturwissenschaft. Je weiter die Begriffsarbeit der letzteren sich von den Bewertungen der Wirklichkeit entfernt, desto künstlicher wird die Annahme, daß den so durch Abstraktion gewonnenen Körpern ein Seelisches innewohnt. Erreicht diese Abstraktion aber ihren Endpunkt in der Annahme der Atome, so bleibt das wirkliche Leben ohne jeden Kontakt mit solcher naturwissenschaftlichen Hilfskonstruktion. Das physische Atom kann uns niemals als Subjekt entgegentreten; es ist ein Begriff, der für die Psychologie prinzipiell unfruchtbar bleibt und zu einer Annahme psychischen Innelebens auf Grund von Analogie niemals herausfordert. Das beseelte Atom als unberechtigte Verkoppelung physikalischer und psychologischer Hülfsbegriffe ist so die Konsequenz des Dogmas, daß die Beschreibung der physischen und psychischen Objekte alle Realität erschöpfen könnte; wird über der Welt des Existierenden die Welt der Aktualität vergessen, so kann in der That die Annahme eines Psychischen, das nicht unser eigenes Psychisches ist, nur hypothetische Ergänzung der physischen Erscheinungen sein und die Ergänzung wird dann berechtigt bleiben, wo die Physik physische Materien annimmt. Sobald wir aber im Auge behalten, daß alles Psychische aus der Aktualität wirklicher Subjekte stammt, so werden wir für die Psychologie das Recht zurückfordern, unabhängig von naturwissenschaftlichen Konstruktionen, nur aus dem Zusammenhange des Lebens, über das Dasein

psychischer Objekte zu urteilen, aus ihren eigenen Bedürfnissen heraus ihre Hilfsbegriffe zu bilden und einen atomisierenden Panpsychismus als unberechtigte Grenzüberschreitung der Naturwissenschaft zurückzuweisen.

Zu I—IV vergleiche, außer den auf S. 5 und 43 genannten Schriften die folgenden:

F. H. Bradley, Appearance and Reality. London 1897.
Ludwig Busse, Philosophie und Erkenntnistheorie. Leipzig 1894.
G. Class, Phänomenologie und Ontologie des menschlichen Geistes. Leipzig 1896.
Rud. Eucken, Die Grundbegriffe der Gegenwart. Leipzig 1893.
E. L. Fischer, Theorie der Gesichtswahrnehmung. Mainz 1891.
E. v. Hartmann, Das Grundproblem der Erkenntnistheorie. Leipzig 1899.
L. T. Hobhouse, The Theory of Knowledge. London 1896.
W. James, The Will to Believe. New-York 1897.
Martin Keibel, Die Abbildstheorie. Zeitschrift für immanente Philosophie. 1898.
G. T. Ladd, A Theory of Reality. New-York 1899.
Otto Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit. Straßburg 1900.
E. Mach, Analyse der Empfindungen. Jena 1886.
Jos. Royce, Studies of Good and Evil. New-York 1898.
R. v. Schubert-Soldern, Ursprung und Element der Empfindung. Zeitschrift für immanente Philosophie. 1896.
R. v. Schubert-Soldern, Grundlagen einer Erkenntnistheorie. Leipzig 1884.
W. Schuppe, Die immanente Philosophie. Zeitschrift für immanente Philosophie. 1897.
H. Schwarz, Das Wahrnehmungsproblem. Leipzig 1892.
R. Seydel, Der sogenannte naive Realismus. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1891.
K. Twardowski, Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen. Wien 1894.
G. Uphues, Psychologie des Erkennens. Leipzig 1893.
G. Uphues, Wahrnehmung und Empfindung. Leipzig 1888.
G. Uphues, Über die Erinnerung. Leipzig 1889.
J. Volkelt, Beiträge zur Analyse des Bewußtseins. Zeitschrift für Philosophie. 1895.
J. Volkelt, Erfahrung und Denken. Hamburg 1886.
P. Weisengrün, Das Problem. Leipzig 1892.
R. Willy, Das erkenntnistheoretische Ich. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1894.
Joh. Wolff, Das Bewußtsein und sein Objekt. Berlin 1889.

Zu IV vergleiche auch:

P. du Bois-Reymond, Die Grundlagen der Erkenntnis. Tübingen 1890.
W. K. Clifford, Lectures and Essays. London 1886.
H. Grünbaum, Zur Kritik der modernen Kausalanschauungen. Archiv für systematische Philosophie. 1899.
E. v. Hartmann, Kategorienlehre. Leipzig 1896.

G. Heymans, Die Gesetze und Elemente des wissenschaftlichen Denkens. Leiden 1894.
Edm. König, Die Entwickelung des Kausalproblems. Leipzig 1890.
Th. Lipps, Zur Psychologie der Kausalität. Zeitschrift für Psychologie. 1890.
W. Ostwald, Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus. Leipzig 1895.
Karl Pearson, The Grammar of Science. London 1892.
W. Windelband, Vom System der Kategorien. Philosophische Abhandlungen. Tübingen 1900.

Drittes Kapitel.

Die Psychologie und die Geschichtswissenschaften.

1. Das System der Wissenschaften.

Der Standpunkt und die eigentümlichen Aufgaben der Psychologie lassen sich nur dann vollkommen erleuchten, wenn sie den Aufgaben aller übrigen Wissenschaften gegenübergestellt werden. Dadurch wird ja dann freilich nicht allein das Wesen der Psychologie klarer hervortreten, sondern vor allem werden auch ihre Grenzen und Beschränkungen ins Bewußtsein gerückt. Diese gemeinhin verschwommenen Grenzlinien klarstellen', heißt aber nicht nur die Psychologie einengen, sondern gleichzeitig im Gebiet ihrer wirklich berechtigten Ansprüche ihr die volle Bewegungsfreiheit wiedergeben. Die Untersuchung über das Verhältnis der Psychologie zu dem System der Wissenschaften liegt auch dann, wenn sie dazu führt, den Glauben an eine zentrale Stellung der Psychologie aufzuheben, doch durchaus ebenso im Interesse der Psychologie, wie in dem der historischen und normativen Disziplinen.

Die Abgrenzung der Psychologie gegenüber der Naturwissenschaft bedarf dabei natürlich keiner besonderen Untersuchung mehr, da, nachdem einmal die psychischen Objekte von den physischen unter erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten scharf getrennt sind, weder die Wissenschaft von den psychischen Objekten noch die von den physischen Objekten je einen Untersuchungsgegenstand antreffen kann, von dem es zweifelhaft wäre, ob er dem einen oder dem anderen Gebiet zugehört. Botanik und Zoologie mögen gegenüber gewissen niedersten Lebewesen streiten, ob sie zu den Pflanzen oder

zu den Tieren zu rechnen seien; Objekte, von denen es zweifelhaft ist, ob sie psychische Bewußtseinsinhalte oder physische Körper sind, kann es nicht geben, und die Verwirrung dieser Frage durch Hinweis auf die Wirklichkeit, in der Vorstellung und Ding identisch sind, ist für uns jetzt genugsam erledigt; das logische Stadium jener Einheit muß bereits aufgehoben sein, wenn die Möglichkeit einer Physik oder Psychologie einsetzen soll.

Die scharfe Trennung von Psychologie und Naturwissenschaft wird nun auch dadurch nicht aufgehoben, daß tausend Beziehungen die gesonderten Gebiete verknüpfen, obgleich diese Beziehungen nicht bloß von empirischen Zusammenhängen herrühren, sondern, soweit die Beschreibung und Erklärung psychologischer Vorgänge mit Hilfe physikalischer Begriffe in Frage kommt, durchaus, wie wir später im einzelnen verfolgen werden, auf erkenntnistheoretische Bedingungen hinweisen. Ganz auf der Oberfläche liegen dabei die technischen Dienste, welche die Wissenschaften einander leisten. Der Psychologe experimentiert mit Hilfe physikalischer Apparate, und der Physiker verläßt sich auf die Sinnesempfindungen, und wenn er auch mit Hilfe seiner Vorrichtungen die unzuverlässigen Sinnesdaten durch verlässlichere, etwa Temperaturempfindungen durch Gesichtsempfindungen ersetzt, so bleiben seine Beobachtungen doch immer noch von Faktoren abhängig, die in das Fachgebiet des Psychologen gehören.

Viel tiefer reichen dann diejenigen Wechselbeziehungen, die aus dem Zusammentreffen der Seelenvorgänge und der physiologischen Funktionen entstehen. Auf der einen Seite folgt der Psychologe den Spuren des Nervenphysiologen; er findet die Sinnesempfindungen abhängig von den Gehirnerregungen, welche auf die Reizung der Sinnesorgane folgen, er findet geistige Abnormitäten, wenn pathologische Gehirnprozesse vorliegen, er verfolgt phylogenetische wie ontogenetische geistige Entwickelung und wird überall auf entsprechende Entwickelung nervöser Substrate hingewiesen. So bereitet sich eine zwischen beiden Gebieten vermittelnde Theorie vor, welche das Verständnis der psychischen Mannigfaltigkeit durch die Untersuchung des Physischen fördern will. Andererseits wissen wir von den Bewußtseinserscheinungen viel mehr, als von den Lebensvorgängen des Gehirns; im Rahmen solcher allgemeinen psychophysischen Theorie wird daher die Psychologie sehr viel eher als die Physiologie dazu berufen sein, die Einzelheiten auszuführen. Zunächst steht eine psychologische Ordnung einem mikroskopisch-

anatomischen Chaos gegenüber, und so hat die Psychologie vor allem der Gehirnphysiologie zu helfen. Wird schließlich das psychologische Geschehen, im Gegensatz zu dem Aktualitätsprinzip der Geisteswissenschaften, auf ein Kausalitätsprinzip zurückgeführt, das nicht nur begrifflich auf die mechanische Kausalität zurückweist, sondern auch real an diese gebunden gedacht wird, so mögen beide Wissenschaften geradezu unlöslich miteinander verkoppelt sein. Alles das aber hindert nicht, daß in klarster Weise sich die Psychologie bezüglich ihres Aufgabengebietes von der Naturwissenschaft abhebt; daß sie zugleich mit ihr methodologisch die nächste Verwandtschaft besitzt, haben wir schon wiederholt hervorgehoben.

Prinzipielle Schwierigkeiten für die Umgrenzung der Psychologie ergeben sich dagegen bei ihrem Verhältnis zu den Geisteswissenschaften; wir müssen uns den Grundriß des gesamten Wissenschaftssystems vergegenwärtigen, um die Wirkung unserer prinzipiellen Auffassung auch in dieser Frage klarzustellen, speziell die Scheidung von objektivierenden und subjektivierenden Wissenschaften grundsätzlich durchzuführen. Der Grundplan ist uns dabei durch die folgenden Erwägungen gegeben.

Die Wirklichkeit besteht in unräumlich unzeitlichen Willensakten, die sich auf räumlich zeitliche Objekte als ihre Mittel und Ziele beziehen; die Akte haben die einander voraussetzenden Richtungen der Bejahung und Verneinung, der Anerkennung und der Nichtanerkennung. Diese Akte erleben wir. Die Subjekte stehen in der unmittelbaren Beziehung, ihre Akte einander miterlebbar zu machen; den fremden Akt erleben wir mit, indem wir ihn verstehen. Die Wirklichkeit dieser Subjektanerkennungen besteht nicht im Sein, sondern im Gelten. Die Gesamtheit unserer Anerkennungen ist unser Leben. Aus diesem individuellen Leben heraus löst sich ein System von Bejahungen, das wir bisher verfolgten: das System der Objektivierungen. Gewinnen wir ein Interesse, unsere Mittel und Ziele, die erst durch die Beziehung auf den Willen ihre Werte gewinnen, von diesen Willensakten losgelöst zu erfassen, also als Objekte ohne Wert, schlechthin nur erfahrbar, so erkennen wir Objekte an, welche nicht Geltung, sondern Existenz haben, Objekte, welche sind. Wir sahen, diese Objektivierung erfolgt im Dienste des wirklichen Lebens; wir suchen durch diese Loslösung zu erkennen, welche noch nicht wirklichen Objekte wir zu erwarten haben. Als lösbar erwies sich diese Aufgabe nur für diejenigen Objektfaktoren, die in mehreren Erfahrungen identisch gesetzt werden können, und

deshalb notwendig zusammenhängen. Es wurde daher notwendig, die wahrnehmbaren Objekte zu zerspalten, und zwar in physische, die jedem möglichen Bewußtsein zugehören und in psychische, die individueller Bewußtseinsinhalt sind.

Aus dem wirklichen Leben hebt sich aber noch eine andere Mannigfaltigkeit ab. Die Akte der Anerkennung, in denen wir uns bethätigen, gelten uns teils als individuelle, teils als überindividuelle. Das überindividuelle Wollen gehört dem bewertenden Bewußtsein überhaupt zu, wir lösen es daher begrifflich von dem individuellen Subjekt ab und nennen die überindividuelle Bewertung ein Sollen. Aber auch das von uns abgehobene Sollen muß, um nicht Zwang, sondern Pflicht zu sein, wirklich in unserem Wollen liegen, nur in dem Wollen von mehr als individueller Tendenz.

Dabei ist der überindividuelle Wille unser eigenes Wollen, sobald es mit dem Anspruch auftritt, daß es das Wollen jeglichen Subjekts sei, welches wir als Subjekt anerkennen. Damit ist natürlich nicht gemeint, daß es psychologisch in jedem vorhanden sei, sowie ja auch das überindividuelle physische Objekt nicht thatsächlich von jedem wahrgenommen wird. Akt und Objekt sind gleichermaßen dann überindividuell, wenn sie dem teleologischen System jeden Subjekts zugehören. Der Akt muß also gerade so von jedem gewollt werden, der, dem Sinn seiner eigenen Wollungen getreu, zu diesen Objekten Stellung nimmt, und das Objekt muß gerade so von jedem aufgefaßt werden, der seine eigene Welt, zu der er selbst Stellung nimmt, vollständig vorstellt.

Wir gewinnen so eine vierfache Mannigfaltigkeit, erstens die vom Subjekt losgelöst gedachten individuellen Objekte, das Psychische, zweitens die vom Subjekt losgelösten überindividuellen Objekte, das Physische, drittens die individuellen Subjektbewertungen, das Gewollte, viertens die überindividuellen Subjektbewertungen, das Gesollte. Dabei ist nun sofort zweierlei zu beachten. Zunächst ist es klar, daß das Verhältnis des Gesollten zum Gewollten genau dem des Physischen zum Psychischen entspricht. So wie das physische und das psychische Objekt im logisch primären Stadium eins sind, so muß das Gesollte in dem Gewollten zunächst enthalten sein und erst durch die Rücksicht auf die Mitsubjekte sich herausheben. Indem wir spätere Betrachtungen vorwegnehmen, können wir auch sofort ein Weiteres hinzufügen: so wie die Erkenntnis des Physischen dahin führt, immer mehr und mehr ins Psychische hinüberzunehmen, bis schließlich alle einzelnen Eigenschaften des

Gegenstandes in die Eigenschaften der Vorstellung übergegangen sind und dafür auf der Seite des Physischen nur ein Abstraktionsprodukt in Form unerfahrbarer, qualitätsloser Materie übrig bleibt, das aber doch alle Postulate der Physik befriedigt, genau so muß bei der Erkenntnis des Gesollten jede einzelne Qualität dieser Wertwelt schließlich in die historisch bedingte individuelle Willenswelt hinübergenommen werden und an die Stelle der wirklichen Gebote somit ein von jedem Inhalt abstrahierender Begriff des absoluten Wertes treten, der sich auf Postulate stützt.

Zweitens aber ist zu beachten, daß diese vierfache Mannigfaltigkeit des Psychischen, des Physischen, des Gewollten und des Gesollten noch nicht vier Wissenschaftsgruppen, sondern nur das Material zu solchen darstellt. In jedem der vier Gebiete handelt es sich zunächst nur um einzelnes. So wie das physische Objekt in seiner Einzelheit gegeben ist, so ist es das wirklich Gesollte. Das im einzelnen Fall Gesollte ist da nicht der Schnittpunkt abstrakter allgemeiner Normen, sondern in seiner Vereinzelung allein ist es gültig und wirklich; in unerschöpflicher Unendlichkeit weben sich die Sollungen so in unsere Wollungen und die Welt, an welche die Wissenschaft herantritt, ist so eine unendliche Fülle einzelner psychischer Erfahrungen, einzelner physischer Erfahrungen, einzelner Individualwerte und einzelner Überindividualwerte. Das Vereinzelte ist aber niemals Inhalt einer Wissenschaft. Die Aufgabe der Wissenschaft ist, das Einzelne in Beziehung auf die Gesamtheit zu denken, also das Einzelne in einen Zusammenhang einzuordnen oder richtiger das Einzelne so umzuarbeiten, daß es mit dem anderen einen Zusammenhang darstellt. Die Formen dieses Zusammenhanges sind dann die allgemeinen Beziehungen. Gegenstand der Wissenschaft ist also weder das Vereinzelte noch auch bloß das Allgemeine, sondern das Einzelne, wie es unter dem Gesichtspunkt des Allgemeinen sich darstellt samt dem Allgemeinen, wie es gedacht werden muß, um alles Einzelne in Beziehungen zu setzen. Das Einzelne, wie es unter dem Gesichtspunkt des Allgemeinen erscheint, und das Allgemeine selbst ist daher nirgends zu trennen; beides gehört zusammen und eine Scheidung zwischen der Wissenschaft des Einzelnen und der des Allgemeinen hat keine prinzipielle Bedeutung. Jede Wissenschaft hebt die Vereinzelung auf; keine Wissenschaft aber hört auf, sich für das Einzelne zu interessieren, sowie keine andererseits ohne allgemeine Begriffe denkbar ist. Sollen in den vier Gebieten, die wir vorfanden, wissenschaftliche Untersuchungen möglich sein, so

muß in jedem dieser Gebiete eine Aufhebung der Vereinzelung möglich sein und das Einzelne im Sinne des Zusammenhangs mit den anderen Erfahrungen desselben Gebietes betrachtet werden können; kurz es muß vier prinzipiell verschiedene Wissenschaften geben, die sich alle mit Allgemeinem beschäftigen, sofern es das Einzelne zusammenbindet und mit dem Einzelnen, wie es unter der Herrschaft des Allgemeinen steht. Diese vier Disziplinen sind erstens die psychologischen Wissenschaften, zweitens die physikalischen Wissenschaften, drittens die historischen Wissenschaften und viertens die normativen Wissenschaften. Wie weit dieselben sich nun wieder in Unterabteilungen zerlegen, bei denen eventuell sich vielleicht die Betrachtung des Allgemeinen scheinbar von der des Einzelnen sondert, werden wir später verfolgen; nur das ist klar, daß dieses Allgemeine in der Sphäre der objektivierenden Betrachtung anderen Charakter haben muß als in dem Kreise der subjektivierenden Wissenschaften. Das Allgemeine der Psychologie und Physik stellt den Zusammenhang der seienden Objekte, die Gesetze, dar, und das der Geschichte und Normwissenschaften den Zusammenhang der geltenden Akte; dort ist allgemein, was allgemeine Kraft hat, hier was allgemeine Bedeutung beansprucht. Die Geschichte ist Wissenschaft erst, wenn sich aus der unendlichen Masse der gültigen Willensakte die allgemeinsten historischen Werte hervorheben und die normativen Disziplinen müssen aus der unendlichen Fülle der Einzelgebote die allgemeinen Werte des Denkens, des Fühlens, des Handelns, des Glaubens herausarbeiten. Wir wenden uns nunmehr zunächst der Geschichte zu und dann den Normwissenschaften, um ihr Verhältnis zur Psychologie im einzelnen zu erleuchten.

2. Die Aufgabe der Geschichte.

Die Frage, was denn eigentlich die Aufgabe der Geschichtswissenschaft sei, scheint in den Werken der Historiker aller Zeiten so erschöpfend durch die That beantwortet zu sein, daß die begriffliche Untersuchung sich verhältnismäßig selten mit ihr beschäftigte. Die logischen Betrachtungen bezweckten mehr zu prüfen, ob die Arbeit des Historikers durch geschichtsphilosophische Spekulationen über die Gesetze und den Sinn der Geschichte ergänzt werden dürfen; daß aber der Historiker zunächst und vor allem die thatsächliche

Entwickelung der Menschheit bis zur Gegenwart klarstellen und darstellen müsse, schien selbstverständlich. Freilich können sich auch in dem so abgegrenzten Gebiete noch sehr verschiedenartige Auffassungen entgegentreten. So mag es zweifelhaft erscheinen, ob die Darstellung selbst ein wesentlicher und innerlich notwendiger Teil der historischen Arbeit ist oder ob sie zur Erforschung des geschichtlichen Thatbestandes nur in demselben äußerlichen Verhältnis bleibt, in dem etwa die Darstellung astronomischen Erscheinungen zu ihrer Entdeckung steht. Praktisch wichtiger ist der Streit, auf welche Teile und auf welche Seiten der Menschheitsentwicklung der Historiker sein Augenmerk zu richten habe; sind es die durch Urkunden belegten Vorgänge allein oder auch die älteren, für welche nur anthropologische Bekundungen möglich sind; kommen nur die höheren Kulturvölker in Betracht oder auch die niederen Rassen; gilt es lediglich die politische Seite und den sozialen Menschen darzustellen oder hat die ganze Fülle der Kulturbethätigungen in Kunst und Wissenschaft und Religion, in Sitte und Recht und Wirtschaft gleichermaßen zur Geschichte erhoben zu werden? Und noch tiefergreifend: hat der Held aus der Masse erklärt zu werden, die ihn vorwärts schiebt, oder hat der Weg der Masse aus den Schritten des Helden begriffen zu werden, der ihr vorangeht? Vor allem: sollen die Handlungen der Einzelnen wie der Gruppe aus den psychologischen Motiven allein abgeleitet werden oder gilt es, die Handlungen samt ihren bewußten Motiven aus unpsychischen Verhältnissen, aus wirtschaftlichen, geographischen, biologischen, kulturellen, technischen Bedingungen zu begreifen? Jede mögliche Auffassung dieser Probleme ist in der historischen Litteratur bethätigt und doch scheinen, vom allgemeinsten methodologischen Standpunkt aus gesehen, alle Beiträge zur Geschichtswissenschaft dasselbe Ziel zu haben: Darstellung der Menschheitsentwicklung in ihrem thatsächlichen einmaligen Verlauf.

Der einmalige zeitliche Verlauf stellt sich dabei logisch dem zeitlos geltenden Gesetz gegenüber und die von allem Sekundären befreite Auffassung wird daher geradezu fordern, daß die Geschichte das Einmalige darstellt und die Darstellung alles Einmaligen Geschichte sei, wie es SIMMEL, WINDELBAND, RICKERT u. a. logisch entwickelt haben. Wir haben diese Fragen schon einmal berührt, als wir uns kritisch über die gegenwärtigen Tendenzen der Psychologie orientierten. Wir müssen jene früheren Betrachtungen nun aber hier nach verschiedenen Richtungen ergänzen.

Die Entwickelung unseres Sonnensystems, die Entwickelung unserer Erde, die Entwickelung unserer Tierwelt sind nach jener Auffassung historische Disziplinen, und von jenem Standpunkt aus gesehen, mischen sich historische Elemente in alle empirischen Naturwissenschaften; nur die Mechanik hat alle historischen Elemente ausgeschieden. Wir können von der Psychologie dabei zunächst absehen. Aber ist damit wirklich die Aufgabe der Naturwissenschaft erschöpfend erfaßt? Handelt die Naturwissenschaft wirklich nur von dem, das sich „an keinen bestimmten Ort und an keine bestimmte Zeit knüpft?“ Kann sie wirklich gar nichts darüber sagen, was an bestimmten Stellen des Raumes und der Zeit existiert? Ein einzelner Faktor ist da für das Ganze genommen. Die Notwendigkeit, Gesetze zu gewinnen, bedeutet noch nicht, daß mit der Feststellung solcher Gesetze die gesamte Aufgabe erfüllt ist. Gehen wir von einem vorher konstruierten Begriff der Naturwissenschaft aus, so können wir natürlich behaupten, daß alles im thatsächlichen Werk der Naturwissenschaften, das nicht jenem Begriff sich unterordnet, garnicht naturwissenschaftlich sei, sondern etwa historisch. Gehen wir dagegen von dem wirklichen wissenschaftlichen Betriebe aus und vergegenwärtigen wir uns, ob dort der eine Faktor gegenüber dem anderen vernachlässigt wird oder ohne Veränderung des Sinnes vernachlässigt werden darf, so stellt es sich doch anders dar.

Wenn die formale Logik oder die Mathematik über die Beziehungen von A, B und C etwas aussagen, so behaupten sie Gültiges, ohne zu berücksichtigen, ob A, B oder C irgendwo und irgendwann in der Erfahrung gegeben waren, ja ohne es auszuschließen, daß sie vielleicht nirgends gegeben sein können. Aber selbst diese Gesetze der formalen Logik und der Mathematik enthalten in gewissem Sinne Existentialurteile, nur solche negativer Natur. Sie besagen, daß in der erfahrbaren Welt kein A, B und C existiert, für welches die logischen oder mathematischen Gesetzesbestimmungen nicht zutreffen. Die naturwissenschaftlichen Urteile ohne Ausnahme haben dagegen ihren Sinn eingebüßt, sobald ihnen die Voraussetzung entzogen wird, daß Objekte, welche geeignet sind, das behauptete Gesetz in ihrem Verhalten zu bewähren, wirklich in der erfahrbaren Außenwelt existieren. Die Gesetze der Tierphysiologie ohne die Voraussetzung, daß Tiere in der uns erfahrbaren Welt vorhanden sind, wären nicht Naturwissenschaft; konstruieren lassen sich auch wohlbegründete Gesetze über die Funktionen eines

Centaurenkörpers, aber die Physiologie des Centauren gehört nicht neben der Physiologie des Pferdekörpers oder des Menschenkörpers in das System der Wissenschaft. Die Voraussetzung, daß die Körper vorhanden sind, ist für jedes naturwissenschaftliche Gesetz so selbstverständlich, daß sie nur deshalb nicht in die Formulierung der Erkenntnis hineinbezogen wird; sie wird dadurch aber nicht prinzipiell nebensächlich. Je weiter der Umkreis, für den der bestimmte naturwissenschaftliche Begriff gilt, desto mehr muß das im Gesetz mitenthaltene Existentialurteil auf bestimmte Raum- und Zeitangaben verzichten; aber selbst in die allgemeinsten Sätze der Mechanik sind solche Existenzbehauptungen stillschweigend eingeschlossen, obgleich sie vom übernaturwissenschaftlichen Standpunkt sich als unberechtigt erweisen. Nicht das ist die Frage, ob solche Körper wirklich existieren, sondern nur, ob nicht die Mechanik, wenn auch nur mit begrenzter Berechtigung, das thatsächliche Vorhandensein derselben glauben machen will.

Auf der anderen Seite wird die Existentialbehauptung um so bestimmter, je spezieller das Gesetz wird, d. h. je komplizierter die Bedingungen seiner Verwirklichung. Eine Aussage, welche von den Tieren im allgemeinen handelt, läßt es dahingestellt, ob solche Körper etwa nur an den mit Luft oder auch an den mit Wasser bedeckten Orten der Erde vorkommen; die Lehre von den Fischen besagt, daß es auch im Wasser thatsächlich Tiere giebt, die Physiologie der Fische in den Gebirgsbächen schließt die noch bestimmtere Voraussetzung ein, daß auch in den Berggewässern thatsächlich Tiere vorhanden sind, und führen wir die Spezialisierung weiter, so mag uns ein biologisches Gesetz begegnen, das überhaupt nur Sinn hat, wenn es in diesem einen räumlich bestimmten Gewässer wirklich den einen vielleicht durch seine Größe oder seine Farbe einzigartigen Fisch gegeben hat. Gleiches gilt für die zeitliche Bestimmung. Spricht die Pathologie allgemein von Geisteskrankheiten, so behauptet sie nur, daß es in irgend einer Periode innerhalb der von der Überlieferung festgehaltenen Vergangenheit geistesgestörte Menschen gab; spricht sie aber etwa von Cäsarenwahnsinn, so behauptet sie schon die geschichtliche Thatsache, daß es geisteskranke Imperatoren gab und fügt sie noch compliziertere Spezialsymptome der Psychose Nero's hinzu, so behauptet sie, daß etwas existierte, was in der historischen Vergangenheit nur einmal sein konnte und was dennoch auszusagen sinnlos wäre, wenn es nicht das eine Mal wenigstens wirklich war. Auch das complizierteste

Spezialgesetz, das in unserer Erfahrung nur einmal sich bethätigen kann, behält ja freilich, wie wir schon früher hervorgehoben haben, den allgemeinen Charakter in Beziehung auf den unendlichen Raum und die unendliche Zeit; sind alle Bedingungen einschließlich unseres Sonnensystems und aller Vorgänge auf der Erde genau so noch einmal irgendwo und irgendwann in der Unendlichkeit gegeben, so muß das Gesetz wieder gültig sein, genau der gleiche Fisch in dem genau gleichen Bach schwimmen und NERO in genau gleicher Zeit nach der Gründung der Stadt wieder Rom in Brand stecken. Aber für die in Bezug auf unsere Erde und unsere Gegenwart orientierten endlichen Raum- und Zeitverhältnisse kann solches Spezialgesetz sehr wohl Bedingungen enthalten, die nur einmal vorhanden sein können und deren wirkliches Vorhandensein von dem Gesetz dann ganz entschieden mitbehauptet wird.

Ob die Naturwissenschaft daran Interesse hat, Spezialgesetze von so außerordentlicher Kompliziertheit aufzustellen, daß die Bedingungen für ihre Realisierung in der empirischen Welt nur einmal möglich sind, das ist eine ganz andere Frage. Da es die Aufgabe der Wissenschaften ist, die Welt so umzuformen, daß sie sich als einheitlicher Zusammenhang denken läßt, so wird sie notwendig zu solchen Gesetzen tendieren, deren Wirksamkeit möglichst häufig als Teilfaktor der komplizierten Wirklichkeit wiederkehrt; das einzelne Spezielle ist daher wertvoller bearbeitet, wenn es als Produkt vieler allgemeiner Gesetzmäßigkeiten interpretiert wird. Wo aber komplizierte spezielle Zusammenhänge selbst einen relativ konstanten Teilfaktor für eine große Zahl anderer uns gegebener Vorgänge darstellen, wie z. B. die Entwickelung unseres Sonnensystems, unserer Erde, unserer organischen Welt, unseres Menschengeschlechts, da wird das Interesse sich notwendig auf diese Spezialgesetze übertragen; und da dieselben wie alle Naturgesetze die entsprechenden Existentialurteile in sich tragen, so wird in der That die Naturwissenschaft im Kreise ihrer eigenen wahren Aufgaben uns lehren, daß unsere Planeten, unsere Erde, unsere Tiere sich thatsächlich so entwickelt haben. Sie geht damit nicht im geringsten über ihre Aufgabe hinaus, nimmt keinerlei fremdartiges historisches Element auf, sondern vollzieht damit genau das, was sie in jedem einzelnen Satz, auch dem allgemeinsten, dem Prinzip nach anstrebt.

Behauptet die Gegenseite, daß die Naturwissenschaft uns die Welt nur dann erklären könne, sobald der nur einmal wirklich

gewesene Anfangszustand oder irgend ein bestimmtes Stadium als Angriffspunkt der zeitlos gültigen Gesetze historisch festgestellt ist, so müssen wir somit geradezu prinzipiell erklären, daß die Naturwissenschaft mit ihren eigensten Mitteln, mit Bezug auf den empirischen Raum und die empirische Zeit, uns die gesamte existierende Welt in ihrem thatsächlichen Entwickelungsprozeß darstellt, weil das System der Naturgesetze ein System von Existentialurteilen einschließt. Wäre nur irgendwo und irgendwann im Weltall ein Sandkorn anders gelagert gewesen, als es thatsächlich gelagert war, so müßte das in idealer Vollendung gedachte System von Naturgesetzen selbst eine Veränderung erfahren; unsere Naturwissenschaft verlangt genau unsere Welt. Die Naturwissenschaft sucht also nicht das Allgemeine, um das Einzelne zu vernachlässigen, sondern um das Einzelne so begrifflich umzuarbeiten, daß es sich in einen Zusammenhang einfügt. Welches Interesse sollte es auch haben, das Allgemeine an sich zu suchen, da wir das allgemeinste Gesetz schon antizipieren, wenn wir an die Naturwissenschaft herangehen. Es gilt, das wirkliche einzelne Objekt mit Rücksicht auf den Zusammenhang umzuarbeiten, und der Allgemeinbegriff giebt nur den Weg an, wie das Einzelne umgedacht werden muß, um sich in solchen allgemeinen Zusammenhang einzufügen.

Die Möglichkeit, das Allgemeine für die Naturwissenschaft, das Einzelne für die Geschichte zu beanspruchen, ist also ausgeschlossen; unter dem Gesichtspunkt des Zusammenhanges gehört das einzelne Objekt in die Naturwissenschaft, ohne Rücksicht auf den Zusammenhang gehört das Einzelne aber überhaupt nicht in die Wissenschaft. Daß alles, was wir hier von der Naturwissenschaft behauptet, für die Psychologie nun mitgilt, versteht sich nach den früheren Erörterungen von selbst; die seelischen Vorgänge Neros gehören, als psychologische Vorstellungsreihen gedacht, in ihrer räumlich-zeitlichen Bestimmtheit durchaus der Psychologie an und nicht der Geschichte, und hätte Nero andere Vorstellungen erlebt, so müßte das ideale System der Psychologie irgendwie geändert werden; auch die vollendet gedachte Psychologie setzt gerade die so beschaffene psychische Ereignisreihe voraus und behauptet zugleich ihre thatsächliche Existenz. Daß die vorhandene Psychologie von solcher vollendet gedachten noch weiter absteht, als die Naturwissenschaft von ihrem Ideal, ist klar und der Thatbestand wird hier daher noch leichter undeutlich; am ehesten mahnen gewisse Spezialgebiete der Psychologie, wie die Psychopathologie, die Kriminalpsychologie,

die Kunstpsychologie, die Kinderpsychologie und ähnliches durch ihre vollkommen psychologische und nicht etwa historische Kasuistik an das wahre Verhältnis.

Ist also in der Welt der Objekte, auf die sich die Gesetze der Naturwissenschaft und Psychologie beziehen, nichts Einmaliges, dessen Existenz nicht von jenen beiden Wissenschaften dem Prinzip nach mitbehauptet wird, so ist es klar, daß sich die Geschichte, wofern sie nicht ein Teil der Psychologie sein soll, auf eine ganz andere Welt beziehen muß. Ihre Welt ist die der Subjektakte, die Welt des Willens; nur wo es Willen giebt, giebt es Geschichte.

Alle Naturwissenschaft und Psychologie ging von den erlebten Objekten aus und wir sahen, daß der Wille nur durch eine komplizierte Umformung in diese Reihe eingeordnet werden konnte; die Psychologie des Willens setzte voraus, daß der Stellungnahme des wirklichen Subjekts die Aktion des psychophysischen Subjekts substituiert würde. Die Geschichte geht nun gerade von diesen ebenso unmittelbar erlebten wirklichen Subjektakten aus und schreitet von ihnen aus in dieser Willenswelt über das ursprüngliche Erlebnis hinaus weiter fort. Das ursprüngliche Erlebnis sind unsere Anerkennungen und die Anforderungen, die an uns herantreten, Anforderungen, die uns nicht dadurch in Betracht kommen, daß wir sie durch psychophysische Wahrnehmung kennen lernen, sondern dadurch, daß sie sich direkt an unseren stellungnehmenden Willen wenden. Also Willensakte und Zumutungen zu Willensakten erleben wir; wir finden sie nicht vor wie Objekte, sondern wir bejahen sie oder verneinen sie, und wissen von uns selbst gerade eben dadurch, daß wir sie durchleben. Wir erkennen so Zwecke und Mittel und Urteile und Behauptungen an, und diese Gruppe von Anerkennungen sind wir selbst und die Gruppen von Anforderungen, die an uns herantreten, sind uns die anderen Subjekte. Diese Gruppen unserer und der fremden Wollungen sind in sich zunächst so unzusammenhängend wie die Gruppen von Objekten, die wir wahrnehmen; aus diesen Gruppen ein System von Zusammenhängen zu schaffen, d. h. sie so umzuformen, daß sie sich in ein System von zusammenhängenden Wollungen einordnen, so wie sich die erfahrenen Objekte in die erfahrbare Natur einordnen. das ist die Aufgabe der Geisteswissenschaften und zunächst der Geschichte.

Wir abstrahieren zunächst von den Wollungen von normativer Bedeutung, also dem logischen, ethischen, ästhetischen Anerkennen, das in sich den Anspruch trägt, bei jedem wollenden Subjekt Mit-

anerkennung zu finden. Wir bleiben zunächst bei unserem Wollen von nur historischer Gebundenheit: unser politisches, juristisches, technisches, wirtschaftliches, wissenschaftliches, religiöses, künstlerisches, soziales Anerkennen, das unserer historischen Bedingtheit entspricht; es ist, wenn wir den Glauben an die absoluten Werte skeptisch herauslösen, die Gesamtheit unseres Lebens. Unsere individuelle geschichtliche Stellung bringt uns in eine Fülle politischer und sozialer Institutionen, aber keine dieser Institutionen hat eine andere Bedeutung als die, unsere Wollungen in bestimmter Weise zu lenken und zu zwingen; die Zugehörigkeit zum Staat, zur Gemeinde, zur sozialen Gruppe, zur Rechtsgemeinschaft, hat ja gar keinen anderen Sinn, als daß da komplizierte Systeme von Willensanerkennungen in uns wirksam sind und Willenszumutungen an uns herantreten; was darüber hinausgeht, ist zufälliges physisches Objekt, das zur Natur, nicht zur Geschichte gehört. Aber solche Zumutungen an unseren Willen, und nichts anderes, bedeuten in der Lebenswirklichkeit auch alle technischen, praktischen und wirtschaftlichen Einrichtungen und Vorrichtungen; sie haben keinen Sinn für uns und sind bedeutungslose physische Komplexe, solange sie nicht das entsprechende System von Willensanerkennungen anregen. Sobald ein Objekt das Gefüge unserer Wollungen beeinflußt, so verstehen wir es und es gewinnt Sinn für uns, und die sozialen, technischen, praktischen Institutionen begreifen lernen heißt Systeme von Wollungen anderen Subjekten nachahmen. Nichts anderes sind Religion und Wissenschaft und Recht und Kunst, soweit sie in ihrer historisch ausgeprägten Gestalt, und nicht in ihrem philosophischen Normgehalt für uns in Frage kommen. All unser Glauben und Wissen und Achten und Fühlen stellt Systeme von wirklichen Bejahungen und Verneinungen, Wollungen und Hemmungen, Zustimmungen und Ablehnungen dar, deren Wirksamkeit unsere historische Stellung im geistigen Leben ausmacht; Franzose sein, Muhammedaner sein, Symbolist sein, Atomist sein, Hegelianer sein, bedeutet in der historischen Welt, Subjekt gewisser Systeme von wirklichen Akten der Stellungnahme sein. Jede andere Auffassung substituiert denjenigen Begriffen, die allein für das historische Verstehen in Frage kommen, andere Begriffe, die den beschreibenden und erklärenden Wissenschaften zugehören; so wird der naturwissenschaftliche Begriff der Rasse vielleicht an die Stelle der historischen Begriffe des Staates gesetzt.

Diese unendliche Mannigfaltigkeit von Wollungen, deren Gesamtheit den Inhalt meines wirklichen Ichs bedeutet, weist nun

überall auf fremde Wollungen hin, die ich anerkenne oder bestreite, nachahme oder überwinde. Diese fremden Wollungen sind historisch nicht Ursachen oder Teilursachen für meinen Willen, sie kommen also nicht in dem Sinne in Betracht, daß sie im Interesse eines Kausalzusammenhangs aufgesucht werden müssen, sie sind vielmehr Bedingungen, die ich als Stellungnehmender und Handelnder für meinen Willen selbst voraussetze und die in ihm logisch enthalten sind, so daß aus ihrer Verbindung mit meinen Wollungen eine teleologische Identität und eben dadurch Zusammenhang entsteht. Sage ich, ich bin ein Deutscher, so behaupte ich damit in erster Linie, daß ich eine Fülle von Gesetzen, Institutionen, Anschauungen und Idealen anerkenne, die alle als Willensforderungen einer unbestimmten Subjektsvielheit an mich herantreten, einer Vielheit, deren Totalität die Geschichte Deutschlands ausmacht; und meine Anerkennung besagt, daß mein Wollen mit dem Wollen der Fordernden nicht psychologisch, wohl aber teleologisch identisch ist. Die unendliche Welt der Wollungen, die in irgend einem Willenszusammenhang mit unseren eigenen Akten der Stellungnahme stehen, bildet das Material, dessen Bearbeitung der Geschichte zukommt, genau so wie die unendliche Welt von Objekten, die in irgend welchem kausalen Zusammenhang mit unseren Erfahrungsobjekten stehen, das Material der Naturwissenschaft und Psychologie bilden.

Die nächstliegende Frage wäre, ob denn nach dieser Auffassung jener behauptete Gegensatz vom Allgemeinen und Besonderen überhaupt keine wissenschaftliche Bedeutung besäße. Wir müssen da aber scharf ein Doppeltes unterscheiden: es kann sich erstens um das Besondere handeln, wie es unter dem Gesichtspunkt des Allgemeinen sich darstellt, es kann sich zweitens um das schlechthin Besondere handeln ohne Rücksicht auf den Zusammenhang und auf die allgemeinen Beziehungen. Im ersteren Falle kann das Besondere vom Allgemeinen innerhalb der Wissenschaft gelöst werden; die Scheidung ist aber eine unwesentliche, und erfolgt innerhalb jeder einzigen der vier Wissenschaftsgruppen, hat also mit der Scheidung der Wissenschaftsgruppen selbst nichts zu thun. Im zweiten Falle muß die Trennung aufs energischste durchgeführt werden; es ist die prinzipiellste Sonderung, die wir überhaupt kennen, sie findet aber nicht innerhalb der Wissenschaft statt, eignet sich also gar nicht zur Scheidung einzelner Disziplimen, sondern sie geht so vor sich, daß alles, was Wissenschaft ist, auf der einen Seite steht, und alles, was auf der anderen Seite steht, nicht Wissenschaft sondern Kunst ist.

Wird das Besondere mit Rücksicht auf den Zusammenhang aufgefaßt, dessen gültige Beziehungen durch das Allgemeine ausgedrückt werden, so ist die Beschreibung desselben in der That lediglich eine Spezialisierung und Verengerung der Untersuchung, die keine prinzipielle Trennung von der Wissenschaft des Allgemeinen erheischt. Eine stetige Stufenreihe führt vom Allgemeinsten jedesmal zum Besonderen durch zunehmende Komplizierung der Bedingungen, aber auf der untersten Stufe herrscht dasselbe Prinzip wie auf der obersten: die objektivierte oder die subjektivierte Wirklichkeit soll als Zusammenhang gedacht werden! In den Naturwissenschaften etwa ist die Mechanik das Allgemeine, Physik und Chemie nähern sich schon mehr dem Besonderen, Biologie noch mehr, Anthropologie wieder noch mehr, Kriminalanthropologie immer noch mehr, in ihr mag dann die Lehre von den physischen Degenerationsprozessen einer bestimmten Mördergruppe noch spezieller sein, bis schließlich das Funktionenbild einer anthropologisch interessanten Verbrecherform, für die nur ein einziger Fall bekannt ist, ein in der erfahrenen Wirklichkeit nur Einmaliges darstellt. Aber das System anthropologischer Bestimmungen, durch welche die abnormen Verhältnisse dieses bestimmten Verbrechers festgehalten werden, verbindet ihn mit der Gesamtheit der allgemein bestimmbaren Vorgänge und macht den Einzelfall zum Demonstrationsbeispiel der sich begegnenden und kreuzenden Allgemeinbeziehungen. Die wirkliche Person wird gewissermaßen umgeformt in einen Komplex begrifflich bestimmbarer Funktionen, welche geeignet sind, jede der erfahrbaren Besonderheiten dem gesamten Naturlauf, sofern er als Kausalzusammenhang gedacht wird, einzuordnen. Mithin will jene anthropologische Bestimmung des Einzelmenschen in ihrem kleinen Kreise dasselbe, was die Mechanik im größten Kreise will, mithelfen, die objektivierte physische Welt als Zusammenhang zu denken. So ist denn die naturwissenschaftliche Schilderung der einzelnen Sterne, der Erde, der Tierarten, der Menschenrassen, der einzelnen Menschen genau so Naturwissenschaft wie die Mechanik.

In gleicher Weise werden die psychologischen Wissenschaften zu einer Stufenleiter werden. Die allgemeinsten psychologischen Zusammenhänge, wie sie etwa die Herbartsche Psychologie oder die Assoziationspsychologie oder die physiologische Psychologie darstellen, bilden den Inhalt einer Wissenschaft, die sich am weitesten vom Besonderen entfernen würde. Anwendungen dieser Lehren auf die individualpsychologischen und sozialpsychologischen Bewußtseins-

inhalte, sofern sie allen Individuen oder allen Gruppen gemeinsam sind, würden sich zu dieser allgemeinsten Disziplin verhalten, wie die Physik zur Mechanik. Die psychologische Entwickelungslehre mit Rücksicht auf die Verschiedenheiten der Völker, Rassen, Dispositionen, Anlagen, Berufe, Altersstufen, Temperamente würden sich in noch höherem Maße dem Besonderen nähern, und schließlich würde die individualisierende differentielle Charakterologie, die unter lediglich psychologischen Gesichtspunkten die psychometrischen Bestimmungen für jedes Einzelindividuum anstrebt, am weitesten von der Wissenschaft des psychologisch Allgemeinen entfernt sein. Aber auch hier bleibt diese unendliche Erforschung der psychologischen Individualitäten doch stets unter den Gesichtspunkten der Psychologie, die Seele des Einzelnen wird umgeformt in eine Reihe von Bestimmungen über Disposition und Funktion der Empfindlichkeit, der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, des Gefühls u. s. w. und jeder Einzelfall damit geeignet gemacht, als Anwendungsbeispsiel der sich jedesmal in besonderer Weise da kreuzenden Allgemeinbeziehungen zu dienen. Nicht der besonderen Kreuzung des Einzelfalls, sondern der auch im Einzelfall trotz der Kreuzung sich bewährenden Gültigkeit der allgemeinen psychologischen Gesetze ist dabei das Interesse zugewandt. Jeder Beitrag zur exakten wirklich psychologischen Analyse einer bestimmten Individualität dient somit auch wieder demselben Ziel wie die allgemeinste seelische Theorie; beide arbeiten daran, die objektivierte psychische Welt als eine Welt gesetzmäßig zusammenhängender Vorgänge zu denken. Die vorläufig ganz unentwickelte Lehre vom Besonderen prinzipiell von der Lehre vom Allgemeinen zu trennen, liegt also auch für die psychologischen Wissenschaften kein Grund vor.

In den subjektivierenden Wissenschaften liegen die Verhältnisse nicht anders. Die allgemeinsten Zusammenhänge der Welt von Wollungen, in der unser Wille sich auslebt, wird durch die Geschichtsphilosophie bestimmt, sofern sie begriffliche Zusammenhänge überempirischer Bedeutung dem historischen Gesamtprozeß unterschiebt. Zu solcher Geschichtsphilosophie verhält sich die Weltgeschichte dann wie die Physik zur Mechanik; die Spezialgeschichten einzelner politischer, kultureller, sozialer Gemeinschaftsentwickelungen nähern sich dann mehr und mehr dem Besonderen und in der Biographie ist dann der höchste Punkt der Besonderheit erreicht. Aber auch hier hat dieses Einzelne seinen Sinn darin, daß es demselben Ziel nachstrebt, welches die allgemeine Geschichte und selbst die allge-

meinste geschichtsphilosophische Untersuchung verfolgt. Auch die Biographie dient dem Verständnis des allgemeinen Willenszusammenhanges und strebt so zum Allgemeinen hin; sie ist nicht psychologische Analyse, weil ihr Allgemeines nicht psychologische Gesetze sind; ohne Beziehung auf den Kulturzusammenhang und die Gesamtheit der Subjektwelt wäre sie aber überhaupt nicht Geschichte. Auch die Biographie ist in diesem Sinne nur ein Einzelfall, bei dem nicht das besondere Zusammentreffen der allgemeinen teleologischen Beziehungen, sondern die Bewährung dieser Beziehungen in ihrem besonderen Zusammentreffen das historisch Wichtige ist; alles was in der Biographie darüber hinausgeht, ist Naturwissenschaft oder Psychologie oder aber Kunst, d. h. überhaupt nicht Wissenschaft. Auch die Biographie arbeitet das Wirkliche so um, daß das Einzelleben als ein System von Subjektakten gedacht werden kann, die mit der Gesamtheit der übrigen Subjektfunktionen in allgemeingültigen Zusammenhängen stehen. Wer auch nur das geringste Ereignis in wirklich historischem Geiste darstellt, der muß methodologisch dasselbe wollen, was die allgemeinste Weltgeschichte will, die über Milliarden solcher Einzelereignisse hinwegschreitet, und was schließlich die Geschichtsphilosophie will, die alle empirische Wirklichkeit überhaupt überschreitet. Auch in der historischen Darstellung des Vereinzelten bleibt die Aufgabe, einen Subjektzusammenhang herzustellen, so erkennbar, wie in dem kleinsten Bruchteil der Kurve die Regel der ganzen Kurve erkennbar ist. Das Besondere vom Allgemeinen in den historischen Disziplinen zu trennen, ist methodologisch also ebenso falsch, wie es in den naturwissenschaftlichen und psychologischen Disziplinen war.

Was so für die Welt der Wollungen gilt, läßt sich unmittelbar auf die der Sollungen übertragen, d. h. auf die Wollungen, die überindividuelle Gültigkeit beanspruchen. Sie wissenschaftlich bearbeiten, heißt, sie in einen Zusammenhang einordnen. Die Lehre vom allgemeinsten Zusammenhang der Sollungen geht in die subjektivierende Metaphysik ein, die sich in ihren Voraussetzungen ebenso wie die anderen allgemeinsten Disziplinen, also die Mechanik, die Seelentheorie, die Geschichtsphilosophie über die erfahrbare Wirklichkeit erhebt. Die allgemeine Logik, Ethik, Ästhetik, Dogmatik verhalten sich dann zur Metaphysik, wie sich Physik und Chemie zur Mechanik verhalten und ihnen ordnen sich dann mit immer größerer Annäherung an die besonderen wirklichen Sollungen die Systeme der Sollungen in den einzelnen Pflichtenkreisen, in den einzelnen Wissen-

schaftsmethoden, in den einzelnen Kunstgebieten an, bis sich auch hier die Untersuchung in das ganz Vereinzelte verästelt. Die normative Auffassung jeglicher Sollung verlangt aber auch hier wieder, das Einzelne so umzuarbeiten, daß es sich dem teleologischen Zusammenhang einordnet; auch hier ist daher die Betrachtung des Einzelnen mit der des Allgemeinen fundamental zusammengehörig und trotz der praktischen Sonderung keine prinzipielle Scheidung zulässig.

Die Lehre vom Besonderen gehört also in allen vier Wissenschaftsgruppen mit der Lehre vom Allgemeinen zusammen, wenn das Besondere unter dem Gesichtspunkt des Zusammenhanges betrachtet wird; jede bezügliche Scheidung ergab sich als ganz sekundär und die Scheidung der vier Gruppen selbst hatte überhaupt nichts damit zu thun. Ganz anders liegt nun der Fall, wenn die andere Möglichkeit erwogen wird: wir können das Besondere ohne Rücksicht auf den Zusammenhang, losgelöst vom Allgemeinen, herausgehoben aus seinen subjektivierten oder objektivierten Beziehungen auffassen. Dann in der That rückt das Einzelne prinzipiell vom Allgemeinen ab, aber der Gegensatz liegt nicht mehr in den Grenzen der Wissenschaft, es ist der Gegensatz von Wissenschaft und Kunst. Ja, hier muß der Gegensatz daher auch dann bestehen bleiben, wenn wir dem losgelösten Besonderen nicht nur das Allgemeine, sondern das Besondere selbst, nur unter dem Gesichtspunkt des Zusammenhanges gesehen, gegenüberstellen. Das Besondere mit Rücksicht lediglich auf seine Besonderheit ist Kunst und immer nur Kunst, so oft die Kunst auch in den Dienst der Wissenschaft treten mag, und das Besondere mit Rücksicht auf das Allgemeine ist Wissenschaft und Teil aller vier überhaupt möglichen Wissenschaftsgruppen.

Nur um die negative Behauptung, daß die Geschichte es nicht mit dem Besonderen zu thun habe, allseitig zu verdeutlichen, mußten wir auch die positive Behauptung einschieben, daß das Besondere der Kunst zugehört; diese Ansicht selbst wieder zu begründen, ginge über den Rahmen dieser Betrachtung hinaus und nur ihren Sinn müssen wir klarstellen. Auch die Kunst hat es nicht mit der Wirklichkeit zu thun, sondern genau wie die Wissenschaft hat auch die Kunst alles Wirkliche zu bearbeiten; ist die Richtung der Bearbeitung bestimmt, so ist wahr und schön, was sich in diesen Richtungen von der Wirklichkeit fortbewegt. Die Welt der Objekte ist in der bildenden Kunst, die Welt der Subjekte in der Poesie wiedergegeben. Das anschauliche Objekt in der bildenden Kunst und der nach-

erlebbare Subjektsakt in der Poesie muß aus den Zusammenhängen der wirklichen Welt herausgelöst sein, um ästhetisch zu befriedigen; solange solche Zusammenhänge erhalten bleiben, mag das Werk nützlich oder erbaulich oder belehrend sein: es ist nicht schön.

Das Naturschöne und das Kunstwerk muß selbst alles enthalten, was in das Bewußtsein eintreten soll, und die Vereinfachung, die der Künstler, der Maler, der Dichter an der Wirklichkeit vornimmt, geht gerade darauf aus, im Gegensatz zur Wissenschaft, alle die Elemente auszuschalten, die über die vom Ganzen angeregte Vorstellungsgruppe hinausführen. Die Assoziationen, die es erweckt, müssen immer in der Grenze des gegebenen Ganzen bleiben. Nur deshalb muß der Künstler in der subjektivierenden Kunst auch das Gegenwärtige in die Vergangenheit verschieben, und in der objektivierenden Kunst den Raum des Kunstwerkes aus dem Raum der Wirklichkeit herausschneiden, so daß selbst der Plastiker nur einen idealen Raum und nicht den unserer Umgebung ausfüllt; alles, damit die Akte und die Objekte sich nicht den Zusammenhängen der Wirklichkeit einordnen, niemals als Ursache für räumlich-zeitliche, außerhalb des Kunstwerkes liegende Wirkungen, niemals als Motive oder Ziele anzuregender Handlungen, niemals als bloße Beispiele allgemeiner Wahrheiten zu gelten haben. Losgelöst von allem Allgemeinen hat es künstlerische Wahrheit, und die Grundgesetze der Kunstlehre lassen sich aus dem angestrebten Aufheben der Zusammenhänge ebenso ableiten, wie die Grundgesetze der Wissenschaftslehre durch das Suchen nach Zusammenhängen zu verstehen sind.

Jedes beliebige Beispiel verdeutlicht die Gegensätze. Es handle sich um einen Menschen, vielleicht um einen Verbrecher, an bestimmtem Ort zu bestimmter Zeit, dem wir in der Wirklichkeit begegnet; wir können außer der praktischen Stellungnahme, welche auf eine Beeinflussung und Veränderung des wirklichen Menschen selbst abzielt, ideelle Stellungnahme gewinnen, welche lediglich auf die Auffassung des Menschen gerichtet ist; diese Auffassung kann nun wissenschaftlich oder künstlerisch sein, die wissenschaftliche kann einerseits objektivierend und zwar naturwissenschaftlich oder psychologisch, andererseits subjektivierend und zwar historisch oder kritisch sein, die künstlerische kann ebenfalls einerseits objektivierend und zwar malerisch oder plastisch, andererseits subjektivierend episch oder dramatisch sein. Jede dieser acht Auffassungsarten erstreckt sich in ganz gleicher Weise auf den einen besonderen Menschen, die ersten vier betrachten ihn mit Rücksicht auf allgemeine Zu-

sammenhänge, die letzteren vier lösen ihn aus jedem Zusammenhang heraus. Der Naturwissenschaftler nimmt vielleicht anthropologische Messungen am Körper des Betreffenden vor und gewinnt so eine Tabelle von Maßzahlen für allgemeingültige Kategorien; die Arbeit ist durchaus naturwissenschaftlich und dennoch hat die Tabelle wahrscheinlich nur für den einen einzigen Menschen in unserem thatsächlichem Erfahrungskreise Gültigkeit. Der Psychologe würde in gleicher Weise seinen Beitrag zur Kriminalpsychologie dadurch liefern, daß er jenen Verbrecher inbezug auf seine psychischen Funktionen und Dispositionen prüft und so eine Tabelle für die Werte seines Gedächtnisses, seiner Aufmerksamkeit, seiner Empfindlichkeit, seines Zeitsinnes und ähnliches zusammenstellt. Mit diesen Feststellungen ist weder etwas Historisches noch etwas Künstlerisches geschaffen. Der Naturforscher und der Psychologe würden aber auch dann in ihrer Sphäre bleiben, wenn sie statt dieser beharrenden psychischen und physischen Dispositionen die physischen und psychischen Vorgänge des einzelnen Falles beschreiben und erklären, also das Verbrechen etwa, sofern es Handlung und mithin Muskelkontraktion ist, aus physiologischen Prozessen ableiten und die zugehörigen Bewußtseinsinhalte nach allgemeinen Gesetzen, wie dem der Assoziation und ähnlichem, begreiflich machen. Der Historiker hat sich um alles dieses nicht zu kümmern. Gewiß schildert auch er etwa das Äußere des Verbrechers, aber nicht insofern es sich den allgemeinen Begriffen durch Maßzahlen einordnet, sondern insofern es Ausdruck einer stellungnehmenden Persönlichkeit ist und insofern es andere Subjekte beeinflusst; nicht als naturwissenschaftliche Thatsache, sondern als Eindruck für Subjekte gewinnt es jetzt Bedeutung. Der Verbrecher ist jetzt kein Komplex von Körperorganen und keine Kette von Bewußtseinsinhalten, in der Willensakte auftauchen neben Vorstellungen, sondern er ist ein Wollender, dessen Akte nicht beschrieben, sondern nachempfunden, nicht erklärt, sondern verstanden werden sollen. Seine inneren Beziehungen zu den Zielsetzungen aller Wollenden, die auf ihn Einfluß ausgeübt, und seine Bedeutung für die Wollungen seiner Umgebung müssen entwickelt werden; nur wenn es gelungen ist, aus der unendlichen Zahl seiner Akte herauszuarbeiten, was solche Willensbeziehungen herstellt, nur dann ist die Aufgabe in historischem Geiste gelöst. Die kritisierende Darstellung bearbeitet diese individuellen Wollungen schliesslich vom Standpunkt der überindividuellen; das Wollen wird am Sollen gemessen, der Einzelne durch Aufzeigung par-

tieller Identitäten eingeordnet in die Welt der normativen Zusammenhänge.

Anders der bildende Künstler. Giebt er malerisch oder plastisch das Äußere des Kopfes, so giebt er es nicht als Tabelle von Bestimmungen unter dem Gesichtspunkt allgemeiner Begriffe wie der Naturwissenschaftler und auch nicht als Illustration, welche die von dem Kopf ausgehenden Wirkungen auf andere Subjekte verdeutlichen soll, wie es der Historiker muß, sondern lediglich als Zusammenfassung derjenigen Züge, in denen der Kopf sein Wesen einheitlich zum Ausdruck bringt. Nichts soll vermißt werden, was für diesen Ausdruck des Ganzen nötig ist, und nichts soll zugegeben werden, das über diese Einheit hinausführt; kein anderer soll mithinzugedacht werden. Von dem, was vorhergeht und nachkommt, wissen wir nichts: das Bild, die Büste sind in sich selbst Anfang und Ende. Gewiß haben die verschiedenen Auffassungsarten Berührungspunkte, so wie etwa die Photographie mit dem Gemälde manches gemein hat, und doch bleiben sie so fundamental verschieden, wie das Lichtbild des Apparates und das Kunstwerk des Pinsels. Die Photographie giebt das Antlitz historisch wieder, es giebt ein Substitut des Menschen, an welches die persönlichen Beziehungen anknüpfen können; das Gemälde mag selbst unähnlich sein im historischen Sinne und kann doch seine eigenste Aufgabe herrlich erfüllen, es giebt das Antlitz, wie es für sich selbst besteht und wie es sein muß, um sich aus sich selbst heraus in jeder Richtung zu erklären und so die Einzelheiten aus dem Ganzen, das Ganze aus den Einzelheiten begreiflich zu machen. Genau das Gleiche gilt von der subjektivierenden Auffassung des Dichters, der ja noch mehr sich mit der Darstellung des Historikers berührt, und doch ist auch hier das Ziel so gänzlich verschieden, daß die Verwandtschaft der Mittel nicht täuschen darf. Das Dichtwerk soll alle beziehenden Fäden in sich selbst verknüpfen, während die geschichtliche Darstellung die Fäden so befestigt, daß sie über das Gegebene hinaus zu der weiten Welt des universellen Geschehens führen; das epische Dichtwerk giebt uns das schlechthin Einzelne, das historische Werk giebt das durchaus Zusammenhängende. Der Historiker mag vorübergehend ein Einzelnes ausgestalten und mit der Kunst des Dichters vielleicht eine Gestalt zeichnen, aber er kann es nur vorübergehend thun, er kann das Einzelne nur ausführen, um es als ein relativ Einheitliches und Ganzes dann in den übergeordneten Zusammenhang einzufügen; das Einzelne kann ihm nie Selbstzweck werden.

überall auf fremde Wollungen hin, die ich anerkenne oder bestreite, nachahme oder überwinde. Diese fremden Wollungen sind historisch nicht Ursachen oder Teilursachen für meinen Willen, sie kommen also nicht in dem Sinne in Betracht, daß sie im Interesse eines Kausalzusammenhangs aufgesucht werden müssen, sie sind vielmehr Bedingungen, die ich als Stellungnehmender und Handelnder für meinen Willen selbst voraussetze und die in ihm logisch enthalten sind, so daß aus ihrer Verbindung mit meinen Wollungen eine teleologische Identität und eben dadurch Zusammenhang entsteht. Sage ich, ich bin ein Deutscher, so behaupte ich damit in erster Linie, daß ich eine Fülle von Gesetzen, Institutionen, Anschauungen und Idealen anerkenne, die alle als Willensforderungen einer unbestimmten Subjektsvielheit an mich herantreten, einer Vielheit, deren Totalität die Geschichte Deutschlands ausmacht; und meine Anerkennung besagt, daß mein Wollen mit dem Wollen der Fordernden nicht psychologisch, wohl aber teleologisch identisch ist. Die unendliche Welt der Wollungen, die in irgend einem Willenszusammenhang mit unseren eigenen Akten der Stellungnahme stehen, bildet das Material, dessen Bearbeitung der Geschichte zukommt, genau so wie die unendliche Welt von Objekten, die in irgend welchem kausalen Zusammenhang mit unseren Erfahrungsobjekten stehen, das Material der Naturwissenschaft und Psychologie bilden.

Die nächstliegende Frage wäre, ob denn nach dieser Auffassung jener behauptete Gegensatz vom Allgemeinen und Besonderen überhaupt keine wissenschaftliche Bedeutung besäße. Wir müssen da aber scharf ein Doppeltes unterscheiden: es kann sich erstens um das Besondere handeln, wie es unter dem Gesichtspunkt des Allgemeinen sich darstellt, es kann sich zweitens um das schlechthin Besondere handeln ohne Rücksicht auf den Zusammenhang und auf die allgemeinen Beziehungen. Im ersteren Falle kann das Besondere vom Allgemeinen innerhalb der Wissenschaft gelöst werden; die Scheidung ist aber eine unwesentliche, und erfolgt innerhalb jeder einzigen der vier Wissenschaftsgruppen, hat also mit der Scheidung der Wissenschaftsgruppen selbst nichts zu thun. Im zweiten Falle muß die Trennung aufs energischste durchgeführt werden; es ist die prinzipiellste Sonderung, die wir überhaupt kennen, sie findet aber nicht innerhalb der Wissenschaft statt, eignet sich also gar nicht zur Scheidung einzelner Disziplimen, sondern sie geht so vor sich, daß alles, was Wissenschaft ist, auf der einen Seite steht, und alles, was auf der anderen Seite steht, nicht Wissenschaft sondern Kunst ist.

auf Räumlich-Zeitliches und überall müssen sie mit der Hilfe von Räumlich-Zeitlichem beschrieben werden, aber erst dann, wenn das so Beschriebene in seiner nicht wahrnehmbaren, sondern nur nachfühlbaren Willenseigenart verstanden wird und somit als Zeitloses aufgefaßt wird, erst dann bricht aus dem Psychophysischen das Historische hervor. Ob wir Heldengeschichte oder Völkergeschichte, politische oder kulturelle Geschichte bearbeiten, wir schreiten stets nur von Wille zu Wille; diese Welt der Aktualität ist aber auch bereits dann überschritten, wenn wir nur irgendwie solchen Willen als psychologischen oder psychophysischen Vorgang auffassen und ihn somit in die Welt der Ursachen und Wirkungen einordnen, statt in die der Akte und Ziele. Und völlig trivialisiert wäre unsere Auffassung, wenn sie so gedeutet würde, daß in dem geschichtlichen Thatsachenzusammenhang die menschlichen Willenshandlungen etwa eine besonders wichtige und einflußreiche Stellung haben; nein, es handelt sich lediglich darum, daß die Dinge erst durch die Beziehung zum Willen geschichtliche Thatsachen werden und erst durch die Nachfühlung dieser Willensbeziehung für den Historiker Realität gewinnen; was nicht durch den Willen oder für den Willen besteht, das muß im Netz historischer Zusammenhänge durch die Maschen zu Boden sinken.

Nicht minder mißdeutend aber wäre auch jede Auffassung, welche, einer dogmatischen objektivierenden Metaphysik zuliebe, im Sinne eines phantastischen Gleichnisses die Entwickelung der Menschheit als Entfaltung eines blinden Willens betrachtet und in diesem Sinne zugiebt, daß die Geschichte nicht aus den Grenzen des Weltwillens heraus kann. Davon ist für uns nicht die Rede. Wir stehen der metaphysischen Konstruktion hier ganz ferne. Wir gehen nicht von wahrgenommenen Objekten aus und behaupten, daß hinter ihnen ein, der Naturkraft nachgedachter, vorindividueller Wille schalte, sondern wir erkennen nur die empirische Thatsache an, daß wir uns historisch in einer Welt von Beziehungen wissen, die uns nur als Zumutungen und Forderungen in Betracht kommen und die wir nur mitwollend und entgegenwollend erfassen können. Ist aber unsere eigene geschichtliche Stellung durch diese Willensbeziehung allein gegeben, so können wir über sie hinaus zum weiteren Geschichtskreis auch nur durch Weiterverfolgung der Willensrelationen schreiten, ohne da etwas zu deuten oder gar über das der unmittelbar erlebten Wirklichkeit in jeder Beziehung Gleichartige hinauszugehen. Sind für mich selbst, sofern ich nicht durch naturwissen-

schaftliche und psychologisierende Theorien voreingenommen bin, Staat und Recht und Sitte, Religion und Wissenschaft und Wirtschaft thatsächlich im wirklichen Leben Systeme von Bejahungen und Verneinungen, Geboten und Verboten, Forderungen und Anerkennungen, die bald auf ein einzelnes durchdringendes Subjekt bald auf den gleichgerichteten Willen zahlloser Subjekte hinweisen, und deren Bedeutung ich nur verstehe, indem ich ihre Stellungnahme selbst handelnd nachahme oder ablehne, dann kann ich in die Weiterführung der historischen Zusammenhänge keine Begriffe von Staat und Recht und Kirche, von Fürst und Held und Denker einführen, die etwas anderes als Willensbeziehungen bedeuten. Sofern der beeinflussende Wille selbst als nicht beeinflußbar gedacht wird, gehört er der Vergangenheit an, und aus den Besonderheiten der Einflußsphäre, aus den Einwirkungen, gegen die der Wille reagiert, und aus den Einwirkungen, die er ausübt, ergiebt sich seine bestimmte individuelle Stellung im geschichtlichen System.

Aus dieser unerschöpflichen Mannigfaltigkeit von Wollungen arbeitet nun der Historiker die bedeutsamen und wirksamen heraus, die von allgemeinerer Tragweite sind als die zufälligen Willenszuckungen, die von Gegenbewegungen sofort aufgehoben und ausgeglichen werden. Sein Endziel ist ein vollständiger Willenszusammenhang. Der Zusammenhang aber, den er so gewinnt, beruht genau wie der physikalische auf der logischen Kategorie der Identität; das gleichgerichtete Wollen, das als psychologischer Vorgang in verschiedenen Individuen getrennte Existenz hat, ist als teleologische Realität stets das identische Wollen und nur die Auflösung der Persönlichkeiten in Akte, die mit den Akten anderer identisch gesetzt werden können, ermöglicht den historischen Zusammenhang. So wie der Psychologe und Naturforscher von den speziellen empirischen Allgemeinbeziehungen der Objekte zu den umfassendsten Gesetzen vorschreitet, so kann nun auch der Historiker von den herausgearbeiteten Allgemeinbeziehungen in engerer Sphäre zu den umfassendsten Verknüpfungen vorschreiten, die in einer Formel das Wollenssystem von Jahrhunderten umspannen mögen und so eine unbegrenzte Willensvielheit allgemein beherrschen. Aber wie etwa die physikalischen Gesetze nicht die biologischen Spezialgesetze überflüssig machen, so kann die Erkenntnis der allgemeinsten historischen Zusammenhänge nicht das Verstehen der besonderen Verhältnisse ersetzen; hier wie dort muß das relativ Einzelne und das Allgemeine einander zur Ergänzung fordern, aber hier wie dort

ist das Einzelne Wissenschaft, nur wenn es in der Beziehung zum Allgemeinen steht. In jeglichem Subjekt sind daher unendlich viele Wollungen historisch gleichgültig, weil sie in keinen allgemeinen Willenszusammenhang eingehen, andere gewinnen erst durch ihr Zusammenfallen mit zahlreichen gleichgerichteten Akten historische Geltung. So fallen aber nicht nur einzelne Akte jedes Individuums weg, sondern unendlich viele Individuen bestehen historisch überhaupt nur als Glieder der Masse, nur als Subjekte derjenigen Akte, in denen sie mit den anderen übereinstimmen. Kurz, dem Historiker wird die Persönlichkeit identisch mit der Summe derjenigen Selbststellungen, die geeignet sind Willenszusammenhänge von allgemeiner Bedeutung nachfühlbar zu machen. An die Stelle des wirklichen Menschen wird so ein wissenschaftliches Abstraktionsprodukt gestellt, das für die Zwecke der Geschichte genau so wahr ist, wie für die Zwecke des Naturforschers der Körper wirklich aus Zellen besteht. Und wie dem Naturforscher ein Körper unter biologischen, unter physikalisch-optischen, unter chemischen, unter mechanischen Gesichtspunkten jedesmal ein anderer ist, so ist derselbe Mensch dem Historiker ein anderer je nach der Richtung und der Weite der Betrachtung; wer für die Stadtgeschichte ein Held ist, mag für die Volksgeschichte ein Zwerg sein und wer politisch oder wirtschaftlich bedeutsam ist, mag in der Kunstgeschichte oder Wissenschaftsgeschichte ein gleichgültiges, nachahmendes Massenglied sein. Eine Geschichte, die nicht die Wirklichkeit umarbeitet, giebt es also als Wissenschaft nicht.

Es ergiebt sich aus alledem aber auch, daß die Wissenschaft der Geschichte nicht in dem Sinne allen gemeinsam sein kann, wie Psychologie oder Naturwissenschaft. Ist Geschichte das unter dem Gesichtspunkt des Allgemeinen bearbeitete System derjenigen Wollungen, welche für das eigene Wollen bestimmend sind, so hat der chinesische Historiker eine andere Geschichte vor sich als der deutsche. Was dem Chinesen Geschichte ist, gilt uns als psychophysisches Geschehen, wie die Vorgänge im Ameisenhaufen oder das Wachsen des Korallenriffes; und doch kann es morgen für uns auch Geschichte werden, wenn die gelbe Rasse in nähere politische Berührung zu Europa tritt. Die Naturvölker haben für uns keine Geschichte, noch weniger die Tiere oder gar das Reich des Anorganischen. Erst wenn wir metaphysisch das Werden der Welt als Willensäußerung eines wollenden Subjektes auffassen, wird auch das Sonnensystem und das ganze Universum zum historischen Objekt.

—

Auch das ist klar, daß dieser Auffassung zufolge die historische Darstellung selbst zu einem wesentlichen Teile der historischen Arbeit wird; man hat das oft bestritten und oft auch so gedeutet, als weise das lediglich auf einen engen Zusammenhang von Geschichte und Kunst hin. Wer es bestreitet, sucht in der Kritik der Überlieferung das eigentliche Wesen der historischen Arbeit und betrachtet dann die Darstellung als etwas äußerlich Hinzukommendes, das, wenn es über die einfache Formulierung der kritischen Ergebnisse hinausgeht, auf ästhetische Wirkungen abzielt. Nein, erst in der Darstellung kann das kritisch bearbeitete Material jene Umformung erfahren, auf welche der Historiker ausgeht; erst in der Darstellung vollendet sich jener Ausleseprozeß, für den der Gegensatz bedeutsam und einflußlos nicht minder entscheidend wird als der Gegensatz überliefert und nicht überliefert. Nur insofern aber berührt sich der Historiker dabei mit dem Dichter, als beide mit dem ganzen Register suggerierender Hilfsmittel den Leser zum subjektivierenden Standpunkt hinzwingen müssen. Beschreiben kann der Historiker ja unmittelbar auch nur das Beschreibbare, also das Objekt, auf das es als solches aber garnicht ankommt. Das Objekt muß subjektiv apperzipiert, die Vorstellung von den Selbststellungen durchdrungen, der beschriebene Mensch muß verstanden und nacherlebt werden; in diesen Hilfsmitteln werden sich Dichter und Historiker begegnen, so weit abliegend voneinander auch ihre Ziele sind und so wenig, da doch die Ziele entscheiden, der Historiker dadurch selbst zum Künstler wird.

Noch energischer aber muß eine andere Konsequenz bezüglich des Verhältnisses von Psychologie und Geschichte hervorgehoben werden, die nur zu leicht dem Bewußtsein des Historikers selbst entschwindet. Haben wir den eigentümlichen Standpunkt des Historikers erst klar erfaßt, so kann uns kein Zweifel bleiben, daß *der Historiker nirgends einen Kausalzusammenhang aufzusuchen* hat, während der Psychologe grade darin sein Ziel sieht. Der Psychologe spricht von Objekten, die sich notwendig nach den Gesetzen ihrer Welt gestalten müssen, der Historiker spricht von Realitäten, die nur als Subjektakte für ihn in Frage kommen und somit notwendig zur Welt der Freiheit gehören. Nicht nur die praktische Geschichtsschreibung, sondern auch die logische Theorie der Geschichtsmethoden ist hier zu Kompromissen geneigt und bereit, ein Schaukelsystem gutzuheißen, das beide Teile schädigt. Wir müssen mit ausnahmsloser Strenge daran festhalten, daß die histo-

rischen Ereignisse als solche in keiner Weise durch Kausalzusammenhänge verstanden werden können, sondern nur durch teleologische Beziehungen. Diese Forderung geht natürlich weiter als die bloße Behauptung, daß der wollende Mensch der Träger der Geschichte sei, denn es wäre ja denkbar — und nicht wenigen scheint gerade das als Ideal vorzuschweben — daß zwar der wollende Mensch im Mittelpunkt der geschichtlichen Vorgänge stehen soll, der Historiker nun aber diesen wollenden Menschen selbst mitsamt seinen Handlungen kausal aus allen möglichen vorangehenden physischen, physiologischen, soziologischen und psychologischen Bedingungen und Ursachen zu erklären habe. Der Wille wird so vornehmste Wirkung und Ursache in einem Zusammenhang, in welchem unbewußte Reflexbewegungen und vegetative Prozesse, atmosphärische Veränderungen und chemische Verbindungen prinzipiell dem Willen koordinierte Wirkungen und Ursachen sein können. Überall wo ein Wille aufleuchtet, fällt sein Schein auf die nächstliegenden Motive und Impulse und sie verschmelzen zu teleologischer Einheit, die subjektivierend apperzipiert wird; über diesen engsten Kreis hinaus reicht der Wille nicht und es muß das Kausalschema des objektivierten Zusammenhanges einspringen, um den Rest zu erklären, die Motive aus ihren Ursachen abzuleiten, die Impulse in ihren Wirkungen zu verfolgen; eine Inkonsequenz, die notwendig dahin führen muß, mit der Welt der Freiheit ganz aufzuräumen und die Geschichte in die Naturwissenschaft und Psychologie einzuordnen. Daß eine Mischung von Geschichte, Psychologie, Naturwissenschaft und Ethik eine ganz interessante Darstellung historischer Vorgänge bieten mag, soll natürlich nicht bestritten werden, aber von der Methodologie muß wenigstens gesondert werden, was der einen und was der anderen Aufgabe dient. Die Vermischung von Geschichte und Ethik ist heute im wesentlichen überwunden, obgleich die Ziele beider Wissenschaften durchaus nicht so weit voneinander abliegen. Die Vermischung von Geschichte und Psychologie oder Naturwissenschaft ist dagegen geradezu in Mode, obgleich die Ziele in ganz verschiedenen Richtungen liegen.

Vergegenwärtigen wir uns doch, daß, wenn wir überhaupt erst einmal kausal zu erklären anfangen, wir nach dem Trägheitsgesetz wissenschaftlichen Denkens keinenfalls mit dem Erklären aufhören dürfen, wenn wir zufällig auf eine Willenshandlung stoßen, die neben ihrer erfahrbaren Konstitution auch noch eine verstehbare Innentendenz hat. Wollen wir erklären, so müssen wir versuchen, auch

diese Willenshandlung in eine Reihe von Elementarprozessen aufzulösen, die kausal zusammenhängen, und wenn wir das nicht können, so bleibt eine dunkle Stelle zurück, aber wir erleuchten sie nicht, indem wir uns besinnen, daß wir das unerklärte Objekt auch als Subjektsakt auffassen können. Und wollen wir andererseits Subjektszusammenhänge als nacherlebbare aufweisen, so werden wir nichts gewinnen, wenn wir ein Unverstandenes unter die Kategorien der Objektzusammenhänge bringen. Das Gebiet der Freiheit besteht nicht aus Enklaven, die zerstreut im Reich der Natur liegen; die Realität der Geschichte ist nicht hier und da in den Naturlauf eingewebt.

Wollen wir Natur betrachten, so kann auch die Entwickelung der Völker und Helden uns nur ein Stück Natur sein; wollen wir Geschichte erfassen, so kann auch die unfühlende Welt nur als Gegenglied der Willenswelt in Betracht kommen. In der Frage des Sokrates, ob er im Gefängnis bleibe, weil seine Muskeln so kontrahiert sind, daß er mit gebogenen Knieen dasitze, oder nicht vielmehr deshalb, weil er dem Spruch der Athener gehorsam sei, stehen sich nicht zwei einander ausschließende Gegensätze gegenüber. Beides kann wahr sein. Betrachten wir das Verhalten des Sokrates historisch, so wird alles und jedes von seiner Willensentscheidung, gehorsam zu bleiben, vollkommen erleuchtet; wir verstehen dieselbe und alles, was diesen Entschluß ausführt, ist ohne selbständige Bedeutung, wie auch jede Weiterwirkung seiner That im historischen Zusammenhang direkt von dem vorbildlichen Entschluß ausgeht. Dieser Entschluß ist dann aber auch wirklich eine nur durch Einfühlung verstehbare Einheit, nicht ein psychologisches oder psychophysisches Faktum, das in Elemente analysiert werden oder aus Gehirnprozessen oder Assoziationen erklärt werden könnte. Betrachten wir dagegen jenes Geschehen als einen anthropologisch interessanten Einzelfall in der Naturentwickelung des Menschengeschlechtes, so mag zwar auch noch von Gehorsam die Rede sein neben den Muskelkontraktionen, weil beides räumlich und zeitlich verschiedene Teile des gesamten biologischen Prozesses darstellen, aber der Gehorsam ist jetzt keine erhebende Subjektthat, sondern ein Komplex psychophysischer Elemente, dessen Realität gerade in seinen Elementen besteht, deren jedes für sich ziellos und wertlos ist. Der Gehorsam und die Muskelkontraktion sind jetzt ganz gleichwertige Faktoren des Geschehens; dieser besteht aus Zellverschiebungen, jener aus Assoziationen von Bewußtseinsinhalten, und alle jene physischen und psychischen Elementarprozesse müssen eine kausale Kette bilden, deren Herstellung

den gesamten Vorgang lückenlos erklären würde. Die historische und die psychologisch-physikalische Auffassung haben einander nicht abzulösen und nicht zu durchdringen, sondern sind scharf von einander zu trennen und die ganze Wahrheit setzt sich nicht aus den halben Wahrheiten zusammen, sondern jede dieser Auffassungen streng durchgeführt, giebt eine ganze Wahrheit und eine Vermischung beider giebt weniger als eine halbe Wahrheit.

Vermischt der Historiker psychologische Natur und historische Aktualität, so sind es ihm gleichwertige Ereignisse, ob der Held durch das Schwert des erbitterten Gegners oder durch den Blitz niedergestreckt wird, ob die Handlung des Helden durch seine freie Überlegung oder durch krankhafte Veränderungen seines Gehirns bedingt ist. Thatsächlich kann der Blitz und die Gehirnkrankheit niemals selbst zum historischen Ereignis werden und durch sie kann kein geschichtlicher Vorgang verstanden werden; die Handlungen und Handlungsaufhebungen können durch jene Naturereignisse kausal erklärt werden, aber dann sind sie selbst auch nur als natürliche Vorgänge aufgefaßt und nicht als Subjektsaktualitäten, als welche sie den Historiker gerade interessieren. Die Betrachtung, welche Blitz und Krankheit als historische Ereignisse aufnimmt, muß das Schwert und den das Schwert führenden Menschen auch nur als mechanisches Objekt anerkennen und muß die Entschließung des Gesunden auch als notwendiges Produkt vorangehender psychophysischer Erregungen interpretieren. Umgekehrt ist für den konsequenten Historiker der Geisteskranke, dessen Stellungnahme wir nicht innerlich nacherleben können, überhaupt kein handelndes Subjekt; in Bezug auf den Erkrankten bedeutet die Gehirnstörung lediglich ein Nichtausleben der inneren aus dem Charakter bedingten Wollungen, ein Erlöschen der freien Aktualität und nur als solch ein Negatives, nicht als etwas Positives tritt es in das Geschichtsbild ein; nur die frei handelnden Menschen sind historisch wirklich, die unfreien existieren nur, insofern sie für andere freie zum Willensobjekt werden. Sollte die Natur selbst in den historischen Kreis eintreten, so müßte sie subjektiviert werden. Das mag der Dichter thun; da kann der Blitz dann, gleich dem rächenden Schwert, zum Ausdruck des Zornes werden, und da rast der See und will sein Opfer haben, aber auch da gilt es, daß entweder der See aus Zorn rast oder daß die Wassermoleküle durch die schnelle Luftbewegung verschoben werden; beides zusammenmischen, Erlebnis und Kausalzusammenhang, das darf der Dichter so wenig wie der Historiker.

5. Geschichte und Sozialpsychologie.

Es ist also klar, daß Kausalbetrachtung und historische Auffassung ganz getrennte Wege gehen, und damit ist nun auch das besonders wichtige und so oft mißverstandene Verhältnis von Geschichte und Sozialpsychologie bestimmt. Es läßt sich kurz etwa durch das Folgende charakterisieren. Die Sozialpsychologie bildet zusammen mit der Individualpsychologie das Ganze der empirischen Psychologie; sie behandelt das geistige Leben der engeren und weiteren sozialen Gruppen und Verbände als Objekte, nicht als Subjektsakte; sie sucht daher Kausalzusammenhänge und Gesetze und betrachtet das Einzelne stets unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen psychologischen Gesetze. Neben der Sozialpsychologie steht dann die Sozialphysiologie, welche das körperliche Leben der sozialen Gruppen untersucht, und beide, Soziolpsychologie und Sozialphysiologie zusammen, bilden das Ganze der Soziologie. Es ist nun klar, daß Soziologie und Geschichte, oder was uns hier spezieller angeht, Sozialpsychologie und Geschichte sich niemals in dem Sinne ergänzen, als wenn sie verschiedene Gegenstände zur Bearbeitung hätten, sondern immer nur in dem Sinne, daß sie genau dieselbe Wirklichkeit unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten bearbeiten. Sozialpsychologie und Geschichte haben sich nicht den Stoff zu teilen, etwa so daß die Geschichte sich aus dem Entwickelungsprozeß der Menschheit die Gestalten der großen Männer und die politischen oder wissenschaftlichen oder künstlerischen Großthaten herausliest und den Rest, der weniger auf Einzelne als auf das Zusammenwirken von Massen hinweist, etwa die Entwickelung der Sitte, des Mythus und der Sprache der Sozialpsychologie überläßt. Davon darf nicht die Rede sein. Es kann keinen Akt im Geiste der Menschheit geben, der sich nicht sowohl vom Standpunkt der Geschichte wie von dem der Sozialpsychologie behandeln läßt, wenn auch bald die eine bald die andere Wissenschaft kein Interesse daran haben mag, das Betreffende zu bearbeiten. Jene scheinbar nur sozialpsychologischen Vorgänge sind historisch die Geltung heischenden Akte unbestimmt vieler gleichgerichteter Subjekte, die trotz des Mangels individueller Differenzierung doch durchaus als auffassende einheitliche Persönlichkeiten subjektivierend apperzipiert werden müssen und in dem Vorgang sich nicht in bloße Komplexe kausal ablaufender psychischer

Elementarprozesse umwandeln. Umgekehrt sind die scheinbar nur historischen Vorgänge wie die Heldenthaten und persönlichen Leistungen im sozialpsychologischen Bearbeitungsprodukt durchaus nicht verflüchtigt; sie bedeuten hier vielleicht nur maximale Schwankungen um den Durchschnittswert der geistigen Massenbewegung oder gelten als Produkte der Kreuzung und Komplizierung gewisser sozialpsychologischer Tendenzen und sind so vielleicht anthropologischen Seelenabnormitäten koordiniert, die historisch nie mit ihnen verglichen werden würden, aber das Prinzip bleibt in seiner Reinheit erkennbar. Dabei kann nun im Umkreise der Sozialpsychologie wieder unterschieden werden zwischen denjenigen Vorgängen, welche, wie Politik, Wissenschaft, Kunst, Recht, Religion, planmäßige Handlungen einzelner Individuen voraussetzen, und denjenigen, die, wie Sprache, Mythus und Sitte, aus den Trieben der Masse hervorgehen. Man kann das Studium dieser letzteren wieder als Völkerpsychologie abgrenzen, aber diese Scheidung ist prinzipiell sekundär.

Soziologisch ist die Geschichte der Menschheit somit gewissermaßen die Entwickelung des kompliziertesten organischen Wesens auf der Erdoberfläche, mit Rücksicht auf die Erscheinungen seines Zusammenlebens. Die Sozialpsychologie schließt sich somit unmittelbar an die Evolutionsbetrachtungen der Tierwelt an und überträgt mit Vorteil die dort verwerteten Darwinistischen Prinzipien. Sitte und Sprache, Recht und Wirtschaft, Religion und Politik, Technik und Wissen werden so zu seelischen Funktionen des sozialen Organismus; sie müssen in ihrer Kompliziertheit aus ihren Elementarprozessen verstanden und diese Elementarprozesse kausal aus den Bedingungen der Existenz, Rassenanlage und ethnologischer Mischung, Boden und Klima, Nahrung und Arbeitsmaterial und tausend ähnlichen, dem Willen gegenüber gleichmäßig äußerlichen Faktoren erklärt werden. Ausnahmen, bei welchen die Erklärung prinzipiell versagt, kann es da so wenig geben, wie es in der Natur vom Standpunkt der Naturwissenschaft ein Wunder geben kann. Auch die Kulturprodukte, die der Einzelne vorfindet, sind dann nur ein Teil der physischen Umgebung und die Kulturwerke, die er schafft, sind kausal, nicht teleologisch zu erklärende Produkte seines psychophysischen Apparates. Napoleon und Göthe sind mit ihrem gesamten Verhalten genau so sozialpsychologische Phänomene wie irgend ein Hottentotte oder Eskimo in seinem dumpfen individualitätslosen Lebenslauf.

Sozialpsychologie und Geschichte können sich also niemals

irgend ein Gebiet, und sei es das kleinste, streitig machen. Die Geschichte hat daher, wenn sie nur ihre Aufgabe richtig subjektivierend auffaßt, nicht das Geringste von der Ausdehnung der Sozialpsychologie zu befürchten. Steht es fest, daß es unter gewissen Gesichtspunkten Interesse hat, das Geistesleben der Gesellschaft als Objekt im Kausalzusammenhang zu betrachten und daß es unter anderen Gesichtspunkten wertvoll ist, den inneren historischen Zusammenhang der Aktualitäten zu erforschen, so ist es die Pflicht der Wissenschaft, jede der beiden Untersuchungen mit voller Energie bis an ihr letztes Ziel durchzuführen; keine hat dabei mißgünstig auf die andere zu blicken und keine darf ihr eigenes Vordringen als Niederlage der anderen auslegen. Gewiß sind Buckle und Carlyle Gegensätze, aber deshalb sollte für den Wissenschaftsbetrieb der Gegenwart die Losung doch nicht in der Form aufgestellt werden: Carlyle oder Buckle! Geschichte und Sozialpsychologie können sich friedlich neben einander entwickeln, wenn sie sich nur nicht unklar durcheinanderschlingen. Idealismus und Positivismus fordern einander zur Ergänzung.

Die subjektivierend denkende Geschichte hat also gar keinen Grund, mit besonderer Befriedigung etwa darauf hinzuweisen, daß die Gesetze der objektivierenden sozialpsychologischen Geschichtsauffassung meisthin außerordentlich trivial sind. Das wäre ein Vorwurf nur dann, wenn diese Gesetze die Geschichte ersetzen wollten; bewähren sie sich aber wirklich als Gesetze in dem Sinne, daß aus ihnen beim Hinzutritt bestimmter Bedingungen die beobachteten Folgen verständlich werden, so würde ihre Selbstverständlichkeit lediglich zu Gunsten ihrer Wahl sprechen. Das letzte Gesetz der sozialpsychologischen Phänomene muß natürlich in den Regeln des individualpsychologischen Verhaltens liegen. Ist eine soziale Erscheinung vollkommen auf individualpsychologische Elementarerscheinungen zurückgeführt, so ist sie im Sinne der Sozialpsychologie hinreichend erklärt. Gerade dabei könnte sich der Historiker wohl rühmen, daß er aus Takt und Menschenkenntnis alles das schon vorher gewußt habe, aber auch das ist kein Vorwurf, so wenig wie es den Physiologen herabsetzt, wenn wir das Gehen und Laufen als bekannt ansetzen, ehe wir etwas von Nerven und Muskeln hören. In der That ist die Individualpsychologie so die Zentrale des weiten Gebietes der Sozialpsychologie und hierin allein liegt der wahre Kern der so oft verteidigten Ansicht, daß die Psychologie die Grundlage der Geisteswissenschaften sei. Werden Sprachen, Recht,

Religion, Politik, Kunst, Wirtschaft, Wissenschaft objektivierend behandelt, dann allerdings sind sie nur durch Individualpsychologie im letzten Grunde zu erklären; sie sind dann aber eben keine Geisteswissenschaften, sondern Teile der Sozialpsychologie und gehören somit von vornherein der Psychologie zu. Nur bei subjektivierender Betrachtung fallen jene Gebiete den Geisteswissenschaften zu. Dabei werden selbstverständlich manche Untersuchungsweisen auch prinzipiell zu beiden Gebieten in Beziehung stehen. So ist die Philologie diejenige Disziplin, welche in objektivierenden Daten das, durch Kritik und Interpretation bestimmte, Material beschreibt, sofern es für die Geschichte, besonders für die Geschichte der Erkenntnis- und Kunstakte wichtig ist; die Philologie ist also selbst noch objektivierend, wählt aber ihr Material unter subjektivierenden Gesichtspunkten und steht so zwischen Geschichte und Soziologie.

Viel bedenklicher sind die Gesetze, die nicht durch ihr Zusammenfallen mit den bekannten individualpsychologischen Erscheinungen gar zu trivial erscheinen, sondern die durch die Unübersehbarkeit der eingehenden Bedingungen zu kompliziert sind, um unmittelbar weiterreichenden Erkenntniswert zu besitzen. Es bleibt dann in dem Gesetz eigentlich nichts weiter als das Vertrauen, daß beim Vorhandensein der genau gleichen Bedingungen auf diesen Zustand jener andere jedesmal folgen wird, während, wie SIMMEL ausführlich nachgewiesen hat, solch ein Gesetz erst dann fruchtbar wird, wenn die Beziehungen zwischen den einzelnen Faktoren der Ursachen und den einzelnen Faktoren der Wirkungen übersehen werden. Aber auch diese Unfruchtbarkeit gewisser Gesetze ändert nichts an der Thatsache, daß sich das gesamte soziale Leben ausnahmslos der gesetzsuchenden Betrachtungsweise unterziehen läßt. Die sogenannte Geschichtsphilosophie, welche Gesetze sucht, ist notwendig Sozialphysiologie und Sozialpsychologie und diese bestehen zu Recht, so lange sie nicht beanspruchen, Geschichte oder gar Philosophie zu sein.

Die einzige Geschichtsphilosophie, welche wirklich aus der Geschichte herauswächst, ist die, welche nicht Gesetze, sondern den Sinn des Geschehens aufsucht. Arbeitet sie die weltumspannenden, teleologischen Zusammenhänge wirklich aus dem empirischen Material heraus, so geht sie sogar prinzipiell garnicht über die Aufgabe der Geschichtswissenschaft selbst hinaus. Wir sahen ja, daß die Geschichte stets das für den inneren Zusammenhang allgemein Bedeutende herauszuarbeiten hat, und gelänge es ihr, die ganze sub-

Auch das ist klar, daß dieser Auffassung zufolge die historische Darstellung selbst zu einem wesentlichen Teile der historischen Arbeit wird; man hat das oft bestritten und oft auch so gedeutet, als weise das lediglich auf einen engen Zusammenhang von Geschichte und Kunst hin. Wer es bestreitet, sucht in der Kritik der Überlieferung das eigentliche Wesen der historischen Arbeit und betrachtet dann die Darstellung als etwas äußerlich Hinzukommendes, das, wenn es über die einfache Formulierung der kritischen Ergebnisse hinausgeht, auf ästhetische Wirkungen abzielt. Nein, erst in der Darstellung kann das kritisch bearbeitete Material jene Umformung erfahren, auf welche der Historiker ausgeht; erst in der Darstellung vollendet sich jener Ausleseprozeß, für den der Gegensatz bedeutsam und einflußlos nicht minder entscheidend wird als der Gegensatz überliefert und nicht überliefert. Nur insofern aber berührt sich der Historiker dabei mit dem Dichter, als beide mit dem ganzen Register suggerierender Hilfsmittel den Leser zum subjektivierenden Standpunkt hinzwingen müssen. Beschreiben kann der Historiker ja unmittelbar auch nur das Beschreibbare, also das Objekt, auf das es als solches aber garnicht ankommt. Das Objekt muß subjektiv apperzipiert, die Vorstellung von den Selbststellungen durchdrungen, der beschriebene Mensch muß verstanden und nacherlebt werden; in diesen Hilfsmitteln werden sich Dichter und Historiker begegnen, so weit abliegend voneinander auch ihre Ziele sind und so wenig, da doch die Ziele entscheiden, der Historiker dadurch selbst zum Künstler wird.

Noch energischer aber muß eine andere Konsequenz bezüglich des Verhältnisses von Psychologie und Geschichte hervorgehoben werden, die nur zu leicht dem Bewußtsein des Historikers selbst entschwindet. Haben wir den eigentümlichen Standpunkt des Historikers erst klar erfaßt, so kann uns kein Zweifel bleiben, daß d e r Historiker nirgends einen Kausalzusammenhang aufzusuchen hat, während der Psychologe grade darin sein Ziel sieht. Der Psychologe spricht von Objekten, die sich notwendig nach den Gesetzen ihrer Welt gestalten müssen, der Historiker spricht von Realitäten, die nur als Subjektakte für ihn in Frage kommen und somit notwendig zur Welt der Freiheit gehören. Nicht nur die praktische Geschichtsschreibung, sondern auch die logische Theorie der Geschichtsmethoden ist hier zu Kompromissen geneigt und bereit, ein Schaukelsystem gutzuheißen, das beide Teile schädigt. Wir müssen mit ausnahmsloser Strenge daran festhalten, daß die histo-

rischen Ereignisse als solche in keiner Weise durch Kausalzusammenhänge verstanden werden können, sondern nur durch teleologische Beziehungen. Diese Forderung geht natürlich weiter als die bloße Behauptung, daß der wollende Mensch der Träger der Geschichte sei, denn es wäre ja denkbar — und nicht wenigen scheint gerade das als Ideal vorzuschweben — daß zwar der wollende Mensch im Mittelpunkt der geschichtlichen Vorgänge stehen soll, der Historiker nun aber diesen wollenden Menschen selbst mitsamt seinen Handlungen kausal aus allen möglichen vorangehenden physischen, physiologischen, soziologischen und psychologischen Bedingungen und Ursachen zu erklären habe. Der Wille wird so vornehmste Wirkung und Ursache in einem Zusammenhang, in welchem unbewußte Reflexbewegungen und vegetative Prozesse, atmosphärische Veränderungen und chemische Verbindungen prinzipiell dem Willen koordinierte Wirkungen und Ursachen sein können. Überall wo ein Wille aufleuchtet, fällt sein Schein auf die nächstliegenden Motive und Impulse und sie verschmelzen zu teleologischer Einheit, die subjektivierend apperzipiert wird; über diesen engsten Kreis hinaus reicht der Wille nicht und es muß das Kausalschema des objektivierten Zusammenhanges einspringen, um den Rest zu erklären, die Motive aus ihren Ursachen abzuleiten, die Impulse in ihren Wirkungen zu verfolgen; eine Inkonsequenz, die notwendig dahin führen muß, mit der Welt der Freiheit ganz aufzuräumen und die Geschichte in die Naturwissenschaft und Psychologie einzuordnen. Daß eine Mischung von Geschichte, Psychologie, Naturwissenschaft und Ethik eine ganz interessante Darstellung historischer Vorgänge bieten mag, soll natürlich nicht bestritten werden, aber von der Methodologie muß wenigstens gesondert werden, was der einen und was der anderen Aufgabe dient. Die Vermischung von Geschichte und Ethik ist heute im wesentlichen überwunden, obgleich die Ziele beider Wissenschaften durchaus nicht so weit voneinander abliegen. Die Vermischung von Geschichte und Psychologie oder Naturwissenschaft ist dagegen geradezu in Mode, obgleich die Ziele in ganz verschiedenen Richtungen liegen.

Vergegenwärtigen wir uns doch, daß, wenn wir überhaupt erst einmal kausal zu erklären anfangen, wir nach dem Trägheitsgesetz wissenschaftlichen Denkens keinenfalls mit dem Erklären aufhören dürfen, wenn wir zufällig auf eine Willenshandlung stoßen, die neben ihrer erfahrbaren Konstitution auch noch eine verstehbare Innentendenz hat. Wollen wir erklären, so müssen wir versuchen, auch

diese Willenshandlung in eine Reihe von Elementarprozessen aufzulösen, die kausal zusammenhängen, und wenn wir das nicht können, so bleibt eine dunkle Stelle zurück, aber wir erleuchten sie nicht, indem wir uns besinnen, daß wir das unerklärte Objekt auch als Subjektsakt auffassen können. Und wollen wir andererseits Subjektszusammenhänge als nacherlebbare aufweisen, so werden wir nichts gewinnen, wenn wir ein Unverstandenes unter die Kategorien der Objektzusammenhänge bringen. Das Gebiet der Freiheit besteht nicht aus Enklaven, die zerstreut im Reich der Natur liegen; die Realität der Geschichte ist nicht hier und da in den Naturlauf eingewebt.

Wollen wir Natur betrachten, so kann auch die Entwickelung der Völker und Helden uns nur ein Stück Natur sein; wollen wir Geschichte erfassen, so kann auch die unfühlende Welt nur als Gegenglied der Willenswelt in Betracht kommen. In der Frage des Sokrates, ob er im Gefängnis bleibe, weil seine Muskeln so kontrahiert sind, daß er mit gebogenen Knieen dasitze, oder nicht vielmehr deshalb, weil er dem Spruch der Athener gehorsam sei, stehen sich nicht zwei einander ausschließende Gegensätze gegenüber. Beides kann wahr sein. Betrachten wir das Verhalten des Sokrates historisch, so wird alles und jedes von seiner Willensentscheidung, gehorsam zu bleiben, vollkommen erleuchtet; wir verstehen dieselbe und alles, was diesen Entschluß ausführt, ist ohne selbständige Bedeutung, wie auch jede Weiterwirkung seiner That im historischen Zusammenhang direkt von dem vorbildlichen Entschluß ausgeht. Dieser Entschluß ist dann aber auch wirklich eine nur durch Einfühlung verstehbare Einheit, nicht ein psychologisches oder psychophysisches Faktum, das in Elemente analysiert werden oder aus Gehirnprozessen oder Assoziationen erklärt werden könnte. Betrachten wir dagegen jenes Geschehen als einen anthropologisch interessanten Einzelfall in der Naturentwickelung des Menschengeschlechtes, so mag zwar auch noch von Gehorsam die Rede sein neben den Muskelkontraktionen, weil beides räumlich und zeitlich verschiedene Teile des gesamten biologischen Prozesses darstellen, aber der Gehorsam ist jetzt keine erhebende Subjektthat, sondern ein Komplex psychophysischer Elemente, dessen Realität gerade in seinen Elementen besteht, deren jedes für sich ziellos und wertlos ist. Der Gehorsam und die Muskelkontraktion sind jetzt ganz gleichwertige Faktoren des Geschehens; dieser besteht aus Zellverschiebungen, jener aus Assoziationen von Bewußtseinsinhalten, und alle jene physischen und psychischen Elementarprozesse müssen eine kausale Kette bilden, deren Herstellung

den gesamten Vorgang lückenlos erklären würde. Die historische und die psychologisch-physikalische Auffassung haben einander nicht abzulösen und nicht zu durchdringen, sondern sind scharf von einander zu trennen und die ganze Wahrheit setzt sich nicht aus den halben Wahrheiten zusammen, sondern jede dieser Auffassungen streng durchgeführt, giebt eine ganze Wahrheit und eine Vermischung beider giebt weniger als eine halbe Wahrheit.

Vermischt der Historiker psychologische Natur und historische Aktualität, so sind es ihm gleichwertige Ereignisse, ob der Held durch das Schwert des erbitterten Gegners oder durch den Blitz niedergestreckt wird, ob die Handlung des Helden durch seine freie Überlegung oder durch krankhafte Veränderungen seines Gehirns bedingt ist. Thatsächlich kann der Blitz und die Gehirnkrankheit niemals selbst zum historischen Ereignis werden und durch sie kann kein geschichtlicher Vorgang verstanden werden; die Handlungen und Handlungsaufhebungen können durch jene Naturereignisse kausal erklärt werden, aber dann sind sie selbst auch nur als natürliche Vorgänge aufgefaßt und nicht als Subjektsaktualitäten, als welche sie den Historiker gerade interessieren. Die Betrachtung, welche Blitz und Krankheit als historische Ereignisse aufnimmt, muß das Schwert und den das Schwert führenden Menschen auch nur als mechanisches Objekt anerkennen und muß die Entschließung des Gesunden auch als notwendiges Produkt vorangehender psychophysischer Erregungen interpretieren. Umgekehrt ist für den konsequenten Historiker der Geisteskranke, dessen Stellungnahme wir nicht innerlich nacherleben können, überhaupt kein handelndes Subjekt; in Bezug auf den Erkrankten bedeutet die Gehirnstörung lediglich ein Nichtausleben der inneren aus dem Charakter bedingten Wollungen, ein Erlöschen der freien Aktualität und nur als solch ein Negatives, nicht als etwas Positives tritt es in das Geschichtsbild ein; nur die frei handelnden Menschen sind historisch wirklich, die unfreien existieren nur, insofern sie für andere freie zum Willensobjekt werden. Sollte die Natur selbst in den historischen Kreis eintreten, so müßte sie subjektiviert werden. Das mag der Dichter thun; da kann der Blitz dann, gleich dem rächenden Schwert, zum Ausdruck des Zornes werden, und da rast der See und will sein Opfer haben, aber auch da gilt es, daß entweder der See aus Zorn rast oder daß die Wassermoleküle durch die schnelle Luftbewegung verschoben werden; beides zusammenmischen, Erlebnis und Kausalzusammenhang, das darf der Dichter so wenig wie der Historiker.

5. Geschichte und Sozialpsychologie.

Es ist also klar, daß Kausalbetrachtung und historische Auffassung ganz getrennte Wege gehen, und damit ist nun auch das besonders wichtige und so oft mißverstandene Verhältnis von Geschichte und Sozialpsychologie bestimmt. Es läßt sich kurz etwa durch das Folgende charakterisieren. Die Sozialpsychologie bildet zusammen mit der Individualpsychologie das Ganze der empirischen Psychologie; sie behandelt das geistige Leben der engeren und weiteren sozialen Gruppen und Verbände als Objekte, nicht als Subjektsakte; sie sucht daher Kausalzusammenhänge und Gesetze und betrachtet das Einzelne stets unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen psychologischen Gesetze. Neben der Sozialpsychologie steht dann die Sozialphysiologie, welche das körperliche Leben der sozialen Gruppen untersucht, und beide, Soziolpsychologie und Sozialphysiologie zusammen, bilden das Ganze der Soziologie. Es ist nun klar, daß Soziologie und Geschichte, oder was uns hier spezieller angeht, Sozialpsychologie und Geschichte sich niemals in dem Sinne ergänzen, als wenn sie verschiedene Gegenstände zur Bearbeitung hätten, sondern immer nur in dem Sinne, daß sie genau dieselbe Wirklichkeit unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten bearbeiten. Sozialpsychologie und Geschichte haben sich nicht den Stoff zu teilen, etwa so daß die Geschichte sich aus dem Entwickelungsprozeß der Menschheit die Gestalten der großen Männer und die politischen oder wissenschaftlichen oder künstlerischen Großthaten herausliest und den Rest, der weniger auf Einzelne als auf das Zusammenwirken von Massen hinweist, etwa die Entwickelung der Sitte, des Mythus und der Sprache der Sozialpsychologie überläßt. Davon darf nicht die Rede sein. Es kann keinen Akt im Geiste der Menschheit geben, der sich nicht sowohl vom Standpunkt der Geschichte wie von dem der Sozialpsychologie behandeln läßt, wenn auch bald die eine bald die andere Wissenschaft kein Interesse daran haben mag, das Betreffende zu bearbeiten. Jene scheinbar nur sozialpsychologischen Vorgänge sind historisch die Geltung heischenden Akte unbestimmt vieler gleichgerichteter Subjekte, die trotz des Mangels individueller Differenzierung doch durchaus als auffassende einheitliche Persönlichkeiten subjektivierend apperzipiert werden müssen und in dem Vorgang sich nicht in bloße Komplexe kausal ablaufender psychischer

Elementarprozesse umwandeln. Umgekehrt sind die scheinbar nur historischen Vorgänge wie die Heldenthaten und persönlichen Leistungen im sozialpsychologischen Bearbeitungsprodukt durchaus nicht verflüchtigt; sie bedeuten hier vielleicht nur maximale Schwankungen um den Durchschnittswert der geistigen Massenbewegung oder gelten als Produkte der Kreuzung und Komplizierung gewisser sozialpsychologischer Tendenzen und sind so vielleicht anthropologischen Seelenabnormitäten koordiniert, die historisch nie mit ihnen verglichen werden würden, aber das Prinzip bleibt in seiner Reinheit erkennbar. Dabei kann nun im Umkreise der Sozialpsychologie wieder unterschieden werden zwischen denjenigen Vorgängen, welche, wie Politik, Wissenschaft, Kunst, Recht, Religion, planmäßige Handlungen einzelner Individuen voraussetzen, und denjenigen, die, wie Sprache, Mythus und Sitte, aus den Trieben der Masse hervorgehen. Man kann das Studium dieser letzteren wieder als Völkerpsychologie abgrenzen, aber diese Scheidung ist prinzipiell sekundär.

Soziologisch ist die Geschichte der Menschheit somit gewissermaßen die Entwickelung des kompliziertesten organischen Wesens auf der Erdoberfläche, mit Rücksicht auf die Erscheinungen seines Zusammenlebens. Die Sozialpsychologie schließt sich somit unmittelbar an die Evolutionsbetrachtungen der Tierwelt an und überträgt mit Vorteil die dort verwerteten Darwinistischen Prinzipien. Sitte und Sprache, Recht und Wirtschaft, Religion und Politik, Technik und Wissen werden so zu seelischen Funktionen des sozialen Organismus; sie müssen in ihrer Kompliziertheit aus ihren Elementarprozessen verstanden und diese Elementarprozesse kausal aus den Bedingungen der Existenz, Rassenanlage und ethnologischer Mischung, Boden und Klima, Nahrung und Arbeitsmaterial und tausend ähnlichen, dem Willen gegenüber gleichmäßig äußerlichen Faktoren erklärt werden. Ausnahmen, bei welchen die Erklärung prinzipiell versagt, kann es da so wenig geben, wie es in der Natur vom Standpunkt der Naturwissenschaft ein Wunder geben kann. Auch die Kulturprodukte, die der Einzelne vorfindet, sind dann nur ein Teil der physischen Umgebung und die Kulturwerke, die er schafft, sind kausal, nicht teleologisch zu erklärende Produkte seines psychophysischen Apparates. Napoleon und Göthe sind mit ihrem gesamten Verhalten genau so sozialpsychologische Phänomene wie irgend ein Hottentotte oder Eskimo in seinem dumpfen individualitätslosen Lebenslauf.

Sozialpsychologie und Geschichte können sich also niemals

gend ein Gebiet, und sei es das kleinste, streitig machen. Die eschichte hat daher, wenn sie nur ihre Aufgabe richtig subjek-rierend auffaßt, nicht das Geringste von der Ausdehnung der ›zialpsychologie zu befürchten. Steht es fest, daß es unter gewissen esichtspunkten Interesse hat, das Geistesleben der Gesellschaft als bjekt im Kausalzusammenhang zu betrachten und daß es unter ıderen Gesichtspunkten wertvoll ist, den inneren historischen Zu-ımmenhang der Aktualitäten zu erforschen, so ist es die Pflicht ır Wissenschaft, jede der beiden Untersuchungen mit voller Energie s an ihr letztes Ziel durchzuführen; keine hat dabei mißgünstig ıf die andere zu blicken und keine darf ihr eigenes Vordringen s Niederlage der anderen auslegen. Gewiß sind BUCKLE und ıRLYLE Gegensätze, aber deshalb sollte für den Wissenschaftsbetrieb ›r Gegenwart die Losung doch nicht in der Form aufgestellt ›rden: CARLYLE oder BUCKLE! Geschichte und Sozialpsychologie ınnen sich friedlich neben einander entwickeln, wenn sie sich nur cht unklar durcheinanderschlingen. Idealismus und Positivismus rdern einander zur Ergänzung.

Die subjektivierend denkende Geschichte hat also gar keinen rund, mit besonderer Befriedigung etwa darauf hinzuweisen, daß e Gesetze der objektivierenden sozialpsychologischen Geschichts-ıffassung meisthin außerordentlich trivial sind. Das wäre ein Vor-urf nur dann, wenn diese Gesetze die Geschichte ersetzen wollten; ›währen sie sich aber wirklich als Gesetze in dem Sinne, daß aus ınen beim Hinzutritt bestimmter Bedingungen die beobachteten olgen verständlich werden, so würde ihre Selbstverständlichkeit diglich zu Gunsten ihrer Wahl sprechen. Das letzte Gesetz der ›zialpsychologischen Phänomene muß natürlich in den Regeln des ıdividualpsychologischen Verhaltens liegen. Ist eine soziale Er-:heinung vollkommen auf individualpsychologische Elementarer-:heinungen zurückgeführt, so ist sie im Sinne der Sozialpsychologie inreichend erklärt. Gerade dabei könnte sich der Historiker wohl ihmen, daß er aus Takt und Menschenkenntnis alles das schon orher gewußt habe, aber auch das ist kein Vorwurf, so wenig wie s den Physiologen herabsetzt, wenn wir das Gehen und Laufen ls bekannt ansetzen, ehe wir etwas von Nerven und Muskeln hören. n der That ist die Individualpsychologie so die Zentrale des weiten ›ebietes der Sozialpsychologie und hierin allein liegt der wahre iern der so oft verteidigten Ansicht, daß die Psychologie die Grund-age der Geisteswissenschaften sei. Werden Sprachen, Recht,

Religion, Politik, Kunst, Wirtschaft, Wissenschaft objektivierend behandelt, dann allerdings sind sie nur durch Individualpsychologie im letzten Grunde zu erklären; sie sind dann aber eben keine Geisteswissenschaften, sondern Teile der Sozialpsychologie und gehören somit von vornherein der Psychologie zu. Nur bei subjektivierender Betrachtung fallen jene Gebiete den Geisteswissenschaften zu. Dabei werden selbstverständlich manche Untersuchungsweisen auch prinzipiell zu beiden Gebieten in Beziehung stehen. So ist die Philologie diejenige Disziplin, welche in objektivierenden Daten das, durch Kritik und Interpretation bestimmte, Material beschreibt, sofern es für die Geschichte, besonders für die Geschichte der Erkenntnis- und Kunstakte wichtig ist; die Philologie ist also selbst noch objektivierend, wählt aber ihr Material unter subjektivierenden Gesichtspunkten und steht so zwischen Geschichte und Soziologie.

Viel bedenklicher sind die Gesetze, die nicht durch ihr Zusammenfallen mit den bekannten individualpsychologischen Erscheinungen gar zu trivial erscheinen, sondern die durch die Unübersehbarkeit der eingehenden Bedingungen zu kompliziert sind, um unmittelbar weiterreichenden Erkenntniswert zu besitzen. Es bleibt dann in dem Gesetz eigentlich nichts weiter als das Vertrauen, daß beim Vorhandensein der genau gleichen Bedingungen auf diesen Zustand jener andere jedesmal folgen wird, während, wie Simmel ausführlich nachgewiesen hat, solch ein Gesetz erst dann fruchtbar wird, wenn die Beziehungen zwischen den einzelnen Faktoren der Ursachen und den einzelnen Faktoren der Wirkungen übersehen werden. Aber auch diese Unfruchtbarkeit gewisser Gesetze ändert nichts an der Thatsache, daß sich das gesamte soziale Leben ausnahmslos der gesetzsuchenden Betrachtungsweise unterziehen läßt. Die sogenannte Geschichtsphilosophie, welche Gesetze sucht, ist notwendig Sozialphysiologie und Sozialpsychologie und diese bestehen zu Recht, so lange sie nicht beanspruchen, Geschichte oder gar Philosophie zu sein.

Die einzige Geschichtsphilosophie, welche wirklich aus der Geschichte herauswächst, ist die, welche nicht Gesetze, sondern den Sinn des Geschehens aufsucht. Arbeitet sie die weltumspannenden, teleologischen Zusammenhänge wirklich aus dem empirischen Material heraus, so geht sie sogar prinzipiell garnicht über die Aufgabe der Geschichtswissenschaft selbst hinaus. Wir sahen ja, daß die Geschichte stets das für den inneren Zusammenhang allgemein Bedeutende herauszuarbeiten hat, und gelänge es ihr, die ganze sub-

jektivistisch apperzipierte Menschheitsentwickelung, vielleicht in HEGELschem Geiste oder im Geist der Erbsündenlehre, auf eine Grundbeziehung zurückzuführen, so wäre damit also die Richtung der gewöhnlichen Geschichtswissenschaft nicht etwa verändert, sondern nur bis zu ihrem letzten Ziel verfolgt. Daß eine solche Konstruktion sich gleichzeitig von der Wirklichkeit am weitesten entfernt, berührten wir schon früher; es kommt der Geschichtsphilosophie, sagten wir, dadurch dieselbe Rolle in Beziehung auf die Geschichte zu, wie der Mechanik in Beziehung auf alle übrigen Naturwissenschaften, aber auch hier, wie bei der Mechanik, ist diese Fortbewegung von der Wirklichkeit nur durch die maximale Intensität, nicht durch eine Richtungsveränderung, von dem Vorgehen der empirischen Wissenschaft verschieden. Die geschichtsphilosophische mittelalterliche Auffassung vom Sündenfall im Paradiese berichtet ebensowenig von Wirklichem wie die mechanische Lehre der Atomtheorie; beides sind Konstruktionen im Interesse des umfassendsten Zusammenhangs, aber beide versuchen so zu vollenden, was die empirische Geschichte einerseits, die empirische Kausaluntersuchung andererseits anstreben.

Vergleiche:

P. BARTH, Philosophie der Geschichte als Soziologie. Leipzig 1897.

P. BARTH, Fragen der Geschichtswissenschaft. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1899.

G. v. BELOW, Die neue historische Methode. Historische Zeitschrift. 1898.

ERNST BERNHEIM, Lehrbuch der historischen Methode. Leipzig 1894.

ERNST BERNHEIM, Geschichtswissenschaft und Erkenntnistheorie. Zeitschrift für immanente Philosophie. 1898.

BERNARD BOSANQUET, The philosophical theory of the state. London 1899.

D. G. BRINTON, An ethnologist's view of history. Philadelphia 1896.

MAX DESSOIR, Vom Gegensatz zwischen Wissenschaft und Kunst. Archiv für systematische Philosophie. 1898.

W. DILTHEY, Einleitung in die Geisteswissenschaften. Leipzig 1883.

EMILE DURKHEIM, Les règles de la méthode sociologique. Paris 1895.

FRANZ ERHARDT, Kausalität und Naturgesetzlichkeit. Zeitschrift für Philosophie. 1896.

RUD. EUCKEN, Die Einheit des Geisteslebens. Leipzig 1888.

A. FOUILLÉE, Le mouvement positiviste et la conception sociologique du monde. Paris 1896.

FRANCIS GALTON, Hereditary Genius. London 1892.

F. H. GIDDINGS, The Principles of Sociology. New-York 1896.

P. HENSEL, Einleitung zu CARLYLES sozialpolitischen Schriften. Göttingen 1895.

C. JENTSCH, Geschichtsphilosophische Gedanken. Leipzig 1892.

K. LAMPRECHT, Die historische Methode etc. Berlin 1899.

O. LORENZ, Die Geschichtswissenschaft. Berlin 1886.

Franz Marschner, Die erkenntnistheoretischen Grundlagen des historischen Materialismus. Zeitschrift für immanente Philosophie. 1896.
Carl Menger, Die Methode der Sozialwissenschaften. Leipzig 1883.
H. Münsterberg, History and Psychology. Psychological Review. 1899.
J. von Pflugk-Hartung, Geschichtsbetrachtungen. Gotha 1890.
Fr. Ratzel, Anthropo-Geographie. Stuttgart 1899.
H. Rickert, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Freiburg 1899.
R. Rocholl, Die Philosophie der Geschichte. Göttingen 1893.
A. Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers. Tübingen 1881.
G. Schmoller, Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre. Leipzig 1900.
W. Schuppe, Das System der Wissenschaften und des Seienden. Zeitschrift für immanente Philosophie. 1898.
Sc. Sighele, Psychologie des Sectes. Paris 1898.
G. Simmel, Über soziale Differenzierung. Leipzig 1890.
G. Simmel, Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Leipzig 1892.
G. Simmel, Das Problem der Soziologie. Schmollers Jahrbücher. 1894.
Herbert Spencer, The Principles of Sociology. London 1896.
Rud. Stammler, Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung. Leipzig 1896.
Ludw. Stein, Wesen und Aufgabe der Soziologie. Archiv für systematische Philosophie. 1898.
Ludw. Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Stuttgart 1897.
G. Tarde, La logique sociale. Paris 1895.
G. Tarde, Les lois de l'imitation. Paris 1890.
G. Tolsti, Social Psychology and Sociology. Psychological Review. 1898.
Ferd. Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft. Leipzig 1887.
A. Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker. Leipzig 1897.
W. Wundt, Völkerpsychologie. Leipzig 1900.
Zeitschrift für Völkerpsychologie. Herausgegeben von Lazarus und Steinthal.

Viertes Kapitel.

Die Psychologie und die Normwissenschaften.

1. Psychologie und Ethik.

Das Verhältnis der Psychologie zur Geschichte bestimmt noch nicht die gesamten Beziehungen der Psychologie zu den Geisteswissenschaften; noch bleibt das Gebiet der Normwissenschaften, der Ethik, Ästhetik, Logik und Dogmatik. Freilich, die weite Kluft, die nach gewöhnlicher Auffassung zwischen dem Historischen und dem Normativen liegt, hat sich für uns überbrückt, und wir dürfen daher

nicht wie üblich voraussetzen, daß die Beziehung der Normen zur Psychologie so vollkommen anders sein muß, als die der Geschichte. Ist Geschichte die Lehre vom Einmalgewesenen, Normwissenschaft die Lehre vom Seinsollenden, so scheint in der That kein größerer Gegensatz denkbar. Erkannten wir aber in der Geschichte die Lehre von den Abhängigkeiten und Beziehungen des individuellen Wollens und verwandelt sich andererseits das Sollen uns in ein überindividuelles Wollen, so müssen beide Gebiete als Wissenschaften von unseren Willensbeziehungen aufs engste zusammengehören, und insofern beide den Willen subjektivierend denken, müssen sie sich beide in gleicher Weise der objektivierenden Psychologie gegenüberstellen.

Wollten wir skeptisch die absoluten Werte aus unseren Normsystemen herauslösen und alles Gute und Schöne und Wahre und Erfüllende nur als relativ gültig anerkennen, so würde sich, nachdem wir die Aufgabe der Geschichte in der Erkenntnis gültiger Willensbeziehungen gefunden haben, die Normwissenschaft überhaupt nicht prinzipiell von den geschichtlichen Wissenschaften abheben. Die logischen, ethischen, religiösen und ästhetischen Ziele, die wir anstreben, haben dann keinen Selbstwert; die Gebote, welche die Erreichung dieser Ziele sichern, haben verpflichtende Kraft somit nur, sofern wir die Wollungen der Subjekte, mit denen wir uns in Willensbeziehung fühlen, nachahmend anerkennen und mitwollen. In die Anerkennung der uns bestimmenden Zielsetzungen ist dann das Wollen der zum Ziel führenden Mittel, das Anerkennen der hypothetischen Imperative schon teleologisch eingeschlossen. Wir wollen diese und diese Handlungen und Behauptungen und Darstellungen, um dem wissenschaftlichen Bewußtsein unserer Willensumgebung oder ihrer künstlerischen Auffassungsweise oder ihren religiösen oder ethischen Anschauungen Genüge zu thun. Die Normwissenschaften legen dann nur dar, was wir wollen, sofern wir die Willensakte derjenigen anerkennen und mitwollen, mit denen wir in Willensbeziehung stehen. Gerade dieses aber und nichts anderes sollen auch die historischen Wissenschaften. Auch ihr Ziel ist, unsere eigenen Willensakte darzulegen, insofern sie durch eine Welt wollender Subjekte bestimmt werden und die historische Gesamtlage, in der wir als politische, ökonomische, linguistische, soziale, juristische Wesen unsere Akte gebunden fühlen, läßt sich durch ein vielverzweigtes System hypothetischer Imperative vollkommen zum Ausdruck bringen.

Während die grundlegenden Willenszumutungen logischer, ethischer, ästhetischer Art auf jedes beliebige wollende Subjekt zurückgehen und so der Allgemeinwille an die Stelle der individualisierten Willensvielheit treten kann, müssen die Akte der politischen Machtansprüche, der ökonomischen Besitzansprüche, der linguistischen Mitteilungsformung und ähnliches sich so vielfältig kreuzen, daß gerade aus ihrer Mannigfaltigkeit die besondere historische Situation entspringt. Deshalb muß denn auch jede einwirkende Subjektpersönlichkeit oder wenigstens jede Subjektgruppe, ein Volk, eine Gemeinde, eine Sprachgenossenschaft, eine soziale Verbindung, in ihrer Individualität festgehalten werden, und da ihre Individualität historisch doch nur in ihren Anerkennungen, Ansprüchen, Behauptungen besteht, die sich wieder auf die ihnen entgegentretenden Forderungen beziehen, so muß an die Stelle des Allgemeinwillens, der die Forderungen der Ethik oder Logik trägt, ein unendlich vielverzweigtes System individueller oder gruppierter Individualwillen treten, um die Forderungen der Geschichte zu tragen. Jedes Glied der Weltgeschichte ist so teleologisch durch jedes andere bedingt, aber alle schließlich durch das System unserer Wollungen gestützt und so im letzten Grunde teleologisch im System unserer Wollungen enthalten. Eine relativistische Ethik, Logik, Ästhetik und Dogmatik ist eine historische Disziplin also nicht etwa deshalb, weil sie nur zufällige einmalige Forderungen geschichtlich berichtet, sondern weil auch die Geschichte, wenn sie das Vorstadium psychisch-physischer Materialmitteilung überwunden, ebenfalls nur Systeme hypothetischer Imperative darstellt.

Für die Normwissenschaften kann dieses aber nicht das letzte Wort sein. Ihr tiefster Sinn ist zerstört, wenn wir in dem historisch Gegebenen keinen Hinweis auf eine absolute Gültigkeit finden wollen. Wir mögen uns von den wissenschaftlichen Begriffen, vom Kunstgeschmack, von den sozialen und religiösen Anschauungen bestimmter Zeit und bestimmter Gruppe abhängig fühlen, in bewußtem Gegensatz zu anderen Auffassungen und Forderungen, und dennoch vertrauen wir, daß in ihnen Werte erfaßt werden, die von jeder individuellen Einflußsphäre unabhängig sind. Es wiederholt sich da aufs genaueste das Verhältnis vom Psychischen zum Physischen. Das wirkliche Objekt mag bei der Zerspaltung alle seine Faktoren ins Psychische hinübergeben und dennoch steht uns das Objekt als ein Überindividuelles, als ein Physisches fest; es kann und muß von der Abstraktion mehr und mehr seiner Einzeleigenschaften entkleidet

werden, aber es kann nie ausgeschaltet werden. Gerade so betrachten wir unsere Wollungen durchgängig als individuelle und somit als abhängig von der Gesamtheit der an uns herantretenden Forderungen, und bewerten gewisse Wollungen doch so, als wenn sie von jeglichem Einfluß wirklicher Willenssubjekte unabhängig wären und aus dem Wesen des Willens selbst, aus der überindividuellen Natur des Willens entsprängen. Für diese Entscheidung ist es natürlich gleichgültig, ob die einflußausübenden Subjekte eine undifferenzierte Reihe koordinierter Willenssubjekte bilden, die in einem sozialen Allgemeinwillen zusammenfließen, oder ob sie ein unendlich differenziertes System superordinierter Einflußzentren darstellen; die Frage ist nur, ob die Willensumgebung mitbedingend war oder nicht. Wenn sie mitbedingend ist, so mag der sozialhistorische Einfluß des Allgemeinwillens jeden zu der gleichen logischen oder ethischen oder religiösen Stellungnahme bestimmen, es bleibt für jeden doch ein individueller Akt, sowie die psychischen Vorstellungen, auch wenn sie für alle gleich sind, doch individuell bleiben. Ist der Akt vom empirischen Allgemeinwillen oder der historischen Willenskombination unbeeinflußt, so muß seine teleologische Bedingtheit überindividuell sein; er anerkennt die schlechthin gültige Wahrheit und Sittlichkeit und Schönheit und Göttlichkeit, ohne daß das überindividuelle Wesen dieses Aktes die individuelle Freiheit der Entscheidung berührt.

In der That läßt sich nun das Postulat solcher Allgemeingültigkeit nicht aufheben. Wir dürfen es freilich nicht etwa dadurch erschleichen, daß wir an die Stelle der empirischen Subjektsvielheit die Vielheit unserer eigenen successiven Akte setzen und nun die Einflüsse unserer früheren Akte für andersartig halten als die Forderungen unserer Nebenmenschen. Dann freilich würden wir etwa in der Logik die Wahrheit aus der Forderung nach Widerspruchslosigkeit unserer Urteile ableiten können; aber unsere eigenen früheren Akte werden von uns nicht anders im Gegenwärtigen erlebt, als die Ansprüche der anderen, sie werden anerkannt und sie beeinflussen uns deshalb empirisch, ohne ein Überempirisches zu gewinnen. So mögen wir denn immer weitere Kreise scheinbar unbedingt gültiger Bewertungen als bedingt gültig erkennen, wenigstens dort werden wir Halt machen müssen, wo der Skepticismus behauptet, daß es überhaupt keine Wahrheit giebt, denn hier liegt der Widerspruch in der Behauptung selbst ohne Rücksicht auf andere Behauptungen; wer den skeptischen Satz vertritt, will damit schon für ein Urteil eintreten, das ihm wenigstens als unbedingt wahr gilt und das somit

verbürgt, daß er an die Realität absoluter Wahrheit glaubt. Man hat diesen inneren Widerspruch des logischen Skepticismus oft aufgedeckt, doch dann der Logik eine Sonderstellung schaffen wollen, als könnten die anderen Normwissenschaften ihren positivistischen Skepticismus ohne inneren Widerspruch bis zum äußersten treiben. Thatsächlich widerholt sich der Prozeß der Selbstauflösung des Skepticismus überall.

Der ethische Skeptiker etwa mag bestreiten, daß irgend eine Handlung an sich wertvoller sei als eine andere: es giebt keine sittliche Pflicht. Das ist seine Überzeugung und seine Worte geben dieser Überzeugung Ausdruck. Wenn es sich aber wirklich so verhält, dann ist es auch wertlos, seine Überzeugung zu vertreten; dann wäre der Skeptiker gerade so bereit, seine Überzeugung durch seine Handlung lügnerisch zu verleugnen. Das, was er zum Ausdruck bringt, ist also entweder garnicht seine Überzeugung — in diesem Falle erkennt er innerlich also an, daß es wertvolle Handlungen giebt — oder aber er vertritt seine wirkliche Anschauung und dann fordert er damit von seinen Hörern, ihrerseits überzeugt zu sein, daß er seine wirkliche Ansicht vertritt, sich selbst also an die Pflicht des Wahrheitssprechens gebunden fühlt. Wenigstens die eine Pflicht, seine Überzeugung wahrheitsgemäß zu vertreten, wird also durch die skeptische Leugnung selbst bewiesen. Wer aber einsieht, daß alles Sollen ein überindividuelles tiefstes Wollen ist, der kann nicht zweifeln, daß im letzten Grunde alle Sittlichkeit darauf beruht, die innere Uberzeugung äußerlich zu vertreten und daß somit die Pflicht, wahrheitsgemäß zu handeln, alle anderen Pflichten trägt.

Das steht also fest: es giebt Wollungen, die nicht relativ, sondern die absolut wertvoll sind. Damit ist aber eine Wirklichkeit anerkannt, die jeder Übertragung in die Sphäre des psychophysischen Mechanismus prinzipiell entzogen sein muß. Der individuelle Willensakt, der den hypothetischen Imperativen der historischen Umgebung folgt, mag sich psychologisch und physiologisch beschreiben lassen, sobald das psychophysische Individuum für die Persönlichkeit eingesetzt ist; die psychophysischen Konsequenzen substituieren sich dann den relativen Werten. Aber die absoluten Werte, die kategorischen Imperative, werden einfach wieder mit dem historischen Massenwillen und den empirischen durchschnittlichen Umgebungsforderungen zusammengeworfen, wenn man glaubt, dem überindividuellen Subjekt den biologischen Rassentypus substituieren zu können, und so statt eines Absoluten dasjenige Relative wählen zu dürfen, das verhältnis-

mäßig am meisten Konstanz aufweist. Das erkenntnistheoretische Apriori wird dann zur psychophysischen Disposition, die stammesgeschichtlich erworben wird; die Kluft zwischen dem Sinn des wirklichen subjektivistischen Verhaltens und den objektivistischen Daten der Beschreibung ist damit aber unüberbrückbar geworden.

Das Verhältnis der Psychologie zu den normativen Disziplinen läßt sich somit einfach übersehen. Vergegenwärtigen wir es uns zunächst an dem Aufgabenkreis der Ethik. Die ethische Grundfrage, was sollen wir thun, kann zunächst historisch oder normativ beantwortet werden: die sittlichen Forderungen unserer Umgebung und die sittlichen Forderungen unserer Vernunft. Fassen wir die Frage historisch auf, so gilt es nicht nur die thatsächlichen Forderungen zu verstehen, in ihren Einzelfolgerungen zu entwickeln und in ihren Kreuzungen zu entwirren, sondern auch ihre Abhängigkeit von den Kulturbedingungen, ihre Wandlungen mit den wandelnden Anschauungen, ihre Beziehungen zu besonderen Gruppen zu verfolgen. Die historische Untersuchung führt so rückwärts zu anderen und anderen Kulturkreisen mit immer wechselnden Forderungen, schließlich zu Sphären der Unkultur, mit dem ersten Aufkeimen sittlicher Regungen aus vorsittlichen Zuständen, eine weitverzweigte Untersuchung, die doch niemals die Grenzen der Willenswelt überschreiten darf. Der normative Teil der Ethik untersucht dagegen zunächst die Gebote, die wir anerkennen müssen, wenn wir gewisse Ideale anerkennen; aber solche Betrachtung kann nicht den letzten Abschluß bieten. Die Systeme des Hedonismus, des Altruismus, des Perfektionismus, des Utilitarismus, des Aristokratismus, des Evolutionismus geben stets nur die Weg zum Ziel, sie können nicht selbst entscheiden, welches Ziel das rechte sei, alles Sollen dieser Systeme gilt nur für den, welcher das eine oder das andere Endziel will. Sie lassen sich somit auch noch durchaus in den Rahmen der historischen Betrachtung bringen, wenn sie auch natürlicher als Vorbereitungen der letzten Entscheidung zum normativen Teil gehören. Das endgültige Wort, welches Ziel nun schließlich absoluten Wert hat, kommt dann der philosophischen Bewertungstheorie zu. Auch hier wird die Untersuchung, in den vorbereitenden wie den abschließenden Feststellungen, nirgends die Welt der gültigen Willensbeziehungen verlassen. Jede in der Ethik überhaupt denkbare Frage muß aber entweder in jenem historischen oder in diesem normativen Teil ihre notwendige Stelle finden können, jede einzige muß sich also ihrem ganzen Sinne nach so beantworten lassen, daß lediglich die sub-

jektiviert gedachte Welt, lediglich die Welt der Willensfunktionen, in Betracht kommt.

Jede einzige dieser teleologischen Fragen muß sich nun aber auch in die Sprache der Psychophysik übertragen lassen und als Problem der kausal denkenden individuellen oder sozialen Psychophysik die kausal gedachte Antwort verlangen. Daß die Frage damit ihren ethisch-historischen Sinn verliert, läßt sich nicht bestreiten, sie wird zur sozialphysiologischen oder sozialpsychologischen Untersuchung, aber Frage und Antwort bleiben dennoch wissenschaftlich wertvoll, solange nur wieder die Grenzlinien zwischen beiden Gebieten nicht verschwimmen und solange es klar bleibt, daß es nicht wirklich verschiedene ethische Fragen sind, von denen einige kausale, andere teleologische Antwort erheischen, sondern daß jede einzige Frage in beide Problemreihen eingeordnet werden kann. Es kann keine Definition der sittlichen Handlung geben, die sich nicht irgendwie in die Sprache der objektivierenden Wissenschaften übertragen ließe; sie ist eine Muskelkontraktion, die durch gewisse vorangehende psychologische Bewußtseinszustände oder durch gewisse sozialbiologische Folgen sich von den Reflexbewegungen und anderen Bewegungsvorgängen des Organismus abhebt. Es ist dann selbstverständlich ein der Bearbeitung bedürftiger Aufgabenkreis, zu untersuchen, wie diese Funktion sich im sozialen Organismus entwickelt und differenziert hat, wie sie im Kampfe ums Dasein sich gerade so als nützlich entwickeln mußte, teils wegen der altruistischen Folgen, welche das Überleben der Gruppe sicherten, teils wegen des individuellen Nutzens, der in der Ausbildung eines die Triebe mäßigenden Hemmungsapparates gegeben war. Der Soziologe untersucht dann, wie die verschiedenen Lebensbedingungen neue und neue Variationen dieser Funktion züchten mußten; der Wille wird dabei zu einem einzelnen psychischen Elementarvorgang neben anderen, und sein physiologischer Begleitprozeß tritt völlig unter den Einfluß anderer physiologischer Funktionen, die nicht vom Bewußsein begleitet sind. Die Untersuchung greift daher auch, ohne ihren Sinn prinzipiell zu verändern, auf die Tierwelt, möglicherweise auf die Pflanzenwelt über. Dabei liegt der Schwerpunkt solcher kausalen Betrachtung durchaus nicht notwendig auf der physischen Seite. Die Untersuchung der psychologischen Assoziationsreihen, vermöge deren die Erinnerung an die toten Häuptlinge oder Priesterkunstgriffe die Sittlichkeit entstehen ließen, hat methodologisch genau dieselbe Bedeutung.

Die normativen Probleme lassen sich im psychophysischen Ge-

wande schließlich ebenfalls sauber von den historischen trennen; nur rücken sie freilich in der objektivierenden Wissenschaft doch noch näher an die historischen heran, weil in der subjektivierenden Sphäre alle Kraft von der Schlußidee des absoluten Wertes herkommt, welche die Einzelprobleme von allen historischen Betrachtungen wegzieht, während diese Spannkraft dem Absoluten, das ins Psychophysische versetzt ist, notwendig abgeht. Hier gilt es also nur die Systeme von Muskelthätigkeiten zu konstruieren, welche gewisse psychophysische Zustände des Handelnden oder anderer Organismen zur Folge haben. Durch welche Kontraktionen und Intentionen wird die eigene Erhaltung und die der Nachkommen begünstigt, durch welche wird die größtmögliche Lustempfindung der größtmöglichen Zahl hervorgerufen, durch welche wird die, in der Richtung vom Protisten zum Menschen über diesen noch hinausgehende, Spezies des Übermenschen gezüchtet? Die Umwandlung des Absoluten in die Funktionen des relativ konstanten Rassentypus befriedigt im Gebiet der Ethik allerdings meist weniger als im Feld der Logik, weil die Veränderung des Typus zum ethischen Übermenschen dem Sozialbiologen gemeinhin dringenderes Bedürfnis erscheint als die Umwandlung zum logischen Übermenschen; die soziologische Betrachtung ist daher geneigt, das Ethische überhaupt nur in relativistischer Begrenzung gelten zu lassen.

So gehen denn psychologische Probleme Schritt für Schritt neben den historischen und normativen Problemen der Ethik einher. Es ist kurzsichtig, die Berechtigung dieser psychophysischen Untersuchungen zu bestreiten, und noch kurzsichtiger, in solchen psychophysischen Untersuchungen die einzigmögliche Antwort auf ethische Probleme zu sehen, die sich für den Handelnden doch niemals auf kausale, sondern nur auf teleologische Realitäten, niemals auf Objektvorgänge, sondern nur auf Subjektakte bezogen. Gefährlicher als solche Einseitigkeit aber ist die Achtlosigkeit, durch die beide Gebiete ineinanderfließen, psychologische Fragen mit subjektivierenden Lösungen, ethische Probleme mit kausalen Betrachtungen beantwortet werden.

2. Psychologie und Ästhetik.

In gleicher Weise wie in der Ethik ordnen sich die Probleme, die uns im Gebiet der Ästhetik begegnen, Probleme, die wir schon oben berühren mußten, als wir vom Allgemeinen und Besonderen,

vom Gegensatz zwischen Wissenschaft und Kunst zu sprechen hatten. Die ästhetische Grundfrage gehört mit der logischen zusammen. Während die Ethik fragt, was wir thun sollen, d. h. wie wir die Welt verändern sollen, fragen Logik und Ästhetik übereinstimmend: wie sollen wir die Welt auffassen? Dann aber scheiden sie sich und bilden Gegensätze. Die Logik fragt: wie sollen wir die Welt auffassen, damit sich alles in einen Zusammenhang einordnet? Die Ästhetik fragt: wie sollen wir die Welt auffassen, damit das Einzelne für sich allein steht und nicht über sich hinausführt? Alles Sollen kann aber auch hier nur ein überindividuelles Wollen bedeuten, das zum Gegenstand der Wissenschaft, also der Ästhetik, wieder nur dadurch werden kann, daß es selbst einem Zusammenhange eingefügt wird.

Dieser Zusammenhang kann dann wieder in der historischen Abhängigkeit des Einzelwillens vom Wollen der beeinflussenden Gesamtheit, oder in dem schlechthin gültig gedachten innersten Wesen des Willens gesucht werden. Wie die Ethik also teils die an uns historisch herantretenden Forderungen teils die philosophischen Normen prüfte, ohne dabei die subjektiviert gedachte Willenswelt zu verlassen, so wird mithin auch die Ästhetik einerseits die Zumutungen darstellen, die in den historisch uns umgebenden Kunstwerken und Schönheitserklärungen an uns herantreten, andererseits die ästhetischen Normen aufsuchen, die schlechthin gelten sollen, und wird doch auch dabei nur Willensbeziehungen und Werte anerkennen, ohne aus der subjektiviert gedachten Welt in die objektivierte der psychologischen Erscheinungen zu geraten.

Unsere Sollungen, sie mögen historisch oder normativ bedingt sein, stehen natürlich auch hier zunächst unseren rein individuellen Wollungen gegenüber. Der individuelle Wille, der das Einzelne festhalten will, sucht es so zu erfassen, daß es als Erfreuendes erlebt wird oder richtiger, wir nennen erfreuend oder angenehm, was der Wille mit individuellem Anspruch festhält, und da jeder überindividuelle Akt gleichzeitig ein individueller ist, so muß auch alles Schöne eine Freude sein. Aber nicht alles Erfreuliche kann schön sein; das Verhältnis ist genau wie das der erwünschten Handlung zur sittlichen, oder wie das der willkürlichen Verknüpfung zur wahren. In allen diesen Fällen steht auf der einen Seite das Angenehme als individuell Gewolltes, auf der anderen Seite das Wertvolle als überindividuell Gewolltes, als Gesolltes. Nun kann offenbar überindividueller Wille sich niemals auf das richten, was nur dem

einzelnen Individuum zukommen kann. Wir haben dabei nicht an die Scheidung individueller und überindividueller Objekte im Sinne des Gegensatzes von Psychischem und Physischem zu denken; dieser Gegensatz entsteht ja erst in der vom Subjekt losgelösten Welt während die Kunst sich in der wirklichen Welt bewegt. Zunächst ist daher nur angenehm, nicht schön, alles, was auf den eigenen Körper bezogen wird, also alle diejenigen Erregungen, die nicht auf äußere Objekte, sondern auf die eigenen Organe hinweisen. Ähnliches gilt dann aber auch von denjenigen Objekten, die den individuellen Genuß nicht überdauern, weil sie beim Genuß zerstört werden; daher sind auch die köstlichsten Speisen und Getränke nur angenehm und nicht schön, und nur die Erscheinung des Weibes und nicht ihr Liebesreiz gehören zur Schönheit. Auch das soziale Erlebnis mit seinem innigsten Glücksgehalt ist doch nur angenehm, solange es als persönliche Erfahrung aufgefaßt wird; wird dagegen die Konstellation der äußeren Umstände von dem eigenen Empfinden abgelöst und als ein Stück beglückenden Weltlaufs objektiv festgehalten, so wird das Glück zum überpersönlichen Werte: das Leben selbst wird schön! Und wird ein fremdes Erlebnis von uns nacherlebt auf Grund einer Mitteilung, die auf der persönlichen individuellen Beziehung des Mitteilenden zu uns beruht, so können wir nur Freude daran haben; erst wenn es in der Dichtung zur überindividuellen Mitteilung gelangt, kann es als Schönheitswert in Frage kommen. Je enger der mögliche Kreis der Mitgenießenden, desto niedriger gilt uns der Schönheitsgehalt einer Kunst.

Die so aus dem überindividuellen Wollen entstehenden Werte können nun in der Naturschönheit wie in der Kunstschönheit gegeben sein. Die Natur ist schön, wenn sie aufhört, im Sinne der Wissenschaft überhaupt Natur zu sein, wenn alle Zusammenhänge grundsätzlich fortfallen. Die Umformung, die der Künstler an den Objekten und an den Subjektakten vornimmt, hat ihr Ziel dann ausschließlich darin, das Einzelne so darzustellen, daß es in keiner Weise über sich hinausweist; er hat sein Ziel erreicht, wenn wir es gerade so wollen und nichts weiteres verlangen. Nicht etwa, daß wir, wie Schopenhauer meinte, willenlos es auffassen sollen; wir müssen es wollen, sonst wäre es kein Wert, alle Schönheit gehört der Welt des Willens zu, und kommt niemals den vom Willen losgelösten physikalischen und psychologischen Objekten zu. Aber wir wollen im Schönen das Gegebene und wir wollen es um so lebhafter, je weniger es über sich hinausführt. Solange wir vor der Marmorbüste

an die lebensvolle Farbe des Menschen oder an seine Arme und Beine denken, hat der Künstler seine Aufgabe nicht gelöst. Wir fragen in der Erzählung nicht, was vorher und nachher geschah, wir fragen das Bild nicht, was jenseits des Rahmens liegt, wir fragen beim Liebesgedicht nicht nach dem Namen der Geliebten und wie das Landschaftsbild uns kein Stück Leinwand ist, so ist uns der Held auf dem Theater kein Schauspieler. Wir wollen das Einzelne so, wie es sich darbietet, und wollen nicht darüber hinaus, ja wir wollen im Drama mit dem Bösewicht die Schurkenthat, wir wollen die Handlung gerade so und die widerstrebenden Gefühle lösen sich in alles absorbierendes Interesse. Wir geben uns mitwollend dem Kunstwerk hin, so wie wir uns in den Zauber der Landschaft versenken.

Die ursprünglichen Aufgaben der Ästhetik ergeben sich damit aufs einfachste. Zunächst die historisch-ästhetischen: wie ist unser Wille, das Einzelne in der Welt aufzufassen, von fremden Subjektakten abhängig? Durch das Medium der den Künstler überdauernden Kunstwerke wirken auf unseren Willen die ästhetischen Wollungen aller Zeiten und Zonen. Das Schöne muß sich in dieser Beziehung ganz anders verhalten als das Gute und Wahre. Als ethische Wesen sind wir von der Stellungnahme der Mitlebenden abhängig, weil die Bedeutung des Sittlichen in der äußeren Handlung ruht, die notwendig in die Willenssphäre der Anderen eingreift. Unser logisches Denken andererseits ist, obgleich es wie die Kunst zunächst nur auf eine Weltauffassung hinzielt, doch durchaus von dem Wollen unserer Zeit abhängig, weil alle Wissenschaft auf Zusammenhänge hinarbeitet und somit ein vollkommenes Verstehen eines einzigen Objektes in der Totalität seiner Zusammenhänge die Antwort auf sämtliche denkbaren Fragen der betreffenden Wissenschaft einschließen würde. Es können somit nicht beliebig viele Wissenschaften nebeneinanderstehen, sondern nur eine einzige wissenschaftliche Wahrheit kann es geben, an deren Vollendung jeder einzelne Forscher weiterbauend mitarbeitet, sodaß das spätere Werk alles Vorangehende überwindet und die gegenwärtige Wahrheitsauffassung jedesmal alle früheren Stadien praktisch aufhebt. Die Kunst kennt derlei nicht, immer wieder können Madonnen gemalt und Liebeslieder gedichtet werden, ohne daß die Kunstwerke einander aufzuheben suchen. Das ästhetische Wollen ist daher in der That freier von dem Einfluß der Mitlebenden und durch die Gesamtheit aller historisch gegebenen Auffassungen gleichmäßig gebunden. Der dem Künstler mit dem Forscher gemeinsame Drang, Verständnis und Zustimmung für sein Werk bei den

Mitlebenden zu erringen, gehört überhaupt nicht in das logisch-ästhetische Gebiet; er bezieht sich auf das Werk als Element einer nach außen wirkenden Handlung und gehört so zur Sphäre des Ethischen. Die historisch-ästhetische Interpretation der Kunstwirkungen auf unser Schönheitsgefühl umfaßt dann notwendig die Untersuchung der wechselnden Auffassungsarten in verschiedenen Zeiten, Ländern, Schulen, Individuen, bis hin zu jenen Grenzen, wo die Zumutung, das Wirkliche dem Willen des Künstlers gemäß aufzufassen, kritisch von uns abgelehnt wird.

Auf der anderen Seite stehen die normativ-ästhetischen Probleme: wie sollen wir das Gegebene aus dem Zusammenhang herauslösen und umarbeiten, damit wir es schlechthin als Einzelnes auffassen können? Leidenschaften und Stimmungen, Haus und Kirche, Pflanzen und Tiere, Meer und Gebirge, wie soll es gedacht werden, um so um seiner selbst willen gewollt zu werden? Fühlen wir uns dabei historisch bedingt, sodaß aus dem Streben nach dem Ideal der praktische Wunsch wird, die Welt im Geiste eines bestimmten Stiles oder nach dem Geschmack der Umgebung aufzufassen, so mögen, genau wie auf ethischem Gebiet, die normativen Probleme mit den historischen zusammenfließen: welche Auffassung entspricht bestimmtem Schönheitssinn? Aber nur auf das Ziel kommt es dabei an; ist die Aufgabe, die wir anerkennen, auf das Ideale gerichtet, die historische Begrenztheit also nicht in der Zielsetzung selbst wirklich gewollt, so kann keine Geschichtsbetrachtung den normativen Charakter der Untersuchung zerstören: die historische Bedingtheit der das absolut Schöne erstrebenden Ästhetik ist nicht selbst ästhetisches Problem und ist im Verfolg einer teleologisch-ästhetischen Fragestellung nirgends aufweisbar. Alle Spezialprobleme der normativen Ästhetik werden dann schließlich in die philosophische Frage nach dem letzten Wert des Schönen ausmünden. So wie jeder Wahrheitswert der wissenschaftlichen Urteile sich notwendig dem Gesamtsystem der Wollungen einordnet, da nur die Erkenntnis der Zusammenhänge uns befähigt zu handeln, so mag der Schönheitswert, in dem der Wille zur Ruhe kommt, weil er nur dieses verlangt und nichts anderes mitwill, in den Untersuchungen der Metaphysik selbst wieder in umfassenderen Zusammenhang eingeordnet werden können.

Die historische und die normative Ästhetik umfassen alle denkbaren rein ästhetischen Probleme und verlassen doch nirgends die Welt des Willens und der Werte; sie können daher auch keine einzige Frage einschließen, die sich durch eine physische oder psychologische Kausal-

untersuchung beantworten ließe. Genau wie in der Ethik kann es nun aber auch in der Ästhetik kein Problem geben, das sich nicht aus der wirklichen subjektivierenden Welt in die künstlich objektivierte Welt hinübernehmen ließe. Aus der Ästhetik wird dann ein Abschnitt der sozialen und der individuellen Psychologie, und keine Antwort ist zulässig, die sich nicht als streng kausale erweisen kann.

Jetzt verwandelt sich die historische Betrachtung der Stilwandlungen in eine sozialpsychologische Untersuchung über die Bedingungen der Kunst und des Kunstgefühls; aus Faktoren, die nicht dem Bewußtsein des Künstlers gegenwärtig sein konnten, wohl aber kausal seine Geistesthätigkeit beeinflussen konnten, wird jetzt die Wandlung des Geschmackes und die Ausprägung von Stilen und Manieren, der Wechsel von Kunsterhebung und Kunstverfall, das Überwiegen der einen oder der anderen Kunst, des einen oder des anderen Stoffkreises, der einen oder der anderen Form als notwendiges Ergebnis abgeleitet und bis in alle Verzweigungen erklärt. Jetzt gewinnt es auch Sinn, nach der Entstehung der Kunst aus Nichtkünstlerischem zu fragen und so die ethnologischen Anfänge der Kunst im Sinne der Sozialpsychologie bloßzulegen. Im Gebiet der reinen Ästhetik kann auch die geschichtliche Betrachtung nie über das als schön Gewollte hinausführen; die behauptete Schönheit kann uns häßlich erscheinen, aber nur das, was als ästhetisch wirksam gewollt war, kann in der teleologischen Betrachtung uns interessieren. Das menschliche oder gar tierische Vorschöne, aus dem sich überhaupt erst Schönheitssinn entwickelte, wird erst durch den Sozialpsychologen mit dem Ästhetischen verknüpft. Hier mag dann die geniale Begabung an die pathologische Abnormität herangerückt werden und rassenbiologische, ökonomische, soziale und technische Verhältnisse aller Art mögen als Hauptfaktoren für die Erklärung der Schönheitsauffassung in Natur und Kunst berücksichtigt werden. Hier gewinnt es nun auch vor allem Sinn, zu fragen, welche psychischen Vorgänge den Künstler antreiben, Schönes zu schaffen und den Genießenden im ästhetischen Banne halten, gleichviel ob wir dabei von Nachahmung oder Einfühlung oder bewußter Selbsttäuschung sprechen, ob wir das Schaffen als Spiel oder als Arbeit auffassen, ob wir es biologisch als überflüssig oder als zweckvoll deuten.

Die psychologisierten Fragen der normativen Ästhetik schließlich beschäftigen den Individualpsychologen. Auch er wird nun durchweg Ästhetisches mit ästhetisch Indifferentem verkoppeln müssen und die Normen werden sich in Beschreibungen gefälliger Reiz-

wirkungen, die überindividuellen Anerkennungen in relativ konstante Funktionen psychophysischer Organismen verwandeln. Das Objekt selbst muß nun in seinen physikalischen Elementen bezüglich seines Inhaltes und seiner Form untersucht werden, und der über das sinnlich Gegebene hinausgehende Ausdruck des Schönen wird nun aus dem Objekt selbst fortgedacht und als Summe von Assoziationen, Handlungsdispositionen und ähnliches in das psychophysische Subjekt verlegt. Hier öffnet sich nun das weite Gebiet der psychologischen Experimentalforschung, dessen Begrenzung für ästhetische Probleme sicher heute noch nicht abzusehen ist. Nicht nur die einzelnen Töne und Farben, Rhythmen und Formen, ihre Verbindungen und Mischungen und Kontraste bieten sich bezüglich ihrer ästhetischen Wirkung der planmäßigen Untersuchung in den mannigfaltigsten Weisen dar, sondern in den verschiedensten Richtungen kann die experimentelle Ästhetik darüber hinausgehen. Sie kann die kompliziertesten Formprobleme studieren, wie etwa die, inneres Gleichgewicht bedingenden, Faktoren der bildlichen Komposition, oder den Einfluß des Rythmus auf den Reim und ähnliches, oder sie kann die wirklichen Kunstwerke experimentell variieren, den Rhythmus ändern, die Farben und Formen künstlich variieren, Worte ersetzen und zahlloses mehr, oder sie kann schließlich den Mechanismus der Schönheitswirkung selbst, also den eigentümlichen Hemmungsvorgang in seinem Verhältnis zu den verwandten Prozessen der Aufmerksamkeit, der Suggestion und ähnliches durch psychologische Experimente mit besonderer Rücksicht auf physiologische Vorgänge studieren. Auf jedem Wege erreicht sie die ganze Fülle des Kunstwerkes, soweit sie in der psychologisierten Welt überhaupt erhalten bleiben kann, und wenn das Experiment doch immer mit Vorliebe bei den schematisierten Bedingungen ausharrt, so geschieht es nicht etwa, weil die experimentalpsychologische Behandlung der Kunst auf das Studium der elementaren Sinneswirkungen angewiesen wäre oder das kompliziertere Kunstwerk wenigstens ihrer Methode prinzipiell unzugänglich bliebe; nein, es geschieht, weil sie nur psychologische Fragen zu beantworten hat und deshalb die Erklärung aus den psychologischen Elementen zu erfolgen hat. Die atomisierende Betrachtung muß methodologisch das schematisierte Experiment für die Erklärung der Kunstwirkung ebenso bevorzugen, wie sie es im physikalischen Laboratorium für die Erklärung der Naturvorgänge verlangt, ohne dort damit zu sagen, daß das physikalische Experiment zu elementar sei, um die gewaltigen Erscheinungen des Naturlaufes

erklären zu können. Der Elementarcharakter stammt aus der kausalen Fragestellung; prinzipiell ist kein einziges Problem der normativen Ästhetik, auch das höchste und idealste nicht, der empirisch psychologischen, vielleicht selbst der experimentell psychologischen Behandlungsweise entzogen. Von einer Teilung der Aufgaben in dem Sinne, daß etwa die ethnologisch-sozialpsychologische Untersuchung sich mit den einfachen, die kritisch-historische mit den verwickelteren Problemen der historischen Ästhetik befaßt und daß etwa ebenso die experimental-psychologische Arbeit auf die elementaren, die teleologische Betrachtung auf die höheren Aufgaben der normativen Ästhetik zu beschränken sei, von alledem kann also garnicht die Rede sein. Die Psychologie kann jede einzige ästhetische Aufgabe, sobald sie ins Objektivierte übertragen ist, mit ihren eigenen Mitteln dem Prinzip nach vollständig lösen und kann damit doch niemals die subjektivierende Ästhetik ersetzen; sie kann ihr, streng genommen, nicht einmal vorarbeiten und noch weniger ist ein Konflikt beider denkbar. Beide sind koordinierte wichtige Untersuchungen und der Glaube, daß der Fortschritt der einen nur auf Kosten der anderen erfolgen könne, speziell der Schein, als wenn die sozialpsychologische und experimental-psychologische Ästhetik im Begriff stände, die historische und normative Ästhetik zu verdrängen, rührt lediglich von der Unklarheit über die Prinzipien der Psychologie her.

3. Psychologie und Logik.

Die Welt der logischen Akte können wir von einem Punkte aus überblicken: es handelt sich um die überindividuelle Bejahung von Zusammenhängen. Ein Vereinzeltes, wir mögen es objektivistisch oder subjektivistisch denken, hat an sich keinen Wahrheitswert, nur der Zusammenhang kann logischen Wert beanspruchen. Die Logik, in ihrem weitesten erkenntnistheoretischen Sinne verstanden, wird so zur allgemeinen Wissenschaft von einer besonderen Stellungnahme des Subjektes zur Welt, von einer besonderen Auffassung der Wirklichkeit, von einer Umformung der Realität im Dienste der Aufgabe, überindividuell wertvolle Zusammenhänge herzustellen und festzuhalten. Wir beobachteten das ethische Bemühen, die Welt umzugestalten, und das ästhetische Bemühen, die Welt im Einzelnen aufzufassen; wir werden später das religiöse Bemühen erörtern, die Welt zu ergänzen, und stehen nun vor dem logischen Bemühen, die Welt als

Zusammenhang zu denken: eine andere Stellungnahme ist von vornherein unmöglich. Wie jede einzige dieser vier Positionen, so kann auch die Bewertung von Zusammenhängen wieder persönlich oder überpersönlich sein; sie bleibt ohne Wahrheitswert, wenn sie nur auf individuellen Ansichten und Eindrücken, Hoffnungen und Befürchtungen beruht, genau so, wie der sinnliche Kitzel der Körperorgane keinen Schönheitswert besitzt. Unsere Frage muß nun sein: inwiefern kommen für die Logik einerseits diese Urteilsakte der Bejahung und Verneinung, andererseits diese im Zusammenhang gedachten Objekte als psychologische Thatsachen in Betracht, und inwiefern kann die Psychologie aus sich heraus dieses logische Verhalten begreiflich machen?

Wir behaupteten, daß das eigentliche Wesen der Wahrheit in dem Anerkennen eines Zusammenhanges bestände. Wir könnten in diesem Sinne, so wie wir Naturschönheit und Kunstschönheit auseinanderhalten, gewissermaßen auch Naturwahrheit und Begriffswahrheit trennen. Der Bewertung natürlicher Zusammenhänge könnte freilich der Wahrheitscharakter bestritten werden, da sie in gewissem Sinne nicht überindividuell sein könne. Sofern nämlich das Objekt in seinen vom individuellen Subjekt abhängigen Raum- und Zeitwerten aufgefaßt wird, kann es nicht Gegenstand überindividueller Stellungnahme sein, und völlige Loslösung von denselben würde schon begriffliche Abstraktion sein. Da nun aber auch hier zahlreiche Übergangsstufen von der Wirklichkeit zur völligen Abstraktion hinüberführen, so läßt sich nicht bestreiten, daß in unser mit überindividuellem Anspruch auftretendes Denken sich häufig natürliche Wahrheitswerte mischen, die nur leichte Wandlungen zum Begrifflichen hin erlitten haben und doch den objektiven Erkenntniswert nicht beeinträchtigen. Sie können freilich nicht selbst Mitteilungsinhalt werden, aber Sprecher wie Hörer vertiefen durch sie die Wahrheit und ergänzen so die diskursive durch intuitive Erkenntnis.

Dieser Gegensatz hat aber nicht das geringste mit dem Verhältnis von logischen und psychologischen Thatsachen zu thun. Die intuitive Erkenntnis ist nicht mehr und nicht weniger psychologischer Prozeß als die begriffliche, und sofern wir sie als bewertenden Subjektakt denken, hat auch sie zunächst mit der Psychologie nichts zu thun. Es liegt ja nahe, den Streit zwischen Psychologie und Logik so zu schlichten, daß der letzteren die begriffliche Erkenntnis überlassen bleibt, alle intuitive Auffassung aber so gedeutet wird, daß sie „nur“ auf Wahrnehmungen, Assimilationen, Assoziationen und

Hemmungen, kurz auf psychologischen Vorgängen beruhe. Thatsächlich bezieht sich unsere Erkenntnis aber stets auf die wirklichen oder begrifflich bearbeiteten Dinge selbst, die in dem Akte niemals als Bewußtseinsinhalt in Frage kommen. Wenn wir annehmen, daß ein gegenwärtiges Ding mit einem vergangenen Dinge zusammenhängt, so ist das Vergangene für unseren Erkenntnisakt nicht eine Association in unserem Bewußtsein, sondern das wirkliche mit Vergangenheitswert uns gegebene Objekt, und die Merkmale des Objektes, deren Wirklichkeit wir gesondert auffassen, um sie als verknüpft anzuerkennen, sind selbst wirkliche Objekte und nicht Sinnesempfindungen. Gewiß können wir die Thatsachen der intuitiven Auffassung etwas leichter und bequemer in die Sprache der physiologischen Psychologie übertragen als die Vorgänge der begrifflichen Erkenntnis, aber die Schwierigkeit der Aufgabe kann keine prinzipielle Bedeutung haben; beide stehen der Psychologie gleich nahe und zunächst gleich fern.

Die Einteilung derjenigen Zusammenhänge, deren Bewertung nun wirkliche Erkenntnis im engeren Sinne des Wortes ausmacht, muß sich für unsere Zwecke natürlich auch unseren allgemeinen Grundbegriffen anpassen. Eine Sonderung in Real- und Beziehungsurteile oder ähnliche neuere Versuche, Ordnung zu schaffen, können uns dabei nicht genügen, weil sie immer noch mehr oder weniger von der Vorstellung beherrscht werden, daß die reale Welt, auf die sich die Urteilselemente beziehen, die physische Welt sei und daß die Begriffe, deren logische Beziehungen in Frage stehen, psychologische Bewußtseinsinhalte sind. Es genügt nicht, einzusehen, daß logische Beziehungen keine psychologischen Abhängigkeiten sind, es muß auch eingesehen werden, daß logische Beziehungen nur zwischen Objekten bestehen können, die selbst nicht psychologisch sind. Die Logik steht in allen diesen Fragen unter der Herrschaft der Introjektionslehre.

Gehen wir wieder von der Welt der wirklichen Objekte aus, denen die wirklichen wollenden Subjekte gegenüberstehen, so haben wir durchaus keine Veranlassung, bei der Durchmusterung unserer Urteile dieses System, in dem es noch keine physischen und keine psychischen Vorgänge giebt, auch nur irgendwo zu überschreiten. Objekte, die nur in ihrer Beziehung zum Willen wirklich sind, verändern diese Seinsart auch dann nicht, wenn durch die Stellungnahme des Willens von dem einen oder dem anderen ihrer Merkmale abgesehen wird; das Objekt, das durch Abstraktion umgestaltet wird, ist nicht mehr das ursprüngliche Objekt, aber es wird durch

diese subjektive Bearbeitung nicht plötzlich in das Subjekt selbst hineinverlegt. Das Objekt, von dessen Raum- und Zeitwerten beispielsweise abstrahiert wird, sodaß ein Hier und Jetzt keinen Sinn mehr hat und jedes andere Objekt mit gleichen sonstigen Merkmalen ihm substituiert werden könnte, hat dadurch seinen Objektinhalt verändert, aber es hat sich nicht plötzlich in ein psychologisches Objekt verwandelt; war es vorher ungespalten, weder Materie noch Vorstellung, sondern nur bewertetes Ding, so ist das neu entstandene allgemeine Ding, das nicht hier und nicht jetzt gilt, deshalb von keiner anderen Wirklichkeitsart. Es ist vom Subjekt beeinflußt, aber dadurch allein kann es unmöglich zum psychologischen Bewußtseinsinhalt werden, da uns das eine sicher feststand, daß der Gegensatz von Objekt und Subjekt nichts mit dem Gegensatz von physisch und psychisch zu thun hat. Alles das gilt notwendig und ausnahmslos von jedem Begriff, der in ein Urteil eingehen kann; er ist im Urteil weder ein physikalisches noch ein psychologisches Objekt, so wenig wie im wirklichen Leben die wahrgenommenen Dinge Vorstellungen in uns sind. Natürlich können wir Begriffe von physikalischen und psychologischen Objekten haben, aber der Begriff von einem physischen Objekt ist nicht identisch mit dem begrifflich gedachten Objekte selbst. Der Begriff steht noch völlig in dem ursprünglichen Verhältnis zum bewertenden Subjekt, wenn das durch ihn gedachte Objekt auch, der Forderung zufolge, von jedem stellungnehmenden Subjekt unabhängig ist.

In diesem allumfassenden System subjektiver Bewertungsakte und bewerteter subjektiv umgearbeiteter Objekte lassen sich drei große Gruppen beurteilbarer Zusammenhänge theoretisch scheiden; praktisch durchdringen sie sich. Sie durch Benennungen klar voneinander abzugrenzen, ist schwierig; vorübergehend mögen sie als Urteile der Erfahrung, der Forderung und der Anerkennung bezeichnet werden. In den Urteilen der Erfahrung handelt es sich um den Zusammenhang von Objekten, die Urteile der Forderung beruhen auf dem Zusammenhang von Subjektakten und in den Urteilen der Anerkennung ist schließlich ein eigentümlicher Zusammenhang von Objekten und Subjektakten in Frage. Dabei kann aber das Erfahrungsurteil sich mit Forderungsurteilen logisch verbinden und Anerkennungsurteile logisch einschließen, kurz die verschiedensten Urteilsverdichtungen sind im sprachlich einfachen Urteilssatz möglich. Die Erfahrungsurteile können beschreibende oder erklärende sein; die Beschreibung hat es dabei mit räumlichen oder zeitlichen

oder attributiven Zusammenhängen der begrifflich bearbeiteten Objekte zu thun, während die erklärenden Erfahrungsurteile den Kausalzusammenhang der Objekte herausarbeiten. Die in Bezug auf ihren Zusammenhang in Frage kommenden Subjektakte führen zu den Forderungsurteilen, die speziell für die logischen Akte in interpretierende und folgernde geschieden werden können. Wir haben da nämlich entweder die Akte, durch welche das Subjekt abstrahierend oder konstruierend Objekte im Begriff umschafft oder jene, durch die es Objektverbindungen im bejahenden oder verneinenden Urteil bewertet. Wird der Zusammenhang solcher begriffsformenden Akte aufgesucht, so haben wir Urteile, welche als Forderungen den logischen Gehalt des Begriffs entwickeln, wie es etwa die mathematischen Urteile wollen. Daß solche interpretierenden Forderungsurteile den beschreibenden Erfahrungsurteilen nahe verwandt sind, ist selbstverständlich, da derselbe Begriff Ausgangspunkt für beide sein kann, nur einmal als das subjektiv bearbeitete reale Objekt, das andere Mal als Ergebnis des subjektiven Bearbeitungsaktes, und doch ist die Natur der Zusammenhänge in beiden Fällen so ganz verschieden, weil eben dort der Zusammenhang von Objekten, hier von Akten, das Urteil bestimmt. Der Zusammenhang der Urteilsakte selbst ist dagegen im folgernden Forderungsurteil gegeben, das den Zusammenhang des im Schluß auftretenden Aktes mit dem in den Prämissen gesetzten komplexen Beurteilungsakte festhält. Die Anerkennungsurteile schließlich bestehen erstens darin, daß wir den Subjektakt, der einem Objekt zukommt, auf ein Objekt anderer Ordnung übertragen. Wir erhalten damit einen Zusammenhang von Objekten verschiedener Ordnung, welche identische Stellungnahme beanspruchen. So entstehen die Existentialurteile, bei denen das durch allgemeine Begriffe bestimmte Objekt als Vertreter eines durch Raum- und Zeitwerte bestimmten Objekts anerkannt wird. Aber prinzipiell das Gleiche liegt vor, wenn ich umgekehrt das wahrgenommene Objekt in das System der begrifflichen Objekte einordne oder wenn ich die wirklichen Objekte auf begrifflich gedachte metaphysische Objekte beziehe. Und zweitens können wir einen Akt, den wir erleben, als einem anderen Subjekt zugehörig anerkennen und so jenen Zusammenhang herstellen, der allem Verstehen und Verkehren zu Grunde liegt.

Die Gesamtheit dieser Erfahrungs-, Forderungs- und Anerkennungsurteile stellt die ganze Fülle möglicher menschlicher Erkenntnis dar. Nun kommt die Bewertung der einzelnen Zusammen-

hänge, das Fällen der Urteile, offenbar den einzelnen Wissenschaften, nicht der Wissenschaftslehre, zu; Aufgabe der Logik ist es somit nur, das Urteilen selbst wieder in Zusammenhang zu bringen, die allgemeinen Bedingungen darzulegen, unter denen wir die Bejahung vollziehen oder nicht vollziehen sollen. Da auch hier das Sollen nur ein überindividuelles Wollen bedeuten kann, so hat mithin die Logik zu untersuchen, wann unser Bejahungsakt gegenüber solchen möglichen Zusammenhängen überindividuell sein will. Es ist klar, daß eine solche Untersuchung lediglich teleologisch vorgehen kann und daß keine psychologische Thatsache in ihrem Gesichtskreis liegt; die Urteilsverpflichtung wie der Urteilsinhalt liegen in der Welt der Werte. Die gesamte Entwickelung der logischen Probleme bestimmt sich durch das Ziel, die Welt als Einheit, als Zusammenhang, zu denken; es wäre somit zunächst ein Zirkel, Förderung für diese logischen Aufgaben darin zu suchen, daß diese Akte, die Zusammenhang erst schaffen, nun selbst aus dem von ihnen durch Umarbeitung geschaffenen psychologischen Zusammenhang abgeleitet werden. Es wäre aber außerdem gar keine Antwort auf die gestellte Frage, da die logische Leistung aus ihrer Zielgemäßheit verstanden, nicht aus ihren Ursachen erklärt werden soll.

Der Zusammenhang, den die Logik für sich selbst als Wissenschaft herstellt, ist die Zusammenfassung des zerstreuten unendlich mannigfaltigen Materials logischer Akte unter einfachen einheitlichen allgemeinen Grundwillensakten. Die Logik findet ja wie jede Wissenschaft ihre Gegenstände in den unerschöpflichen Einzelheiten; zahllose Bejahungen denkbarer Zusammenhänge sind mit verpflichtender Kraft in uns wirksam, und aus der Wirrnis dieser Willensakte hebt nun die Logik — methodologisch den Weg jeder einzigen Wissenschaft wandernd — das Allgemeine heraus, um Zusammenhänge zu schaffen. Aber dadurch wird das Logische eben nur im Zusammenhange erfaßt, nicht, wie die Psychologie will, aus einem vorangehenden Zusammenhang abgeleitet; und vor allem, während der psychologische Zusammenhang seinem Inhalt nach mit den logischen Akten unvergleichbar bleibt, sind die zusammenfassenden Allgemeinheiten der Logik von gleicher Art wie die Einzelakte, welche durch sie verstanden werden; die Allgemeinheiten sind nicht Naturgesetze, sondern Bewertungsgesetze, wie sie in den logischen Axiomen zum Ausdruck kommen. Der einzelne Beurteilungsakt erscheint dann im Licht der Logik sekundär als ein Produkt der Zusammenwirkung solcher logischen Willensnormen, und was in

untersuchung beantworten ließe. Genau wie in der Ethik kann es nun aber auch in der Ästhetik kein Problem geben, das sich nicht aus der wirklichen subjektivierenden Welt in die künstlich objektivierte Welt hinübernehmen ließe. Aus der Ästhetik wird dann ein Abschnitt der sozialen und der individuellen Psychologie, und keine Antwort ist zulässig, die sich nicht als streng kausale erweisen kann.

Jetzt verwandelt sich die historische Betrachtung der Stilwandlungen in eine sozialpsychologische Untersuchung über die Bedingungen der Kunst und des Kunstgefühls; aus Faktoren, die nicht dem Bewußtsein des Künstlers gegenwärtig sein konnten, wohl aber kausal seine Geistesthätigkeit beeinflussen konnten, wird jetzt die Wandlung des Geschmackes und die Ausprägung von Stilen und Manieren, der Wechsel von Kunsterhebung und Kunstverfall, das Überwiegen der einen oder der anderen Kunst, des einen oder des anderen Stoffkreises, der einen oder der anderen Form als notwendiges Ergebnis abgeleitet und bis in alle Verzweigungen erklärt. Jetzt gewinnt es auch Sinn, nach der Entstehung der Kunst aus Nichtkünstlerischem zu fragen und so die ethnologischen Anfänge der Kunst im Sinne der Sozialpsychologie bloßzulegen. Im Gebiet der reinen Ästhetik kann auch die geschichtliche Betrachtung nie über das als schön Gewollte hinausführen; die behauptete Schönheit kann uns häßlich erscheinen, aber nur das, was als ästhetisch wirksam gewollt war, kann in der teleologischen Betrachtung uns interessieren. Das menschliche oder gar tierische Vorschöne, aus dem sich überhaupt erst Schönheitssinn entwickelte, wird erst durch den Sozialpsychologen mit dem Ästhetischen verknüpft. Hier mag dann die geniale Begabung an die pathologische Abnormität herangerückt werden und rassenbiologische, ökonomische, soziale und technische Verhältnisse aller Art mögen als Hauptfaktoren für die Erklärung der Schönheitsauffassung in Natur und Kunst berücksichtigt werden. Hier gewinnt es nun auch vor allem Sinn, zu fragen, welche psychischen Vorgänge den Künstler antreiben, Schönes zu schaffen und den Genießenden im ästhetischen Banne halten, gleichviel ob wir dabei von Nachahmung oder Einfühlung oder bewußter Selbsttäuschung sprechen, ob wir das Schaffen als Spiel oder als Arbeit auffassen, ob wir es biologisch als überflüssig oder als zweckvoll deuten.

Die psychologisierten Fragen der normativen Ästhetik schließlich beschäftigen den Individualpsychologen. Auch er wird nun durchweg Ästhetisches mit ästhetisch Indifferentem verkoppeln müssen und die Normen werden sich in Beschreibungen gefälliger Reiz-

wirkungen, die überindividuellen Anerkennungen in relativ konstante Funktionen psychophysischer Organismen verwandeln. Das Objekt selbst muß nun in seinen physikalischen Elementen bezüglich seines Inhaltes und seiner Form untersucht werden, und der über das sinnlich Gegebene hinausgehende Ausdruck des Schönen wird nun aus dem Objekt selbst fortgedacht und als Summe von Assoziationen, Handlungsdispositionen und ähnliches in das psychophysische Subjekt verlegt. Hier öffnet sich nun das weite Gebiet der psychologischen Experimentalforschung, dessen Begrenzung für ästhetische Probleme sicher heute noch nicht abzusehen ist. Nicht nur die einzelnen Töne und Farben, Rhythmen und Formen, ihre Verbindungen und Mischungen und Kontraste bieten sich bezüglich ihrer ästhetischen Wirkung der planmäßigen Untersuchung in den mannigfaltigsten Weisen dar, sondern in den verschiedensten Richtungen kann die experimentelle Ästhetik darüber hinausgehen. Sie kann die kompliziertesten Formprobleme studieren, wie etwa die, inneres Gleichgewicht bedingenden, Faktoren der bildlichen Komposition, oder den Einfluß des Rythmus auf den Reim und ähnliches, oder sie kann die wirklichen Kunstwerke experimentell variieren, den Rhythmus ändern, die Farben und Formen künstlich variieren, Worte ersetzen und zahlloses mehr, oder sie kann schließlich den Mechanismus der Schönheitswirkung selbst, also den eigentümlichen Hemmungsvorgang in seinem Verhältnis zu den verwandten Prozessen der Aufmerksamkeit, der Suggestion und ähnliches durch psychologische Experimente mit besonderer Rücksicht auf physiologische Vorgänge studieren. Auf jedem Wege erreicht sie die ganze Fülle des Kunstwerkes, soweit sie in der psychologisierten Welt überhaupt erhalten bleiben kann, und wenn das Experiment doch immer mit Vorliebe bei den schematisierten Bedingungen ausharrt, so geschieht es nicht etwa, weil die experimentalpsychologische Behandlung der Kunst auf das Studium der elementaren Sinneswirkungen angewiesen wäre oder das kompliziertere Kunstwerk wenigstens ihrer Methode prinzipiell unzugänglich bliebe; nein, es geschieht, weil sie nur psychologische Fragen zu beantworten hat und deshalb die Erklärung aus den psychologischen Elementen zu erfolgen hat. Die atomisierende Betrachtung muß methodologisch das schematisierte Experiment für die Erklärung der Kunstwirkung ebenso bevorzugen, wie sie es im physikalischen Laboratorium für die Erklärung der Naturvorgänge verlangt, ohne dort damit zu sagen, daß das physikalische Experiment zu elementar sei, um die gewaltigen Erscheinungen des Naturlaufes

fikation der Kategorien wird von den Grundformen eingeübter Reaktionen ausgehen müssen.

In doppelter Richtung wird sich das Logische bei psychologischer Betrachtung mit Vorlogischem verknüpfen. Einmal werden die Assoziations- und Hemmungsvorgänge, welche die Vorstellungszerlegung und Vorstellungsverbindung im psychologisch aufgefaßten Denkvorgang hervorbringen, nun fast unmerkbar zu psychologisch ähnlichen Prozessen überführen, denen logisch kein entsprechender Wert zukommt. Jeder Schluß ist eine Assoziation, aber nicht jede Assoziation ist ein Schluß; Konstanz der motorischen Einstellung muß als weitere Bedingung hinzutreten. Selbst die einfache Wahrnehmung rückt dadurch so nahe an den Schluß heran, daß sie sich scheinbar auf „unbewußte" Schlüsse stützt, weil das subjektiv einheitliche Auffassen in der objektivierenden Umformung nicht auf Empfindung gegenwärtiger Reize vollständig zurückgeführt werden kann und somit assoziative Elemente als Ergänzung nötig werden. Zweitens aber wird nun psychogenetisch das Logische als biologisches Produkt des Alogischen zu betrachten sein. Hier setzen die interessanten Studien ein, die neuerdings von verschiedenen Seiten den Wert der logischen Funktionen für den Kampf ums Dasein und ums Bessersein erörterten. Die Disposition, diejenigen Vorstellungsverbindungen herzustellen, denen physische Zusammenhänge entsprechen, muß als hervorragend nützliche Eigenschaft des psychophysischen Organismus von der Natur systematisch gezüchtet sein, da der geringste Zuwachs in der Fähigkeit der passenden Hervorrufung oder passenden Hemmung von bedeutendem Wert für die Auslese sein muß. Diesem Rassenausleseprozeß der logischen Gehirne entspricht dann aber schließlich noch ein ontogenetischer Kampf ums Dasein zwischen den einzelnen im Bewußtsein auftretenden Verbindungen und auch da muß als zweckmäßig das Richtige überleben.

Die Logik hat kein Recht, solche psychologischen Konstruktionen zu verachten, da sie vollkommen konsequente Antworten auf berechtigte Fragen sind, auf Fragen, die freilich im Gebiete der wirklichen Logik garnicht entstehen könnten. Vor allem aber darf die Logik ihre Herabwürdigung der psychologischen Denkerklärung nicht darauf stützen, daß logische Elemente schon in jede, selbst die einfachste psychologische Konstatierung eingehen. Das ist kein Widerspruch. Es gilt in der Psychologie, die Erscheinungen so darzustellen, wie sie als unabhängig vom Subjekt bestehend gedacht werden; das schließt nicht aus, daß dieses Denken selbst vom Subjekt und seinen

teleologischen Beziehungen abhängig ist. Auch die Natur wird in der Naturwissenschaft als vom wollenden Subjekt unabhängig behandelt, obgleich die Behandlung selbst natürlich Akt des wollenden Subjektes ist. Ein vom Subjekt unabhängiges Denken der Natur ist unmöglich, aber das Objekt dieses Denkens ist die vom Subjekt unabhängig vorgestellte Natur. In gleicher Weise sind die logischen Faktoren des Unterscheidens, Gleichfindens, Verbindens, Trennens, Bestimmens auch in jeder Feststellung psychologischer Erscheinungen schon enthalten, so daß das teleologische Verhalten des Subjektes entscheidend für die scheinbare Beschaffenheit des Erscheinenden ist, und doch ist dieses Erscheinende selbst deshalb keine Synthese von Subjekt und Objekt, sondern schlechthin nur Objekt. Die Psychologie ist wie jedes Wissen teleologisch-subjektiv, das Objekt der Psychologie aber objektiv, der logische Prozeß als psychologischer Inhalt hat somit die Gesamtheit seiner Existenzbedingungen in der vom Subjekt unabhängigen Welt und die phänomenologische Betrachtung kann somit durchaus konsequent bleiben, wie wenig sie auch berufen sein mag, die teleologische zu ersetzen.

Am klarsten tritt der Gegensatz zwischen logischer und psychologischer Betrachtung beim eigentlichen Erkenntnisproblem hervor. Für das bewertende Subjekt bedeuten die subjektiv bearbeiteten Objekte ein Wissen, das sich in Anerkennungsurteilen ausspricht, und die Summe dieser Existentialurteile trägt unsere ganze Erkenntnis. Für das psychologische Subjekt hat die Vorstellung keine Bedeutung, sie meint nichts außer sich selbst, und unter keinem Gesichtspunkt ist der psychologische Bewußtseinsinhalt als solcher Erkenntnis. Das logische Anerkennungsurteil bewertet den Zusammenhang teils zwischen dem begrifflichen Objekt und dem Objekt möglicher Wahrnehmung, teils zwischen dem individuellen und dem überindividuellen Objekt; das eine bedeutet das andere, durch das eine wissen wir vom anderen und in dieser Beziehung und Behauptung ruht der Sinn unseres Denkens. Das psychologische Subjekt bezieht und behauptet gar nichts; der Psychologe mag im Dienst der Beschreibung und Erklärung des Psychischen das psychologische Phänomen mit dem physischen Phänomen, vielleicht mit dem außerkörperlichen Ding oder mit der Erregung im Sinnesorgan oder im Gehirn verknüpfen, aber das Bewußtseinssubjekt treibt nicht Psychologie. Das psychologische Subjekt hat die Vorstellungen als Inhalt, von dem es Bewußtsein, aber nicht Wissen hat, da es lediglich Voraussetzung ihrer Existenz ist, nicht aber zu ihnen Stellung

nehmen kann; erst durch solche bewertende Stellungnahme aber könnten sie als Vertreter einer anderen Wirklichkeit, und somit als Glieder eines Urteils, als Mittel einer Erkenntnis aufgefaßt werden. Das psychologische Haben der Vorstellungen ist daher auch nicht verschieden von dem Haben der unterscheidbaren Vorstellungselemente, während das logische Wissen, das sich auf das Objekt als Ganzes bezieht, in keiner Weise auf die Produkte psychologischer Analyse übertragen werden kann.

Psychologisch bedeutet das Wissen, das sich auf die Vorstellung stützt, somit zunächst nur gewisse Einflüsse der Vorstellung auf den übrigen Bewußtseinsinhalt; Associationen und Hemmungen treten ein, Symbole und Zeichen, Worte und Schriftbilder bedeuten uns mehr als sie sind, weil sie anderes miterwecken, aber das andere liegt alles noch in der Ebene des Bewußtseinsinhaltes, es führt nicht in die neue Dimension einer transpsychologischen Wirklichkeit. Die Bedeutung der Vorstellung ist psychologisch eine Wirkung, welche ihrer Natur nach den Beziehungen der Vorstellung zu vorangehenden Bewußtseinsinhalten koordiniert ist. Der Erkenntniswert des Anerkennungsurteiles wird im System der seienden Objekte aber noch in anderer Weise Vertretung finden; der psychologischen Vorstellung steht kein aktuelles beziehendes Subjekt gegenüber, wohl aber gehört sie zum psychophysischen Subjekt, in welchem sie psychophysische Reaktionen auslöst, und diese Reaktionen beziehen sich in ihrem physischen Teil auf die physische Außenwelt. Insofern jede Vorstellung so Handlungen mit sich bringt, welche auf einen jenseits des Bewußtseins liegenden Objektkreis gerichtet sind, gewinnt selbst der objektive Wahrheitswert der Vorstellung eine gewisse Beschreibbarkeit; die Vorstellung selbst bleibt aber auch dann nur ein Objekt und wird nicht zum Instrument der Erkenntnis für das psychologische Subjekt, gleichviel welche Associationen und Reaktionen sie anregt.

Alle die üblichen erkenntnistheoretischen Versuche, das „Wissen“ der Vorstellung dadurch zu erklären, daß die psychologische Vorstellung und das physikalische Ding im Grunde eines und dasselbe sind, beruhen daher von vornherein auf falscher Voraussetzung; sie wollen etwas erklären, was garnicht vorhanden ist. Das individuelle und das überindividuelle Objekt des bewertenden Subjektes sind ursprünglich dasselbe, das psychologische und das physikalische Objekt schließen einander prinzipiell aus, und das eine weiß so wenig vom anderen, daß die Vorstellung vielmehr vollkommen unbeeinflußt von

der Existenz des physischen Objektes ist; die Wahrnehmungsvorstellung und die Hallucination unterscheiden sich in keiner Weise.

Das Gleiche gilt natürlich dann von dem Bemühen, die Realität der physischen Außenwelt dadurch zu beweisen, daß sie als Erklärungshilfsmittel für die psychologische Innenwelt gefordert wird. Das ontologische Problem der Außenwelt bezieht sich nicht auf die außerpsychologische Welt; die physikalischen Objekte sind uns in keiner Weise weniger unmittelbar gegeben als die psychologischen, sie sind beide gleichmäßig unwirklich und gleichmäßig von den wirklichen Objekten des bewertenden Subjektes abgeleitet. Aus psychologischen Thatsachen läßt sich niemals Wirklichkeit erweisen und selbst das cogito ergo sum führt zu keiner ontologischen Position, wenn das Denken als Vorgang im psychologischen Bewußtsein und nicht als Stellungnahme des bewertenden Bewußtseins verstanden wird.

So wie dem psychologischen Bewußtsein kein Wissen, der Vorstellung kein Sinn und keine Bedeutung zukommt, so steckt nun auch in den psychologischen Substituten der aprioristischen Formen und der logischen Axiome keinerlei erkenntnistheoretisches Problem. Die im Urteilsinhalt verbundenen Vorstellungen treten mit psychologischer Notwendigkeit zusammen auf, sowie jede Kombination von Bewußtseinsinhalten unter den vorhandenen Bedingungen notwendig gerade die gegebene sein muß; das mitgedachte Notwendigkeitsgefühl dagegen ist selbst auch nur solch ein Inhalt, der hinzutritt, ohne über sich selbst logisch hinauszuführen. Psychophysisch führt er über sich hinaus, insofern er psychomotorische Reaktionen auslöst, durch welche andere Vorstellungsverbindungen psychologisch gehemmt werden und das Handeln in neue Bahnen gelenkt wird, aber die Verbindung selbst gewinnt dadurch keine logische Notwendigkeit. Die Verbindung der Vorstellungen, denen sich ein Notwendigkeitsgefühl anschließt, mag eine andere Wirkung auf den Verlauf der Erscheinungen haben als die Verbindung ohne solches Begleitgefühl; aber die Verbindung selbst kann dadurch nicht notwendig werden, weil das Bewußtsein, das die Verbindung erfährt, kein stellungnehmendes Subjekt ist. Erst wenn die Teile des Urteiles Objekte für den erklärenden und somit bewertenden Psychologen werden, kann auf Grund seiner Stellungnahme die Verbindung als eine notwendige, und zwar jetzt als eine psychologisch notwendige, aufgefaßt werden.

Aber selbst wenn die Erkenntnisfunktionen auf die Identitätssetzung beschränkt werden, dürfen wir nichts derartiges für das

psychologische Subjekt beanspruchen. Identitätssetzung als stellungnehmender Akt des ursprünglichen Subjektes bedingt die Auffassung der wirklichen Welt; es ist ja nur ein anderer Ausdruck für die wechselseitige teleologische Bindung unserer bewertenden Subjektakte. Im psychologischen System dagegen giebt es wohl gleiche Vorstellungen und verschiedene Vorstellungen, aber diese Gleichheit und Verschiedenheit tritt wieder nur für den Psychologen, nicht für das Bewußtseinssubjekt hervor. Beim Auftreten der zweiten Vorstellung mag im Bewußtsein etwa durch die Wiederholung der identischen Reaktionen oder durch Assoziationen ein begleitender Inhalt auftreten, welcher nur dann möglich ist, wenn die Vorstellung der ersten thatsächlich gleich ist, so daß das Gleichsein selbst psychologisch vertreten ist, aber das bloße Sein der gleichen Vorstellungen kann noch kein Identifizieren einschließen, wenn das Subjekt, das die Vorstellungen hat, lediglich die Existenzbedingung der Inhalte bedeutet und nicht Stellung nimmt. Andererseits ist dieser hinzukommende Inhalt, welcher von der Gleichheit oder Verschiedenheit der vorhandenen Inhalte abhängt, in keiner Weise nötig, damit die Inhalte sich wirklich in gleicher oder verschiedener Weise dem Bewußtseinssubjekt darbieten; gleich oder verschieden sind sie von vornherein, nur wird ihr Verhältnis nicht gesondert aufgefaßt. Die Behauptung, daß ohne Bewußtsein der Verschiedenheit kein Bewußtsein denkbar ist, kann sich somit auch nur auf das bewertende Bewußtsein beziehen; im psychologischen System dagegen mögen wir als Bedingung für die Möglichkeit einer Sonderung von Bewußtsein und Inhalt anerkennen, daß dem Bewußtsein Verschiedenes gegeben sein muß, aber nicht, daß es von der Vorstellung der Verschiedenheit begleitet sein muß, und die Annahme, daß das psychologische Subjekt selbst Identität und Unterschied setzt, ist schlechthin unhaltbar.

Jeder Versuch, die erkenntnistheoretischen Probleme dadurch beiseite zu schieben, daß unsere Erkenntnisbedingungen einfach als letzte psychologische Thatsachen beschrieben werden, ist somit prinzipiell unmöglich, da kein psychologisches Geschehen überhaupt je Erkenntnis erzeugt. Die letzten logischen Thätigkeiten haben, als psychologische Vorgänge gedacht, nur den Wert eines Erklärungshilfsmittels für den Psychologen, und die Untersuchung über ihre Bedeutung kann nur die über ihre Wirkung sein. Die letzten unmittelbaren Erkenntnisse sind nicht vorzufinden, sondern nur anzuerkennen; sie sind Forderungen in der Welt der Werte, nicht

Verhaltungsweisen in der Welt der psychologischen Objekte. Man hat wohl behauptet: „Es kann nicht etwas erkenntnistheoretisch wahr und psychologisch falsch sein“, und daraus eine alles beherrschende Stellung der Psychologie in der Philosophie ableiten wollen. Dem läßt sich aber nicht nur entgegenhalten, daß auch nichts psychologisch wahr sein kann, was erkenntnistheoretisch falsch ist, sondern vor allem, daß es gar keine Thatsache giebt, über deren Wahrheit Psychologie und Erkenntnistheorie gemeinsam entscheiden können. Die Erkenntnistheorie spricht von den Akten und Objekten des wirklichen Subjektes, die Psychologie von den Objekten des psychologischen Subjektes; eine Übereinstimmung ist da ebenso unmöglich wie ein Konflikt. Es war der gemeinsame Grundfehler der psychologischen Systeme verschiedenster Richtung, daß die elementaren oder komplexen psychologischen Thatsachen zugleich ontologische Realitäten sein sollten; das gilt für das vorige Jahrhundert wie für das unsrige und das gilt auch heute noch für die Associationisten wie für die Apperceptionisten. Mit diesem metaphysischen Vorurteil muß die Erkenntnistheorie aufräumen, nicht nur im Interesse der Philosophie, sondern auch im richtig verstandenen Interesse der Psychologie. Es klingt ja überzeugend, wenn uns als logisch notwendige Einsicht immer wieder vorgehalten wird, daß das Verhältnis der physikalischen und psychologischen Erscheinungen nur entweder im Sinne des materialistischen Monismus oder des idealistischen Monismus oder des realistischen Dualismus gedacht werden kann. Im ersten Fall ist die Materie real und das Psychische nur ihre Erscheinung, im zweiten Fall ist die Vorstellung real und die Materie nur ein Hilfsbegriff, im dritten Fall sind beide Reihen gleichmäßig als absolute Realitäten anerkannt. Wir aber müssen durchaus die vierte Möglichkeit festhalten, daß alles Psychische und alles Physische gleichermaßen nicht real sei, daß beide Reihen gleichermaßen nur notwendige Konstruktionen und Hilfsbegriffe sind, während alle Realität im Willen und in den Werten liegt, die als solche nur gelten und nicht sind und somit weder physisches noch psychisches Objekt sein können.

4. Psychologie und Religion.

Dieselben Verhältnisse kehren notwendig auf dem Gebiet des Religiösen wieder. Auch hier steht die normative Betrachtung der historischen gegenüber, auch hier beziehen sich beide auf die

subjektivierende Welt der Willensbeziehungen und auch hier lassen sich beide mit der vollen Mannigfaltigkeit der Fragestellungen ins Sozial- und Individualpsychologische übertragen. Das Religiöse mit allen seinen Ausstrahlungen läßt sich von einem Punkte aus übersehen: Religion ist Ergänzung zum Erfahrbaren. Nicht das wirklich Erfahrene nur wird ergänzt; das kommt schon der Wissenschaft zu und der Glaube will mehr als die Lücken der Wissenschaft ausfüllen. Solche Lücken können nur durch prinzipiell Erfahrbares gefüllt werden, während der Glaube nicht nur mit transscendenten, sondern auch mit immanenten Gottesbegriffen alles Gegebene grundsätzlich überschreitet. Der gegebene Weltlauf und die gegebene persönliche Kraft reichen nicht aus, uns die Totalität des Ideals erleben zu lassen; das bewertende Subjekt ergänzt den Weltlauf vermöge der Offenbarung, die eigene Kraft vermöge des Gebetes, und wie jede einzige Religion Offenbarung und Gebet voraussetzt, entwickelt jede ein Glaubens- und ein Kultussystem. Die bewerteten Ergänzungen stimmen nur darin überein, daß sie vom Gegebenen ausgehen müssen, aber das Gegebene selbst lernten wir als unsere eigene Subjektthätigkeit, als anerkannte fremde Subjektakte und als Objekte kennen. Vom Objekt gehen die Vorstellungen über das Jenseits aus, über Vorsehung und Unendlichkeit und jede Außerweltlichkeit, welche die Absolutheit des Irdischen verneint; zum eigenen Subjekt tritt ergänzend der Gedanke der Unsterblichkeit, der himmlischen Güter, Nirwanas und ähnlicher Glaubenswerte. Zur Wechselwirkung der Subjekte kommen ergänzend Persönlichkeiten, die allen erfahrbaren Wesen ungleich sind, sündlos und weltlich uninteressiert. Wird aber die Gesamtheit der möglichen Persönlichkeiten und somit der überindividuelle Wille ergänzt, so gewinnen wir die Gottheit, die als außerhalb der Subjekte stehender Wille auf den überindividuellen Willen einwirkt und somit Normen setzt.

Dringt das Subjekt aus schlechthin individuellem Begehren zu solchen ergänzten Werten vor, so steht es auf jener Vorstufe zur Religion, die sich zu wahrer Religion verhält wie das Angenehme zum Schönen und wie das Nützliche zum Guten. Der Positivismus mag zögern, diese Vorstufen zu verlassen; die Kunst ist dann wie alles Angenehme nur zum Genießen da, die Sittlichkeit nur zum Verpflichten, die Wahrheit nur zum Beherrschen, die Religion nur zum Hoffen. Aber der überindividuelle Wille drängt darüber hinaus; wir können die gegebene Wirklichkeit der Subjekte und Objekte

nicht als absoluten Abschluß wollen; mit jener inneren Notwendigkeit, welche die teleologische Gültigkeit der Ergänzung verbürgt, strebt der Wille über das ziellose Objekt und die in sich widerspruchsvollen Subjektbeziehungen hinaus. Gleichviel ob das überindividuelle Subjekt in seiner logischen oder in seiner ethischen oder in seiner ästhetischen Funktion am Diesseitigen unbefriedigt bleibt oder ob es in besonderer Bewertungsfunktion unmittelbar das Jenseitige bejaht, gleichviel ob es dabei historischer Offenbarung oder rationalistischer Konstruktion oder mystischem Drange folgt, stets ist die Gültigkeit der Glaubenswerte in einem Sinne gemeint, die nichts mit hypothetischem Wissen oder mit persönlichen Ansichten und Wünschen gemein hat. Unsere religiösen Forderungen und Handlungen umfassen ein Wertsystem, dessen normativer Charakter der absoluten Gültigkeit logischer oder ethischer Normen nicht nachsteht.

Und doch können wir uns auf dem Religionsgebiet noch weniger als auf anderen Kulturgebieten über unsere historische Abhängigkeit täuschen. Wir wollen religionsphilosophisch denken und denken theologisch; wir wollen unsern Glauben nicht zur persönlichen Liebhaberei erniedrigen und erkennen es deshalb unwillkürlich als überindividuellen Willensakt an, wenn wir die Jenseitsbewertungen fremder individueller Subjekte mitwollen. Verarbeiten wir das System unserer religiösen Wollungen unter diesem Gesichtspunkt, so ist nun nicht mehr die Wahrheit der Religion in Frage, sondern der Sinn unserer religiösen Auffassung. Welchen Ergänzungswerten fremder Subjekte stimmen wir dabei zu? Wie weit verhielten sich diese wiederum mitwollend oder ablehnend zu anderen Subjekten? Wenn wir so, ohne die Welt der freien Wollungen und Bewertungen je zu verlassen, nun stetig weiterverfolgen, was alle jene Wollungen beabsichtigten, die auf unser religiöses Willenssystem durch die teleologische Vermittelung anderer Subjekte positiven oder negativen Einfluß ausgeübt, so gewinnen wir neben der normativen eine historische Religionslehre. Sie führt uns zur ganzen Mannigfaltigkeit polytheistischer und monotheistischer Religionsformen, sie führt uns zum religiösen Fanatismus wie zum religiösen Nihilismus, aber, so wie sie durchaus von unseren Wollungen ausgeht, kann sie auch nirgends das System der subjektiven Willensbeziehungen verlassen; in Frage bleiben nur Bewertungen, deren Willenstendenz nachzuwollen, zu verstehen, zu würdigen ist, nicht Erscheinungen, die zu erklären sind. Historische und normative Religionslehre stimmen somit darin überein, daß keine einzige ihrer Fragen durch kausale

Untersuchungen, sei es auf physischem, sei es auf psychologischem Gebiet, beantwortet werden kann.

Jede einzige dieser Fragen läßt sich nun aber wieder ins Psychologische übertragen; die Sozialpsychologie kann die historischen, die Individualpsychologie die normativen Probleme in ihrer objektivierenden Sprache zur Geltung bringen, selbstverständlich mit vollständiger Aufhebung des subjektivierenden Sinnes. Die Religion hat dann aufgehört ein Willensakt zu sein, sie ist ein Phänomen im Einzelbewußtsein, das sich aus indifferenten Elementen zusammensetzt, und ein Phänomen im Völkerbewußtsein, das neben den anderen Funktionen des sozialen Organismus aus seinen Ursachen erklärt werden muß. Die zentrale Bedeutung, die unser religiöses Bewerten für die wirklich historische Auffassung aller Religion hatte, ist jetzt verschwunden, und eine, aus mehr oder weniger willkürlich abgegrenztem völkerpsychologischem Material, durch Abstraktion gewonnene Definition hat für die wissenschaftliche Bearbeitung die Religionen aller Zeiten und Völker zusammenzuhalten. Dabei sehen wir noch ganz ab von einer anderen Psychologisierung, die sich auch nicht selten einstellt, aber unter keinem Gesichtspunkt wissenschaftlich anerkannt werden kann: die objektivierende Auffassung der religiösen Objekte selbst. Wird nicht nur der Prozeß der Religionsbildung, sondern das religiös Ergänzte existierend und nicht bewertet gedacht, so verwandelt sich Gott in einen gigantischen psychophysischen Apparat, himmlische Güter werden zu physikalischen Reizkomplexen, die Unsterblichkeit wird zu einer endlosen Aneinanderreihung psychologischer Prozesse. Alles das aber hebt sich selbst notwendig auf, da es in dieser Gestalt prinzipiell mit den hypothetischen Ergänzungen der physikalischen und psychologischen Wissenschaften zusammenfällt, also Wissen und nicht Glauben, wahre oder falsche Psychophysik, aber nicht Religion ist.

Die psychophysischen Prozesse des religiösen Verhaltens der Menschen bilden dagegen, sobald erst einmal der psychophysische Organismus dem wirklichen Subjekt substituiert ist, ein durchaus zulässiges Gebiet konsequenter Forschung, ein Gebiet, auf dem auch bei der radikalsten Zerstörung normative Forderungen niemals als hemmende Schranke entgegentreten können. Sie bewegen sich, bildlich gesprochen, in verschiedenen Dimensionen; dem sozialpsychologischen Religionsmaterial fehlt durch die Aufhebung der Subjektbeziehung jene Tiefendimension, in der das wirkliche Leben sich bewegt und es wirkt daher notwendig flächenhaft, aber in seiner

Flächenausbreitung ist es unbeschränkt. Hier gilt es nun zunächst, die Keime des Religiösen im Boden der primitivsten Kulturen aufzusuchen und zu verfolgen, wie ihr Wachstum überall von der Gesamtheit der sozialphysiologischen und sozialpsychologischen Bedingungen abhängig war und wie die Entwickelung jedem Druck der äußeren Umstände passiv folgte. Es gilt, die Religion in ihrer Verbindung mit den Anfängen der Wissenschaft im Mythus aufzusuchen und das mythenbildende Bewußtsein selbst mit noch weiter zurückliegenden Prozessen kausal zu verbinden; selbst die Furchtinstinkte der Tiere werden jetzt zu psychologischen Anknüpfungspunkten. Schritt für Schritt muß die Sozialpsychologie verfolgen, wie klimatische und sanitäre, politische und technische Faktoren die religiösen Vorstellungen umgewandelt, wie künstlerische Symbole entstanden und sich überlebten, wie Kultussysteme im sozialbiologischen Kampf ums Dasein Schutz gewährten und erstarkten, oder sich anpaßten oder zu Grunde gingen, wie Wissenssysteme mit dem Glauben wuchsen und ihn stützten oder sich loslösten oder ihn zersprengten und wie alles das psychologisch notwendig erfolgte. Die Psychologie der religiösen Masse und die Psychologie des Priestertums gehören zu den fesselndsten Teilen der Sozialpsychologie; nur soll alles das nicht, wie es immer wieder geschieht, mit der historisch-normativen Religionslehre zusammenfließen.

Die noch reichere Aufgabe aber fällt der Individualpsychologie zu. Schon bei der Darstellung der sozialreligiösen Massenbewegung muß sie gerade an den Hauptpunkten, beim Leben der Religionsstifter und der Heiligen, ergänzend eintreten, und nicht selten muß sie dabei gerade dort, wo für die historisch-religiöse Betrachtung die unerschöpflichen transhistorischen Tiefen des Geschehens liegen, die treibenden psychophysischen Kräfte in nahe Beziehung zu abnormen Vorgängen im Zentralnervensystem bringen; der Vorgang, der hier eine Störung der physiologischen Funktionen bedeutet, mag dort Offenbarung bedeuten, und doch stehen beide Auffassungen gleichberechtigt ohne den geringsten Widerspruch neben einander, da nur die eine von der wirklichen, die andere von der psychophysischen Welt spricht; in der Psychophysik giebt es keine Wunder und in der Welt unserer religiösen Bewertungen giebt es keine Nervensysteme.

Der Individualpsychologie gehören dann aber vor allem die Probleme der objektivierten normativen Religionslehre zu. Wir müssen die psychophysischen Elementarprozesse aufsuchen, die durch

fortgesetzte Assoziations- und Hemmungsprozesse kausal zu dem Vorstellungs- und Gefühlssystem des religiösen Individums führen. Können wir zeigen, daß für diese Elementarprozesse, die selbst noch nicht Religion darstellen, vielleicht aus evolutionsbiologischen Ursachen, jedem menschlichen Organismus die notwendigen molekularen Dispositionen gegeben sind, so verstehen wir in objektivierender Terminologie, warum Religion für den Menschen notwendig ist und wie ihr Auftreten die Illusion des Normativen erzeugen muß. Die Psychologie mag dann streiten, ob Glücksstreben oder Furcht, ob ein mystisches Gefühl der Abhängigkeit oder ein Gefühl sittlicher Gerechtigkeit, ob ein Drang nach ästhetischer Weltharmonie oder ein Gefühl der Unbefriedigung an logisch Unerklärbarem den psychologischen Mechanismus zur Vorstellung vom Jenseits hinleitet oder ob vielleicht nur pädagogische Einübung religiöse Vorstellungen anerzieht. Nur darin sollten alle diese Richtungen übereinstimmen, daß, wenn die Frage nach den Quellen der Religion erst einmal individualpsychologisch gestellt ist, die Psychologie ganz allein die Antwort zu suchen hat und daß kein Zweigproblem dieser Frage dann für die Psychologie prinzipiell unerreichbar ist; eine Hineinmischung ethischer oder teleologischer Erörterungen muß dann die Betrachtung notwendig verwirren.

5. Psychologie und Mystik.

Es ist wie die Probe auf das Exempel, wenn wir von der Religion zur Mystik, vom Glauben zum Aberglauben den Blick wenden. Der Begriff der Mystik hat mehrfache Bedeutung und wenn auch die verschiedenen Verwendungen des Begriffes im letzten Grunde zusammenhängen, so dürfen sie doch keinenfalls miteinander vertauscht werden. Es giebt eine mystische Erkenntnistheorie und Metaphysik, welche im unmittelbaren Gefühl die Grundlage für die Erkenntnis des Wirklichen sucht; nicht davon wollen wir hier sprechen. Ja, wer in positivistischem Vorurteil befangen überall dort schon Mystik wittert, wo den subjektiven Bewertungen ein gewisserer Wirklichkeitsgehalt zugeschrieben wird als den Erkenntnissen der Wissenschaft, der wird nicht unschwer auch zwischen den Zeilen dieses Buches Mystik heraus lesen. Die Mystik, von der wir sprechen wollen, hat keinen philosophischen Ehrgeiz; es handelt sich um die Lehre, daß die Vorgänge in der Objektwelt, die physischen

wie die psychischen, nicht immer den Naturgesetzen unterthan sind, sondern zuweilen in einer, vom Standpunkt der kausalen Naturauffassung prinzipiell unerklärbaren Weise, beeinflußt werden. Diese übernatürliche Ordnung der Dinge würde nun aber den Mystiker garnicht interessieren, wenn sie nur negativ bedeutete, daß da Vorgänge vorliegen, die sich in das kausale System nicht einfügen lassen. Sein eigentliches Interesse steht und fällt vielmehr mit der Überzeugung, daß in jenen extrakausalen Verbindungen sich ein positiver Zusammenhang von ganz anderer Art bekundet, ein Wertzusammenhang, der sich nicht auf den Mechanismus, sondern auf die Bedeutsamkeit bezieht. Durch die Lücken der Kausalwelt sieht der Mystiker eine übersinnliche Welt, in der Gemütsbewegungen und Wollungen über den Verlauf der sinnlichen Vorgänge entscheiden. Solch Wunderglaube im trivialsten Sinne des Wortes hat keinem Zeitalter gefehlt und hat vom ältesten Zauberspuk bis zur modernsten spiritistischen Überraschung in unzähligen Formen die Entwickelung der Menschheit begleitet.

Wir sagten, daß es wie eine Probe auf das Exempel sei, wenn wir diese mystische Unterströmung des wissenschaftlichen Lebens untersuchen. War doch unsere ganze bisherige Betrachtung vor allem darauf gerichtet, zu zeigen, daß die Kategorien des objektivierenden Denkens nicht auf die Werte der Willenswelt angewandt werden dürfen und daß somit keine physikalische oder psychologische Kausalverbindung die wirklichen Subjekte und ihre Willensobjekte zusammenzwingt. Mit demselben Rechte aber werden wir fordern müssen, daß so auch die Kategorien der Willenswelt niemals auf die vom Willen losgelösten physischen und psychischen Objekte Anwendung finden und somit die subjektiven Werte niemals dem Naturlauf aufgezwungen werden, niemals die Gemütsbewegungen als Akte des Subjektes sich in das Spiel der Atome, der physischen oder der psychischen, mischen. Werden die objektivierenden Kategorien der Willenswelt aufgedrängt, so entstehen, wie wir sahen, alle die Mißgriffe des Positivismus und Psychologismus; werden dagegen die subjektivierenden Kategorien der Willenswerte verwandt, um physische oder psychische Objekte zu verbinden, so entstehen die Verirrungen der Mystik. Psychologismus und Mysticismus bilden so die logische Ergänzung zu einander; beide gehen daraus hervor, daß Kategorien auf Objekte angewandt werden, deren erkenntnistheoretische Natur geradezu durch die Unabhängigkeit von jenen Kategorien bestimmt werden

kann. Wenn die Astrologie den Stand der Sterne mit dem menschlichen Schicksal verbindet oder die Telepathen Angstempfindungen mit einem Unglücksfall des fernen Freundes verknüpfen, wenn der Hexenglaube die geistige Störung durch den bösen Willen eines anderen erklärt und der Aberglaube in einem Naturgeschehen nicht die Ursache, sondern das vorbedeutende Anzeichen eines Erlebnisses erblickt, so liegt stets dasselbe Prinzip zu Grunde: die innere Wichtigkeit, welche den Willensobjekten zukommt, wird fälschlich auf die Wahrnehmungsobjekte übertragen und irradiiert von ihnen auf andere Objekte ohne Rücksicht auf die naturalistischen Verknüpfungen. Das Gut und Böse, das Heilig und Unheilig, das Freudig und Traurig wird dann zur Ursache für physikalische oder psychologische Vorgänge. Dabei ist garnicht ausgeschlossen, daß die vom Mysticismus verknüpften Vorgänge auch kausal wirklich irgendwie zusammenhängen und eine spätere Forschung somit die Verknüpfungen sanktioniert; nur sanktioniert sie damit in keiner Weise das Prinzip der früheren Verknüpfung, verleugnet es vielmehr vollkommen. So wissen wir heute, daß manche der psychischen Thatsachen, die ein mittelalterlicher Aberglaube auf satanische Hexenwirkungen zurückführte, wirklich vorkommen und wissenschaftliche Anerkennung verlangen; wir führen sie heute auf hypnotische Suggestionen, auf hysterische Anästhesien und ähnliche Schemata der kausalen Wissenschaft zurück. Damit ist dann aber die Behauptung des Hexenrichters nicht etwa bestätigt, sondern geradezu aufgehoben. Es war eben nicht die Unheiligkeit des Willens, nicht ihre antiethische Bedeutung, durch welche die psychischen Wirkungen ausgeübt wurden, und darin allein lag der Sinn der abergläubischen Behauptung.

Hier liegt der Kernpunkt des Problems, und er muß klar erkannt sein, denn es geht nicht an, daß wir, wie es zu oft geschieht, die Ansprüche der modernen psychologischen Mystik einfach mit Stillschweigen übergehen in einer Zeit, in der die telepathische und spiritistische Litteratur zu einer mächtigen Unterströmung der wissenschaftlichen Psychologie angeschwollen ist, in der einige der bedeutendsten Forscher sich in den Dienst der Bewegung gestellt haben und in der auch der Geistergläubige mit Apparaten, Experimenten und statistischen Tabellen operiert. Dieses Stillschweigen, das sich als vornehme Überlegenheit ausgiebt, wird ja leicht als Unfähigkeit ausgelegt, die gegnerische Anschauung zu überwinden, und bestärkt so den Kampfesmut der Antiwissenschaftler. Solche stillschweigende

Verachtung ist um so weniger angebracht, als sich nicht leugnen läßt, daß vom Standpunkt der persönlichen Tugenden der Geist echter Wissenschaftlichkeit lebendiger dort ist, wo man unbekümmert um Vorurteile und Mißachtung auch in den verrufensten Gebieten nach verborgener Wahrheit sucht, als dort, wo weite Gebiete ignoriert werden, nur weil sie die Berührung mit vielen unerquicklichen Dingen erheischen. Nun steht es ja freilich von vornherein fest, daß die meisten modernen Mystiker von ganz anderen Motiven beseelt sind als Opfermut für gefährliche Wahrheiten, und selbst diejenigen, die aus wissenschaftlicher Vorurteilslosigkeit unbeirrt für die übernatürliche Naturerklärung einstehen, sind wohl wissenschaftlichen Angriffen ausgesetzt, dafür aber des Beifalles der breiten Masse von vornherein gewiß. Vor allem aber darf die Anerkennung für den subjektiven Wahrheitsmut nicht das Urteil verwirren; weil der Mystik oft aus unwissenschaftlichen Gründen Gehör versagt wird, ist damit doch noch nicht erwiesen, daß sie wissenschaftlich berechtigt sei. Die Frage liegt eben nicht so wie die Telepathen und ihre Genossen es uns darstellen; es handelt sich nicht darum, daß die Wissenschaft einfach zurückstößt, was sie zunächst nicht erklären kann. Wäre es so, dann wäre es ja allerdings am Platze, mit aller Energie darauf hinzuweisen, daß die Wissenschaft zu allen Zeiten Erscheinungen als unglaubwürdig dargestellt hat, die später begriffen wurden und daß gerade auf psychischem Gebiet die neueren Forschungen auf dem Gebiet des Hypnotismus und der Geistesstörungen, der Hysterie und des doppelten Bewußtseins, des Automatismus und der Autosuggestion zahlreiche Vorgänge erklären, die noch vor kurzem rätselhaft erschienen sind. Alles das zusammen mit den parallelen Vorgängen in der Geschichte der Astronomie und Physiologie würde dann allerdings wie eine dringende Warnung erscheinen, die aprioristischen Entscheidungen endgültig aufzugeben und den Begriff des Unmöglichen aus dem Lexikon der Wissenschaft zu streichen.

So liegt es aber durchaus nicht. Die Wissenschaft fühlt sich niemals dadurch entmutigt, daß sie noch ungelöste Probleme vor sich sieht; im Gegenteil ihre beste Freudigkeit entspringt aus dem Bewußtsein, wie vieles noch unerkannt uns umgiebt, und jeder wahre Fortschritt des Wissens bedeutet in erster Linie neuen Ausblick auf unerforschte Gebiete, deren Existenz bis dahin nicht bekannt war, so daß die Zahl der ungelösten Aufgaben sich stetig erweitert. Wir kennen heute viel mehr ungelöste Aufgaben der Naturwissenschaft

als die alten Griechen, und die psychologischen Probleme, die wir als Aufgaben der Zukunft würdigen, sind unendlich viel mannigfaltiger als diejenigen, welche der Psychologe des vorigen Jahrhunderts vor sich sah. Erkenntnistheoretische Einsicht in die Aufgaben der objektivierenden Wissenschaften läßt ein solches Verhältnis notwendig erscheinen; gerade weil das Ziel nicht die Aufsuchung eines irgendwo vorhandenen Geheimnisses, sondern eine logische Umarbeitung der gegebenen Wirklichkeit ist, muß jede Differenzierung des Bekannten eine Vervielfältigung des Unbekannten mit sich bringen. Daß es psychologische Vorgänge giebt, von denen die heutige Psychologie sich so wenig träumen läßt, wie die Physik des achtzehnten Jahrhunderts von den Röntgenstrahlen, hat für keinen Psychologen etwas Beängstigendes. Die Gewinnung psychischer Zusammenhänge von bisher unbekannter Art ist somit ein wichtiges Unternehmen, das auf kein Mißtrauen stoßen sollte. Die Wissenschaft wird jedes Bemühen dieser Art willkommen heißen, sobald die Methode der Untersuchunng auch nur irgendwie das Vertrauen rechtfertigt. Sie wird dabei freilich nicht vergessen, daß in der Geschichte der Forschung isolierte Stückchen zufälliger Information sich nur selten organisch mit dem Gesamtbestand der Erkenntnis verbanden und auch fürderhin wertlos bleiben müssen, so lange kein Zusammenhang mit der historischen Wissenschaftsentwickelung herzustellen ist. Sie wird daher mit richtigem Instinkt manches unbeachtet lassen müssen, das sich gleichwohl in vollerem Zusammenhange als richtig erweist. Im allgemeinen aber wird sie für jedes neue Material dankbar sein, auch selbst wenn es aus dem Dunkelzimmer eines hysterischen Mediums stammt.

Dagegen wird sie sich unbedingt das Recht vorbehalten, von vornherein in der That zu verlangen, daß nichts als Bestandteil objektivierender Wissenschaft anerkannt wird, das durch die teleologischen Kategorien der Willenswelt zusammengehalten wird. Nur hier setzt der Gegensatz ein, nur hier darf es keine Konzessionen geben und nur hier verwandelt sich der Wahrheitsmut der Mystiker in wahrheitszerstörenden Leichtsinn. Noch so viele Zusammenhänge im Naturlauf mögen uns unbekannt sein, aber kein einziger kann darunter sein, der prinzipiell überkausal ist und prinzipiell auf subjektiven Werten beruht. Noch niemals hat der Fortschritt der Wissenschaft eine solche Forderung in späteren Zeitaltern verleugnet, noch niemals kam die Wissenschaft hinterher und gab den Teleologen in der Naturerklärung Recht. Wir sagten es schon, daß die moderne

Nervenpathologie durchaus nicht den Hexenglauben als solchen nachträglich legalisiert hat, sondern im Gegenteil ihn grundsätzlich aufhob; sie erkannte die Verbindung der Vorgänge an, aber setzte kausale Vorstellungen an die Stelle der überkausalen. Und so ging es überall, wo sich die Verbindungen bewährten und so muß es bleiben. Es mag ja sein, daß beispielsweise die von vielen Seiten behauptete und scheinbar statistisch bewiesene Gedankenübertragung sich späterhin wirklich als zweifellose Thatsache erweisen mag und die bisher vorgeschlagenen Erklärungsversuche wie Hyperästhesie, Übereinstimmung der Associationen, unbewußte Signale, bewußter Betrug und ähnliches sich als unzureichend erweisen und in der Zukunft durch andere kausale Hilfsmittel, die uns noch gänzlich unbekannt sind, ergänzt werden müssen. Dadurch wird aber in keiner Weise das Prinzip berührt, daß die subjektivierende Telepathie unmöglich ist; was auch die Zukunft an sekundären Erklärungsprinzipien hinzufügen möge, die Verbindung meiner und deiner Gedanken ohne Vermittelung lediglich auf Grund der Innigkeit unserer Seelenharmonie kann niemals als Erklärung figurieren. Das ist keine Furchtsamkeit und kein Hochmut der Wissenschaft, sondern lediglich ein instinktives Bewußtsein von den logischen Voraussetzungen und den logischen Zielen kausaler Denkarbeit.

In der Lebenswirklichkeit existiert, um bei dem telepathischen Beispiel etwa stehen zu bleiben, das Problem, so wie der Mystiker es aufnimmt, überhaupt nicht. Er geht von zwei psychologischen Prozessen, meinen Gedanken und den Gedanken des Freundes aus, und will zwischen ihnen irgend eine Verbindung herstellen, die in ihrer psychischen Unmittelbarkeit unseren Seeleneinklang würdiger zum Ausdruck bringt als die mechanische Vermittelung durch physische Luftwellen. Bei der einzelnen telepathischen Experimentaluntersuchung mag ja freilich dieses Motiv, daß da überkausal verbunden sein müsse, was inneren Wertzusammenhang besitzt, scheinbar zurücktreten, aber es ist deshalb nicht aufgehoben, sondern nur vom persönlichen Einzelfall abgelöst und auf das gesamte Weltbild bezogen. Die Spezialuntersuchung soll beweisen, daß hinter der kausalen Erscheinungswelt das übersinnliche Verbindungssystem der psychischen Objekte besteht, das den Anschluß an die Nahestehenden im Gemütssinn des Wortes, an die geliebten Verstorbenen, an die entfernten Freunde in der Not und ähnliches herstellt. Wird dieser Gemütsfaktor aus dem Einzelfall oder aus dem Weltbild weggelassen, so würde sich das mystische Problem freilich in ein psychologisches

verwandeln, aber dann würde jede Spur des Interesses an diesen Problemen schwinden, denn vom psychologischen oder physikalischen Standpunkt liegt nicht der geringste Grund vor, nach einer Verbindung gerade dieser Objekte auszuschauen. Der mystische Spezialforscher mag also wohl zeitweilig vergessen, was er eigentlich will; er mißversteht sich aber selber, wenn er wirklich glaubt, daß er das Problem als ein psychophysisches ansieht. Er würde dann an seinem Problem jedes Interesse verlieren, gerade so wie es etwa den Wundergläubigen garnicht interessieren kann, die Wundmalblutungen einer Nonne als ein Phänomen hysterischer autosuggestiver Zirkulationsstörung zu studieren, wobei sich die Erscheinung mit den profansten Gefässerweiterungen zusammenordnet; sein ganzes Interesse liegt darin, daß es die religiöse Gesinnung ist, welche vermöge ihrer Glaubenswerte das Wunder verrichtete. Der subjektive Bewertungsakt als solcher, nicht als psychologisches Phänomen, spielt in beiden Fällen die prinzipiell entscheidende Rolle, um dessen willen das Problem gestellt wird.

Gerade deshalb aber ist das Problem falsch gestellt. Im wirklichen Leben stehen keine physischen Luftschichten zwischen Seele und Seele. Erst wenn ich im Dienste der Objektivierung und Erklärung das Geistige in den Organismus projiziert habe, ist der Gedanke meines Freundes, mit dem ich geisteseinig bin, durch feste und flüssige und gasförmige Stoffe von mir getrennt; solange ich die Kategorien des räumlich-zeitlichen Geschehens noch nicht auf die unmittelbar erlebte Wirklichkeit, von der physikalischen Objektwelt her, übertragen habe, begegnen sich unsere Gedanken als logische, ästhetische und ethische Akte im Vorgang des wechselseitigen Verstehens unmittelbar. Tausche ich Frage und Antwort, Argument und Gegenargument aus, so ist der andere für mich garnicht ein Komplex physischer und psychischer Objekte, auf die ich durch physische Vermittelungen psychisch reagiere und einwirke. Im Dienste der Objektivierung kann ich freilich den Vorgang jederzeit in dieser Weise umdeuten; bleibt mein Interesse aber auf den Gedankenaustausch gerichtet, so ist der andere für mich nur der Bejaher oder Verneiner, der für mich garnicht anders als in der logischen, ethischen oder ästhetischen Beziehung in Frage kommen kann. Die Erwägung, was sein Gedanke als Objekt ist, und wie er als Objekt mich beeinflußt, ist da ebenso unzutreffend als vielleicht die Frage, welche Farbe oder welches Gewicht sein Gedanke hat. Im wirklichen Leben wird Geist vom Geist berührt und was

der Mystizismus künstlich verbindet, ist in Wahrheit garnicht getrennt. Die Trennung erfolgt erst im Dienste der Psychologisierung und Physikalisierung; wird nun aber andererseits diese Umformung vorgenommen, so sind wir für die Umformungsprodukte notwendig an die Voraussetzungen der Transformation gebunden, und keine Voraussetzung war prinzipiell tiefer liegend als die der Loslösung des Objekts vom Willen. Die Objekte, die der Mystiker aller Spielarten durch Willenswerte verknüpfen will, sind Objekte, deren Existenz aus der logischen Forderung stammte, die Welt der wirklichen Willensobjekte willensfrei zu denken und somit ohne jeden Zusammenhang mit den subjektiven Werten.

Die überkausale Erklärung der Objektzusammenhänge zerstört also die Voraussetzungen, unter denen allein es jene Objekte giebt, und auch das sorgsamste Überwachungskomitee hat niemals die Autorität, uns an Zusammenhänge glauben zu lassen, die logisch unmöglich sind. Der Erkenntnistheoretiker, der es ablehnt, die objektivierte Welt durch subjektivierende Kategorien zu denken und somit jeden subjektivistischen Zusammenhang im Sinne der Mystik als unmöglich bezeichnet, darf also niemals mit dem kurzsichtigen Forscher zusammengethan werden, der einen empirischen Zusammenhang leugnet, weil er heute noch nicht erklärbar ist oder weil er heute allgemein angenommenen Lehrsätzen widerspricht. Er könnte höchstens mit dem Naturforscher verglichen werden, der da bestreitet, daß es irgendwo hinter den Sternen einen Platz giebt, an dem der Raum aufhört. Ein Teleskop ist für die Untersuchung solcher Behauptung nicht nötig, und weder Fragebogen, noch faszinierende Krystallkugeln sind nötig, um zu untersuchen, ob die Gemütswerte wirklich zuweilen den Kausalzusammenhang der Objektwelt aufheben und umgestalten. Für das theoretische Verständnis der logischen Scheidung zwischen subjektivierender und objektivierender Betrachtung ist aber diese Vermengung der Kategorien im Dienste des Aberglaubens ebenso wichtig und belehrend wie die umgekehrte Vermischung im Dienste des Positivismus. Die Kausalkategorien, auf die Willensbeziehungen angewandt, zerstören das Reich der menschlichen Wirklichkeit, die Wertkategorien, auf die physischen und psychischen Objekte angewandt, zerstören die Ordnung der Wissenschaft. Dort tauschen wir den idealen Gehalt des Lebens für einen wertlosen Mechanismus ein, hier geben wir die ewigen Gesetze der Welt für Laune und Zufall hin. Wer in dem Bemühen, der Wissenschaft gegenüber die Ideale zu retten, etwa in

mystischen Glaubenskuren den sittlichen Wert des Gebetes in den psychophysischen Zusammenhang hineinbrechen läßt oder den ethischen Gedanken der Unsterblichkeit in spiritistischen Vorstellungen ins Psychophysische übersetzt, der erniedrigt den wahren Gehalt des inneren Lebens nicht weniger als der psychologisierende Positivist, der das Leben selbst zu einem bloßen psychophysischen Vorgang macht.

Vergleiche, neben den auf S. 103 genannten Werken:

Zu I:

B. Bosanquet, Psychology of the Moral Self. London 1897.
B. Carneri, Grundlegung der Ethik. Wien 1881.
Jon. Cohn, Beiträge zur Lehre von den Wertungen. Zeitschrift für Philosophie. 1898.
John Dewey, Evolution and Ethics. Monist 1898.
C. v. Ehrenfels, System der Werttheorie. Leipzig 1898.
E. v. Hartmann, Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins. Berlin 1886.
Paul Hensel, Ethisches Wissen und ethisches Handeln. Freiburg 1889.
James Leuba, The psychophysiology of the moral imperative. Amer. Journ. of Psych. 1897.
Al. Meinong, Psychol.-ethische Untersuchungen zur Werttheorie. Graz 1894.
Hugo Münsterberg, Ursprung der Sittlichkeit. Freiburg 1889.
P. Natorp, Sozialpädagogik. Stuttgart 1899.
Fr. Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse. Leipzig 1886.
Fr. Nietzsche, Zur Genealogie der Moral. Leipzig 1887.
F. Paulsen, Ethik. Berlin 1893.
H. Rickert, Der Gegenstand der Erkenntnis. Freiburg 1892.
R. v. Schubert-Soldern, Das menschliche Glück und die soziale Frage Tübingen 1896.
James Seth, Study of the ethical principles. New-York 1898.
F. C. Sharp, An objective study of some moral judgments. Am. Journ. of Psych. 1898.
H. Sidgwick, The Methods of Ethics. London 1890.
Georg Simmel, Einleitung in die Moralwissenschaft. Berlin 1892.
Herbert Spencer, Principles of Ethics. London 1893.
A. Sutherland, Origin and Growth of the Moral Instinct. London 1898.
A. Tille, Von Darwin bis Nietzsche. Leipzig 1895.
W. Windelband, Präludien. Freiburg 1884.
W. Wundt, Ethik. Stuttgart 1892.

Zu II:

Grant Allen, Physiological Aesthetics. London 1877.
Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus. Leipzig 1899.
Max Dessoir, Beiträge zur Ästhetik. Archiv für syst. Philosophie. 1898.
Max Diez, Theorie des Gefühls. Stuttgart 1892.
W. Dilthey, Die Einbildungskraft des Dichters. Leipzig 1887.
G. T. Fechner, Vorschule der Ästhetik. Leipzig 1876.
Conrad Fiedler, Schriften über Kunst. Leipzig 1896.

K. Groos, Einleitung in die Ästhetik. Gießen 1892.
K. Groos, Die Spiele der Menschen. Jena 1899.
M. Guyau, L'art au point de vue sociologique. Paris 1889.
M. Guyau, Les problèmes de l'esthétique contemporaine. Paris 1891.
E. v. Hartmann, Ästhetik. Leipzig 1887.
Adolf Hildebrand, Das Problem der Form. Straßburg 1897.
Georg Hirth, Aufgaben der Kunstphysiologie. München 1891.
O. Külpe, Über den associativen Faktor des ästhetischen Eindrucks. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1899.
K. Lange, Die bewußte Selbsttäuschung. Leipzig 1895.
Th. Lipps, Ästhetische Einfühlung. Ztschr. f. Psych. 1900.
H. R. Marshall, Pain, Pleasure and Aesthetics. New-York 1894.
H. R. Marshall, Aesthetic Principles. New-York 1895.
A. Riehl, Zum Problem der Form in der Dichtkunst. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1897.
Georg Santayana, The Sense of Beauty. New-York 1897.
H. v. Stein, Vorlesungen über Ästhetik. Stuttgart 1897.
Paul Stern, Einfühlung und Association in d. neueren Ästhetik. Hamburg 1898.
F. Th. Vischer, Das Schöne und die Kunst. Stuttgart 1898.
Joh. Volkelt, Ästhetische Zeitfragen. München 1895.
L. Witmer, Zur experimentellen Ästhetik. Philosophische Studien. 1894.

Zu III:

J. Mark Baldwin, Selective Thinking. Psych. Rev. 1898.
H. Cornelius, Versuch einer Theorie der Existentialurteile. München 1894.
Benno Erdmann, Logik. Halle 1892.
Benno Erdmann, Die psychischen Grundlagen der Beziehungen zwischen Sprechen und Denken. Archiv für systematische Philosophie. 1896.
Heinrich Gomperz, Psychologie der logischen Grundthatsachen. Leipzig 1897.
W. Jerusalem, Die Urteilsfunktion. Wien 1895.
W. Jerusalem, Über psychologische und logische Urteilstheorien. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1897.
J. v. Kries, Über Real- und Beziehungsurteile. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1892.
J. v. Kries, Zur Psychologie der Urteile. Vierteljahrschrift für wissenschaftschaftliche Philosophie. 1899.
Ernst Laas, Idealismus und Positivismus. Berlin 1884.
G. T. Ladd, Philosophy of Knowledge. New-York 1897.
Th. Lipps, Grundzüge der Logik. Hamburg 1893.
A. Marty, Über subjektlose Sätze u. s. w. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1884 ff.
A. Riehl, Beiträge zur Logik. Vierteljahrschrift für wissenschaftlliche Philosophie. 1892.
G. Croom Robertson, Philosophical Remains. London 1894.
W. Schuppe, Grundriss der Erkenntnistheorie und Logik. Berlin 1894.
Andrew Seth, Psychology, Epistemology and Metaphysics. Phil. Rev. 1892.
C. Sigwart, Die Impersonalien. Freiburg 1888.
G. Simmel, Über eine Beziehung der Selektionstheorie zur Erkenntnistheorie. Archiv für systematische Philosophie. 1895.

Carl Stumpf, Psychologie und Erkenntnistheorie. München 1891.
W. Windelband, Lehre vom negativen Urteil. Straßburger Abhandlungen. 1884.
Th. Ziehen, Psychophysiologische Erkenntnistheorie. Jena 1898.
Zu IV:
Caird, The evolution of religion. 1893.
E. v. Hartmann, Das religiöse Bewußtsein der Menschheit. Berlin 1881.
H. R. Marshall, The religious instinct. Mind. 1897.
Otto Pfleiderer, Religionsphilosophie. Leipzig 1894.
Jos. Royce, The conception of God. New-York 1898.
A. Sabatier, Philosophie de la religion. Paris 1897.
George Santayana, Interpretations of Poetry and Religion. New-York 1900.
Rudolf Seydel, Religionsphilosophie im Umriß. Freiburg 1893.
H. Siebeck, Lehrbuch der Religionsphilosophie. Freiburg 1893.
E. D. Starbuck, Psychology of religion. New-York 1899.
Gust. Teichmüller, Religionsphilosophie. Breslau 1886.
Zu V:
Aksakow, Animismus und Spiritismus. Leipzig 1894.
H. H. Goddard, The effects of mind on body. Amer. Journ. of Psych. 1899.
Gurney, Myers, Podmore, Phantasms of the Living. London 1886.
E. v. Hartmann, Der Spiritismus. Leipzig 1885.
W. James, What Psychical Research has accomplished. Will to Believe. New-York 1897.
Hugo Münsterberg, Gedankenübertragung. Freiburg 1889.
Frank Podmore, Apparitions and Thought-Transference. London 1894.
Carl du Prel, Studien auf dem Gebiet der Geheimwiss. Leipzig 1890.
Ch. Richet, Gedankenübertragung (übersetzt von Schrenck-Notzing). Stuttgart 1891.
Proceedings of the Society for Psychical Research. London 1882—1900.

Fünftes Kapitel.

Die Psychologie und das praktische Leben.

1. Psychologie und sozialer Verkehr.

Wir haben die Stellung der Psychologie im Kreise der übrigen Wissenschaften vom Menschen erörtert und ihre Beziehungen zu den verschiedensten theoretischen Untersuchungen verfolgt; vor uns liegt noch die Frage, wie weit die psychologische Wissenschaft uns bei der Bethätigung geistiger Interessen, bei der Behandlung denkender und fühlender Menschen, bei der Beurteilung und Besserung und Beeinflussung Anderer, kurz im praktischen Leben von Wert

ist. Wir haben bisher nur die saubere Trennung der psychologischen und der teleologisch-historischen Betrachtung angestrebt und die Voraussetzungen und Konsequenzen beider entwickelt; die Frage, ob wir im täglichen Leben, im Kleinverkehr und in öffentlicher Wirksamkeit, in der Schulstube und im Gerichtssaal, in der Politik und in der Kirche die eine oder die andere oder vielleicht beide Betrachtungsweisen unserem Verhalten zu Grunde legen sollen, ist dadurch natürlich noch nicht entschieden. Die oberflächliche Beobachtung scheint zunächst nicht zu Gunsten der Psychologie zu sprechen, denn wir sehen rings um uns sicherlich nicht, daß die Fähigkeit, Menschen zu kennen und zu behandeln, der Einsicht in die psychologischen Gesetze proportional ist. Wen wir im täglichen Leben einen Menschenkenner nennen, dem sprechen wir damit noch keine psychologischen Kenntnisse zu, und niemand umgekehrt glaubt, daß der Fachpsychologe anderen Sterblichen an Menschenkenntnis überlegen wäre. Der Historiker, der die menschlichen Charaktere darstellt, und der Dichter, der die geheimsten Tiefen der Menschenbrust erspürt, sie haben, so sahen wir, ein Wissen vom Menschen, das nicht psychologisch ist. In gleicher Weise ist das praktische Verhalten des Menschenfreundes und Seelsorgers, des Politikers und Diplomaten von einer Menschenkenntnis geleitet, die durch kein Lehrbuch der Psychologie unmittelbar gefördert werden würde. Wir mögen an die edelsten Triebe im Menschen appellieren oder die schwachen Seiten der anderen ausnutzen wollen, niemals kommt es uns in den Sinn, bei der Psychologie in der Weise Rat zu holen, in der wir bei der Physik Rat suchen, wenn wir eine Maschine benutzen, oder bei der Chemie, wenn wir einen Stoff verwenden.

Wir können auch nicht etwa sagen, daß die Psychologie der Menschenkenner einseitig sei und sich nur auf einzelne Seiten des Seelenlebens bezöge. Erstens schließt das enge Wechselverhältnis aller psychischen Funktionen von vornherein den Gedanken aus, daß wir unsere Menschenbehandlung auch nur in irgend einer Beziehung auf eine Psychologie stützen könnten, die sich spezialistisch mit einer einzelnen Funktion befaßt und nicht den gesamten seelischen Zusammenhang überblickt. Unser Thun würde dann noch sehr viel sinnwidriger und verfehlter sein, als das des Quacksalbers, der ein Symptom kuriert, ohne auf den übrigen Organismus Rücksicht zu nehmen. Die Seele ist nicht in Kapitel zerhackt, wie der Stoff eines psychologischen Lehrbuches; der Menschenkenner kennt den ganzen Menschen oder er kennt ihn garnicht. Zweitens aber würde,

wenn es sich dabei überhaupt um Psychologie handelte, doch wenigstens für jenen Spezialausschnitt des Seelenlebens die Vertiefung durch wirklich wissenschaftliche Psychologie von Nutzen sein und doch finden wir auch hierfür nirgends ein natürliches Bedürfnis im öffentlichen Leben um uns her.

Die Popularpsychologie betont zwar gerne, daß es eine selbstverständliche logische Forderung sei, daß jeder, der auf menschliches Seelenleben einwirkt, mit der Psychologie vertraut sein müsse, und besonders wenn sie sich auf das Gebiet der Pädagogik begiebt, beweist sie die Unentbehrlichkeit der Psychologie mit Vorliebe nicht durch konkrete Beispiele, sondern durch logische Analogien. So wie der Arzt die Gesetze des menschlichen Körpers kennen muß, so wie der Fabrikant mit den chemischen Wirkungen der Materialien vertraut sein muß oder der Brückenbauer mit den physikalischen Eigenschaften der Stoffe, so muß der Richter, der Geistliche, der soziale Arbeiter, der Politiker und vor allem der Lehrer die Gesetze der menschlichen Seele kennen. Für uns aber können diese Analogien nun keine Bedeutung mehr besitzen. Nachdem wir gesehen haben, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Arten der Seelenkenntnis giebt, könnten für uns jene Analogien im besten Falle beweisen, daß eine von den beiden Erkenntnisarten des Geisteslebens für die praktische Wirksamkeit notwendig ist, ob es aber gerade die psychologische ist und nicht die antipsychologische, das kann solch ein Gleichnis nicht besagen, da Brückenmaterialien und chemische Substanzen niemals selbst als Subjekte in Frage kommen und somit keine Doppelheit der Auffassung zulassen. Damit beantworten wir aber auch schon sofort einen sehr viel ernsthafteren Einwand, dem wir uns nun zuwenden müssen.

Unser Problem ist, ob wir die Resultate der Psychologie für unser praktisches soziales Leben verwenden sollen. Haben wir nun aber nicht die Antwort darauf schon vorweg genommen, als wir im Beginn unserer erkenntnistheoretischen Untersuchung die logischen Voraussetzungen der objektivierenden Wissenschaften prüften? Wir sahen ja damals, daß das primäre Ziel aller Objektivierung das praktische Bedürfnis war. Wir wollten, in erster Linie im Dienste unserer Pflichterfüllung, den Erwartungsfaktor in unserer Willenshandlung isolieren und so gerade für das praktische Verhalten feststellen, was die Objekte, soweit sie unabhängig vom Willen gedacht werden, ihreseits dazu beitragen, die Zukunft zu gestalten. Die logische Schaffung aller wertfreien Objekte war also für die Zwecke

der praktischen Vernunft erfolgt; in ihrem Dienste schieden wir dann die Objekte selbst in physische und psychische, und es war erst ein sekundäres Interesse, das uns dahin führte, die so geschaffenen Objekte auch ohne Rücksicht auf die Praxis in ihrem Zusammenhang theoretisch zu erforschen. Es muß sich also notwendig der Einwand erheben, daß ja das Psychische im Dienste der praktischen Aufgabe konstruiert worden sei und die Psychologie somit zweifellos dem praktischen Leben zu dienen habe.

Sobald wir aber die erkenntnistheoretische Situation etwas genauer prüfen, so stellt sich das Verhältnis doch wesentlich anders dar. Wir müssen uns zunächst vergegenwärtigen, daß diese Objektivierung und darauffolgende Sonderung des Physischen und Psychischen nicht damit endete, daß beide Objektgruppen koordiniert dastanden; im Gegenteil, die Trennung selbst erfolgte, um aus dem wirklichen Objekt den beharrenden, und durch seine Beharrung berechenbaren Faktor der Objektwelt von dem Nichtbeharrenden abzusondern. Das Psychische hatte somit zunächst praktisch nur negative Bedeutung; wir fanden es freilich, als wir zur Lösung praktischer Aufgaben ausgingen, aber die Lösung erfolgte so, daß sich das Psychische zunächst nur als der übrigbleibende Rest erwies, sobald das Physische vom Wirklichen abgezogen wurde. Wäre dieses unser letztes Wort, so würde das Psychische also das schlechthin Unberechenbare bleiben, und obgleich es auf der einen Seite wahr bliebe, daß uns das praktische Bedürfnis zur Konstruktion des psychologischen Objektes hingeführt hat, würde es auf der anderen Seite unbestreibar sein, daß es selbst keine Unterlage für die praktische Zukunftsberechnung bilden kann. Seine Aufgabe würde einfach damit erschöpft sein, daß es angiebt, was vom undifferenzierten Objekt abgezogen werden muß, um die praktisch zuverlässige physische Welt zu gewinnen. Nun ist das freilich unser letztes Wort nicht. Sobald wir erst zu der Untersuchung des psychischen Zusammenhanges kommen werden, wird sich ergeben, daß wir eine für die theoretischen Zwecke ausreichende Vorhersage der psychischen Vorgänge auf indirektem Wege doch herstellen können und das Psychische somit auch in einen mittelbaren Kausalzusammenhang eingeht. Für die praktischen Zwecke wird aber auch dadurch zunächst nichts gewonnen werden, da jener indirekte Zusammenhang selbst wieder auf den praktisch schon bekannten physischen Mechanismus zurückführt, die eigentliche Grundlege für das praktische Berechnen also das Physische bleibt.

Aber damit haben wir den Kernpunkt noch nicht erreicht. Selbst wenn das Psychische, das wir aus der Objektivierung gewinnen, einen eigenen Zusammenhang aufweisen würde und uns somit eine voraussagende Berechnung auch ohne Rücksicht auf die physische Welt gestatten würde, so würde es doch nur unser eigener Bewußtseinsinhalt sein, auf den sich unsere Berechnung zunächst beziehen dürfte, denn der allein war das Resultat unserer Objektivierung. Der Bewußtseinsinhalt meines Nachbars war ja für mich überhaupt niemals in meinen wirklichen Objekten enthalten, kann also auch nicht durch die Loslösung vom Willen und durch die Differenzierung meinerseits gewonnen worden sein; kurz, meine praktischen Bedürfnisse können immer nur zu meinem eigenen Bewußtseinsinhalt hinführen und es bleibt eine theoretische Konstruktion, die ganz anderen Motiven entspringt, wenn ich auch den Bewußtseinsinhalt meines Nachbars als psychologisches Objekt anerkenne. Mein Nachbar ist in meiner ursprünglichen Objektwelt nicht ein psychophysisches Wesen; seine physisch-psychische, zunächst ungeschiedene Natur besteht nicht darin, daß er ein physischer Organismus ist, der psychische Phänomene in sich trägt, sondern darin, daß er ein physischer Organismus ist, der für mich eine Vorstellung ist, und wenn ich zur Sonderung schreite, so entsteht auf der einen Seite sein von mir unabhängiger Körper und auf der anderen Seite die Vorstellung von ihm in meinem Bewußtseinsinhalt. Erfolgt die Konstruktion physischer und psychischer Objekte im praktischen Dienst, so kann also nur meine Vorstellung und sein Körper, nicht aber seine Vorstellung herangezogen werden. Von diesen beiden Objekten würde für die Psychologie natürlich nur die Vorstellung in Frage kommen und so würde sich das Problem dahin zuspitzen, ob wir von der Psychologie lernen können, unsere eigenen Vorstellungen praktisch zu beeinflussen. Das war aber garnicht das Problem, von dem wir ausgingen. Wir fragten vielmehr, wie weit sie uns hilft, auf das Geistesleben der Anderen Einfluß auszuüben.

Wir kommen zum psychologischen Inhalt des Anderen also nicht durch die praktische Objektivierung unserer wirklichen Objekte. Wir gewinnen vielmehr seinen Bewußtseinsinhalt, wie wir sahen, nur vermöge der Anerkennung seiner Subjektivität. Sobald wir den Nachbar als ein Subjekt teleologisch anerkennen gleich uns selbst, so können wir ihm auch die individuellen psychischen Objekte zuordnen, die aber doch nur in Bezug auf ihn und nicht auf uns

Existenz haben. Seine psychischen Inhalte also haben für uns gar keine unmittelbare praktische Bedeutung und unsere praktische Vorherbestimmung unseres Nachbars und seiner Handlungen kann sich somit lediglich auf seinen Körper und dessen Bewegungen beziehen. Die Anerkennung, die subjektive Interpretation, die Würdigung und das Verständnis meines Nachbars als Willenssubjekt ist davon natürlich unberührt. Nun können wir spätere Betrachtungen über den psychophysischen Zusammenhang hier in einem Punkte vorwegnehmen. Wir werden nämlich später sehen, daß sobald wir theoretisch dem Nachbar psychische Bewußtseinsinhalte zuordnen und dieselben in den Körper projizieren und als Begleiterscheinungen von Gehirnvorgängen auffassen — logische Prozesse, die wir später durchweg erkenntnistheoretisch motivieren werden, — wir von der psychischen Seite dieses psychophysiologischen Produktes sehr viel mehr wissen, als von der physiologischen. Wir werden deshalb die Berechnung der im Anderen sich abspielenden zentralen Vorgänge, aus denen die Handlungen hervorgehen, zuverlässiger durchführen können, wenn wir ihre psychische Seite statt der unbekannten physischen berücksichtigen. Wir werden deshalb dahin kommen, auch für die praktische Berechnung gewisser Vorgänge im Anderen die psychologischen Thatsachen zu studieren. Prinzipiell wird jede Rücksicht auf den psychischen Inhalt des Nachbars für praktische Zwecke dann aber immer nur Substitut für die mangelhafte Kenntnis seiner Körpervorgänge sein und nur insofern, als der Andere als unser eigenes Objekt, also als physischer Gegenstand unserer Vorstellung in Frage kommt, nicht aber insofern, als seine Vorstellungen für ihn in Frage sind, werden seine Vorstellungen für uns praktisches Interesse haben. Wir ziehen sie heran, um seine Körpervorgänge zu berechnen, nicht aber um vorauszuwissen, was er denken und fühlen wird.

Damit hat sich nun aber die Sachlage vollständig verändert. Der bequeme Einwand, daß wir ja zum Psychischen nur aus Bedürfnissen des praktischen Lebens kamen, zeigt sich jetzt als haltlos, da sich dieser Prozeß im Dienst der praktischen Vernunft zunächst nur auf unsere eigene Psyche, nicht auf die der Anderen bezog und wir die Psyche der Anderen nur dann herbeiziehen, wenn wir entweder eine rein theoretische Konstruktion durchführen wollen oder gewisse unbekannte physiologische Prozesse bestimmen wollen. Das Ausgangsproblem gewinnt dadurch aber eine neue Form, denn jetzt ist es klar, daß von den zwei Erkenntnisarten, die wir vom

Geistesleben der Anderen haben können, die psychologische nur dann für das praktische Leben in Frage sein kann, wenn der Andere für uns als Körper und somit als Objekt unter Objekten in Betracht kommt, während die subjektivistische Erkenntnisweise des Miterlebens und Verstehens allein zulässig ist, sofern der Andere als wollendes Subjekt uns gegenübersteht. An den psychologischen Inhalten des Anderen haben wir außer dem psychologisch-theoretischen niemals ein direktes Interesse; praktisch interessiert es uns nicht, wofern es eben nicht in den Dienst der physiologischen Erklärung von Bewegungen und sonstigen Körperprozessen tritt: alles wirklich geistige Interesse bezieht sich auf das Subjekt als wollendes Wesen. Die Frage, ob wir im praktischen Leben Psychologie im einzelnen Falle verwenden müssen oder nicht, entscheidet sich daher einfach durch die Erwägung, ob im bestimmten Fall der Andere unser Interesse als Objekt oder als Subjekt erweckt. Eine scharfe Grenze vorzuschreiben, ist natürlich unmöglich, da alles dabei von der besonderen individuellen Beziehung abhängen muß. Es ist von vornherein klar, daß es keinen einzigen Fall geben kann, in welchem nicht, im Interesse der Wissenschaft, jenes Objektinteresse erweckt werden kann, und es ist gleicherweise klar, daß uns im praktischen Leben das subjektive Interesse gemeinhin das natürlichere ist. Wir haben in solchen Fällen nicht das geringste Bedürfnis nach psychologischem Calkulus und finden thatsächlich in der Psychologie keine Hilfe. Mit der technischen Behandlung der physischen Natur hat der Fall dann keine Ähnlichkeit, weil dort eben dieses subjektive Interesse prinzipiell fehlt und das Objekt nur als Objekt für uns in Frage kommt. Das Verhältnis der beiden Verhaltungsweisen für alle Seiten des praktischen Lebens darzulegen, ist nicht nötig, da die Grundformen stets dieselben sind. Es mag daher genügen, kurz auf zwei typische Beispiele einzugehen, von denen das eine eine Vergangenheitsbeziehung, das andere eine Zukunftsbeziehung enthält, nämlich das des Strafrichters und des Lehrers. Der Richter beurteilt den Verbrecher mit Rücksicht auf die vollbrachte That, der Lehrer wirkt auf den Schüler mit Rücksicht auf die zu erwartende Leistung. Beide Funktionen sind nicht auf Schule oder Gericht beschränkt; der Wille, über das Vergangene zu richten und für die Zukunft zu lehren, beherrscht den breitesten Teil unserer Beziehungen zu den Anderen, die Tragweite der beiden Beispiele ist also keine geringe.

2. Psychologie und Jurisprudenz.

Der Gesetzgeber, der den allgemeinen Fall, und der Richter, der den besonderen Fall des Verbrechens beurteilt, will, daß die vergeltende Strafe nur denjenigen trifft, der die That im Zustand der Zurechnungsfähigkeit vollbracht hat. Straffrei ist jeder, der die schädigende Handlung in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit beging, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Der psychologisierende Criminologe kann nun mit solcher Definition des Gesetzbuches nichts Rechtes anfangen. Er wird zunächst etwa folgendermaßen argumentieren. Wenn der Gesetzgeber verlangt, daß die That unbestraft bleibt, sobald keine freie Willensbestimmung vorhanden ist, so besagt er damit, daß der zurechnungsfähige Mensch freie Willensbestimmung besitzt. Das ist aber vom Standpunkt der Psychologie unhaltbar, denn freie Willensbestimmung im Sinne des Indeterminismus widerspricht der Voraussetzung der Psychologie, daß alle psychischen Vorgänge notwendige Wirkungen vorangehender Ursachen sind. Auch die zurechnungsfähige Handlung kann keine Ausnahme vom Kausalgesetz bilden. An die Stelle des Freiheitsbegriffes muß also der Begriff der normalen Reaktion treten. Nicht bestraft soll derjenige werden, dessen psychophysischer Apparat nicht das normale Spiel der Associationen und Inhibitionen ermöglichte und dessen Reaktion auf den äußeren Reizkomplex somit nicht aus dem normalen Zusammenwirken aller psychophysischen Funktionen hervorging. Wollen wir solche normale Reaktion Freiheit nennen, so können wir mit Recht den Zustand des Hypnotisierten, des Trunkenen, des Melancholischen als unfrei bezeichnen und von den anderen praktisch trennen. Und so wie wir in dieser Weise inmitten der psychologischen Auffassung einen klaren Sinn für den Begriff der Freiheit retten, so kann auch der Begriff der Strafe in diesem psychologischen Umkreis seine Stelle finden. Die Strafe dient, den Verbrecher abzuschrecken und die Gesellschaft gegen den Verbrecher zu schützen; solange sein psychophysischer Mechanismus normal arbeitet, wird die abschreckende Wirkung der Strafe sich in der That bewähren, da die Vorstellung der Qual als Motiv hemmend wirken muß und somit vor dem Verbrechen zurückhält.

Das klingt nun für den Soziologen vortrefflich, aber der praktische Richter im Gerichtssaal ist nicht geneigt, sein Amt im Geiste

solcher Strafauffassung auszufüllen. Der gemeine Verbrecher, der vor ihm steht, erweckt in ihm eine ganz andere Auffassung vom Sinn der Strafe. Er schickt ihn nicht in die Zelle des Zuchthauses, um die Gesellschaft gegen seine Angriffe zu schützen, denn gerade der Richter fühlt tief den weltweiten Unterschied zwischen dem habsüchtigen Mörder und dem tobsüchtigen Geisteskranken, gegen den die Gesellschaft desselben Schutzes bedarf und der hinter den Gittern der Irrenanstalt endet. Er bestraft ihn aber auch, seinem tiefsten Gefühle gemäß, nicht, um einer Wiederholung des Verbrechens bei derselben Person oder bei anderen vorzubeugen, denn, wenn ihn eines durchdringt, so ist es die Überzeugung von der Gerechtigkeit der Strafe, von der ethischen Bedeutung der Vergeltung, von der schweren sittlichen Verantwortung, welche das Gemeinwesen ihm übertragen hat. Die Strafe ist ihm Sühne der Schuld. Hat der Richter aber erst einmal mit der ganzen Überzeugung des sittlichen Bewußtseins die soziologischen Straftheorien abgeschüttelt und sich klar gemacht, daß es wirklich seine Pflicht sei, Strafen auszusprechen, nicht Krankenverordnungen und Abschreckungsmittel, so werden seine psychologischen Kenntnisse ihn doch schnell in neue Konflikte bringen.

Er will den Schuldigen wirklich für seine schuldige Willenshandlung strafen und er erkennt an, daß jener nur dann für das Verbrechen verantwortlich ist, wenn seine psychophysische Reaktionsfähigkeit normal war. Aber sofort muß nun die weitere Frage einsetzen, ob denn nicht trotz normaler Reaktionsfähigkeit die Möglichkeit, das Rechte zu thun, für verschiedene Individuen eine ganz verschiedene sein mag. Die Grenze des Normalen ist ja weit; der Dumme, der Alberne, der Heftige, der Schwarzseherische sind noch normale Typen, weil ihre Reaktionsfähigkeit nicht geradezu die selbständige Lebenserhaltung ausschließt, und nur, wenn die Variation so weit geht, daß wir Idioten, Maniakalische, Melancholiker, Tobsüchtige vor uns haben, wo die Erhaltung der Existenz wirklich bedroht ist, sprechen wir von Abnormitäten. Der Mechanismus der Associationen, Hemmungen und Reaktionen mag also normal sein und doch bei verschiedenen Individuen Verschiedenheiten der Resultate hervorbringen, durch welche die gleiche That sehr verschiedenen Schuldwert darstellt. Wir haben kein Recht, den Durchschnittsmenschen dafür zu tadeln, daß seine beste Arbeit doch nicht den Leistungen des Genies gleichkommt; wir müssen bei der Beurteilung die Ungleichheit der Anlagen berücksichtigen. Spricht nicht alles

dafür, daß der Gewohnheitsverbrecher eine Menschenspielart ist, bei der die angeborenen Anlagen, trotz normalen Funktionierens des Reaktionsapparates, es notwendig machen, daß unter Bedingungen, unter denen der Durchsschnittsmensch im Umkreis des rechtlich Erlaubten bleibt, seine Reaktionen in die Rechte der Mitmenschen schädigend eingreifen?

Der Gewohnheitsverbrecher wird so für den psychologisierenden Zeitgenossen Lombroso's eine Naturerscheinung, die biologisch betrachtet werden muß. Er beobachtet die Anomalien am Schädel, die Analgesien und Anästhesien, die abnormen Sehnenreflexe und Gefäßreaktionen und findet so einen anthropologischen Typus, der am einfachsten durch Atavismus erklärt werden kann und in naher Beziehung zur Epilepsie steht. Bei solchem abnormen Naturgebilde kann auch trotz normalen Funktionierens keine Reaktion eintreten, an die wir den vollen sittlichen Maßstab legen können. Der Gewohnheitsverbrecher reiht sich damit einfach all den übrigen Organismen an, welche von der Natur so eingerichtet sind, daß sie bei normalem Funktionieren andere Lebewesen zerstören. Wer wird die Droseraceen tadeln, die mit ihrem Secret und ihren Tentakeln jedes Insekt töten, das auf die Blätter gerät, und wer die mörderischen Bazillen vom sittlichen Standpunkt beurteilen? Und in der Tierwelt sind, wie die Criminologie gezeigt hat, gar zweiundzwanzig verschiedene Ursachen bekannt, die dahin führen, daß ein Tier ein anderes tötet. Gegen den tierähnlichen Gewohnheitsverbrecher richtet sich die Strafe als sittliche Sühne also nicht; da kann nur noch von der Strafe als Sicherheitsmaßregel die Rede sein.

Aber derselbe Gedankengang führt noch viel weiter. Der Gelegenheitsverbrecher ist ja sicherlich keine atavistische Spielart; seine Anlage mag dem Durchschnitt näher stehen und die hemmenden sittlichen Vorstellungen oder die Bahnungen zur sittlichen Reaktion mögen bei ihm nur weniger entwickelt und geübt worden sein als bei seinem glücklicheren Nachbar. Aber ist er selber denn dafür zu tadeln? Jene Einübungen und Gewöhnungen waren die Wirkungen seiner Umgebung; das schlechte Vorbild und die mangelhafte Erziehung, unhygienische Lebensbedingungen und vererbte oder angesteckte Krankheiten führten ihn dahin, daß er dem verbrecherischen Impuls keine Widerstandskraft entgegensetzen konnte. Wohl mag er durch eigene Wahl sich schlechter Gesellschaft, dem Müßiggang und dem Alkohol, hingegeben haben und so den Impuls gesteigert

und die Widerstandskraft geschwächt haben, aber daß er gerade das zerrüttende Leben und die infizierende Umgebung auswählte und vorzog, das muß doch selbst wieder die Wirkung von Anlagen sein, die er ererbt hat, und von Eindrücken und Einflüssen, die er zunächst nicht selber gesucht hat. Die Schuld für seine Handlung ist damit auf die Eltern und Ahnen, auf die Erzieher und die Gemeinde abgeschoben, und da für jeden einzigen dieser Faktoren nun auch wieder dieselben Entlastungsgründe wirksam sind, so liegt die Schuld weiter und weiter in der Kausalreihe zurück und bleibt schließlich auf der ursprünglichen Konstitution des Universums ruhen. Wenn wir den Verbrecher psychologisierend betrachten, giebt es somit nur zwei konsequente Möglichkeiten. Entweder wir berauben die Strafe jeder sittlichen Bedeutung und machen aus ihr nur ein praktisches Abschreckungs- und Sicherungsmittel, was dem sittlichen Gefühl des urteilenden Richters aufs tiefste widerspricht. Oder wir lassen der Strafe ihren sittlichen Sinn als Sühne für die Schuld und dann verlieren wir das Recht, die Strafe jemals anzuwenden, da, wie wir sahen, alle die Gewohnheits- und die Gelegenheitsverbrecher nur so handeln, wie sie notwendig handeln müssen. Für den praktischen Richter, der sich im Gerichtssaal als Organ des öffentlichen sittlichen Bewußtseins fühlt, sind beide Möglichkeiten in gleicher Weise unannehmbar.

Der ganze Fehler lag in der Voraussetzung. Für den Soziologen ist der Verbrecher in der That solch psychologisches und psychophysisches Objekt; für den praktischen Richter dagegen kommt der zurechnungsfähige Verbrecher niemals als ein Objekt, sondern stets nur als wollendes Subjekt in Frage. Für den Soziologen ist der Richter, der dem Verbrecher gegenüber steht, selbst nur ein psychophysischer Mechanismus und sein sittliches Gefühl ein Prozeß zum Schutz der Gesellschaft und seine Mission ein Produkt der biologischen Arbeitsteilung. Die Auffassung des einen Gliedes bedingt da die Auffassung des anderen; ist der Gesellschaftsstörer ein unfreier Automat, so kann sein Gegenglied, der Gesellschaftshüter, auch nur ein Mechanismus sein, in dem nicht etwa sittlicher Wille teleologisch wirksam ist, sondern nur ein psychologischer Bewußtseinsinhalt gesetzmäßig abläuft. Wird dagegen der Richter wirklich als der sittlich Wollende anerkannt, als den er sich während des Rechtsspruches selber fühlt, so kann sein Gegenglied, der Verbrecher, auch nur in seiner subjektivistischen Wirklichkeit, als Wollender, betrachtet werden. Die Zurechnungsfähigkeit und freie Willens-

bestimmung bedeutet dann eben etwas ganz anderes als nur normalen Ablauf der psychischen Funktionen; sie bedeutet vielmehr, daß der Verbrecher überhaupt nicht als Objekt mit objektiven Funktionen, sondern schlechthin als Subjekt gedacht werden soll, für das dann die objektivierenden Kategorien der Kausalbetrachtung, und somit alle soziologische Criminologie, prinzipiell unanwendbar sind. Der Verbrecher hatte seine freie Willensbestimmung, heißt dann einfach, daß er diejenige Betrachtungsweise und Stellungnahme fordert, bei der die kausale Betrachtung seiner Willenshandlung prinzipiell ausgeschlossen ist, weil sie keinen Anhaltspunkt und keinen Sinn hat. Der Verbrecher ist unzurechnungsfähig, besagt dann, daß wir ihn nicht als Subjekt, sondern nur als psychisches und physisches Objekt betrachten sollen. Nur also wenn der Richter nichts zu richten hat, kann seine Psychologie ihm helfen; dem zurechnungsfähigen Verbrecher gegenüber ist er niemals psychologisierender Beobachter objektiver Funktionen, sondern wollendes Subjekt, das den freien Willen des Anderen nicht zerlegt und erklärt, wie es der Psychologe thut, sondern versteht und nacherlebt, interpretiert und würdigt und richtet.

3. Psychologie und Pädagogik.

Das Verhältnis des Lehrers zum Schüler ist in seiner innersten Art ebenfalls unverstanden und entstellt, solange es objektivierend und sozialpsychologisch gedeutet wird und wer im Bannkreis solcher Auffassung dem Lehrer den Rat giebt, seine pädagogischen Maßnahmen auf Psychologie statt auf Logik, Ethik und Ästhetik zu stützen, dient nicht den besten Interessen der aufwachsenden Generation. Für die Beziehung der Pädagogik zur Psychologie kommen nun freilich sehr verschiedene Faktoren ins Spiel. Wir haben da zunächst das theoretische Studium der Kinderseele, das in den pädagogischen Erörterungen oft so völlig mit pädagogischer Verwendung der Psychologie durcheinander gemischt wird, daß es scheint, als wenn jeder, der die Psychologie des Kindheitsalters als Wissenschaft anerkennt, damit auch die psychologisierende Umgestaltung des Unterrichtes und der Erziehung gutheißt. Die Kinderpsychologie ist zweifellos ein wertvoller Teil der allgemeinen Psychologie und zwar in doppeltem Sinne: einmal als Hilfsmittel entwickelungsgeschichtlicher Untersuchung der entwickelten Psyche

und zweitens als Bestandteil der allseitigen Untersuchung des Kinderlebens. Im ersten Fall ist sie koordiniert mit Tierpsychologie, ethnologischer Psychologie und anderen Formen der komparativen Seelenforschung und zwar mit einer spezifischen Aufgabe, die sich zu der der allgemeinen Psychologie wie die Embryologie zur Anatomie verhält. Im zweiten Falle wird sie sich der Kinderphysiologie, Kinderpathologie, Kinderbiographie und anderen Untersuchungen der Kinderwelt, objektivierender und subjektivierender Art, anschließen. Aber gleichviel, ob die Erforschung des unentwickelten psychischen Mechanismus mehr im Dienste der komparativen oder mehr im Dienste der pädologischen Wissenschaft erfolgt, stets ist sie mit anderen Aufgaben theoretischer Wissenschaft gleichberechtigt; sie bedarf keiner Entschuldigung durch den Hinweis auf die pädagogische Nützlichkeit, die eben nicht so über allen Zweifel erhaben ist.

Die Frage, wie weit die Aufgaben dieser jüngsten psychologischen Disziplin schon erfüllt sind, ja, wie weit die bisherigen Versuche sie zu erfüllen, überhaupt befriedigend ausgefallen sind, ist davon natürlich unabhängig; die logische Stellung der Aufgabe bleibt davon unberührt. Daß die Litteratur auf jenem Gebiete bisher zu oft die übelsten Anzeichen eines unwissenschaftlichen Dilettantismus zeigte und die systematische Forschung da nur langsam vordringen kann, ist durch die Verhältnisse, unter denen das normale Kind aufwächst, leicht erklärt. Ob diejenigen auf dem rechten Wege sind, die Lehrer und Mütter mit auszufüllenden Fragebogen versorgen, ob es besser ist, psychophysische Experimente an allen Kindern bestimmter Schulklassen anzustellen, oder ein einzelnes Kind in allen Stadien der Entwickelung mit exakten Experimenten zu untersuchen und ob bei alledem der zu erhoffende Gewinn für die Wissenschaft die vielleicht möglichen Schäden in anderen Beziehungen genugsam überwiegt, das muß die Zukunft entscheiden. Heute haben wir sicherlich die allerersten Anfänge der Kinderpsychologie vor uns und die großen Dienste, die sie vielleicht für das genetische Verständnis der Raum- und Zeitanschauung, der Gemütsbewegungen und Willensakte, der Hemmungen und Persönlichkeitsgefühle, der Sprache und der logischen Funktionen wird leisten können, sind heute sicherlich noch nicht geleistet. Ein großer Teil andererseits von dem, was die Kinderpsychologie unter ihrem eigenen Namen zusammengetragen hat, ist überhaupt nicht psychologisches, sondern kulturhistorisches Material, das in interessanter Weise die Verhältnisse beleuchtet, unter denen

in verschiedenen Gegenden und in verschiedenen Klassen unsere Kinder heute aufwachsen, aber solche statistischen Untersuchungen, etwa über die Vorstellungen, welche Kinder von bestimmtem Alter durch äußere Erfahrungen angesammelt haben, gewähren keinen Einblick in die Natur des psychischen Mechanismus und sind nicht wirklich Psychologie.

Für uns entscheidend ist nun aber nicht die Frage, wie weit die Kinderpsychologie es heute schon gebracht hat, sondern wie weit von ihr Hülfe für die Funktion des Lehrers im Klassenzimmer zu hoffen ist. Ja, wir werden von dem zufälligen gegenwärtigen Stande der Kinderseelenkunde um so leichter abstrahieren können, als es garnicht einzusehen ist, warum, wenn Psychologie überhaupt dem Lehrer nützt, er erst auf die Spezialpsychologie des Kindesalters warten soll, da die allgemeinen Grundformen des Seelenlebens doch jedenfalls für alle Stadien der Entwickelung gelten. Aber selbst wenn wir die praktische Frage sauber von der theoretischen Aufgabe der Kinderpsychologie trennen, so haben wir uns unser Problem doch noch nicht genügend isoliert, denn die landläufigen Diskussionen lassen meisthin zwei pädagogische Probleme zusammenfließen: die Frage, wie weit der Lehrer Psychologie anwenden soll, wird zu wenig getrennt von der anderen Frage, wie weit die Psychologie der wissenschaftlichen Pädagogik nützlich werden kann. Die wissenschaftliche Pädagogik wird sich einerseits mit dem Erziehungsplan, andererseits mit den Erziehungsmethoden befassen; in beiden Gebieten hat man zeitweilig die Verwendbarkeit der Psychologie überschätzt, aber in beiden Gebieten hat man sicherlich in gewissen Grenzen guten Gebrauch für psychologische Gesetze.

Die Ausarbeitung des allgemeinen Erziehungsplanes, also die Auswahl des Lehrstoffs, die Verteilung desselben über die Periode vom ersten Lebensjahr bis zum Abschluß der Lehrjahre, die Einrichtung und Verwaltung der Schulen und derlei kann sicherlich in sehr natürlicher Weise unter soziologische Gesichtspunkte gebracht werden und die psychologische Einsicht in das Wachstum der geistigen Kräfte, in den Zusammenhang der geistigen Fortschritte, in die psychophysiologischen Bedürfnisse des jugendlichen Organismus und anderes wird da von großem Werte sein. Die Überschätzung der Psychologie fängt dabei erst dann an, wenn der Pädagoge glaubt, daß die Psychologie irgend etwas suggerieren kann, ehe die zu erreichenden Ziele festgestellt sind oder daß die Psychologie selbst über die Erziehungsziele entscheiden kann. Die psychologischen

Erkenntnisse können immer nur die Hülfsmittel auswählen helfen, durch die eine vorgeschriebene Aufgabe am sichersten gelöst wird, nicht aber vorschreiben, welche Aufgabe wir uns setzen wollen. Es giebt keine pädagogische „Reformidee" und keine erzieherische Thorheit, der sich nicht die psychologischen Thatsachen irgendwie anpassen lassen, aber wir verdrehen den Sachverhalt, wenn wir deshalb glauben machen, daß die psychologischen Prozesse selbst das Endergebnis fordern, für das sie verwandt werden können.

Die psychologischen Prozesse sind weder gut noch schlecht, wir sollten sie nicht einmal als hoch oder niedrig bezeichnen; das einzige Werturteil, das dem Psychologen zusteht, bezieht sich darauf, ob sie psychologisch leicht oder schwer verständlich sind. Durch eine nahe liegende Verschiebung der Werte erscheint dann aber leicht das besser Erklärbare als das an sich Bessere und pädagogisch Empfehlenswertere, während thatsächlich die Aufgaben des Erziehungsplanes und der Schulen nur aus historischen, ethischen und sozialen Gesichtspunkten bestimmt werden sollten. Der Psychologe beispielsweise mag den Mechanismus der natürlichen Neigungen klar legen und zeigen, wie er den Apperzeptionen dienstbar gemacht werden kann; er hat aber keine Macht, zu entscheiden, welche Interessen wertvoll und welche schädlich sind, welche durch die Erziehung bestärkt und welche unterdrückt werden sollen, wie weit es überhaupt wünschenswert ist, den natürlichen Anlagen und Instinkten in der Erziehung zu folgen und wie weit neue Interessenkreise herausgebildet werden sollen. Nur weil gar so leicht psychologische Thatsachen ethisch abgestempelt werden, kommt die theoretische Pädagogik oft zu so unhistorischen Vorschlägen; da müßte dann bald die Kindergartenmethode und bald die Universitätsmethode das ganze Schulwesen erobern und bald sind es die Naturwissenschaften, bald die Sprachen, bald die Mathematik und bald der Handfertigkeitsunterricht, auf welche die psychologische Pädagogik mit einseitiger Vorliebe hinweist, anstatt einzusehen, daß dabei alles von stillschweigenden Zielsetzungen abhängt, auf die der Psychologe keinen Einfluß haben darf.

Aber auch bei der Ausarbeitung der pädagogischen Methoden kann die Psychologie sicherlich gewisse Dienste leisten. Die Pädagogik will dem Lehrer Anregungen und Winke, selbst Vorschriften geben, wie der wünschenswerte Einfluß auf den Schüler ausgeübt werden soll; die Schulbücher und sonstigen Hülfsmittel des Unterrichts werden den fortschreitenden Erkenntnissen solcher Pädagogik

angepaßt und die praktische Unterweisung des Lehrers geht darauf aus, ihm pädagogisch legitimierte Methoden des Unterrichtes anzugewöhnen. Daß da die Ergebnisse der Psychologie nicht unberücksichtigt gelassen werden dürfen, liegt auf der Hand. Die psychologische Einsicht in die Natur der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, der Apperzeption, der Phantasie, der Gefühle, ja, jeder einzigen geistigen Funktion wird da die pädagogische Entscheidung vertiefen und vom Sprechenlernen in der Kinderstube und Buchstabierenlernen in der Schulstube bis hinauf zu den Problemen des Universitätsunterrichtes der wissenschaftlichen Pädagogik wertvolle Hülfe leisten. Freilich scheint auch hier die Überschätzung nahe zu liegen und zwar ganz besonders bezüglich der modernen Richtungen in der Psychologie. Die Pädagogen, die enttäuscht von HERBART zurückkommen, erwarten geradezu mit Ungeduld, daß nun die neuesten Entdeckungen der experimentellen Laboratoriumspsychologie und der psychophysiologischen Forschung nutzbar gemacht werden. Wer sich nicht durch leere Worte verführen läßt, wird da von vornherein skeptisch zuschauen.

Wir haben Hunderte psychologischer Experimentaluntersuchungen über die Aufmerksamkeit und Gedächtnis, über Association und Apperzeption und alle die anderen Funktionen, die im Unterricht mitspielen, und doch würden wir in Verlegenheit sein, auch nur einige wenige auszusondern, die sich unmittelbar in pädagogische Vorschriften umsetzen ließen und dabei über das hinausgehen, was der gesunde Menschenverstand und pädagogische Erfahrung auch ohne Laboratorien vorher gewußt haben. Und ganz unerfindlich ist, was bei dem gegenwärtigen Stande der Gehirnphysiologie die für den Pädagogen nötige Einsicht in das Seelenleben durch die Kenntnis der begleitenden Gehirnvorgänge gewinnen soll. Physiologische und experimentelle Psychologie müssen mit ihren Spezialuntersuchungen da ganz zurückstehen hinter der allgemeinen empirischen Psychologie mit ihren altmodischen Kategorien und andererseits hinter der rein physiologischen Betrachtung des jugendlichen Organismus. Kommen aber die feineren Thatsachen in Frage, so muß die Pädagogik ihre eigenen Experimente anstellen; sie muß ihr eigenes Brot backen und nicht von den paar Krumen leben, die ihr von der Tafel des Psychologen zufallen. Experimentelle Pädagogik ist durchaus nicht identisch mit pädagogischer Anwendung der experimentellen Psychologie. Der besondere Gesichtskreis des Psychologen macht es sogar von vornherein unwahrscheinlich, daß seine Untersuchungen

fruchtbar sein sollten, um Anleitungen für den Lehrer zu liefern. Aber selbst wenn wir hier den optimistischen Standpunkt einnehmen und der Pädagogik zutrauen, daß sie die Errungenschaften der Psychologie in brauchbare Suggestionen für den Lehrer umarbeiten kann, ist damit etwa bewiesen, daß der Lehrer im Klassenzimmer, die Kindergärtnerin oder der Universitätsdozent selbst den Psychologen spielen soll und selbst eine psychologische Analyse des Schülers seinen Bemühungen zu Grunde legen soll? Gerade das war unser ursprüngliches Problem und erst jetzt haben wir alles ausgeschieden, was gemeinhin sich mit unserem Problem vermischt. Erst jetzt kann es daher nicht mißverstanden werden, wenn wir behaupten, daß der einzelne Lehrer als solcher ebensowenig mit Psychologie zu thun hat wie der Richter. Das ist nicht Widerspruch gegen Kinderpsychologie oder gegen Ausnutzung der allgemeinen Psychologie für die wissenschaftliche Pädagogik, sondern es begrenzt die Ablehnung auf die praktische Anwendung der Psychologie im lebendigen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler.

Der Lehrer mag von der Pädagogik fertige Suggestionen und Vorschriften herübernehmen, die auf Psychologie im letzten Grunde gestützt sind, aber er kann und er soll nicht diese Umsetzung von Psychologie in Pädagogik selber versuchen. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Lehrer als ein gebildeter Mensch sich genügend Psychologie aneignen mag, um die Vorschriften der Pädagogik nicht mechanisch hinnehmen zu müssen, sondern auch ihre Begründung zu verfolgen. Steht er aber dem Schüler gegenüber, so darf auch die wohldurchschaute Vorschrift nur als Impuls und Instinkt wirksam sein und das psychologische Geschehen als solches ist dann nicht mehr in Frage. Wir sagten, es kann nicht und es soll nicht anders sein; wir müssen aber das Können und das Sollen trennen. Was zunächst das Können betrifft, so ist der Lehrer vollkommen außer stande, im einzelnen konkreten Falle psychologisch zu berechnen, was geschehen muß. Erstens hat er im Augenblick der Entscheidung die Gesamtheit der psychologischen Gesetze nicht so zu seiner Verfügung wie der theoretische Pädagoge, der die verschiedensten Faktoren sorgsam gegen einander abwägen kann; herausgerissene vereinzelte psychologische Phänomene könnten andererseits nur in die Irre führen. Zweitens begnügt sich ja selbst der Pädagoge mit allgemeinen Suggestionen, die sich beim Lehrer in allgemeine Unterrichtstendenzen umsetzen mögen; zu einer Spezialisierung der Vorschriften fehlt es dem Pädagogen und selbstverständlich sehr viel

mehr dem Lehrer beim gegenwärtigen Stande der Wissenschaft an zureichendem psychologischem Material. Drittens aber hat er vor allem gar keine Grundlage für den rechnerischen Ansatz, denn er kennt den Schüler garnicht vom psychologischen Standpunkt; das Objekt, auf welches die psychologischen Gesetze bezogen werden könnten, müßte nämlich zunächst dafür in einer Weise analysiert werden, für die dem Lehrer im Klassenzimmer jede Möglichkeit fehlt. Man hat ja auch derlei vorgeschlagen; die Unterschiedsschwellenwerte und die Reaktionszeit des Schülers, seine Assoziationstendenzen und seine motorischen Innervationen sollten geprüft werden und zweifellos würde, wenn das Problem wirklich ein psychologisches wäre, eine solche Prüfung auf dem richtigen Wege liegen. Aber wer mit der psychologischen Laboratoriumstechnik vertraut ist, weiß, daß solche Untersuchungen nur dann wissenschaftlich wertvoll sein können, wenn die verwandte Zeit und Methode weit über die Möglichkeiten der Schule und der Lehrerschaft hinausgehen, und selbst wenn sie aufs vollendetste durchgeführt wären, würden sie weit hinter dem zurück bleiben, was unerläßlich nötig wäre, um wirklich den psychologischen Effekt aus der bestimmten Einwirkung auf das bestimmte Individuum psychologisch vorherzusagen.

Aber selbst wenn alle diese Unmöglichkeiten beseitigt wären, der Lehrer den richtigen Ansatz und die zuverlässige Berechnung wirklich durchführen könnte, so würde er es doch nicht thun *sollen*, denn der Verlust wäre größer als der Gewinn. Wir können uns nicht gleichzeitig in antagonistischen Akten der Stellungnahme üben und vervollkommnen; die Gewöhnung an den einen muß die Tendenz zum anderen notwendig unterdrücken. Die Tendenz, den Schüler, wie es der Soziologe thut, als ein psychologisches Phänomen aufzufassen, ist nun aber in der That antagonistisch zu der anderen Tendenz, den Schüler als ein bewertendes Subjekt anzuerkennen, und nur in dieser letzteren Stellungnahme können sich die wertvollsten Funktionen der Lehrthätigkeit entwickeln. Der Schüler ist dem Erzieher ein einheitliches *Subjekt* und nicht ein Bündel psychischer Elemente, und Takt und Sympathie, Interesse und Geduld, in denen sich das unmittelbare Verhältnis von Wollendem zu Wollendem bekundet, sind wertvoller für den Unterricht als die geschicktesten Berechnungen, die sich auf psychologische Konstruktionen beziehen. Vor allem kann nur aus der subjektivierenden Stellungnahme im Lehrer selbst ein logisches, ethisches und ästhetisches Interesse an den Aufgaben des Unterrichtes entstehen; die objekti-

vierende Auffassung dagegen muß dieses Interesse schlechthin vernichten. Sowie der Richter bei einer sittlichen Auffassung der Strafe den Schuldigen subjektivierend auffassen oder aber ihn ungestraft lassen muß, so muß der Lehrer, wenn er an dem Lehrgegenstand Interesse behalten soll, im Schüler die bewertende Persönlichkeit achten oder auf den Unterricht verzichten. Sobald er den Schüler psychophysisch denkt, so mag ihn freilich das andere Problem interessieren, wie man am sichersten und schnellsten gewisse Vorstellungs- und Reaktionsweisen jenem psychologischen Mechanismus aufzwingt, aber der Lernstoff ist damit zu einem toten Reizsystem geworden, das nur als Mittel für gewisse Wirkungen in Frage kommt, nicht als ein System lebendiger Werte, die mit einem anderen Subjekt geteilt werden sollen. Der Lehrer kann sich nicht für Wahres und Großes und Schönes begeistern, wenn er es nicht verstehenden Subjekten mitteilt, sondern es nur perzipierbaren Objekten einprägt, und wie der psychologisierende Richter den Glauben an den sittlichen Wert der Strafe abschütteln muß, so muß der psychologisierende Lehrer völlig davon abstrahieren, daß es das Wahre und Gute sei, was er da lehrt. Die Strafe wird zum Abschreckungsmittel, der Unterricht wird zum Ausrüstungsmittel, aber die tieferen Lebenswerte sind zerstört. Und weil die beiden Arten der Stellungnahme so antagonistisch sind, müssen wir uns für eine von beiden entscheiden und können dann nicht zweifelhaft sein, daß die Jugend mehr gewinnt, wenn der Lehrer auch weiterhin in dem Glauben an Werte und Ideale wirkt, als wenn er den Lehrstoff zu einem mechanischen Faktor in der psychophysischen Berechnung erniedrigt, kurz wenn er den Schüler als Subjekt und nicht als Objekt betrachtet.

Das findet selbstverständlich seine Grenze dort, wo hygienische und pathologische Erscheinungen in Frage kommen. Defekte der Sinneswahrnehmungen, geistige Abnormitäten, neurasthenische Zustände, Ermüdung und Erschöpfung, alles das erfordert natürlich die objektivierende Betrachtung, aber das geht streng genommen nur den Schularzt, nicht den Lehrer an, wenn dieser auch gemeinhin die Funktionen jenes mit übernehmen muß. Es ist daher kein Zufall, daß auch die wärmsten Verteidiger der Schulpsychologie, sobald sie konkrete Beispiele vorbringen wollen, immer wieder nur die Fragen der Ermüdung und der Sinnesdefekte heranziehen, die überhaupt nichts mit dem geistigen Wesen des Unterrichtes, sondern nur mit der Schulhygiene zu thun haben.

Wir haben uns ausführlich mit dem Verhalten des Lehrers und Richters beschäftigt und doch sind beides nur typische Beispiele für die zahllosen sozialen Verhältnisse, in denen Seele auf Seele wirkt. Nichts anderes gilt für den Politiker, den Staatsmann oder den Prediger, nichts anderes für die tägliche Geselligkeit, für Freundschaft und Familienleben. In jeder Situation mögen die Verhältnisse es uns aufzwingen, den anderen schlechthin nur als ein Objekt und somit nur als ein Mittel zu anderen Zwecken, nicht als Selbstzweck zu betrachten, und nur die Psychologie darf dann unsere Schritte lenken. Solange wir aber den Freund oder Gegner, den Kunden oder den Mitbürger, den Belehrung Suchenden oder den Trost Suchenden als wollende Persönlichkeit anerkennen, liegt seine geistige Wirklichkeit in einer Sphäre, für welche die Kategorien der zerlegenden und erklärenden Psychologie grundsätzlich keinen Sinn besitzen.

Vergleiche:

A. Baer, Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung. Leipzig 1893.
E. Blum, La pédologie. L'année psychologique. 1898.
O. Chrisman, Paidologie. Jena 1896. (Bibl.)
A. Delbrück, Gerichtliche Psychopathologie. Leipzig 1897.
M. Dessoir, Seelenkunst und Psychognosis. Archiv für systematische Philosophie. 1897.
H. H. Donaldson, The growth of the brain. London 1895.
P. R. Dürselen, Homiletik und Psychologie. Berlin 1897.
H. Ebbinghaus, Über eine neue Methode u. s. w. Zeitschrift für Psychologie. 1897.
H. Ferri, La sociologie criminelle. Paris 1893. (Bibl.)
M. de Fleury, L'âme du criminel. Paris 1898.
C. M. Giessler, Die Gemütsbewegungen und ihre Beherrschung. Leipzig 1900.
H. Gross, Kriminalpsychologie. Graz 1898. (Bibl.)
Stanley Hall, Pedagogical Seminary. Worcester.
Hamon, Déterminisme et responsibilité. Paris 1898.
W. T. Harris, Psychologic Foundations of Education. New-York 1898.
M. Jahn, Psychologie als Grundwissenschaft der Pädagogik. Leipzig 1897.
William James, Talks to Teachers. New-York 1899.
Ferd. Kemsies, Zeitschrift für pädagogische Psychologie. Berlin 1899.
Krafft-Ebing, Kriminalpsychologie. Stuttgart 1882.
W. A. Lay, Führer durch den Rechtschreibunterricht. Karlsruhe 1897.
F. v. Liszt, Die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit. III. Psychologischer Kongreß. München 1897.
Cesare Lombroso, L'uomo delinquente. Milano 1876.
Cesare Lombroso, Genio e follia. Torino 1882.
A. Mac Donald, Abnormal Man. Washington 1893. (Bibl.)
A. Mac Donald, Experimental Study of Children. Washington 1899. (Bibl.)

C. L. Morgan, Psychology for Teachers. London 1894.
N. Oppenheim, Development of the Child. New-York 1898.
B. Pérez, Les trois premières années de l'enfant. Paris 1894.
W. Preyer, Die Seele des Kindes. Leipzig 1900.
J. Royce, The new psychology and the consulting psychologist. Forum 1898.
H. Schiller und Th. Ziehen, Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie. Berlin 1897 ff.
Walther Smith, Methods of Knowledge. New-York 1899.
H. Spitta, Die Willensbestimmungen. Tübingen 1881.
J. Sully, Studies of Childhood. London 1896.
G. Tarde, La criminalité comparée. Paris 1886.
Ludw. Träger, Wille, Determinismus, Strafe. Berlin 1895.

Zweite Abteilung.

Die psychischen Objekte.

Sechstes Kapitel.

Die Beziehung zum Bewußtsein.

1. Das Bewußtseinssubjekt.

Die Aufgabe der Psychologie ist es, die psychischen Objekte zu beschreiben und zu erklären; sie muß zu diesem Zweck die Bestandteile des Psychischen aufsuchen und ihren Zusammenhang darlegen. Diese Arbeit der speziellen Psychologie ist nun von der allgemeinen Psychologie vorzubereiten, indem die letztere von allgemeinen Gesichtspunkten aus prüft, in welchem Sinne von Bestandteilen und von Zusammenhang gesprochen werden kann. Aber dieser Frage, mit der sich unsere späteren Erörterungen ausführlich beschäftigen, muß die noch allgemeinere vorausgehen, durch welche Merkmale der psychische Gegenstand charakterisiert ist. In den Vordergrund tritt dabei die Untersuchung, in welcher Beziehung das Psychische zum Bewußtsein steht, wie weit es unter den Gesichtspunkt der Quantität und Qualität fällt, in welchem Sinne daneben noch andere Richtungen der Veränderung für das psychische Objekt in Frage kommen, und wie es sich zu Raum und Zeit verhält. Erst dann können wir weiter fragen, in welcher Weise das psychische Objekt beschreibbar und zerlegbar ist.

Alle diese Probleme sind aber für die allgemeine Psychologie nicht Aufgaben der empirischen Beobachtung, sondern Aufgaben der

Wissenschaftslehre. Die Frage ist nicht, wie die Natur des Psychischen thatsächlich beschaffen ist, sondern wie sie gedacht werden muß, damit die psychologischen Aufgaben erfüllbar werden, und die Lösungen werden somit für jede empirische Untersuchung schon zu Voraussetzungen. Es kann nicht Aufgabe der Psychologie sein, zu untersuchen, ob Psychologie überhaupt existieren soll. Die Bedingungen, unter denen allein eine Wissenschaft vom Psychischen aus erkenntnistheoretischen Gründen möglich ist, sind somit für diese Wissenschaft schon Postulate, deren Berechtigung sie nicht selbst noch prüft, sondern die sie an das gesamte erfahrbare Material heranträgt.

Der Gegenstand der Psychologie gewann logisch seine Existenz dadurch, daß die Wirklichkeit objektiviert wurde, die Bewertungsobjekte des aktuellen Ichs vom Subjekt also losgelöst und die Aktualität selbst in erfahrbare Vorgänge umgesetzt wurde; innerhalb dieser objektivierten Welt sonderten sich Naturwissenschaft und Psychologie derart, daß die letztere es nur mit den Objekten zu thun hat, welche lediglich für einen Subjektakt bestehen. Jene Loslösung wie diese Sonderung hatten wir als logisch zweckmäßig anerkannt und somit das Psychische, wenn es diesen Bedingungen entspricht, zwar als ein Nichtwirkliches, wohl aber als ein für die Wissenschaft Vorhandenes festgestellt. Die Natur des Psychischen muß somit in steter Beziehung auf die grundlegende Definition bestimmt werden und alles, was aus derselben notwendig folgt, muß als positive oder negative Eigenschaft des Psychischen vorausgesetzt werden.

Die allgemeinste Bedingung, unter der das Psychische steht, ist hiernach, daß es nur einem erfahrbar ist und daß es als Objekt zum Subjekt in der Beziehung bloßer Erfahrbarkeit steht; es unterscheidet sich dadurch vom Physischen, das mehreren erfahrbar ist und vom Wirklichen, das entweder Subjektsfunktion ist oder als Objekt zum Subjekt im Verhältnis der Bewertbarkeit steht. Wir drückten es auch so aus, daß das Psychische dem individuellen vorfindenden Bewußtsein, das Physische dem vorfindenden Bewußtsein überhaupt und das Wirkliche dem aktuellen Subjekt zugehört. Dieses Verhältnis des Psychischen zum individuellen vorfindenden Bewußtsein muß nun völlig klar erleuchtet sein, ehe wir uns anderen Seiten seiner Natur zuwenden können.

Das psychologische Bewußtsein ordnet sich dem allgemeinen Begriffe des Subjekts unter und da mannigfaltige Subjektsbegriffe

gedacht und von diesem bestimmten unterschieden werden können, so dürfen wir uns nicht mit der üblichen Auskunft zufrieden stellen, daß das Bewußtsein als das Allumfassende nicht selbst noch definiert werden kann. Nur wenn das psychologische Bewußtsein mit dem aktuellen der wirklichen Persönlichkeit und mit dem Bewußtsein überhaupt zusammenfließt, wird es zur allgemeinen Bedingung aller Wirklichkeit. Für uns kommt es in sehr viel engerem Sinn in Frage, da wir eine ganze Skala von Subjekten und entsprechenden Objekten anerkannten. Subjekt war uns erstens das bewertende individuelle Ich, als Objekt stand ihm die Welt wirklich erlebter Motive und Zwecke und Mittel gegenüber; wir unterschieden davon zweitens das bewertende Subjekt überhaupt, dem die Welt überindividueller Werte Objekt ist. Unter dem Gesichtspunkt der beschreibenden Wissenschaft erscheint das individuelle Ich dagegen als die psychophysische Persönlichkeit, welche in verschiedener Weise umgrenzt der Wissenschaft drei weitere Subjektauffassungen darbietet. Das Ich ist der gesamte körperlich-seelische Organismus und die Epidermis wird zur Grenze zwischen Ich und Nichtich; diesem Subjekt steht das außerkörperliche Universum als Objekt gegenüber. Wird an Stelle des gesamten Organismus nur das Nervensystem oder nur das Gehirn oder nur die Großhirnrinde samt den zugehörigen psychischen Vorgängen zum Subjekt gemacht, so ist prinzipiell nichts dadurch verändert. Dagegen wird ein Neues gewonnen, wenn diese empirische Persönlichkeit auf die Gesamtheit der psychischen Vorgänge reduziert wird und alles Physische einschließlich des Gehirns zum Nichtich gerechnet wird. Wichtig ist uns dabei vor allem, daß dieser Standpunkt niemals von der Wirklichkeit des aktuellen Subjekts aus, sondern immer nur von der psychophysischen Persönlichkeit aus zu erreichen ist. Schließlich läßt sich der Kreis der psychischen Vorgänge aber auch dahin verengern, daß nur die psychologisierten Willensvorgänge das Subjekt ausmachen, die Vorstellungen aber zum Objekt gerechnet werden. Die ersten zwei Subjektsbegriffe gingen von der wirklichen Aktualität, die drei letzten von dem vorfindbaren Erfahrungsmaterial aus, in allen fünf Fällen aber war das Wechselverhältnis von Subjekt und Objekt durch eine variable Funktion charakterisiert; das Ich konnte dem Nichtich gegenüber Stellung nehmen und Einfluß ausüben.

Gerade diese Variationsmöglichkeit der Beziehung ist nun durch die logische Entwickelung der Begriffe von vornherein vollkommen ausgeschlossen für die beiden Subjekte, die uns noch übrig bleiben:

das individuelle und das überindividuelle vorfindende Bewußtsein. Von der vorfindbaren Objektwelt aus können wir nicht zu ihnen hinzugelangen. Die physische Körperwelt kann uns nicht veranlassen, das bloße Sein vom seienden Körper abzuspalten und dieses Sein als Subjekt dann der Körperwelt als Objekt gegenüberzustellen; vom Standpunkt der Physik kann das vorfindende Bewußtsein überhaupt aber in der That nichts anderes sein, als das zum Subjekt erhobene Sein, denn die Körperwelt „gegeben“ sein muß, um zu existieren. In gleicher Weise können die als Teil der psychophysischen Persönlichkeit vorgefundenen psychischen Vorgänge uns niemals antreiben, die ihnen gemeinsame Seinsart begrifflich abzulösen und als ein Subjekt zu denken, dem die seienden psychischen Vorstellungen Objekt sind. Das Sein der psychischen und der physischen Dinge, also das Bewußtsein und das Natursein, wird erst dann zum Subjekt, wenn wir von der aktuellen Wirklichkeit ausgehen und Bewußtsein als das individuelle, Natursein als das überindividuelle vorfindende Subjekt dadurch gewinnen, daß wir das bewertende Ich aller Aktualität berauben. Würde das Objekt dadurch mitteilbar und bestimmbar, wie Physik und Psychologie es erstreben, so büßte das Subjekt dadurch völlig den Persönlichkeitscharakter ein und sein Verhältnis zum Objekt wird zur unveränderlichen Beziehung des reinen Vorfindens herabgedrückt. Es bleibt somit eine lediglich formale Zugehörigkeit des Objektes zum Subjekt und das vorfindende Bewußtsein wird dadurch zum logischen Beziehungszentrum. Benutzen wir im bildlichen Ausdruck solche Bezeichnungen, welche den Subjektcharakter noch mehr ausschalten und die logische Zugehörigkeit allein festhalten, so können wir vom Bewußtsein und Bewußtseinsinhalt sprechen.

Aus diesem Thatbestand ergiebt sich von vornherein ein Verhältnis, das wir schon früher berühren mußten: das individuelle vorfindende Bewußtsein ist nicht im überindividuellen enthalten, sondern beide schließen einander aus. Das individuelle bewertende Bewußtsein wird vom überindividuellen [illegible] und getragen; in voller Wirklichkeit ragt das bewertende Bewußtsein überhaupt in das einzelne aktuelle Subjekt [illegible]. Das vorfindende Bewußtsein muß es dagegen ganz [illegible], wenn der Begriff wirklich nur gebildet ist, um das Zugehörigkeitsverhältnis auszudrücken; der Inhalt [illegible] zum einen oder zum anderen Beziehungszentrum, [illegible] zu beiden. Dem individuellen vorfindenden Be-

wußtsein sollten logisch alle diejenigen existierenden Objekte zugehören, welche im ursprünglichen Wirklichkeitssystem nur für ein aktuelles Subjekt gültig sein können; dem vorfindenden Bewußtsein überhaupt sollte dagegen logisch in der existierenden Welt alles zugehören, das in der aktuellen Welt mehreren Subjekten gemeinsam gegeben sein kann. Das eine aktuelle Subjekt des ersten Falles kann empirisch unter den mehreren Subjekten des zweiten Falles enthalten sein und somit in gleichem Akte Objekte bewerten, die in der objektivierten Welt teils der physischen, teils der psychischen Sphäre zufallen. Ist aber der Begriff des vorfindenden Bewußtseins gebildet und in den individuellen und den überindividuellen zerlegt, so kann jedes einzelne Objekt nur dem einen oder dem anderen logisch zugehören. Das überindividuelle vorfindende Bewußtsein ist von der Wirklichkeit mehrerer aktueller Subjekte abgeleitet, aber ist deshalb nicht einfach eine Mehrheit von vorfindenden individuellen Subjekten. Was dem überindividuellen zugehört, gehört logisch niemals dem individuellen vorfindenden Bewußtsein zu, der physische Gegenstand ist daher niemals Inhalt des psychologischen Bewußtseins. Physik und Psychologie können also niemals dasselbe Objekt zu bearbeiten haben. Gerade die Naturforscher sind heute oft geneigt, es für philosophische Vertiefung zu halten, wenn sie als der Weisheit letzten Schluß die ganze Naturforschung als Psychologie betrachten, insofern die physischen Körper in letzter Instanz dem Bewußtsein als Vorstellungen gegeben sind. Da ist dann das vorfindende Subjekt mit dem aktuellen verwechselt. Das letztere hat Körper und Vorstellung als ein einziges Objekt, das psychologische Subjekt dagegen umfaßt die Vorstellungen, kann aber niemals einen physischen Körper erreichen, da solche stets dem vorfindenden Bewußtsein überhaupt logisch zugehören. Die Psychologie untersucht keinen Körper, wenn sie die Vorstellung von den Körpern analysiert; und die Physik untersucht keine Vorstellung, wenn sie den wahrgenommenen Körper zerlegt; wenn es aber wirklich zu den „letzten Instanzen" kommt, so sind Psychologie und Physik in gleicher Weise außer Frage.

Soll das psychologische Bewußtsein nur ein vorfindendes Subjekt sein, so ergiebt sich des weiteren als selbstverständlich die wichtige Folgerung, daß in dem gesamten psychologischen System lediglich das Objekt, der Bewußtseinsinhalt, veränderlich ist. Das Subjekt ist nur die absolute Voraussetzung für die Existenz des Inhaltes und die Funktion bleibt die des

bloßen Vorfindens oder, wie man es auch genannt hat, der Bewußtheit.

Jeglicher Vorgang, der für die Psychologie überhaupt in Frage kommen soll, muß somit als Veränderung des Bewußtseinsinhaltes aufgefaßt oder umgedeutet werden. Sobald wir statt dessen auch Variationen des Subjektes und seiner Funktionen zur Beschreibung herbeiziehen, so geben wir prinzipiell die Voraussetzungen auf, unter denen die Psychologie notwendig steht; wir lenken dann von ihr ab und der Geisteswissenschaft zu, aber der Gewinn ist ein trügerischer, denn während wir scheinbar durch die Herbeiziehung des variablen aktuellen Subjektes die Beschreibungsmöglichkeiten bereichert haben, finden wir bald, daß wir damit thatsächlich einen Kreis betreten haben, in dem es überhaupt kein Beschreiben, sondern nur ein Verstehen und Bewerten giebt.

Das Postulat, daß die Psychologie jedes geistige Erlebnis in einen Bewußtseinsinhalt umzuwandeln habe, ist somit vollkommen unabhängig von den Theorien über psychophysischen Zusammenhang. Richtig ist es freilich, daß nur dann, wenn diese Umwandlung vollzogen ist, eine konsequente Zuordnung physiologischer Prozesse zu den psychischen möglich ist, da die nicht vorfindbare, nur erlebbare Aktualität des Subjektes jeder psychophysischen Anschauung entzogen ist. Aber hier kommt diese Frage für uns garnicht in Betracht. Die Psychophysik mag ein Nebenergebnis der Objektivierung sein, maßgebende Veranlassung war sie jedenfalls nicht. Wir objektivierten, um das Geistesleben mitteilbar und bestimmbar zu machen und mit der Objektivierung war der Verzicht auf die Aktualitätsfunktion gegeben. Es wäre eine Erschleichung der Ergebnisse, wenn wir diese vorpsychologischen Fragen durch empirische psychophysische Feststellungen beantworten wollten.

2. Verhältnis des Subjektes zum Bewußtseinsinhalt.

Daß es uns unnatürlich erscheint, auch die intimsten Regungen und feinsten Schwebungen des Seelenlebens als Veränderungen im vorgefundenen Bewußtseinsinhalt aufzufassen, ist selbstverständlich; der Standpunkt der Psychologie ist eben ein künstlicher und wirklichkeitsfremder, ohne dadurch an logischem Wert auch nur das geringste einzubüßen. So wie dem naiven Bewußtsein die Farbe an Leuchtkraft, der Ton an Klangfülle zu verlieren scheint, wenn die

Physik sie als Ätherwellen und Luftschwingungen auffaßt, so droht scheinbar das geistige Dasein entwertet zu werden, wenn unser Denken und Wollen als objektiver Bewußtseinsinhalt gedacht wird, dem das psychologische Bewußtseinssubjekt unthätig zuschaut. Immer wieder drängt sich so die Neigung vor, auch das vorfindende Subjekt zur stellungnehmenden Persönlichkeit zu erheben und seine Funktionen zu vervielfachen. Wieder kommen bildliche Ausdrücke dem weit entgegen, vor allem der so nahe liegende Vergleich des Bewußtseins mit dem Auge; der Bewußtseinsinhalt wird dann zum Blickfeld des Bewußtseins und dieses vermag sich in gleicher Mannigfaltigkeit zu bethätigen wie das optische Sinnesorgan, das sich bald dieser bald jener Stelle des Blickfeldes zuwendet, sich schließt oder öffnet, bald unklar und verschwommen, bald durch Akkommodation deutlicher sieht, kurz sich als veränderlicher Faktor erweist. Wollen wir den Bewußtseinsbegriff ernsthaft den Zwecken der Psychologie unterordnen, so können wir das Bewußtsein nur mit einem Auge vergleichen, welches unter Ausschluß variabler Medien starr und unbeweglich dem Blickfeld zugewandt ist, so daß alle Veränderungen im System der Netzhauteindrücke auf Veränderung des Sehfeldinhaltes beruhen müssen. Besser aber dürfte es sein, überhaupt alle Bilder zu vermeiden, welche zur Aktualisierung des psychologischen Subjektes verleiten.

Welche speziellen Veränderungen im Bewußtseinsinhalt vor sich gehen müssen, damit wir von einer Erkenntnis, einer Gemütsbewegung, einer Willenshandlung, einer Aufmerksamkeitszuwendung sprechen können, beschäftigt uns hier nicht; wir haben es hier nur mit dem Postulat und nicht mit seiner Erfüllung zu thun. Daß die Ausführungen der speziellen Psychologie noch vieles in dieser Richtung zu wünschen übrig lassen, ist unverkennbar. Sie hat bisher meist entweder sich an diese Voraussetzungen der Psychologie gehalten, dabei aber nur die Vorstellungen, nicht die Selbststellungen ernsthaft bearbeitet, oder, zwar die Selbststellungen auch beachtet, die Postulate der Objektivierung aber vernachlässigt. In einem Falle umgeht sie die Schwierigkeiten, im anderen Fall löst sie dieselben scheinbar, aber mit unzulässigen Mitteln. Aber selbst für die Erkenntnisvorgänge ist die Bearbeitung im wesentlichen bei den Objektvorstellungen stehen geblieben und die dazwischen liegenden Seeleninhalte sind vernachlässigt. Die Netze der heutigen Psychologie sind vielfach noch zu grob; sie bringen die massigen Gebilde heim, während alles Feinere durch die Maschen zu Boden sinkt und das

Plankton auf der Flut für sie unerreichbar ist. Noch niemand hat erschöpfend den Bewußtseinsinhalt beschrieben, den wir erfahren, wenn wir etwa einen begrifflichen Satz nicht nur hören, sondern verstehen.

Die Schwierigkeiten wachsen, wenn es gilt, den seelischen Inhalt nicht nur zu beschreiben, sondern auch in seiner simultanen und successiven Zusammenordnung zu erklären, und mit den Schwierigkeiten wächst die Versuchung, das psychologische Bewußtsein durch das wirkliche aktuelle Subjekt zu ersetzen. Die Aufgabe scheint so einfach gelöst, wenn der Wille, den wir in der Aktualität unserer wirklichen Persönlichkeit erleben, zur treibenden Kraft des psychologischen Bewußtseinssubjektes gemacht wird und die innere Motivation als psychologische Kausalität anerkannt wird. Die Frage des seelischen Zusammenhanges hat uns später aufs genaueste zu beschäftigen; hier bleiben wir auch nur wieder bei der Forderung stehen, daß das Bewußtsein selbst keine andere Funktion haben darf, als der Inhalte bewußt zu werden, alle bewirkenden Kräfte vom Standpunkt der Psychologie somit im Inhalt und nicht im Subjekt ruhen müssen. Auch die Funktionen der Inhalte selbst können auf andere gleichzeitige oder spätere psychische Gebilde somit nur direkt, nicht durch die Vermittelung des Bewußtseinssubjektes wirken.

Prinzipiell ausgeschlossen muß es daher auch bleiben, das psychologische Bewußtsein in irgend welche Beziehung zum erkenntnistheoretischen Apriorismus zu bringen. Das vorfindende Bewußtsein ist nicht selbst Träger der Formen des Bewußtseinsinhaltes; seiner ganzen Entstehung nach kann das psychologische Subjekt nichts anderes für das Objekt notwendig machen, als daß es vorfindbar ist. Allgemeine Bedingungen für jede mögliche Erfahrung die über die Vorfindbarkeit der Elemente hinausgehen, notwendige Formen, unter denen das Mannigfaltige zusammengefaßt wird, wären unvereinbar mit dem Wesen eines Subjektes, das der Voraussetzung zufolge jeglicher Aktualität beraubt ist. Deshalb gilt aber auch das Gleiche für unser überindividuelles vorfindendes Bewußtsein, das als Natursein dem Naturinhalt gegenübersteht; das vorfindende Bewußtsein überhaupt, das als Subjekt das Sein der Körperwelt ermöglicht, steht somit dem physischen Inhalt ebenfalls einflußlos gegenüber, unvergleichbar mit dem bewertenden Bewußtsein überhaupt, das allein die Nachfolge der transscendentalen Apperzeption antreten könnte. Die mechanische und die psychologische Welt, wie sie sich dem vorfindenden Subjekt darbieten, müssen somit

beide nicht nur die Inhalte, sondern auch die Formen möglicher Inhalte, die Beziehungen, in sich selber tragen.

Der Begriff des Apriori muß deshalb für die Psychologie noch nicht schlechthin bedeutungslos werden. Die Kritik der reinen Vernunft hat freilich ihren Sinn eingebüßt, sobald sie ins Psychologische übersetzt ist; das schließt aber nicht aus, daß auch die Psychologie mit Dispositionen rechnen darf, welche dem wirklichen Bewußtseinsinhalt gegenüber relativ apriorisch sind und die Formen seines Zusammenhanges notwendig bestimmen. Solche Vorstellung wird noch greifbarer, wenn diese Bedingungen jedes möglichen psychologischen Inhaltes als psychophysische Dispositionen gedacht werden. Die physiologische Grundlage solcher konstanten Einstellung ist dann als gattungsmäßige Organisation im Gehirn und seinen sensorischen und motorischen Anhängen gegeben, und da die bleibenden Formen und Zusammenhänge dieses nervösen Apparates die Ordnung der psychologischen Erregungen bestimmen müssen, so werden sich notwendige Formen des Bewußtseinsinhaltes auffinden lassen, welche unabhängig von der einzelnen Erfahrung, für die Gattung von allgemeingültiger Bedeutung sind, bis die Organisation und damit die Gattung selbst sich in der natürlichen Entwickelung verändert. Aber auch diese psychologischen oder psychophysischen Dispositionen liegen offenbar außerhalb des vorfindenden Subjektes; das vorfindende Bewußtsein hat keinen Gattungsstempel und durch Auslese im Kampf ums Dasein kann es nicht gezüchtet werden. Es nimmt an den Gesetzmäßigkeiten, Funktionen, Verhältnissen und Ordnungen des Bewußtseinsinhaltes so wenig teil als an den transscendentalen Funktionen des aktuellen Ich, selbst wenn wir die letzteren nur auf die Gleichsetzung und Unterscheidung beschränken wollten. Werden die Kategorien des wirklichen Subjektes in dieser Weise zu psychophysischen Dispositionen umgewandelt, so handelt es sich also nicht mehr um Erkenntnistheorie, sondern nur um empirische Einzelwissenschaft; in dieser ist die Fragestellung aber immerhin berechtigt. Werden die Kategorien dagegen dem psychologischen Bewußtsein zugeschoben, so ist die Grundvoraussetzung einer konsequenten Psychologie damit aufgehoben. Die Synthesis des Mannigfaltigen ist niemals Funktion des psychologischen Subjektes.

Im gleichen Sinne müssen wir es nun auch ablehnen, im psychologischen Bewußtsein die Einheit der Persönlichkeit anzuerkennen. Wir bezeichneten das vorfindende Bewußtsein als individuell nur deshalb, weil es von der wirklichen Individualität abgeleitet war;

gerade durch jene Ableitung hat es aber den Persönlichkeitscharakter eingebüßt und nur gewissen zentralen Gruppen seiner Inhalte, welche den biologischen und sozialen Menschen darstellen, kann wieder empirischer Persönlichkeitswert beigelegt werden. Das psychologische Bewußtsein ist also erkenntnistheoretisch mein Bewußtsein, weil es die Bedingung für das Sein derjenigen Objekte ist, die nur für mich, als wirkliche aktuelle Persönlichkeit, gültig sind; und es ist zugleich psychologisch mein Bewußtsein, weil die zentrale Gruppe seines Inhaltes die Vorstellung meiner biologisch-sozialen Person ist. Nur dieser, nicht des Bewußtseins selber bin ich bewußt, wenn ich psychologisch von Selbstbewußtsein spreche; das Bewußtsein kann selbst nie Objekt sein. Ist aber die Individualität genommen, so bleibt „meinem" Bewußtsein auch keine Einheit, welche dem zugleichseienden Mannigfaltigen in mir als synthetische Funktion gegenüberstände. Verstehen wir unter der Einheit des Bewußtseins dagegen nur, daß wir keinen Bewußtseinsinhalt besitzen, der nicht diesem, unserem einen Bewußtsein zugehört, so ist dieser Thatbestand nach der Definition des Psychischen als des nur Einem Erfahrbaren, ohne weiteres zuzugeben. Die Einheit ist dann aber nur die Totalität des Gegebenen, so wie im gleichen Sinne auch die Natur einheitlich ist, weil es keinen Körper außerhalb der einen einzigen Natur geben kann. Wir haben jedoch umso weniger Veranlassung, diese Totalität des Psychischen als Einheit zu charakterisieren, als ihre Teile gar keine reale Vielheit darstellen; erst durch die analysierende Bearbeitung ist aus dem Ganzen eine Vielheit von Stücken geworden.

Gehen wir von diesen psychischen Atomkomplexen aus, so entsteht allerdings sofort das Bedürfnis nach der Einführung vereinigender Prinzipien, durch welche die Elemente wieder zum Ganzen werden können; dabei handelt es sich aber offenbar nur um den wechselseitigen direkten Zusammenhang der Bewußtseinsinhalte, nicht um die Beziehung auf ein einheitliches Subjekt. Der psychologische oder psychophysische Zusammenhang dieser Inhaltselemente stellt dann in der That eine Einheit dar und zwar im Sinne einer einheitlichen Organisation: kein Teil kann sich verändern, ohne daß alle übrigen Teile dadurch beeinflußt werden. Auf der anderen Seite steht natürlich die Einheit des aktuellen Ich, dessen Bewertungen ja gerade dadurch erst ihren Sinn gewinnen, daß sich das Subjekt in jeder seiner Bethätigungen identisch weiß; die innere teleologische Zusammengehörigkeit der Akte stellt die Einheit des bewertenden Bewußtseins dar, so wie der äußere Wirkungszusammen-

hang der Teile die Einheit des vorgefundenen Bewußtseinsinhaltes bildet. Nur das vorfindende Bewußtsein selbst hat in keinem logisch wertvollen Sinne eine besondere Einheit.

Genau das Gleiche muß demgemäß auch für den successiven Zusammenhang gelten. Im objektivierten Bewußtseinsinhalt steht der gegenwärtige Vorgang wenigstens theoretisch unter dem Einfluß aller vorangehenden. Vom ersten Sinneseindruck des Neugeborenen an reihen sich Milliarden psychischer Atome zu einem einheitlich zusammenhängenden Bewußtseinsinhalt, gleichviel ob wir in psychischen Dispositionen oder in physiologischen Veränderungen den überdauernden Zusammenhalt der seelischen Objekte suchen. Andererseits ist das aktuelle Ich der Unveränderlichkeit seiner teleologischen Beziehungen unmittelbar gewiß und weiß sich so in der Reihenfolge seiner Bewertungen doch stets als dasselbe Subjekt. Es ist nicht ein konstantes empirisches Objekt, sondern es ist das bleibende Subjekt, weil es das bleibende Subjekt sein will mit stets gültigen Handlungs- und Denkprinzipien. Das vorfindende psychologische Bewußtsein dagegen hat weder die kausale Einheit der Organisation noch die teleologische Einheit der Entscheidung. Das psychologische Subjekt von heute und das von gestern ist nicht dasselbe, als hätte es überdauert und ist doch auch nicht ein anderes; die Frage nach der zeitlichen Erhaltung des vorfindenden Bewußtseins hat überhaupt keinen Sinn und kann somit weder in der einen noch in der anderen Richtung beantwortet werden, da es niemals Objekt werden und niemals aktiv sein kann. Seine Konstanz beruht lediglich auf der Beständigkeit des logischen Bedürfnisses nach solchem Bewußtseinssubjekt.

Kann das psychologische Bewußtsein somit in keinem Sinne eine reale Einheit bilden, so haben wir auch nicht das Recht, in besonderen Fällen der normalen Einheit eine Mehrheit entgegenzusetzen. Weder kann das Bewußtseinssubjekt in der Zeiteinheit ein anderes Bewußtsein von sich abspalten, noch kann das eine mit dem anderen zeitlich abwechseln. Die doppelte Persönlichkeit ist somit nur ein doppeltes System von Inhaltszusammenhängen und ein abgespaltetes Bewußtsein darf weder in die zweckmäßig arbeitenden Rückenmarkszentren noch in die selbständig funktionierenden Gehirnteile hysterischer Patienten verlegt werden. Wir könnten mit demselben Recht jeder einzelnen Vorstellung ein besonderes Bewußtsein ankleben; die größere oder geringere Festigkeit im Zusammenhang der Inhalte kann nicht darüber entscheiden, ob

wir es mit demselben oder einem anderen Bewußtsein zu thun haben. Es hat keinen Sinn, eine Vielheit oder auch nur eine Zweiheit abzuzählen, wo es prinzipiell ausgeschlossen ist, überhaupt eine Einheit zu konstatieren.

Alle diese Fragen beschäftigen uns hier nur im negativen Sinne; es gilt vom Bewußtseinsbegriff auszuschließen, was ihm nicht zugehört. Wie die Vorgänge positiv gedeutet werden müssen, kann uns erst dann beschäftigen, wenn wir vom Zusammenhang des Psychischen im allgemeinen sprechen. Vorläufig müssen wir in den negativen Bestimmungen weiter fortfahren: das Bewußtsein hat auch keine verschiedenen Grade des Bewußtwerdens. Die populäre Ansicht hält an den Gradverschiedenheiten der Bewußtheit unbedingt fest. Wer selbst zugiebt, daß das Bewußtwerden nicht dem Fühlen, Wollen, Beurteilen koordiniert werden kann, verlangt wenigstens für dieses Bewußtwerden eine Abstufung der Intensität. Eine und dieselbe Vorstellung kann vom Bewußtsein mit höchster Aufmerksamkeit aufs lebhafteste ergriffen, dann mit sinkendem Interesse undeutlicher erfaßt, dann immer mehr unbeachtet gelassen werden, bis sie dem Bewußtsein fast entschwindet. Der Inhalt bleibt also unverändert, nur die Bewußseinsthätigkeit wechselt, so wie ein Gegenstand, selbst unverändert, in wechselnd starker Beleuchtung bald klar bald undeutlich erscheint. Optische Vergleiche stellen sich da mit Vorliebe ein. Das Bewußtsein gleicht einem Licht, das seine Umgebung stärker oder schwächer erleuchtet und zeitweilig alle Strahlen auf einen Punkt konzentriert, oder das Auge des Bewußtseins fixiert eine Stelle des seelischen Blickfeldes. Dabei bleibt es sekundär, ob die begriffliche Verschiedenheit von Inhaltsintensität und Bewußtseinsgrad auch eine praktische Unabhängigkeit des einen Faktors vom anderen einschließt oder ob nicht, wenigstens bei den äußeren Wahrnehmungen, die Lebhaftigkeit der Bewußtseinsfunktion der Stärke des äußeren Reizes weitgehend proportional wächst. Die Frage gehört durch ihre enge Beziehung zu den Problemen der Aufmerksamkeit, des Selbstbewußtseins, der Apperception, der Empfindungsintensität und des Unbewußten zu den meist erörterten der allgemeinen Psychologie.

Das freilich läßt sich nicht verkennen, daß wir der Mannigfaltigkeit der Erlebnisse mit der psychologischen objektivierenden Rekonstruktion nicht gerecht werden können, wenn wir das Bewußtseinssubjekt merkmallos denken und dem Inhalt trotzdem nur Intensitäts- und Qualitätsunterschiede zuschreiben. Schon der Unter-

schied zwischen Wahrnehmungs- und Erinnerungsvorstellung läßt sich niemals auf Intensitätsdifferenzen zurückführen und die Selbstbeobachtung läßt darüber keinen Zweifel, daß zwischen der lebhaften, aufmerksamen Aneignung eines schwachen Eindruckes und der achtlos matten Erfahrung eines stärkeren Eindruckes keine Gleichung möglich ist. Selbst wenn wir alle Variationen berücksichtigen, die aus der größeren oder geringeren Assoziationstendenz, aus der Verbindung mit Spannungsempfindungen, aus der Beziehung zu Willensimpulsen, aus der zeitlichen Andauer und ähnlichem hervorgehen, so bleibt doch immer noch eine Veränderungsrichtung vollkommen anderer Art übrig, die vorläufig sich am einfachsten als Abstufung der Lebhaftigkeit beschreiben läßt. Das unverkennbare Streben, die Mannigfaltigkeiten des Bewußtseinsinhaltes auf Quantitäten und Qualitäten zu beschränken und keine Mannigfaltigkeit anderer Art anzuerkennen, beruht nun offenbar auf dem ganz unberechtigten Hang, den psychischen Inhalt nach dem Schema der physikalisch-chemischen Natur zu denken. Thatsächlich paßt dieses Schema, wie wir sehen werden, in keinem Stück: die physische und die psychische Welt sind unvergleichbar; der physische Weltinhalt ist garnicht qualitativ und der psychische nie quantitativ bestimmbar, und wie der physische eine räumlich-zeitliche Mannigfaltigkeit bietet, die dem psychischen zunächst nicht zukommt, so kann der psychische Inhalt sehr wohl Lebhaftigkeitsunterschiede darbieten, die für den physischen ausgeschlossen sind.

Vorläufig handelt es sich aber garnicht um die Aufgabe, wie der Bewußtseinsinhalt gedacht werden muß, damit er ohne Abstufung der Bewußtseinsgrade doch der empirisch gegebenen Mannigfaltigkeit des Geisteslebens gerecht werden kann; die Frage ist vielmehr, ob solche Grade der Bewußtheit wirklich ausgeschlossen sind. Der logische Zweck des Begriffes darf darüber allein entscheiden. Nun wollte die Psychologie den Bewußtseinsbegriff bilden, um ein nur vorfindendes Subjekt als Existenzbedingung den seienden Objekten gegenüberzustellen. Der Objekte bewußt werden heißt also für die Psychologie nicht, die Inhalte auffassen, sie unterscheiden, sie aneignen, sie beobachten, sondern lediglich Bedingung ihrer Existenz sein. Ein Objekt, welches ist, kann dieses Sein aber nicht noch steigern. Hier decken sich Physisches und Psychisches vollständig, da die logische Leistung des Begriffes vom vorfindenden Bewußtsein beim individuellen Subjekt dieselbe sein sollte wie beim überindividuellen. Der physische Gegenstand kann seine Existenz nicht steigern; er mag fertig

wieder unfertig sein. In diesem Zustand ist er in der höchstmöglichen Form des Seins. Auch das apodiktisch behauptete Sein ist keine intensivere Existenz als das nur assertorisch festgestellte Sein. Das überindividuelle Bewußtsein findet die Natur vor, ohne hier aufzumerken, oder achtlos darüber hinzugehen; in genau gleicher Weise wäre der psychologische Subjektsbegriff vernichtet, wenn wir Aufmerksamkeit und Hemmung, lebhafte Aneignung und Herabsinken zur Schwelle des Bewußtseins als Grade der Subjektsfunktion und nicht oder nicht nur als Veränderungen des Objekts deuten wollten.

In der gleichen Linie müssen sich die Argumente bewegen, wenn wir von den Graden zum Umfang des Bewußtseins übergehen. Soll das Bewußtsein etwas anderes sein als die Gesamtheit der psychischen Vorgänge, soll es als Subjekt dem Inhaltsobjekt gegenüberstehen, so giebt es keine Enge und keine Weite des Bewußtseins, sondern nur Begrenztheit und Erweiterung des Bewußtseinsinhaltes. Das bewußte Sein als Seinsart der psychischen Vorgänge kann nicht selbst Bedingung für die Umgrenzung der zugehörigen Objekte sein. Dagegen mag die Wechselwirkung der Inhalte es in der That mit sich bringen, daß etwa die zunehmende Lebhaftigkeit gewisser Inhaltsteile auf die anderen hemmend wirkt oder in irgendwelcher anderen Weise durch den Mechanismus der Vorstellungen die Zahl der gleichzeitig vereinbaren psychischen Objekte wechselt. Die aus der Metaphysik heraus entstandene Theorie, daß stets nur eine Vorstellung im Bewußtsein vorhanden sein kann, hat keinerlei Stütze in der Erfahrung. Die Empirie hat freilich noch nicht viel Besseres an die Stelle gesetzt. Hat sich doch zufälligerweise die Frage nach dem Umfang des Bewußtseins in der neueren experimentellen Psychologie zu der ziemlich unwichtigen Spezialfrage verengert, wieviel Schallnachbilder bei regelmäßig succedierenden Schalleindrücken gleichzeitig in unserem Bewußtsein bleiben. Selbstverständlich können aber die Zahlenwerte solchen Einzelergebnisses nicht über die besondere Versuchsanordnung hinaus gültig sein, und die Zahl simultaner Vorstellungen, die wir etwa beim Anblick einer belebten Straße oder beim Anhören einer Oper in jedem Seelenaugenblick umfassen, ist sicher wesentlich größer, als die Zahl der zusammenfaßbaren Metronomschläge, um welche die Diskussion über den Umfang des Bewußtseins sich meisthin dreht. Prinzipiell wichtig ist uns dabei nur, daß für das Bewußtseinssubjekt selbst eine Umfangsmessung keinen angebbaren Sinn hat. So hat sich denn auch im traumlosen Schlafe oder in der Ohnmacht nicht etwa das Bewußt-

sein verengert, sondern die Inhalte fehlen, und wenn wir von Bewußtlosigkeit dabei sprechen, so gehen wir vom überdauernden physischen Organismus aus und konstatieren die Abwesenheit psychischer Vorgänge im allgemeinen, nicht den Ausfall des vorfindenden Subjektes allein.

Wenn sich der Umfang des Bewußtseins verengert, so werden einige der früheren Vorstellungen aus dem Bewußtsein hinausgedrängt; sie sind dann nicht mehr dem Bewußtsein gegeben: sie sind unbewußt. Welche Art Existenz kommt diesen unbewußten Vorstellungen zu? Und zur gleichen Frage führt das Problem der Bewußtseinsgrade. Nimmt das Interesse des Bewußtseins ab, so mag die Vorstellung von der Höhe der Aufmerksamkeit bis unter die Schwelle des Bewußtseins sinken, aber was geschieht dann mit ihr? Hört sie auf zu sein oder führt sie ein Schattendasein? Verlegen wir Grad und Umfang aber in den Inhalt, so tritt noch deutlicher hervor, daß es nur zwei Seiten desselben Problems sind. Die Vorstellung, welche den tiefsten Grad der Bewußtheit erreicht hat, also eine gewisse Lebhaftigkeit nicht besitzt, ist deshalb nicht im engen Umfang des Bewußtseins. Wir stehen damit vor dem vielverzweigten Problem des psychologisch Unbewußten.

3. Das Unbewußte.

Die Frage, ob es ein Unbewußtes giebt, läßt sich in dieser Allgemeinheit nicht mit ja oder nein beantworten. Daß es unbewußte Bewußtseinsinhalte nicht giebt, falls das Wort „bewußt“ beide Male im selben Sinne genommen wird, bedarf freilich keines Beweises und ebensowenig ist ein Zweifel daran möglich, daß es Objekte giebt, welche keinem individuellen Bewußtsein gegeben sind, Unbewußtes also existiert. Um uns den wirklichen Schwierigkeiten zu nähern, müssen wir zunächst einige Bedeutungen des gar zu bequemen Wortes ausschalten. Wir haben es nicht mit dem Unbewußten etwa der Hartmannschen Metaphysik zu thun, das im letzten Grunde das Absolute ist. Dieses Unbewußte, das in der organischen Bildung und in der Naturheilkraft, in den Reflexen und in der geschlechtlichen Liebe, in der Mystik und in der Geschichte zur Entfaltung kommt, geht die Psychologie überhaupt nichts an. Es entspricht dem, daß Hartmann die „schlummernden Gedächtnisvorstellungen“, welche die Psychologen gemeinhin gerade zuerst unter den

Begriff des Unbewußten bringen, rein materialistisch als „molekulare Hirndispositionen zu gewissen Schwingungszuständen" auffaßt und so von der Lehre des Unbewußten ausschließt.

Viel folgenschwerer für die psychologische Diskussion ist es, daß wir als unbewußt auch das geistige Geschehen bezeichnen, das nachträglich seine Beziehung zum gegenwärtigen empirischen Selbstbewußtsein verloren hat und dadurch dem Gedächtnis nach abnorm kurzer Zeit entschwunden ist. Das, was wir erfahren und wieder vergessen haben, gilt uns als in unbewußtem Zustand aufgenommen, wenn wir nicht nur den einzelnen Inhalt, sondern die Thatsache des Erfahrens überhaupt unmittelbar nachher vergaßen. Die Pathopsychologie operiert mit diesem Begriff des Unbewußten mit Vorliebe. Der Somnambule kann unbewußt lesen und schreiben, der Geisteskranke mag unbewußt selbst eine Reise unternehmen, der Hypnotisierte kann unbewußt ein Gespräch führen. In allen solchen Fällen ist der Vorgang nicht während seines Ablaufs von einem bewußten verschieden, sondern lediglich das Versagen der Erinnerung entscheidet. Da wir gewohnt sind, alles, was mit unserer eigenen Persönlichkeit vorging, nachher im Gedächtnis erneuern zu können, so scheint das Erlebnis, das ausgelöscht ist, im Bewußtsein einer anderen Person und somit niemals in unserem Bewußtsein gewesen zu sein. Das Unbewußte beruht hier völlig auf demjenigen Sprachgebrauch, der das Bewußtsein mit Selbstbewußtsein gleichsetzt. In den pathologischen Erscheinungen der alternierenden Persönlichkeit sind die Erlebnisse des einen Subjekts dann stets für das andere Subjekt unbewußt, während der psychologische Bewußtseinsbegriff thatsächlich kein doppeltes Bewußtsein, sondern nur eine wechselnde Persönlichkeitsvorstellung als Bewußtseinsinhalt anzuerkennen erlaubt; die Erlebnisse beider Persönlichkeiten müssen dann auf dasselbe Bewußtseinssubjekt bezogen werden und keine der beiden Gruppen kann somit unbewußt sein. Wollten wir solchen Sprachgebrauch der Pathologie anerkennen, so müßten wir ihn auf zahllose Erscheinungen in physiologischer Breite übertragen, da die Phänomene der Reproduktionshemmung durch verändertes Selbstbewußtsein in den mannigfachsten Übergängen vom Krankhaften zum Normalen führen. Ein stark suggestibler Mensch kann in wenigen Stunden hintereinander Gelehrter im Beruf, Familienvater im Haus, Politiker in der Versammlung, Ästhetiker im Theater sein, derart, daß das eigene Ich in jedem Falle sich psychologisch im wesentlichen aus neuen Vorstellungen und Einstellungen zusammen-

setzt unter Zurückdrängung aller Erinnerungen an die vorangehenden Zustände. Das ist nicht krankhaft, weil die Hemmung überwunden werden kann; thatsächlich ist aber das Erlebnis, das mit der einen Persönlichkeitsvorstellung verknüpft ist, auch hier ohne Beziehung zur folgenden und vom Standpunkt dieser sozialen Persönlichkeit somit unbewußt. Das Unbewußte, das nur im Gegensatz zur nachträglichen Beziehung auf das Selbstbewußtsein steht und auf Reproduktionshemmung beruht, hat besonders in den Diskussionen über Hypnotismus und Hysterie eine gefährliche Rolle gespielt, da es immer wieder vermengt wird mit demjenigen Unbewußten, das zwar in Beziehung zum Bewußtseinsinhalt steht, aber niemals selbst im Bewußtsein gewesen ist.

Verwandt damit ist ein Begriff des Unbewußten, der ganz besonders forensische Bedeutung hat; als bewußtlos gelten da alle geistigen Vorgänge, welche in ihrem Ablauf die Regeln normaler Verbindung durchbrechen und so zu verantwortlichkeitslosen Handlungen führen. Der Fiebernde, der Trunkene, der Hysterische hat dann nicht ein anderes zweites Bewußtsein, sondern er ist „ohne Bewußtsein“ und selbst stärkere Affekte konstituieren in diesem Sinne Bewußtlosigkeit, sobald durch sie die Freiheit der Selbstbestimmung ausgeschlossen erscheint. Was forensisch der Bezeichnung nach außerhalb des Bewußtseins liegen soll, ist psychologisch somit nur eine emotionelle oder pathologische Störung in der Verbindung der Bewußtseinsinhalte.

Nun drängt sich aber eine unübersehbare Fülle von Thatsachen heran, die den Begriff des Unbewußten in ganz anderem Sinne fordern; nicht um die seltenen Ausnahmserscheinungen handelt es sich, sondern um das alltägliche Seelenleben, in dem Bewußtes und Unbewußtes sich durcheinander weben. Vorstellungen verschwinden und kehren wieder; es gilt die Zeitspanne auszufüllen: sie verweilten im Unbewußten. Geistige Erzeugnisse treten bewußt auf und waren im Bewußtsein doch nicht vermittelt; es gilt einen erklärenden Zusammenhang herzustellen: das unbewußte Geistesleben hat das Werk verrichtet. Unter den Bestandteilen der Umgebung, die Zutritt zu den Sinnen haben, wirken einige, die dem geistigen Interesse entsprechen, lebhaft auf das Bewußtsein ein und andere sind vielleicht völlig wirkungslos; es gilt die Verschiedenheit der Wirkung begreiflich zu machen: das Unbewußte muß eine vorbewußte Auslese getroffen haben. Die Teile mancher Vorstellung werden uns erst durch besondere Hülfsmittel der Analyse bewußt; sie waren uns also

Plankton auf der Flut für sie unerreichbar ist. Noch niemand hat erschöpfend den Bewußtseinsinhalt beschrieben, den wir erfahren, wenn wir etwa einen begrifflichen Satz nicht nur hören, sondern verstehen.

Die Schwierigkeiten wachsen, wenn es gilt, den seelischen Inhalt nicht nur zu beschreiben, sondern auch in seiner simultanen und successiven Zusammenordnung zu erklären, und mit den Schwierigkeiten wächst die Versuchung, das psychologische Bewußtsein durch das wirkliche aktuelle Subjekt zu ersetzen. Die Aufgabe scheint so einfach gelöst, wenn der Wille, den wir in der Aktualität unserer wirklichen Persönlichkeit erleben, zur treibenden Kraft des psychologischen Bewußtseinssubjektes gemacht wird und die innere Motivation als psychologische Kausalität anerkannt wird. Die Frage des seelischen Zusammenhanges hat uns später aufs genaueste zu beschäftigen; hier bleiben wir auch nur wieder bei der Forderung stehen, daß das Bewußtsein selbst keine andere Funktion haben darf, als der Inhalte bewußt zu werden, alle bewirkenden Kräfte vom Standpunkt der Psychologie somit im Inhalt und nicht im Subjekt ruhen müssen. Auch die Funktionen der Inhalte selbst können auf andere gleichzeitige oder spätere psychische Gebilde somit nur direkt, nicht durch die Vermittelung des Bewußtseinssubjektes wirken.

Prinzipiell ausgeschlossen muß es daher auch bleiben, das psychologische Bewußtsein in irgend welche Beziehung zum erkenntnistheoretischen Apriorismus zu bringen. Das vorfindende Bewußtsein ist nicht selbst Träger der Formen des Bewußtseinsinhaltes; seiner ganzen Entstehung nach kann das psychologische Subjekt nichts anderes für das Objekt notwendig machen, als daß es vorfindbar ist. Allgemeine Bedingungen für jede mögliche Erfahrung die über die Vorfindbarkeit der Elemente hinausgehen, notwendige Formen, unter denen das Mannigfaltige zusammengefaßt wird, wären unvereinbar mit dem Wesen eines Subjektes, das der Voraussetzung zufolge jeglicher Aktualität beraubt ist. Deshalb gilt aber auch das Gleiche für unser überindividuelles vorfindendes Bewußtsein, das als Natursein dem Naturinhalt gegenübersteht; das vorfindende Bewußtsein überhaupt, das als Subjekt das Sein der Körperwelt ermöglicht, steht somit dem physischen Inhalt ebenfalls einflußlos gegenüber, unvergleichbar mit dem bewertenden Bewußtsein überhaupt, das allein die Nachfolge der transscendentalen Apperzeption antreten könnte. Die mechanische und die psychologische Welt, wie sie sich dem vorfindenden Subjekt darbieten, müssen somit

beide nicht nur die Inhalte, sondern auch die Formen möglicher Inhalte, die Beziehungen, in sich selber tragen.

Der Begriff des Apriori muß deshalb für die Psychologie noch nicht schlechthin bedeutungslos werden. Die Kritik der reinen Vernunft hat freilich ihren Sinn eingebüßt, sobald sie ins Psychologische übersetzt ist; das schließt aber nicht aus, daß auch die Psychologie mit Dispositionen rechnen darf, welche dem wirklichen Bewußtseinsinhalt gegenüber relativ apriorisch sind und die Formen seines Zusammenhanges notwendig bestimmen. Solche Vorstellung wird noch greifbarer, wenn diese Bedingungen jedes möglichen psychologischen Inhaltes als psychophysische Dispositionen gedacht werden. Die physiologische Grundlage solcher konstanten Einstellung ist dann als gattungsmäßige Organisation im Gehirn und seinen sensorischen und motorischen Anhängen gegeben, und da die bleibenden Formen und Zusammenhänge dieses nervösen Apparates die Ordnung der psychologischen Erregungen bestimmen müssen, so werden sich notwendige Formen des Bewußtseinsinhaltes auffinden lassen, welche unabhängig von der einzelnen Erfahrung, für die Gattung von allgemeingültiger Bedeutung sind, bis die Organisation und damit die Gattung selbst sich in der natürlichen Entwickelung verändert. Aber auch diese psychologischen oder psychophysischen Dispositionen liegen offenbar außerhalb des vorfindenden Subjektes; das vorfindende Bewußtsein hat keinen Gattungsstempel und durch Auslese im Kampf ums Dasein kann es nicht gezüchtet werden. Es nimmt an den Gesetzmäßigkeiten, Funktionen, Verhältnissen und Ordnungen des Bewußtseinsinhaltes so wenig teil als an den transscendentalen Funktionen des aktuellen Ich, selbst wenn wir die letzteren nur auf die Gleichsetzung und Unterscheidung beschränken wollten. Werden die Kategorien des wirklichen Subjektes in dieser Weise zu psychophysischen Dispositionen umgewandelt, so handelt es sich also nicht mehr um Erkenntnistheorie, sondern nur um empirische Einzelwissenschaft; in dieser ist die Fragestellung aber immerhin berechtigt. Werden die Kategorien dagegen dem psychologischen Bewußtsein zugeschoben, so ist die Grundvoraussetzung einer konsequenten Psychologie damit aufgehoben. Die Synthesis des Mannigfaltigen ist niemals Funktion des psychologischen Subjektes.

Im gleichen Sinne müssen wir es nun auch ablehnen, im psychologischen Bewußtsein die Einheit der Persönlichkeit anzuerkennen. Wir bezeichneten das vorfindende Bewußtsein als individuell nur deshalb, weil es von der wirklichen Individualität abgeleitet war;

gerade durch jene Ableitung hat es aber den Persönlichkeitscharakter eingebüßt und nur gewissen zentralen Gruppen seiner Inhalte, welche den biologischen und sozialen Menschen darstellen, kann wieder empirischer Persönlichkeitswert beigelegt werden. Das psychologische Bewußtsein ist also erkenntnistheoretisch *mein* Bewußtsein, weil es die Bedingung für das Sein derjenigen Objekte ist, die nur für mich, als wirkliche aktuelle Persönlichkeit, gültig sind; und es ist zugleich psychologisch mein Bewußtsein, weil die zentrale Gruppe seines Inhaltes die Vorstellung meiner biologisch-sozialen Person ist. Nur dieser, nicht des Bewußtseins selber bin ich bewußt, wenn ich psychologisch von Selbstbewußtsein spreche; das Bewußtsein kann selbst nie Objekt sein. Ist aber die Individualität genommen, so bleibt „meinem" Bewußtsein auch keine Einheit, welche dem zugleichseienden Mannigfaltigen in mir als synthetische Funktion gegenüberstände. Verstehen wir unter der Einheit des Bewußtseins dagegen nur, daß wir keinen Bewußtseinsinhalt besitzen, der nicht diesem, unserem einen Bewußtsein zugehört, so ist dieser Thatbestand nach der Definition des Psychischen als des nur Einem Erfahrbaren, ohne weiteres zuzugeben. Die Einheit ist dann aber nur die Totalität des Gegebenen, so wie im gleichen Sinne auch die Natur einheitlich ist, weil es keinen Körper außerhalb der einen einzigen Natur geben kann. Wir haben jedoch umso weniger Veranlassung, diese Totalität des Psychischen als Einheit zu charakterisieren, als ihre Teile gar keine reale Vielheit darstellen; erst durch die analysierende Bearbeitung ist aus dem Ganzen eine Vielheit von Stücken geworden.

Gehen wir von diesen psychischen Atomkomplexen aus, so entsteht allerdings sofort das Bedürfnis nach der Einführung vereinigender Prinzipien, durch welche die Elemente wieder zum Ganzen werden können; dabei handelt es sich aber offenbar nur um den wechselseitigen direkten Zusammenhang der Bewußtseinsinhalte, nicht um die Beziehung auf ein einheitliches Subjekt. Der psychologische oder psychophysische Zusammenhang dieser Inhaltselemente stellt dann in der That eine Einheit dar und zwar im Sinne einer einheitlichen Organisation: kein Teil kann sich verändern, ohne daß alle übrigen Teile dadurch beeinflußt werden. Auf der anderen Seite steht natürlich die Einheit des aktuellen Ich, dessen Bewertungen ja gerade dadurch erst ihren Sinn gewinnen, daß sich das Subjekt in jeder seiner Bethätigungen identisch weiß; die innere teleologische Zusammengehörigkeit der Akte stellt die Einheit des bewertenden Bewußtseins dar, so wie der äußere Wirkungszusammen-

hang der Teile die Einheit des vorgefundenen Bewußtseinsinhaltes bildet. Nur das vorfindende Bewußtsein selbst hat in keinem logisch wertvollen Sinne eine besondere Einheit.

Genau das Gleiche muß demgemäß auch für den successiven Zusammenhang gelten. Im objektivierten Bewußtseinsinhalt steht der gegenwärtige Vorgang wenigstens theoretisch unter dem Einfluß aller vorangehenden. Vom ersten Sinneseindruck des Neugeborenen an reihen sich Milliarden psychischer Atome zu einem einheitlich zusammenhängenden Bewußtseinsinhalt, gleichviel ob wir in psychischen Dispositionen oder in physiologischen Veränderungen den überdauernden Zusammenhalt der seelischen Objekte suchen. Andererseits ist das aktuelle Ich der Unveränderlichkeit seiner teleologischen Beziehungen unmittelbar gewiß und weiß sich so in der Reihenfolge seiner Bewertungen doch stets als dasselbe Subjekt. Es ist nicht ein konstantes empirisches Objekt, sondern es ist das bleibende Subjekt, weil es das bleibende Subjekt sein *will* mit stets gültigen Handlungs- und Denkprinzipien. Das vorfindende psychologische Bewußtsein dagegen hat weder die kausale Einheit der Organisation noch die teleologische Einheit der Entscheidung. Das psychologische Subjekt von heute und das von gestern ist nicht dasselbe, als hätte es überdauert und ist doch auch nicht ein anderes; die Frage nach der zeitlichen Erhaltung des vorfindenden Bewußtseins hat überhaupt keinen Sinn und kann somit weder in der einen noch in der anderen Richtung beantwortet werden, da es niemals Objekt werden und niemals aktiv sein kann. Seine Konstanz beruht lediglich auf der Beständigkeit des logischen Bedürfnisses nach solchem Bewußtseinssubjekt.

Kann das psychologische Bewußtsein somit in keinem Sinne eine reale Einheit bilden, so haben wir auch nicht das Recht, in besonderen Fällen der normalen Einheit eine Mehrheit entgegenzusetzen. Weder kann das Bewußtseinssubjekt in der Zeiteinheit ein anderes Bewußtsein von sich abspalten, noch kann das eine mit dem anderen zeitlich abwechseln. Die *doppelte Persönlichkeit* ist somit nur ein doppeltes System von Inhaltszusammenhängen und ein abgespaltetes Bewußtsein darf weder in die zweckmäßig arbeitenden Rückenmarkszentren noch in die selbständig funktionierenden Gehirnteile hysterischer Patienten verlegt werden. Wir könnten mit demselben Recht jeder einzelnen Vorstellung ein besonderes Bewußtsein ankleben; die größere oder geringere Festigkeit im Zusammenhang der Inhalte kann nicht darüber entscheiden, ob

nachweist. Das gleiche Verhältnis findet er dann aber auch bei dem nicht weniger reichen Material von objektiven Reproduktionen ohne subjektive Vergangenheitsbeziehung. Auch die Phantasie kann nichts erzeugen, das den elementaren Qualitäten nach nicht schon früher erlebt war. Nicht die Erinnerung also, sondern die Reproduktion fordert die Zeitausfüllung durch ein Unbewußtes. Für die Reproduktion aber müssen wir wieder unterscheiden zwischen dem Aufbewahren des früheren Eindruckes und dem Auswählen unter den zahllosen Möglichkeiten; nur das erstere gehört hierher, das letztere aber gehört zu jener anderen Gruppe, die wir zunächst bei Seite lassen. Die Auslese des geeigneten Reproduktionsmaterials im bestimmten Zeitpunkt ist ein unbewußter Vorgang, der in der That den anderen unbewußten Vermittelungen geistiger Erzeugnisse nahe verwandt ist, mit dem bloßen Festhalten der Vorstellung seit der früheren Wahrnehmung aber unvergleichbar ist.

Ist das Aufbewahrte denn aber eine Vorstellung? Sicherlich nicht. Was eine Vorstellung ist, bestimmt sich aus den bewußten Erfahrungen; sollte das frühere Erlebnis als unbewußte Vorstellung in uns verharren, so müßte es mithin nach Inhalt und Art den bewußten Vorstellungen gleichen. Dann könnte aber auch im Unbewußten nicht zusammen vorgestellt werden, was im Bewußtsein nie zusammen gegeben sein kann. Wie soll es möglich sein, die zahllosen Körperempfindungen schmerzvoller und lustvoller Art, die wir je erfahren, alle die Wärme- und Kältegrade, alle Tonabstufungen in gleiche Zeit verlegt, alle optischen Eindrücke auf dasselbe Gesichtsfeld bezogen, alle Begriffe und Gegenbegriffe, als gleichzeitig für eine Persönlichkeit vorhandene Vorstellungen aufzufassen. Wir müssen die hypothetischen Annahmen also enger auf das begrenzen, was wir wirklich zur Erklärung nötig hatten; nicht unbewußte Vorstellungen, sondern unbekannte seelische Zustände, welche unter gewissen Bedingungen Vorstellungen hervorbringen, mithin Vorstellungsdispositionen, welche mit den Vorstellungen selbst gar keine Wesensgemeinschaft haben mögen. „Denn dies", sagt Lipps mit Recht, „unterliegt doch wohl keinem Zweifel, daß das in der Nacht des Unbewußten Ruhende und noch nicht vom Lichte des Bewußtseins Erleuchtete ein völlig Unbekanntes ist, von dem niemand zu sagen imstande ist, ob es hinsichtlich seines Inhaltes sowohl als der Art seines Vorhandenseins mit dem, was Aufmerksamkeit und Reflexion daraus machen, auch nur die geringste Ähnlichkeit hat." (Grundthats. des Seelenlebens. S. 31.)

Aber wir können noch einen Schritt weitergehen. Diese Vorstellungsdispositionen, die nur in ihren Wirkungen, nicht in ihrem Wesen bekannt sein können, und denen wir daher kein positives Merkmal beilegen wollten, galten uns immerhin als psychisch. Der Begriff des Psychischen ist damit über die Bewußtseinsvorgänge hinaus erweitert; er umfaßt dann nicht nur das Bewußtsein und seine Inhalte, sondern den gesamten Zusammenhang, dem die Bewußtseinsvorgänge zugehören. Wo soll dann aber die Grenze sein? Dann sind auch der Mond und die Sterne psychisch, da sie Lichtempfindungen im Bewußtsein hervorrufen. Diejenige Anschauung, derzufolge auch das Physische im letzten Grunde psychisch sei, haben wir aber grundsätzlich von der Psychologie fortgewiesen. Das Physische ist somit nie psychisch, da beides begrifflich zugleich entsteht und sich ausschließt; psychisch kann somit der Zusammenhang, dem das Bewußte angehört, nur dann genannt werden, wenn alles Physische davon ausgeschlossen sein soll. Das unbewußte Geschehen als seelisches zu bezeichnen, solange wir dahin gestellt sein lassen, ob es materiell oder immateriell sei, erscheint daher unzulässig. Auch die unbewußten Vorstellungsdispositionen gelten uns als seelisch nur, weil sie zunächst gar nicht körperlich gedacht werden. Nun erschlossen wir sie aus dem Entstehen der reproduzierten Vorstellungen. Verlangen denn aber die neu produzierten Wahrnehmungsvorstellungen nicht in gleicher Weise eine vorangehende Disposition? Die Antwort ist dann wohl, daß bei der Wahrnehmung solche seelische Disposition nicht verlangt wird, weil hier der physische Reiz schon genügt, den Inhalt ins Bewußtsein zu bringen. Nun genügt ja freilich der außerkörperliche Reiz nicht; wir haben keine Lichtempfindung, wenn das Auge zerstört oder der Sehnerv zerschnitten ist. Der Reiz muß sich also in Gehirnerregung umsetzen, um die Vorstellung hervorzurufen. Gerade solche Gehirnerregungen könnten dann ja aber auch als Bedingungen der reproduzierten Vorstellungen wirksam sein. Die Dispositionen wären dann molekulare Einstellungen des Gehirns, und die Hypothese unbewußter seelischer Dispositionen wäre dadurch überflüssig.

Halten wir dagegen fest an der Annahme, daß solche Reproduktionen früherer Gehirnzustände doch nicht die Wirkung hätten, Vorstellungen im Bewußtsein zu erneuern, falls nicht auch seelische Dispositionen entgegenkommen, so müssen wir notwendigerweise das Gleiche für das Entstehen der Wahrnehmungsinhalte fordern.

Auch bei der äußeren Reizung muß die Gehirnerregung eine seelische Disposition vorfinden, um die Vorstellung zu erzeugen. Damit ist die Mannigfaltigkeit der in unserem Unbewußtsein harrenden seelischen Dispositionen ins Unendliche gewachsen. Selbst wenn wir sie nicht für die komplexen Verbindungen, sondern nur für die Elemente ansetzen, so muß doch für jeden mir noch unbekannten Duft der Blumen oder der chemischen Substanzen und selbst für jeden noch nicht gefühlten Körperschmerz, die Disposition ebenso vorhanden sein wie für die schon erlebten Erfahrungen. Setzen wir aber eine besondere Disposition für die Entstehung jeglichen Bewußtseinsinhaltes voraus, so hört die Disposition auf, Erklärungshülfsmittel für die Reproduktion zu sein; die Anlage bestand dann ja schon beim ersten Mal und wieder müßte es dann der physische Gehirnreiz sein, der beide Male die Anlage zur wirklichen bewußten Vorstellung erweckt. Die Lehre von den seelischen Dispositionen wird so wenigstens vom Standpunkt der Reproduktionstheorie aus zum methodologischen Luxus, falls das Vorhandensein von reproduzierten Gehirnerregungen angenommen werden darf.

Die Entscheidung, ob die Vorstellungsdispositionen materielle Gehirnzustände oder immaterielle Anlagen sind, muß somit der allgemeinen Erörterung des psychologischen Zusammenhanges vorbehalten bleiben. Darauf aber muß doch schon hier hingewiesen werden, wie sehr das Suchen nach seelischen Dispositionen sich mit der materialistischen Anschauung berührt, Vorstellungen seien Körper, die nicht aus nichts entstehen und nicht in nichts verschwinden können. Für die Gefühle, Gemütsbewegungen, Willensakte denken wir nie daran, das letzte Gefühl für eine bloße Reproduktion des vorletzten auszugeben und es aus der von früher zurückgehaltenen Anlage abzuleiten. Hier erkennen wir die unermüdliche Neuschöpfung des Bewußtseinsinhaltes an, aber für die Vorstellungen soll es nicht angehen, daß bei der Erneuerung der physischen Bedingungen das Bewußtsein auch wieder aufs neue den früheren Inhalt schafft. Das Prinzip der Erhaltung des Stoffes wird von der naturwissenschaftlichen Materie da unberechtigt auf den Bewußtseinsinhalt übertragen, und mancher, der sich scheut, die überdauernden Vorstellungsdispositionen als materiell gelten zu lassen, denkt vielleicht nur deshalb so, weil er die Vorstellungen selbst noch nicht streng genug immateriell aufzufassen gewohnt ist. Der Begriff des Psychischen kann uns an sich dagegen nicht hindern, den Bewußtseinsinhalt hypothetisch durch ein System von psychischen Wahrnehmungsmöglichkeiten zu

ergänzen, so wie vom Standpunkt des Individuums aus die wahrgenommenen physischen Objekte durch eine Welt physischer Wahrnehmungsmöglichkeiten hypothetisch ergänzt werden müssen. Zwischen den physischen und den psychischen Ergänzungen bleibt freilich ein sehr fundamentaler Unterschied. Die für mich wahrnehmungsmöglichen Körper muß ich, auch wenn sie meiner Wahrnehmung entzogen sind, nach Art der wahrgenommenen Körper denken, da das Physische der Definition nach die Welt für Viele ist, das von mir nicht Wahrgenommene also während dessen von anderen wahrgenommen werden kann und somit in Bezug auf das Bewußtsein überhaupt stets unter den Bedingungen des wirklichen Vorgefundenwerdens steht. Das Psychische dagegen war als die Welt für nur Einen definiert; was durch seine Beziehung zu meinem psychischen System gehört und mir wahrnehmbar werden kann, ist somit, solange es von mir nicht vorgestellt wird, auch unmöglich Vorstellung eines anderen, kann also überhaupt nicht Vorstellung sein und ist somit von den wirklichen Bewußtseinsinhalten prinzipiell verschieden. Soll die psychische Erfahrungsmöglichkeit und ihr Verhältnis zur Vorstellung mit den physischen Verhältnissen verglichen werden, so ist mithin der Vergleich doch mehr irreführend als fördernd, wenn wir den vom Individuum nicht wahrgenommenen aber als Wahrnehmungsmöglichkeit fortdauernden Körper der Vorstellungsdisposition gegenüberstellen. Dagegen decken sich die Verhältnisse sehr viel besser, wenn wir gleichnisweise an die im Organismus durch Übung verstärkt zurückbleibende, aber durch angeborene Verbindungen ebenfalls schon gesetzte Disposition zu äußeren Handlungen denken. Das gestern gespielte und heute wiederholte Musikstück bleibt im Körper zwischen gestern und heute auch nicht als Klavierspielbewegung zurück, sondern als eine Disposition zu leichterem Spiel, mithin als eine molekulare Umlagerung im Nervensystem, die mit den Muskelkontraktionen keinerlei Ähnlichkeit hat.

Gleichviel nun, ob wir das unerregte Unbewußte materiell oder immateriell denken, das erregte Unbewußte hat jedenfalls völlig andern Charakter. Jenes war ein Unbekanntes, von dem wir nur wissen, daß es von dem Bewußten durchaus verschieden ist, dieses dagegen scheint nur dann seine Existenzberechtigung erweisen zu können, wenn es dem bewußten Vorgang prinzipiell gleich gedacht wird. Dort galt es, die Zeit zwischen Erregung und Erneuerung, welche das wirkliche Subjekt durch die innere Beziehung überbrückt, mit einem objektiv Überdauernden auszufüllen, hier gilt es, das

Geistesprodukt aus unserem lebendigen Geistesleben heraus zu verstehen und unseren Anteil an dem fertigen Ergebnis zu ermitteln. Dort also handelte es sich um ein Problem, das eigentlich der theoretische Psychologe erst geschaffen, hier aber um eine Forderung, die aus dem wirklichen inneren Erlebnis für das praktische Subjekt selbst entsteht. Die Geistesfunktionen, in denen wir unsere Persönlichkeit bethätigen, sollen uns die treibenden Kräfte auch für diejenigen Leistungen sein, die nicht mit bewußter Motivauswahl und in bewußter Erkenntnis der Übergänge und Vermittlungen im Bewußtsein emportauchen. Der Einfall, der uns ohne bewußte Überlegung in den Sinn kommt, gilt uns doch nicht als zufällig, die logische oder ästhetische Problemlösung, die dem Genie aufblitzt, ist uns ein Werk seiner Geisteskräfte, und auch der plötzliche Entschluß zur That steht unter der Verantwortlichkeit der Persönlichkeit. Welchen Sinn kann solche Zurückschiebung der intellektuellen Verantwortlichkeit aber haben, wenn die vorausgesetzten unbewußten Vorgänge mit unseren bewußten Akten unvergleichbar wären. Wir wollen die Ergebnisse nach Analogie der mit deutlichem Bewußtsein erarbeiteten Leistungen erklären; dann müssen die Hülfsmittel in beiden Fällen die gleichen sein. Betrachten wir aber das Spiel der Geisteskräfte unter dem Gesichtspunkt, wieviel denn eigentlich ohne solche unbewußte Mitwirkung vor sich geht, so bleibt uns bald kein Zweifel, daß diese Hülfsarbeiterschaft die Regel und nicht die Ausnahme ist, wenn sie auch meist nur unterstützend neben den bewußten Faktoren thätig ist. Unbewußte Prozesse sind es, welche bei gespannter Aufmerksamkeit aus der Fülle der Eindrücke nur das zu unserem Bewußtsein dringen lassen, was dem Interesse entspricht; unbewußte Prozesse begleiten die gehörten Worte und bedingen es, daß die Worte in ihrer Wirkung auf unsere Vorstellungen so sehr viel mehr vermögen als bloße Schalleindrücke; und unsere Willensimpulse sind in ihrer Mannigfaltigkeit und Bestimmtheit selten vollständig aus den bewußten Motiven zu erklären, unbewußte Motive wirken mehr oder weniger einflußreich mit.

Soll jenes hypothetische Unbewußte wirklich der logischen Aufgabe entsprechen, für die Erklärung der Geisteserzeugnisse dem Bewußten gleichwertig zu sein, so wird die erste Forderung die sein, daß der unbewußte Inhalt mit dem entsprechenden Bewußten qualitativ übereinstimmt. Dächten wir das Unbewußte als ein System ganz neuer oder wenigstens vertauschter Qualititäten, so wäre von einer der bewußten Erfahrung analogen Beziehung auf das schließ-

liche Ergebnis in keinem Sinne mehr die Rede. Die unbewußte Vorstellung muß dieselben Inhaltsbestimmungen einschließen, welche die bewußte enthält, wenn sie die Rolle derselben bei der Hervorbringung geistiger Erzeugnisse übernehmen soll. Nun läge es nahe, den eigentlichen Unterschied dann in der Differenz der Intensitäten zu suchen. Man hat ja nicht selten auch den Gegensatz von Wahrnehmung und Erinnerung auf Unterschiede der Intensität zurückführen wollen; in gleicher Weise wie der starke Wahrnehmungsinhalt sich von dem schwächeren Inhalt der Reproduktion unterscheidet, würde die bewußte Reproduktion sich dann von der unbewußten unterscheiden, welche sich dem Nullpunkt der Intensität nähern müßte. Muß aber nicht alles, was für die Gleichheit der Qualität spricht, auch dafür sprechen, daß der unbewußte mit dem entsprechenden bewußten Inhalt gleiche Intensitätsverhältnisse aufweist? Wie soll es denkbar sein, daß die unbewußte Vorstellung für die Bestimmung der folgenden Ereignisse der bewußten substituiert werden kann, wenn alle Stärkeunterschiede der Inhalte auf ein Minimum reduziert sind, während doch alle Wirkungen völlig verändert würden, wenn im Bewußtsein selbst plötlich das Helle dunkel, das Laute leise, das Schwere leicht, das Große klein erscheinen würde. Wollten wir die Intensität gar auf Null herabsinken lassen, so würden dadurch natürlich die Qualitäten null werden, die Vorstellungen also nicht unbewußt sein, sondern überhaupt nicht existieren.

Man glaube auch nicht, daß der intensitätsschwache unbewußte Inhalt dem starken bewußten etwa deshalb als analog gesetzt werden dürfe, weil jedesmal, wenn sich die Aufmerksamkeit der Vorstellung zuwendet, das Unbewußte bewußt, gleichzeitig aber auch das Schwache stark wird. Solche verstärkende Funktion der Aufmerksamkeit giebt es nicht; neuere Experimente bestätigen die schlichte Erfahrung, auf die schon Fechner hinwies, daß ein graues Papier an der Stelle, der sich die Aufmerksamkeit zuwendet, nicht heller erscheint; das schwache Licht wird nicht intensiver, ein Gewicht nicht schwerer, eine Linie nicht länger, ein Ton nicht lauter, wenn unsere Aufmerksamkeit die Vorstellung erfaßt. Wendet die Aufmerksamkeit sich solcher minimal starken unbewußten Vorstellung zu, so würde sie also in diesem Schwächezustand auch auf der Höhe des Bewußtseins verharren.

Beruht der Unterschied weder auf der Qualität noch auf der Intensität, so kann er durch eine andere Skala der Veränderung bedingt sein: die Lebhaftigkeit. Es ist für uns ausgeschlossen, die

Veränderung der Lebhaftigkeit als Funktion des psychologischen Bewußtseinssubjektes zu denken, da wir alle psychischen Vorgänge als Funktionen des Inhaltes auffassen wollten. Bezeichnen wir diejenige Reihe von Wandlungen, durch welche der Inhalt bei gleichbleibender Qualität und Intensität sich mehr oder weniger bemerkbar macht, als „Lebhaftigkeitsreihe“, so würde der unbemerkte Inhalt auf der niedrigsten Stufe dieser Skala stehen. Ist Lebhaftigkeit in gleicher Weise Eigenschaft des bestimmten Inhaltes wie seine Qualität und Intensität, so kann natürlich genau dieser Inhalt überhaupt nie bemerkbar werden, da sich die Lebhaftigkeit jedenfalls steigern und somit eine seiner Eigenschaften sich verändern muß. Wir bezeichnen aber aus Gründen, die wir erst später erörtern können, gemeinhin die Vorstellung als unverändert, wenn Intensität und Qualität dieselben bleiben; die unbemerkte Vorstellung ist dann wirklich identisch mit derjenigen, die als aufmerksam erfaßte lebhaft im Bewußtsein arbeitet. Irgend eine scharfe Grenze zwischen den unbemerkten und den bemerkten Bewußtseinsinhalten aufzusuchen, wäre ebenso vergeblich wie eine Grenze zwischen den nur bemerkten und den wirklich erkannten oder den erkannten und den aufmerksam erfaßten Inhalten zu ziehen. Gerade dadurch, daß zwischen den unbemerkten und den erkannten psychischen Objekten die breite Schicht bemerkter aber unerkannter Inhalte liegt, wird es nicht selten schwer sein, mit der Selbstbeobachtung festzustellen, ob das Nichterkannte und Nichtbeachtete bemerkt war oder nicht, und die Feststellung des einen Augenblickes könnte im nächsten schon irrig sein.

Nicht überwindbar scheint aber die Schwierigkeit, zu ermitteln, welche unbemerkten Vorstellungen denn nun wirklich dem Bewußtsein im einzelnen Falle gegeben sind. Wir könnten freilich sagen, daß alle diejenigen Inhalte als vorhanden zu gelten haben, welche bei angestrengter Aufmerksamkeit sich im Bewußtsein finden lassen. [illegible] muß es doch aber fraglich sein, ob wir auf diesem Wege zum vollständigen Inventar der Seele gelangen, da manches der künstlichen Hervorzerrung widersteht; die Anstrengungsgefühle der Aufmerksamkeit mögen dann wohl hervortreten, die Vorstellung selbst nimmt aber nicht an Lebhaftigkeit zu. Andererseits kann die Ablenkung des Interesses nicht Gewähr leisten, daß die so gefundenen Objekte auch vorher schon psychologisch existierten. Während ich die letzten Zeilen schrieb, habe ich keine Geräusche bemerkt; als ich aber stockte, wandte sich die Aufmerksamkeit plötzlich dem Rauschen des Stromes vor dem Hause und gleich-

zeitig dem Zwitschern eines Vogels im Garten zu. Die Schallempfindung jenes Rauschens war zweifellos auch vorher schon im Bewußtsein, wenn auch völlig unbemerkt; ob das Zwitschern aber nicht erst einsetzte, als ich zu lauschen begann, kann ich auf diesem Wege nicht ermitteln. Und nun wende ich den Kopf und erblicke Bäume; war auch die Baumvorstellung vielleicht schon vorher unbemerkt im Bewußtsein, sodaß sie jetzt nur durch die Aufmerksamkeit emporgezogen wird? Ob wir ein neues geschaffen, können wir ja nicht wissen, wenn das alte uns völlig unbekannt war.

In der That kann die bloße Analyse des psychologisch Gegebenen niemals den unbemerkten Inhalt völlig klarstellen. Dazu liegt aber auch durchaus kein Bedürfnis vor. Ob der Strom rauschte und der Vogel sang, sind naturwissenschaftliche Fragen, welche physisch zu ermitteln wären. Ob jene Geräusche mein Bewußtsein trafen, interessiert mich aber gar nicht als Thatsachenfrage, sondern als Forderung. Kein denkbares logisches Interesse kann damit verknüpft sein, den seelischen Inhalt, der als solcher, in Gegensatz zu den physischen Objekten, für niemand anderen in Betracht kommen kann und der mir selbst unbemerkt blieb, nachträglich festzustellen, wenn er keinerlei direkten oder indirekten Einfluß auf gleichzeitige oder spätere bemerkte Inhalte ausgeübt hat. Das mögliche Problem ist also nur, ob die bemerkten psychischen Objekte die bestimmten unbemerkten Inhalte zur Erklärung fordern. Das Unbemerkte existiert, wenn es für den Zusammenhang postuliert werden muß. Ob das Unbewußte als unbemerkter Bewußtseinsinhalt wirklich vorkommt, wird damit vom Problem des psychischen Zusammenhanges abhängig. Wir suchten das Unbemerkte ja nur, um Zusammenhänge nach Art der bewußten zu gewinnen und haben doch noch gar nicht festgestellt, ob dort im Bewußtsein wirkliche Verknüpfungen vorkommen, ob also auf solchem Wege überhaupt Erklärung zu gewinnen ist. Für das aktuelle Subjekt sind die Prämissen mit den Schlüssen, die Vorstellungen mit den Wollungen durch die inneren Beziehungen verbunden; nach der Objektivierung des Geisteslebens, welche Voraussetzung für die Psychologie ist, war dieser Aktualitätszusammenhang aufgehoben und es bleibt somit zunächst eine offene Frage, ob beispielsweise zwischen den Motivvorstellungen und dem Willen als succedierenden Bewußtseinsinhalten irgend eine Kausalbeziehung herstellbar ist. Das aber leuchtet ein, daß, wenn das Vorangehen bestimmter bemerkter Bewußtseinsinhalte für das Auftreten der nachfolgenden nicht als Erklärung

gelten sollte, dann die hypothetische Annahme entsprechender unbemerkter Inhalte vollkommen überflüssig wäre. Erkennen wir beispielsweise eine psychologische Theorie an, derzufolge die Vorstellungen nur vermöge der unterliegenden Gehirnprozesse kausal wirksam sind, so werden die nicht bemerkten Vorstellungen, da sie nur für die Zusammenhangserklärung postuliert werden sollten, von vornherein durch die physischen Parallelglieder ersetzt werden müssen. Ungleich den unbemerkten physischen Dingen werden die unbemerkten psychischen Dinge dann überhaupt als nicht existierend angesehen werden. Allerdings würden wir dann von der Physiologie Rechenschaft über die Unterschiede verlangen müssen, denn die psychophysische Theorie muß voraussetzen, daß die physiologischen Prozesse selbst verschieden sein müssen, wenn sie im einen Falle von bemerkten Vorstellungen, im anderen Falle von keinen Vorstellungen begleitet sind; der Umstand, daß die Physiologie dieser Forderung bisher nicht Genüge gethan hat, hat viel dazu beigetragen, die Verhältnisse zu verwirren.

Erst die Theorie des psychischen Zusammenhanges kann uns mithin endgültig die Entscheidung bringen, ob wir es bei den Erklärungen mit unbemerkten, also unlebhaften, Bewußtseinsinhalten oder mit physiologischen Prozessen zu thun haben. Hier genügt es uns, daß auch die Erklärung niemals ein Psychisches fordern kann, das nicht Objekt des psychologischen Bewußtseins wäre.

Das psychische Unbewußte, das seiend ist und doch nicht im Bewußtsein vorkommt, kann nun in keinem Schlupfwinkel mehr verborgen sein. Es ist ein unmögliches Gebilde, das unvereinbare Begriffsmomente vereinigen will. In allen Variationen erweist sich das sogenannte Unbewußte entweder als ein Bewußtseinsinhalt oder als ein nichtpsychischer Zustand resp. Vorgang, von dem es zunächst nicht feststeht, ob er nicht ein physischer Gehirnzustand resp. physischer Gehirnvorgang sei. Jedes wirklich Psychische muß also in dem System enthalten sein, das der Bewußtseinsinhalt und das Bewußtsein bilden, und da wir erkannten, daß das vorfindende Bewußtsein selbst ohne mögliche Variation und Funktionsverschiebung gedacht werden muß, so muß alles psychische Geschehen im Bewußtseinsinhalt vor sich gehen. Psychologie ist also nur die Lehre vom Bewußtseinsinhalt; wir haben uns nun mit den allgemeinen Merkmalen dieses Inhaltes zu beschäftigen.

Vergleiche, außer den oben genannten Werken von James, Ladd, Lipps, Wundt u. a.:

J. Bergmann, Theorie des Bewußtseins. Berlin 1870.
A. Binet, Les altérations de la personnalité. Paris 1892.
G. Cesca, Die Existenz von unbewußten psychischen Zuständen. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1885.
G. Cesca, Die Lehre vom Selbstbewußtsein. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1887.
M. Dessoir, Experimentelle Pathopsychologie. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1891.
M. Dessoir, Das Doppel-Ich. Berlin 1896.
A. Drews, Das Ich als Grundproblem der Metaphysik. Freiburg 1897.
A. Forel, Der Hypnotismus. Stuttgart 1891.
G. S. Fullerton, The Knower in Psychology. Psychological Review. 1897.
Pierre Janet, Etat mental des Hystériques. Paris 1894.
Pierre Janet, L'automatisme psychologique. Paris 1899.
S. Landmann, Die Mehrheit geistiger Persönlichkeiten. Stuttgart 1894.
Th. Lipps, Der Begriff des Unbewußten in der Psychologie. III. Psychologischer Kongreß. München 1897.
A. Moll, Der Hypnotismus. Berlin 1895.
F. C. Müller, Psychopathologie des Bewußtseins. Leipzig 1889.
P. Natorp, Zu den Vorfragen der Psychologie. Philosophische Monatshefte. 1894.
W. R. Newbold, Experimental Induction of automatic Processes. Psychological Review. 1895.
O. Plümacher, Der Kampf ums Unbewußte. Leipzig 1890. (Bibl.).
J. Rehmke, Die Bewußtseinsfrage in der Psychologie. Zeitschrift für immanente Philosophie. 1898.
Th. Ribot, Les maladies de la personnalité. Paris 1885.
A. v. Schrenck-Notzing, Spaltung der Persönlichkeit. Wien 1896.
R. v. Schubert-Soldern, Über das Unbewußte im Bewußtsein. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1898.
Boris Sidis, The Psychology of Suggestion. New-York 1898.
P. Sollier, Genèse et nature de l'hystérie. Paris 1897.
L. Waldstein, The Subconscious Self. New-York 1897.
J. Ward, „Modern" Psychology. Mind 1893.

Siebentes Kapitel.

Die Beziehung zu Raum und Zeit.

1. Raum und Zeit in der reinen Erfahrung.

Die allgemeinste Bedingung für die Existenz der physikalischen Objekte ist die, daß sie in Raum und Zeit gegeben sind. So wird es den psychologischen Objekten gegenüber naturgemäß auch die nächste Frage sein, ob sie den Raum und die Zeit erfüllen. Die

[illegible] scheint, von vornherein zerspalten
[illegible] nein beantwortet werden sollte, denn
[illegible] gegeben, als die, daß der Bewußtseins-
[illegible] abläuft, dagegen als immateriell keinen
[illegible] die Frage ist auch vieldeutig: ist, um
[illegible] berühren, nach der räumlichen Aus-
[illegible] Objektes in dem Sinne der psychophysio-
[illegible] gefragt oder im Sinne der Umfassung ge-
[illegible] den räumlichen Charakter des geistigen
[illegible] es in dem einen Falle in die Schädel-
[illegible] denken, im anderen Falle es bis zu den
[illegible]

[illegible] wenigstens kann kein Zweifel sein, daß diese
[illegible] Psychologie durchaus verschieden ist von
[illegible] Psychologie, wie die Vorstellung von
[illegible] Bewußtseinsinhalt sich entwickelt hat und wie
[illegible] Und auch das ist klar, daß sie prinzipiell
[illegible] erkenntnistheoretischen und metaphysischen Frage
[illegible] und dem Wesen von Raum und Zeit
[illegible] Apriorität und Idealität zu untersuchen,
[illegible] Eigenschaften festzustellen, die spezielle Psy-
[illegible] beider Anschauungsformen im Bewußt-
[illegible] verschiedenen Sinne zu verfolgen. Es
[illegible] Untersuchung, ob das psychische Objekt in
[illegible] physische Raum und Zeit erfüllt, auf keinem
[illegible] werden kann. Die ganze unerschöpfliche
[illegible] den Begriffen Raum und Zeit ausgeht und
[illegible] an den verschiedensten Stellen berührt,
[illegible] innerem Zusammenhang bleiben, aber ihrer
[illegible] zunächst durch sauberste Trennung der Pro-
[illegible] Uns interessiert hier nur jene allgemein-
[illegible] wir uns wieder von unserem einheit-
[illegible] nähern müssen; vom subjektivierenden
[illegible] müssen wir zum objektivierenden Psycho-
[illegible] Wir werden dabei eine Reihe von
[illegible] müssen, aber in jeder einzigen Phase des
[illegible] Raumfrage und die Zeitfrage vollständig
[illegible]

[illegible] zunächst auf den Boden der unbearbeiteten
[illegible] Aktualität stehen wir einer Welt von Ob-

jekten gegenüber. Das Räumliche und Zeitliche kommt uns schon hier, in der logisch ersten Phase, in doppeltem und zwar zunächst in völlig unvergleichbarem Sinne zur Geltung, einmal als Funktion des Subjekts und dann als Eigenart des Objekts. Als Eigenart des Objekts: die Dinge haben Gestalt, räumliche Gestalt und zeitliche. Als Funktion des Subjekts: die Stellungnahme tritt mit Richtungsnuancen auf, mit räumlichen der Außenheit, mit zeitlichen der Vergangenheit und Zukunft. Jene Eigenschaft des Objekts und diese Wirkungsart des Subjekts haben zunächst nichts miteinander zu thun.

Die einzelnen Dinge der gültigen Wirklichkeit treten uns in räumlicher und zeitlicher Gestalt entgegen, sie haben Ausdehnung und Dauer, Form und Rhythmus. Alles das ist lediglich Eigenschaft der Dinge selbst; es bezieht sich nicht auf ihr Verhältnis zu uns und bezieht sich auch vor allem nicht auf den einen stetigen Raum und die eine kontinuierliche Zeit. Der unendliche Raum, in dem alle ausgedehnten Objekte liegen, und die unendliche Zeit, in der alle dauernden Vorgänge ablaufen, sind auf der logisch ersten Stufe der Wirklichkeitserfahrung vollkommen unbekannt. Gegeben sind nur die räumlich-zeitlichen Dinge, und da die Luft so wenig wie der Aether wahrnehmbare Gegenstände sind, so ist nichts Räumliches zwischen den Dingen; in gleicher Weise liegt nichts Zeitliches zwischen den wahrnehmbar ausgefüllten Zeitstrecken. Wohl ist es wahrnehmbar, wenn sich der Zwischenraum oder die Zwischenzeit ändert, aber nur dadurch, daß die getrennten Objekte zusammen als ein Ganzes appercipiert werden, dessen Gestalt sich nun verschoben hat, indem die Teile räumlich oder zeitlich einander näher oder ferner gerückt sind. Die Gestalten, etwa die räumliche der Sternform oder die zeitliche des Hexameterrhythmus, kommen für uns nur wie die Farben und Töne in Betracht; sie charakterisieren das Ding, zu dem wir Stellung nehmen, sie gehören aber nicht einem umfassenderen Ganzen an. Das Allgemeine zur Einzelgestalt ist nicht der eine Raum, der alle Räume einschließt, sondern der Gestaltsbegriff, der von den einzelnen Gestalten empirisch abstrahiert wird. Und so hat der Rhythmus oder die einzelne Dauer nichts mit der einen Zeit zu thun, die Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft ist; an der rhythmischen Gestalt, an dem zeitlichen Dauerverhältnis der einzelnen Silben ändert sich nichts, wenn wir sie als vergangen erinnern oder als zukünftig erwarten. Vor allem aber, während wir den Vers hören, ist nicht etwa ein Teil seiner zeit-

lichen Gestalt jetzt Zukunft, dann Gegenwart, schließlich Vergangenheit, nein, die Form existiert als ein Ganzes unabhängig von der Verschiebung der Teile in Bezug auf das Subjekt.

Die Eigenart und Verschiedenheit dieser Objektqualitäten läßt sich so wenig beschreiben, wie die der Farben und Töne und Gerüche. Sie als ein Verhältnisse der Objektteile zu bezeichnen, geht hier nicht an, denn in dieser aktuellen Wirklichkeit ist das Objekt nur das, was es uns bedeutet, nicht das, was es nach der objektivierenden Abstraktion vom Subjekt durch Analyse späterhin werden kann. Das Wirkliche kommt für uns nicht als Kombination von Teilen in Betracht, die nacheinander oder nebeneinander sind. Eine Melodie oder eine Blume mögen uns gegeben sein. Sie sind zunächst selbstverständlich nicht, wie die Psychologie will, Tonempfindungen, die nacheinander und Farbenempfindungen, die bei einander vorkommen; sie sind auch nicht, wie die Physik will, Luftwellen und Ätherwellen in Raum und Zeit; sie sind aber auch nicht einmal Gruppen von einzelnen wahrgenommenen Tönen und Blättern, die durch ihre wechselseitige Ordnung die zeitliche und räumliche Gestalt bilden. Auch diese Auffassung wäre schon eine Umwandlung eines Wirklichen in ein Nichtwirkliches. Dieses Nichtwirkliche würde sich von jenen Schöpfungen der Psychologie und Physik zwar wesentlich unterscheiden, da ja die Empfindungen der Psychologie und die Ätherwellen der Physik überhaupt niemals Wirkliches sein könnten, vielmehr notwendig Abstraktionen bleiben, während die einzelnen gehörten Töne und gesehenen Blumenblätter uns wirklich als solche entgegentreten könnten und nur in dieser besonderen Erfahrung thatsächlich nicht für uns wirklich sind. Die Gestalt und die Größe dieser Blume, der Rhythmus und das Tempo dieser Melodie sind besondere Qualitäten dieser Objekte in ihrer Ganzheit — Qualitäten, so unvergleichbar und so individuell wie ihr Farbenschimmer und ihre Klangfülle. Und wie das Objekt ursprünglich kein Bündel von Teilen ist, keine Mannigfaltigkeit, die erst nachträglich durch Anschauungsformen zur Einheit verkoppelt wird, so ist auch die Gestalt kein Bündel von einzelnen Ausdehnungen und Entfernungen. Schaffen wir aber durch Teilung neue Wirklichkeiten, so hat jeder Bruchteil des gestalteten Dinges selbst wieder Gestalt. In der Psychologie mag die Frage auftauchen, ob die Vorstellung vom Gestalteten sich nicht aus Elementen zusammensetzt, die isoliert keine Beziehung auf die Gestalt besitzen; auf dem Wirklichkeitsstandpunkt hat jedes Element seine Form und Dauer

und die Annahme, daß die kleinsten Objektteile ausdehnungslos seien, ist da unmöglich.

Diese Welt gestalteter Objekte ist gültig für uns als stellungnehmende Subjekte, aus deren Wirksamkeit nun in ganz anderem Sinne das Zeitlich-Räumliche entspringt. Nur vom Standpunkt des Subjektes giebt es Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft; der Zusammenhang der Dinge hat seine Zeitgestalt, aber die ist unabhängig davon, ob das Ganze als schon verflossen oder als künftig gedacht wird. Das Subjekt dagegen fordert gerade diese zeitliche Formung und schafft sie durch die dreifache Richtung der aktuellen Apperception. Das Verhältnis wird verzerrt, wenn die Unterschiede gemeinhin auf Erinnerung, Wahrnehmung und Phantasie zurückgeführt werden. Die Phantasie verlangt kein Zeitelement und es sind nebensächliche Umstände, durch welche sie leichter der Zukunft als der Vergangenheit und Gegenwart zugewandt ist. Der Erinnerung entspricht vielmehr die Erwartung. Der apperceptive Sinn der drei Subjektrichtungen kann aber nicht zweifelhaft sein: die Erinnerung betrachtet die Dinge als nicht mehr erreichbar durch unsere Handlungen, die Wahrnehmung umfaßt die Dinge, auf welche unser Handeln thatsächlich einwirkt, die Erwartung schließlich zielt auf denjenigen Teil der Wirklichkeit, dem gegenüber die Handlungen des Subjektes noch vorbereitet werden können. Der Spaziergang, den ich gestern machte, und der, den ich morgen auf gleichem Wege machen will, sind der Erinnerung und der Erwartung in ganz gleicher Art objektiv gegenwärtig und nur die subjektive Stellungnahme sagt mir, daß jener meinem Einfluß schon unerreichbar entzogen ist und dieser noch völlig in meiner Entscheidungssphäre liegt.

√ In einem bestimmten logischen Stadium der psychologischen Bearbeitung muß ein Standpunkt erreicht werden, von dem aus es als eine selbstverständliche Wahrheit erscheint, daß auch die Erinnerung und die Erwartung gegenwärtige Vorgänge sind. Davon ist im Stadium der Wirklichkeitsanschauung nicht die Rede. Selbst die hier nicht zur Diskussion stehende Theorie, daß die Erinnerung und Erwartung stets neben den in die Vergangenheit oder Zukunft projicierten Vorstellungen einen der Gegenwart zugehörigen Inhalt umfassen muß, kann erst für die Psychologie in Betracht kommen; würden wir doch beim Aufsuchen solchen Inhaltes notwendig in erster Linie auf Eindrücke angewiesen sein, die aus den gegenwärtigen Aktionen des Körpers stammen und die thatsächlich auf psychophysischen Substitutionen für die ursprüngliche Aktualität des

wirklichen Subjektes beruhen. Bleibt die Aktualität in der subjektivierenden Form erhalten, so ist auf der Seite des Objektes sicherlich kein gegenwärtiger Inhalt nötig, um Erinnerung und Erwartung in Kraft treten zu lassen. Wollten wir aber sagen, die Aktualität selbst gehört der Gegenwart an, so verlassen wir aufs neue den ursprünglichen Standpunkt. Die Stellungnahme mag auf Verzicht oder auf Handlung oder auf Vorbereitung gerichtet sein, jedenfalls ist sie nicht selbst wieder Gegenstand der Zuwendung; ein Jetzt oder Früher oder Später hat für den Akt des Subjektes zunächst also keinen Sinn. Die Aktualität ist zeitsetzend, aber zunächst nicht zeitfüllend. Der Subjektsakt, welcher als gegenwärtig umfaßte, was nunmehr Vergangenes ist, kann von mir nur dann in die Zeit verlegt werden, wenn er objektiviert ist; als objektivierter Prozeß, nicht als Subjektsfunktion, gewinnt er dann seinen zeitlichen Vergangenheitswert.

Was zwischen dem Verflossenen und dem Erwarteten liegt, ist kein unfaßbarer Augenblick. Die absolute Zeit kennt zwischen Vergangenheit und Zukunft nur die ideelle ausdehnungslose Scheidelinie; für die Zeit der mathematischen Physik ist das Jetzt, da ich es denke, schon ein Nichtjetzt und auch im kleinsten Bruchteil der Sekunde würden sich Vergangenheit und Zukunft berühren. Nicht so für die Zeitwertverteilung des wirklichen Ichs. „Die Gegenwart, sagt James, ist nicht scharf wie die Messerschneide, sondern breit wie ein Sattelrücken, auf dem wir sitzen, und von dem wir nach beiden Richtungen in die Zeit hinausblicken.“ (Princ. of Psych. I S. 609.) James stützt sich auf die Experimente, die darthun, wie wir Gruppen aufeinanderfolgender Eindrücke, Takte, Versrhythmen als gegenwärtige Einheit im Bewußtsein zusammenhalten. Aber in ihrer logischen Allgemeinheit kann die Frage nicht durch die einengenden psychologischen Versuche entschieden werden, und die Ergebnisse, welche die Gegenwart doch nur nach Sekunden, kaum nach Minuten messen, gelten nur für engumgrenzte Fälle. Die Gegenwart kann sich viel breiter ausdehnen, wenn nur das Ganze noch der inneren Handlung zugänglich ist. Das hat mit den absoluten Maßen so wenig zu thun, daß die Weite der wirklichen Gegenwart in jedem Augenblick eine mehrfache sein kann. In gewissem Sinne mögen nur die zwei letzten Takte des Musikstückes für mich Gegenwart sein, der drittletzte schon als verflossen sich zur Vergangenheit senken, und doch mag gleichzeitig in anderem Sinne die ganze Symphonie mir ein Gegenwärtiges sein, das ich als Ganzes appercipiere und behandele. Die Psychologie kann unschwer auch diesen

Sachverhalt der ursprünglichen Wirklichkeit in ihre abgeleitete Anschauungsweise hinübernehmen.

In gleicher Weise fügt nun, selbst unausgedehnt und auf keinen Raumpunkt lokalisiert, die Aktualität des Subjektes den räumlich gestalteten Dingen neue Raumwerte hinzu: das Hier und Dort, das Nah und Fern, das Oben und Unten, das Rechts und Links. In der Gestalt der Dinge und Dinggruppen liegt von solcher Beziehung auf einen Subjektsmittelpunkt so wenig als in dem Rhythmus ein Jetzt und Damals liegt. Es sind Eigentümlichkeiten der inneren Handlung, die wir nur mit einem aus der schon fertigen Raumvorstellung herübergenommenen Gleichnis als Richtungen bezeichnen dürfen; wir könnten mit gleichem Recht jene Mannigfaltigkeit als Tönungen oder als Färbungen und Schattierungen der subjektiven Stellungnahme charakterisieren. Nennen wir aber diese Handlungsnuancen wirklich Richtungsgefühle, so dürfen wir dabei niemals an die drei Dimensionen des mathematischen Raumes und niemals an die Bewegungsempfindungen des psychophysischen Organismus denken. Die Richtungen der wirklichen Aktualität sind zahllos und ihre Mannigfaltigkeit ist um so weniger übersehbar, als unsere Stellungnahme sich meist nicht auf ein vereinzeltes kleinstes Objekt, gewissermaßen auf einen Punkt, sondern auf eine Fülle reichgestalteter Dinge mit immer neuen Formen, Größen, Linien, Winkeln, Kurven bezieht; das Koordinatensystem der Mathematik hebt sich nirgends aus dieser lebendigen Wirlichkeit hervor. Wie aber die physiologische Psychologie die Mannigfaltigkeit beschreibt, wie sie das Raumgefühl aus den räumlichen Bedingungen der körperlichen Organisation herleitet und in den Aktionen des psychophysischen Subjektes eine festhaltbare Mannigfaltigkeit vorfindet, die in der abgeleiteten seienden Welt den Apperceptionsakten des wirklichen Subjekts entspricht, das darf uns hier noch nicht ablenken. Zunächst ist der Körper selbst nur ein Objekt von besonderer Gestalt. Aber wie die Gegenwart „keine Messerschneide, sondern ein Sattelrücken", so ist auch das Hier, das dem Dort der Aktionsrichtungen gegenüberliegt, kein mathematischer Mittelpunkt, sondern eine in ihrer Gestalt wechselnde Sphäre, die gemeinhin den ganzen Körper umfaßt, aber sich auch so verengern kann, daß jeder einzelne Körperteil außerhalb derselben zu liegen kommt. Die Welt der Dinge, die wir schon in einem einzigen Akt der Anschauung ergreifen und bewerten, ist also von vornherein in zweifachem Sinne räumlichzeitlich. Die Dinge haben Dauer und Ausdehnung, rhythmische und figürliche Gestalt, aber das ist kein Nacheinander und

Nebeneinander von Atomen oder von Empfindungen, sondern es sind einheitliche unbeschreibbare Qualitäten der Objekte selbst wie Farben und Töne. Die Dinge ordnen sich aber in Beziehung auf das Subjekt nach den Schattierungen der Stellungnahme. Auch hier zwei unvergleichbare Systeme möglicher Veränderungen: vergangen, noch früher, künftig, noch später, jetzt; und dort vorne, dort oben, dort zur Seite, noch weiter hinaus, noch näher, hier!

2. Der mathematische Raum-Zeitbegriff.

Wir können auf dem Standpunkt der reinen Erfahrung nicht stehen bleiben. Unser appercipierendes Ich greift über den Einzelakt hinaus und denkt die Welt in einer neuen Weise: die Welt wird zum Inhalt eines Raumes, der stetig und unbegrenzt ist und alle räumlichen Ausdehnungen und Gestaltungen als seine Teile einschließt, und wird zum Inhalt einer Zeit, die stetig und unbegrenzt jede zeitliche Dauer und Form als Teil umfaßt. Es entsteht derjenige Raum und diejenige Zeit, von deren Eigenschaften die Mathematik handelt, und deren Bestimmung sich nicht auf die Anschauung allein stützen kann. Um Größen handelt es sich jetzt, die gezählt werden können, um Messungen mit Bezug auf die Dimensionen. Keine Wahrnehmung und keine Erinnerung trägt uns solche Welt herbei; es ist eine Welt der Forderungen, deren Berechtigung wir anerkennen, sobald wir die Wirklichkeit nicht in der erlebten Erinnerung, Wahrnehmung oder Erwartung vollkommen aufgehenlassen.

Es ist kein empirisch Späteres, das da hinzukommt. In der Entwickelung des Individuums setzen die Motive für die Formung des einen objektiven Raum-Zeitgedankens gerade so früh ein wie die Orientierung über die Gestaltungen der Dinge durch einzelne Wahrnehmungsakte. Andererseits ist auch in der entwickeltsten Form des individuellen Weltbildes die Ungleichheit des Erlebnisses und der Forderungen nie völlig ausgeglichen und überwunden; das naive Bewußtsein des praktischen Lebens schwankt, gemäß dem wechselnden Ziel der einzelnen Bethätigung, zwischen der anschaulichen und der mathematisch begreifbaren Raum-Zeitform. Auch nicht davon kann für uns die Rede sein, diesen Gegensatz so erklären zu wollen, daß die eine Form aus dem psychologischen Mechanismus als Eigenschaft der psychologischen Inhalte hervorgeht, die andere nicht. Die Art, wie die beiden Formen in der ursprünglichen subjektivieren-

den Wirklichkeit entstehen, muß es vielmehr erklären, wie es kommt, daß bei der logisch späteren Objektivierung und Verteilung in eine psychische und eine physische Welt jene Anschauung der Gestaltqualitäten zur psychischen gerechnet und die mathematischen Raum- und Zeitbegriffe auf das Physische bezogen werden. Erst aus dieser Teilung kann dann sekundär verstanden werden, weshalb der psychologische Mechanismus so gedacht wird, daß die psychologische Raum-Zeitanschauung aus ihm abgeleitet werden kann; dieser Mechanismus, der ja nur zum Zweck dieser Zielerreichung angesetzt wird, bleibt das logisch Späteste und kann somit nicht Ausgangspunkt der Betrachtung werden, wenn wir nicht den psychologischen Mechanismus mit den aprioristischen Bedingungen der wirklichen Subjektsaktualität vertauschen wollen.

Der Übergang läßt sich am einfachsten vielleicht so auffassen: die Gestalten der Objekte werden durch die Richtungsgefühle des Subjektes interpretiert. In der Gestalt als Objektqualität liegt noch kein Nebeneinander und kein Nacheinander; erst wenn wir das Hier und Dort, das Jetzt und Vorher des aktuellen Subjektes hineinprojizieren, wird die Ausdehnung und die Dauer der Dinge zu einem Verhältnis von Objektteilen, welches dem Verhalten des Subjektes zum Objekt prinzipiell gleichartig ist. Erst dann muß jeder unterscheidbare Bestandteil des ausgedehnten gestalteten Dinges selbst zum Ausgangspunkt von Richtungen werden, und jeder unterscheidbare Bestandteil der dauernden Vorgänge muß zwischen einem Vorangegangenen und einem Nachfolgenden stehen. Die Beziehung jedes Elementes zu jedem anderen wird dadurch seiner allgemeinen Natur nach gleichartig und deshalb vergleichbar; das Nichthier und Nichtjetzt, das durch Richtungen und Abmessungen bestimmt werden kann, das zunächst nur das Verhältnis der Dinge zum Subjekt charakterisiert, gilt dann für das Verhältnis jedes Dinges und Dingelementes zu jedem anderen. Die Beziehung der Wirklichkeitselemente zu einander wird unter diesem Gesichtspunkt vollkommen unabhängig von ihrer besonderen Eigenart; wir gewinnen somit ein System von Beziehungen, das mit der qualitativen Beschaffenheit der Dinge, für die es gültig ist, nichts zu thun hat und erhalten bliebe, auch wenn es gar keine zugehörigen Dinge gäbe. Das Räumlich-Zeitliche ist nun nicht mehr Eigenschaft der Dinge, sondern die Dinge sind in Raum und Zeit. Da jedes so gewonnene Raumzeitelement dadurch selbst wieder als Ausgangspunkt der gesamten uns bekannten Richtungsmannigfaltigkeit gedacht

werden kann, so muß das System als ein unbegrenztes gefordert werden, das stetig und in sich kongruent ist. Dann können wir aber kein Raum- oder Zeitgebilde der uns bekannten Art vorstellen oder als vorstellbar denken, das nicht in das eine unendliche System vollständig eingeschlossen wäre. Daß wir zur Beschreibung der Beziehungen innerhalb dieses räumlichen Systems aus den unendlich vielen Richtungen nur die aufeinander senkrecht stehenden herausheben, hat methodologische Gründe; daß es deren nur drei giebt, ist eine empirische Thatsache und jeder allgemeine Begriff, aus dem sich die Eigenschaften des Euklidischen Raumes etwa deduzieren lassen, stützt sich auf die Erfahrung. Wird er variiert, so muß er Forderungen entstehen lassen, zu denen die Wirklichkeit keinen Anlaß geben kann oder die mit den aus der Wirklichkeit abgeleiteten Forderungen in logischem Widerspruch stehen. Anschaulich aber ist der Euklidische Raum ebensowenig wie der vierdimensionale; auch der erstere ist nur ein System von begrifflichen Forderungen, das nur die begrifflich bestimmten Raumgebilde umschließt, da die Raumgestalt wirklich anschaulich eben nur so lange ist, als sie Dingqualität ist und somit zu anderen Gestalten nur qualitativ beschreibbare Beziehung hat. Das Gleiche gilt von der Zeit.

Um nun die Trennung zwischen Physischem und Psychischem bezüglich Raum und Zeit zu ermöglichen, müssen wir uns die logischen Motive vergegenwärtigen, unter deren Einfluß jene primäre Form der räumlich-zeitlichen Anschauung durch die sekundären Forderungen des einen meßbaren Raumes und der einen meßbaren Zeit ergänzt wurde. Objektive Gründe, die im Verhalten der Dinge liegen, wirken da zusammen mit subjektiven; nur diese subjektiven Gründe interessieren uns gegenwärtig. Die Frage ist für uns also, welchen Anteil die Natur des aktuellen Subjektes daran hat, daß wir von der Anschauung der räumlich-zeitlichen Objektqualitäten zur Forderung der in sich kongruenten stetigen Raum- und Zeitverhältnisse kommen. Der Einzelakt des Subjektes führt nun offenbar nicht über die Anschauung hinaus, wohl aber die Anerkennung anderer Subjektsakte, und unter diesen anderen Akten kommen nicht nur die fremden, sondern ebenso auch die vergangenen und erwarteten eigenen in Betracht. Alles beruht hier wieder auf dem Begriff der Anerkennung. Die fremde oder eigene Stellungnahme, als Objekt der äußeren oder inneren Erfahrung in der seienden psychischen oder physischen Welt gedacht, könnte dem Raumzeitbild keine neuen Momente hinzufügen. Die fremde handelnde

Persönlichkeit wäre ein Körper zwischen anderen Körpern, und ihre psychophysischen Prozesse wären Vorgänge in der Objektwelt, ohne prinzipiellen Unterschied gegenüber allen anderen Ausfüllungen unseres Weltbildes. In gleicher Weise aber wären dann die früher erlebten Selbststellungen der eigenen Person auf die Vergangenheit bezogene psychische Prozesse, welche im gegenwärtigen Subjektakt sich den anderen Erinnerungsobjekten einfach einordnen würden und somit wohl als zeitlich zurückliegende Vorgänge aufgefaßt würden, nicht aber zum Ausgangspunkte einer über den einzelnen Subjektakt prinzipiell hinausführenden Zeitanschauung werden könnten.

In der Wirklichkeit aber wird der fremde Akt zunächst nicht wahrgenommen, sondern verstanden und nacherlebt, und die Verbindung mit unserer eigenen Vergangenheit beruht in gleicher Weise auf der Anerkennung der früheren Apperceptionen als gültiger Subjektsakte; daß sie sich als eigene von den fremden unterscheiden, beruht in erster Linie darauf, daß ihre Objektwelt durch den Standpunkt des eigenen Körpers bestimmt ist. Die gültige Identität des aktuellen Bewußtseins, die mit dieser Anerkennung der eigenen anderen Akte gegeben ist, wiederholt sich daher in gleicher Weise als teleologische Einheit aller von mir anerkannten Bewußtseinssubjekte. Jedes einzige Objekt meiner Erinnerung oder Erwartung wird somit als ein möglicher Gegenwartswert anerkannt, von dem selbst aus wieder Vergangenheit und Zukunft gerechnet werden müssen, und jedes Individuum nah oder fern in meinem Weltbild hat einen Raumwert, der selbst als Mittelpunkt aller mir bekannten Richtungen gedacht wird. Alle diese zeitlich-räumlichen Richtungen, die so von jedem beliebigen Zeit- und Raumpunkt ausgehend gedacht werden, müssen sich aber in meine eigene Welt erstrecken, damit die Grundvoraussetzung erfüllbar ist, daß ich die fremden oder vergangenen Subjektsakte verstehen und nacherleben kann; die Stellungnahme muß sich auf eine gemeinsame Objektsphäre beziehen. Von jedem beliebigen Punkt meiner ursprünglichen Zeit- und Raumwelt muß ich somit zeitliche und räumliche Richtungslinien anerkennen, die von meinem Standpunkt völlig unabhängig sind und doch stets in einer Welt bleiben, die mir der Voraussetzung nach prinzipiell nicht unerfahrbar ist. Das so entstehende System postulierter Beziehungen ist der eine Raum und die eine Zeit. Daß sie logisch das Spätere darstellen, nimmt nichts von ihrer praktischen Wirklichkeit; da wir keine Wirklichkeit kennen, in welche nicht die Anerkennung fremder Subjekte eingeht, so ist das System jener

Forderungen jedenfalls schon auf dem aktuellen subjektivierenden Standpunkt vollkommen vollzogen und geht der Differenzierung der objektivierten Welt somit durchaus voran. Die Erkenntnistheorie wird dabei die zu Grunde liegende Art des aktuellen Subjektes, zu der Welt thatsächlich mit der ganzen Mannigfaltigkeit der räumlich-zeitlichen Richtungsnuancen Stellung zu nehmen, als apriorischen Besitz auffassen müssen und von dem Vorhandensein dieses Besitzes es teilweise abhängig machen, ob ein Subjekt als solches anerkannt werden soll oder nicht.

Von hier aus können wir zu unserer ursprünglichen Frage zurückkehren, in welcher Weise sich bei der Spaltung der objektivierten Welt in eine psychische und eine physische die Raum- und Zeitbeziehungen verteilen. Das Prinzip solcher Teilung steht uns ein für allemal fest: psychologisch ist, was vom individuellen, physisch, was vom überindividuellen Subjekt abhängt. Nun sahen wir, daß die logisch-primäre Raumzeitform, in der die Gestaltqualitäten der Dinge und die Apperceptionsnuancen des Subjektes noch voneinander getrennt waren, vollkommen schon im individuellen Subjektakt angelegt war. Die sekundäre Form dagegen, in der die Welt der Dinge durch die Aktualitätsrichtungen interpretiert wurde und in der ein stetiger Raum und eine stetige Zeit alle Wirklichkeit umfaßte, entsprach in erster Linie den logischen Forderungen, welche aus der Anerkennung anderer Subjekte entstehen. Die eine Form ist also logisch dem einzelnen Individuum, die andere Form einer in gültiger Beziehung stehenden Mehrheit von Individuen zugeordnet. Die Scheidung ist damit vollzogen. Die physische Welt erfüllt den einen unbegrenzten stetigen Raum und die eine unendliche Zeit und jedes einzelne räumliche oder zeitliche Gebilde muß darin enthalten sein. Die psychologische Welt umfaßt dagegen einerseits die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der räumlichen und zeitlichen Dinggestalten und andererseits jene Variationen der Selbststellungen, die als Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsgefühle und als lokale Richtungs- und Außenheitsgefühle in uns wirksam sind. Dort in der physischen Welt sind Raum- und Zeitverhältnisse berechenbar, denn nicht aus Wahrnehmungen, sondern aus Forderungen treten sie hervor und logische Motive sind es, welche die begrifflich bestimmbare, in gleiche Teile zerlegbare, unbegrenzt verlängerbare gerade Linie und die rechten Winkel des Koordinatensystems für die Zwecke der Beschreibung herausheben. Die Beschreibung der psychischen Raum- und Zeitgebilde hat dagegen die Wege aller qualitativen

psychologischen Analyse zu verfolgen. Dort haben wir es mit räumlichen Entfernungen und zeitlichen Abständen, hier mit Gestalten und Formen, Ausdehnung und Dauer zu thun; dort sind alle Teile gleichwertig und vertauschbar, hier ist alles auf ein Jetzt und Hier bezogen, dort ist alles konstant, hier verändert es sich mit der Art des wahrnehmenden Sinnes, unterliegt Täuschungen und subjektiven Einflüssen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst das Verhältnis der psychologischen Raumzeitgestalt zur physischen Raumzeitform. Sie stimmen so wenig überein, wie der farbige Gesichtseindruck mit der Summe der Ätherschwingungen des leuchtenden Objektes übereinstimmt. Sie stehen aber auch in keiner unmittelbaren Beziehung zu einander; die räumlich-zeitliche Gestalt des Vorstellungsinhaltes bezieht sich nicht auf die Raum- und Zeitverhältnisse des physikalischen Objektes und dieses mathematisch bestimmbare Objekt bewirkt nicht direkt jene Gestaltsvorstellungen; beide gehören ganz verschiedenen Welten zu. Für das aktuelle Subjekt bezieht sich die Vorstellung auf das Ding, die Gestalt auf die mathematisch bestimmbaren Orte; das eine meint da das andere, da es zunächst ein Ungetrenntes ist. Nach erfolgter Differenzierung hat keines von beiden mehr zu bedeuten als seine eigene Existenz. Die vorgestellte Gestalt ist vorhanden und die mathematisch bestimmbare Summe von Abständen ist vorhanden, aber von der erkenntnistheoretischen Beziehung zwischen beiden, die für die wirkliche Welt galt, ist nichts geblieben. Genau dasselbe gilt natürlich für die Zeit. Es wäre daher völlig verkehrt zu behaupten, daß die physische Welt ihre Raum- und Zeitform erst durch die Projizierung der psychologischen Gestaltvorstellungen annehme; in demselben erkenntnistheoretischen Stadium, in welchem eine psychologische Vorstellung als solche Existenz gewinnt, hat auch die physische Welt mit ihrer eigenen Raum- und Zeitform Realität erhalten, und wenn die Vorstellung zum objektivierten psychologischen Vorgang wird, so hat sie dadurch jede Beziehung und jeden Einfluß auf das Physische eingebüßt. Das physische Ding mag da sein, aber ich habe keinen Gesichtseindruck, weil mein Auge geschlossen ist, oder der Gesichtseindruck ist da, aber das physische Ding ist nicht vorhanden, weil die Vorstellung vielleicht eine Suggestion oder Hallucination ist. Die epistemologische Beziehung ist keine phänomenologische. Wir mögen aus Gründen ganz anderer Art zu der Theorie gelangen, daß die vorgestellte räumliche Form bedingt sei durch gewisse Vorgänge im Gehirn, die ihrerseits als

physikalische Prozesse von der Gestalt der physischen Außenweltsobjekte abhängig sind. Das Zwischenglied, der Gehirnprozeß, hat aber nichts mit der räumlichen Form des einwirkenden Objektes und nichts mit der vorgestellten Gestalt gemeinsam; von einer wirklichen Übertragung der einen auf die andere kann also nicht die Rede sein. Auch hier gilt für die Zeit das Gleiche. Die Vorstellung von der Dauer des gestrigen Tages ist nicht direkt durch die zeitliche Länge des mathematisch bestimmbaren Zeitraumes veranlaßt; jene gegenwärtige Vorstellung mag freilich wieder durch Gehirnvorgänge bedingt sein, deren heutiges Auftreten von den gestern einen Tag lang einwirkenden physischen Reizen indirekt abhängig ist, aber die der zusammenfassenden Vorstellung zu Grunde liegende Gehirnerregung hat jedenfalls nicht selbst die zeitliche Tagesdauer. Die Vorstellung, welche für das aktuelle Subjekt den Tag bedeutet, hat für das vorfindende Subjekt nur Existenz schlechthin, so wie für das überindividuelle Bewußtsein der physische Tag existiert; ein direktes Aufeinanderwirken beider ist ausgeschlossen. Nur scheinbar aber gilt für die unmittelbare Wahrnehmung kleiner Zeiträume ein anderes Verhältnis; wir kommen darauf sofort ausführlich zurück.

3. Die Raum- und Zeitwerte des Psychischen.

Zunächst steht uns also fest, daß auf psychischer Seite erstens unseren Vorstellungen Raum- und Zeitgestalt ebenso zukommt wie Qualität und zweitens auch unter den objektivierten Selbststellungen ein Raum- und Zeitfaktor als zeitliches und räumliches Richtungsgefühl vorhanden sein muß. In Bezug auf die Vorstellungen können wir zunächst ein negatives hinzufügen. Der Umstand, daß die Vorstellung räumlich-zeitliche Gestalt besitzt, macht noch durchaus nicht die Forderung berechtigt, daß deshalb auch den Empfindungen, welche als Elemente der Vorstellungen analytisch gewonnen werden, die gleiche Eigenschaft zukommt. Nur die Vorstellung enthält wirklich das erlebte Objekt von seiner individuellen Seite, die Empfindung dagegen ist ein künstliches Bearbeitungsprodukt, das logischen Zwecken dient und von dem objektivierten Erlebnis daher aufs weiteste entfernt ist. Wir können kein Objekt so klein vorstellen, daß es nicht doch gewisse Raumgestalt besäße und keines so kurzdauernd, daß es nicht Zeitgestalt hätte; ob die Objektvorstellung aber notwendig aus Dauer und Ausdehnung enthaltenden Empfindungen

synthetisch konstruiert werden muß, ist dadurch jedenfalls noch nicht ausgemacht. Die einzelne Empfindung ist eben niemals selbst schon Vorstellung. Man kann daher den glänzenden Ausführungen von James, Stumpf u. a. über den ursprünglichen Raumwert jeder Vorstellung durchaus beistimmen, und doch vielleicht mit Wundt daran festhalten, daß keine einzelne Empfindung Raumwert besitze.

Freilich werden wir nicht zustimmen können, wenn als Argument dafür behauptet wird, daß wir, sobald den einzelnen Empfindungen räumliche Qualitäten beigelegt werden, „in jede räumlich noch so beschränkte Empfindung sogleich die Vorstellung des ganzen dreidimensionalen Raumes in seiner Orientierung zum vorstellenden Subjekt mit aufnehmen" müßten; nach unserer Auffassung hatte es die Vorstellung ja überhaupt nicht mit dem einen dreidimensionalen Raum der physischen Welt, sondern nur mit der Gestalt der einzelnen Dinge zu thun. Auch die Ansicht, daß Raum und Zeit nicht den einzelnen psychischen Elementen zukämen, sondern in der besonderen Ordnung dieser Elemente beständen, widerspricht in gewissem Sinne unseren Grundannahmen. Eine Änderung der Ordnung kann nur einem zusammenfassenden, vergleichenden, beurteilenden, kurz einem thätigen Bewußtseinssubjekt erfahrbar sein; das psychologische Subjekt sollte dagegen keine andere Funktion behalten als des Inhaltes bewußt zu werden. In der aktuellen Wirklichkeit mag es sich um eine Ordnung handeln, zu der das Subjekt Stellung nimmt; in der nur als vorfindbar gedachten psychologischen Welt muß jedes Erfahrbare selbst ein Vorfindbares und nicht nur eine für den Beobachter gültige Beziehung des Vorfindbaren untereinander sein. Für uns steht die Frage dann also nur so: ist es den logischen Zwecken der Empfindungslehre entsprechender, die räumlich-zeitlichen Vorstellungen aus Elementen zusammengesetzt zu denken, welche alle an jenen Eigenschaften der Gesamtvorstellung teil nehmen oder müssen wir die Vorstellungseigenschaften so auf die Elemente verteilen, daß vielleicht einige räumlich-zeitlich sind und andere nicht, oder soll schließlich kein Element für sich Raum- und Zeitgestalt besitzen, dagegen einigen Elementen die Eigenschaft zugeschrieben werden, im Zusammentritt mit anderen Elementen diesen den Raum- und Zeitwert zu verleihen. Mit der letzteren Möglichkeit rechnen beispielsweise diejenigen Theorien, welche etwa Bewegungsempfindungen zur Erklärung der Raumanschauung, Spannungsempfindungen zur Erklärung der Zeitauffassung heranziehen. Die Frage zu beantworten, ist hier nicht der Platz; es galt nur, die Frage aufzuwerfen, um darauf hin-

zuweisen, daß die räumlich-zeitliche Eigenschaft der Vorstellungen noch nichts Eindeutiges über die entsprechenden Seiten der Empfindungen enthält und enthalten kann.

Wichtiger aber ist uns noch eine andere negative Feststellung, welche uns zu der ursprünglichen Ausgangsfrage zurückführt. Die Vorstellungen haben räumlich-zeitliche Gestalt so wie sie Farbe, Ton und Duft haben; die Vorstellungen selbst haben aber so wenig Ausdehnung und Dauer und sind so wenig nebeneinander oder nacheinander, als sie rot oder grün oder sauer oder süß sind. Wir nennen eine Vorstellung rot, wenn wir im wirklichen roten Objekt von allem Überindividuellen absehen, also ein Abstraktionsergebnis gewonnen haben aus demjenigen geistigen Erlebnis, das für das aktuelle Bewußtsein die Bedeutung rot hat. Diese nichts bedeutende, sondern bloß seiende psychologische Vorstellung in ihrer Zugehörigkeit zum vorfindenden Bewußtsein und mit demselben durch die Funktion des Bewußtwerdens verbunden, stellt nun aber in dieser Verbindung nicht selbst wieder ein rotbedeutendes Objekt vor, da sie in dieser Abhängigkeit vom psychologischen Subjekt gar keinem aktuellen, bewertenden, Bedeutung setzenden Bewußtsein gegeben ist. Für Raum und Zeit gilt genau das gleiche, und nur der Doppelsinn, der möglich wird, wenn wir von räumlichen oder zeitlichen Eigenschaften der Vorstellungen sprechen, bringt es zu stande, daß die räumliche Gestaltqualität des Vorstellungsobjektes für gleichbedeutend mit der Raumausfüllung der Vorstellung selbst gehalten werden kann.

Nur deshalb durfte man auch die Ansicht Descartes', daß den seelischen Vorgängen eine räumliche Eigenschaft nicht beizulegen ist, als ein „metaphysisches Vorurteil" bezeichnen, unter dem die psychologische Untersuchung zu leiden gehabt hätte, bis sie erst in neuester Zeit sich davon befreite. Daß unsere Vorstellungen Räumliches umfassen, hat kein Philosoph bestritten; daß sie aber nicht räumlich ausgedehnt und nicht nebeneinanderlagernd sind in dem Sinne, in welchem sie, nach stets herrschender Auffassung, zeitlich dauernd und nacheinander folgend ablaufen, das hat Descartes mit vollem Recht behauptet. Falsch würde es nur dann sein, wenn wir irrtümlicherweise den Vorstellungsinhalt des erfahrenden Subjektes mit dem wirklichen Objekt des bewertenden Subjektes vertauschen; dann wären die Vorstellungen allerdings selbst in einem unendlichen Raume, mit dem die Gestaltqualitäten der Vorstellungen gar nichts zu thun haben. Descartes' Vorurteil lag also nicht in seiner Be-

stimmung der Vorstellung als unausgedehnt im Gegensatz zum Körper, sondern vielmehr darin, daß er Körper und Vorstellungen als Wirklichkeiten betrachtete, statt die wahre Realität in den undifferenzierten Objekten anzuerkennen, die noch nicht psychisch und nicht physisch sind.

Der Gegensatz zwischen den beiden Auffassungen, welche mit der Annahme räumlich-zeitlicher Vorstellungseigenschaften verknüpft werden können, tritt viel deutlicher noch im Gebiet der Zeitanschauung hervor. Logik und Psychologie pflegen ja darin übereinzustimmen, daß das Nacheinander der Vorstellungen noch keine Vorstellung vom Nacheinander ergiebt; wir aber müssen hier zunächst die Umkehrung berücksichtigen: die Vorstellung vom Nacheinander, von zeitlichen Gestalten, von Dauer und Folge und Intervallen enthält durchaus nicht notwendigerweise ein Nacheinander, eine zeitliche Dauer oder Folge der Vorstellungen. Die völlige Unabhängigkeit beider Seiten leuchtet hier ja sofort ein, auch wenn wir dem psychologischen Vorgang Dauer und Zeitordnung zuschreiben. Wir können eine Reihe von Objekten in ihrer richtigen zeitlichen Ordnung in unserer Erinnerung so durchdenken, daß wir mit dem Ende der Reihe beginnen und mit dem Anfang aufhören, die Vorstellung des Früheren also die spätere Vorstellung ist; wir können die Vorstellung eines flüchtigen Momentes lange festhalten, der langen Dauer schnell gedenken, das Einmalige häufig, das häufig Wiederholte einmal wachrufen, und hat so die eine Seite nichts mit der anderen zu thun, so kann es von vornherein nicht widersprechend sein, die eine Seite anzuerkennen und die Existenz der anderen ganz zu bestreiten. Und dies ist der Punkt, auf den wir hinzielen: unsere Vorstellungen enthalten zeitliche Gestaltbestimmungen so wie sie qualitative Bestimmungen enthalten, aber die Vorstellungen selbst als psychologische Bewußtseinsthatsachen sind so wenig langdauernd oder kurzdauernd, als sie viereckig oder sternförmig sind und so wenig zeitlich vor- oder nacheinander als sie räumlich ineinander eingeschachtelt oder übereinander aufgestapelt sind. Hier scheint in der That ein Vorurteil der Philosophie, auch der kritischen, vorzuliegen; die Zeitverhältnisse des Geisteslebens haben kein Anrecht auf andere Behandlung als die Raumverhältnisse; die Probleme entwickeln sich durchgehends parallel.

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß es keinerlei Standpunkt giebt, von dem aus es Sinn hat, nach der zeitlichen Ordnung und Dauer der psychischen Prozesse zu fragen. Die Succession

der psychischen Elemente, der Rhythmus der assoziativen Prozesse, die Zeitdauer jedes einzelnen seelischen Vorganges bietet ja Aufgaben, deren Gültigkeit um so weniger bestritten werden kann, als die experimentelle Psychologie längst beschäftigt ist, diese Aufgaben zu lösen. Wir behaupten nur, daß es sich dabei nicht mehr um die rein psychologischen Inhalte für sich allein handelt, sondern um Vorgänge, die in einen physiologischen Organismus introjiziert sind und daß die Zeitmessung im letzten Grunde Messung der Dauer jener körperlichen Vorgänge ist, welche die psychischen Prozesse begleiten. Wir behaupten aber ferner, daß in genau demselben Sinne dann auch die Raumlage der psychologischen Vorgänge bestimmbar ist. Sobald die Introjektion erst erfolgt ist, muß die physiologische Psychologie für jedes Geschehen genau so einen bestimmten Platz in dem einen physischen Raum wie in der einen physischen Zeit in Anspruch nehmen. Beschäftigt mich ein Gedanke seit heute früh, so war er zunächst in jenem und dann in diesem Zimmer, und läßt der Reaktionsversuch erschließen, daß eine Lichtempfindung einen bestimmten Sekundenbruchteil in mir anhielt, so kann ich aus anderen Untersuchungen vielleicht erschließen, daß sie ihren Platz in den Ganglienzellen des Occipitalhirnes hatte. Kurz, in dem Sinne, in dem die Vorstellungen unräumlich sind, müssen sie auch als unzeitlich anerkannt werden; in ganz anderem Sinne aber sind sie nicht nur in der Zeit, sondern ebenso auch im Raume. Wir müssen zunächst bei jener ersteren Auffassung, der rein psychologischen, verweilen.

Wir behaupten also, dass die psychologischen Vorstellungen und Selbststellungen als solche keine Zeit erfüllen. Wie verhält sich die Selbstbeobachtung zu diesem Ergebnis? Jeder Versuch, das Geistesleben der anderen Menschen für diese Frage zu berücksichtigen, muß in die Irre führen. Der Andere ist uns entweder das subjektivierend gedachte fremde aktuelle Bewußtsein, das wir anerkennen; dann wissen wir nur von seinen Subjektakten und von seinen undifferenzierten Objekten; ein Psychologisches giebt es da überhaupt noch nicht. Oder der Andere wird als Teil der objektivierten Welt gedacht; dann ist er zunächst ein physisches Objekt, in welches erst sekundär die nichtphysischen Vorgänge introjiziert werden. In diesem Fall ist jeder Vorgang am Anderen selbstverständlich als Veränderung eines physischen Objektes zeiterfüllend und das hineinverlegte Geistesleben gewinnt als Begleiterscheinung dieser Körpervorgänge dadurch indirekte Beziehung zur Zeit; unsere Frage

war aber, ob dieser Zeitcharakter dem Psychischen für sich, unabhängig von einem Physischen, zukommt. Wollen wir dagegen vom fremden aktuellen Subjekt direkt ohne Rücksicht auf das Physische zu den fremden psychologischen Prozessen vorschreiten, so giebt uns die Thatsache, daß wir ein anderes Subjekt anerkennen, wohl ein Recht, demselben unabhängig von unserer Wahrnehmung seines Körpers psychologische Inhalte zuzuschreiben, die Art und Form derselben können wir aber doch immer nur nach Analogie mit den Ergebnissen der Selbstbeobachtung bestimmen. Alles das gilt aber auch in Bezug auf unsere eigene Persönlichkeit; auch ihr können wir uns objektivierend gegenüberstellen und von dem physisch Erfahrbaren zum Psychologischen, also von außen nach innen, vorschreiten. Auch unser Seelenleben liegt dann ausgespannt in der Zeit, aber es ist nicht das psychische Objekt, wie es in der inneren Erfahrung erscheint, sondern wie es in seiner Abhängigkeit vom physischen Ich oder wenigstens in seiner Zugehörigkeit zum Körper gedacht wird. Heute den Vormittag hindurch las ich im Garten ein Buch über Goethe; meine auf Goethe gerichteten psychologischen Vorstellungen dauerten also mehrere Stunden hindurch. Aber zu dieser Auffassung komme ich doch nur dadurch, daß ich von einem physischen Vorgang ausgehe, nämlich davon, daß mein Körper von früh bis mittags unter der optischen Einwirkung des Buches stand. In genau gleichem Sinne waren meine Gedanken damals auch lokalisiert; sie waren im Garten, so und so viel Centimeter über dem Rasenplatz.

Nun läßt sich zunächst nicht bestreiten, daß die Temporalisation unseres vergangenen Seelenlebens, sobald größere Zeitspannen umfaßt werden sollen, meistens von dieser äußerlichen Einordnung ausgeht. Die physischen Vorgänge geben uns den Stunden, Wochen, Jahre umfassenden Rahmen, in welchen die geistigen Erlebnisse hineingetragen werden, und nicht die Dauer derselben, sondern die Mannigfaltigkeit beeinflußt die Vorstellung von der Größe des Zeitraumes; mit der Fülle erinnerter Erlebnisse schwillt die Zeit, mit der Dürftigkeit solchen Inhaltes schrumpft sie zusammen. Versuchen wir dagegen von innen her uns einen größeren Zusammenhang seelischer Vorgänge aus unserer Vergangenheit neu zu vergegenwärtigen, so können wir uns darüber nicht täuschen, daß die eigentliche Grundlage solcher Erinnerung in einem wirklichen neuen Nacherleben besteht. Ob der ursprüngliche Thatbestand dabei zusammengedrängt oder auseinander gezogen wird, ist ohne Belang; entscheidend ist nur, daß das Objekt unserer Erinnerung nicht die psychologische

Vorstellung, sondern das ursprüngliche aktuelle Vorstellungsobjekt selbst ist, so daß der Rückblick keine Zeitwerte einführt, welche nicht schon in dem früheren Erlebnis erfahren wurden. Setzen wir als zugegeben voraus, daß die psychologischen Vorstellungen als solche selbst Zeit erfüllen, so wäre ja auch ein ganz anderes Verhältnis denkbar. Es könnte dann nämlich sein, daß wir im wirklichen Erlebnis zwar die Zeitbeziehungen der vorgestellten Objekte, aber nicht die Dauer und das Successionsverhältnis der Vorstellungen wahrnehmen, daß wir dagegen im Rückblick nun diese Vorstellungen selbst als solche betrachteten und uns dabei ihrer eigenen Zeitbeziehungen bewußt würden. Wäre dieser Fall verwirklicht, so müßten wir daraus weiter schließen, daß die Voraussetzung richtig sei, die Vorstellungen also Dauer haben, auch wenn wir während ihres Ablaufes nichts davon wahrnehmen. Die Erfahrung widerspricht aber dieser Annahme; nicht das Vorstellen, sondern das Vorgestellte wird reproduziert. Freilich durchleben wir den ganzen Zusammenhang bei der Erneuerung mit der neuen Gefühlstönung des Bekanntseins; die Anpassung der Selbststellungen ist erleichtert, Erwartung bereitet das Kommende vor, die Überraschung ist geschwächt, Assoziationen nuancieren das ganze Erlebnis, aber es bleibt doch eine Wiederholung des Durchlebens und wird nicht zum bloßen Abbild einer rein psychologischen Reihe. Mehr als die Vorstellungen versagen dabei die Selbststellungen; die subjektive Stellungnahme setzt nicht wirklich ein, wenn das Objekt mit dem Gefühl der Unwirklichkeit aufgefaßt wird, und in diesem Falle tritt in der That häufig die Vorstellung von dem früheren Vorgang als psychologischer Prozeß an die Stelle der nicht wieder erweckbaren wirklichen Aktualität. Aber wir haben ja schon früher gesehen, daß die Psychologisierung der Aktualitätsfunktion nur dadurch möglich wird, daß dem primären Subjekt das psychophysische Individuum substituiert wird, jeder Akt also zum Prozeß an dem psychophysischen Organismus wird. Die Erinnerung an solche Akte wird dadurch dann für die Zeitfrage gleichwertig mit jeder anderen Erinnerung an physiologische Vorgänge und während sie scheinbar an das innerste Wesen der Persönlichkeit anknüpft, reiht sie sich thatsächlich den zahllosen anderen Objekterinnerungen an, aus denen sich die charakterisierte rein äußerliche Zeitbestimmung zusammensetzt.

Das gilt nun durchaus nicht nur für die Wahrnehmungserlebnisse; Stimmungen oder Phantasiegestaltungen werden in ganz derselben Weise nicht als psychologische Prozesse zurückgerufen, sondern

neu durchlebt. Die schweifenden Gedanken einer schlaflosen Nacht mag ich am folgenden Tage in ihrem Zusammenhang wiedererwecken; die äußeren Bedingungen werden mir den Zeitrahmen geben und der Associationsmechanismus wird für die getreue zeitliche Ordnung in der Reproduktion sorgen. In meinem rückblickenden Wissen von den inneren Vorgängen finde ich aber weder von jener Dauer noch von dieser Succession als solcher das Geringste. Die Gedanken werden erneuert und enthalten wieder alle Zeitgestalten und Zeitordnungen der als vergangen oder zukünftig gedachten wirklichen Objekte, aber der Gedanke selbst tritt nicht als ein langer oder kurzer auf; ob er damals in uns anhielt oder nur flüchtig auftauchte, bedeutet uns lediglich, ob er größere oder geringere Gedankenmassen in Bewegung setzte, ins Zeitliche wird der Unterschied erst wieder unter dem Einfluß der physischen Außenmotive übersetzt. Ein Gedanke bringt auch den andern mit sich, und ihr innerer Ziel- und Sinnzusammenhang macht es notwendig, daß mit dem einen der andere gegeben ist; diese innere Entwickelung einer Gedankenreihe wird uns innerlich aber nicht deshalb schon zur Succession, weil wir sie psychophysisch vielleicht aus successiven Associationen erklären können. So wenig wie wir diesen Associationsmechanismus oder gar den Gehirnprozeß innerlich in uns vorfinden, so wenig wissen wir vom objektiven Zeitwert der überblickten Vergangenheitsreihen aus ihnen selbst heraus.

Wir haben bisher nur bestritten, daß die Erinnerung an durchlebte Geistesarbeit neue Zeitwerte zu den im Erlebnis selbt enthaltenen hinzufüge; es fragt sich, ob nun nicht im ursprünglichen Erlebnis selbst ein Bewußtsein von Zeitdauer und Zeitordnung der inneren Erfahrung gegeben sei. Thatsächlich aber gilt es hier, daß die Introjektion schon die Wirklichkeit umgestaltet haben muß, damit diese in der Philosophie oft gar zu leichthin angenommene Voraussetzung zutrifft. Anders läge es ja schon, wenn wir uns der wahrgenommenen Objekte wirklich als Vorstellungen in uns bewußt wären und somit die wechselnden Eindrücke als wechselnde Zustände unseres Ichs empfänden. Aber das Ich, dessen Bethätigung wir den wechselnden Objekten gegenüber als das Einheitliche fühlen, ist ja jenes wirkliche primäre Subjekt, das der objektivierten seienden Welt nicht zugehört und dessen Konstanz somit nicht ein Verharren in der Zeit, sondern eine Identität der Aktualitätstendenz bedeutet. Versuchen wir aber mitten im Erleben die Aufmerksamkeit unseren Selbststellungen als psycho-

logischen Objekten zuzuwenden, so bleibt uns im objektivierten System ein Komplex von Spannungs- und Bewegungs- und Druckempfindungen nebst Gefühlsqualitäten, und alles das ordnet sich einer zeitlichen Reihe ein, weil wir es auf die Aktionen des Organismus beziehen.

Nun scheint die Annahme der Zeiterfüllung unserer Vorstellungen, wenn auch nicht vom Standpunkt des wirklichen Erlebnisses, so doch jedenfalls vom Standpunkt des Psychologen aus dadurch gefordert, daß jedes Zeiturteil in Bezug auf die Objektwahrnehmungen von dem Verharren der Vorstellungen und dem Ablauf der Vorstellungsreihen im Bewußtsein abhängt. Aber gerade das ist ein Vorurteil. Seine Überwindung muß freilich auf dem Boden der speziellen Psychologie erfolgen, aber auch hier muß doch darauf hingewiesen werden, daß die Dauer der Vorstellungen, wie sie die introjizierende Psychophysik für ihre Zwecke voraussetzt, nicht selbst schon für sich Objekt des Zeitsinnes ist. Das bloße Verharren einer Vorstellung genügt nicht, um das Bewußtsein der Dauer zu erwecken; veränderte sich sonst nichts im Bewußtseinsinhalt, so würde das Bewußtsein am Ende der Zeit genau dasselbe erfahren wie am Anfang, nämlich die Vorstellungsqualität ohne Zeitbeziehung. Erst dadurch, daß bei diesem psychophysischen Andauern Wirkungen entstehen, welche associativ die dauernde Vorstellung ergänzen, tritt thatsächlich zu dem Qualitätsbewußtsein ein Zeitbewußtsein hinzu. Diese Associationen wirken aber selbst wieder nicht durch ihre Dauer, sondern nur durch ihre Qualität. Sind diese Associationen, deren spezielle Natur wir hier nicht zu diskutieren haben, von gewisser Art, so kann eine kurze Zeitdauer lang, unter anderen Bedingungen eine lange kurz erscheinen; wenn sie wegfallen, bleibt der Vorgang innerlich zeitlos. Tritt die richtige Empfindungs- und Gefühlskombination ins Bewußtsein, so kann im gegenwärtigen Augenblick der Eindruck entstehen, daß der jetzige Zustand schon lange dauerte; es mag psychophysisch zutreffen, daß diese bestimmte Kombination thatsächlich nur dann ins Bewußtsein gelangt, wenn die betreffenden Außenweltsreize wirklich längere Zeit vorher andauern. Aber das ist nur ein psychophysisches Problem; theoretisch müßte es möglich sein, anzunehmen, daß wir durch eine Augenblickseinwirkung von Gehirnreizen ein Gefühl abgelaufener Dauer hervorbringen könnten, so wie wir mit flachen Bildern stereoskopisch das Tiefenbewußtsein erzeugen.

Nicht die Dauer selbst, sondern die aus der Dauer entstehen-

den Wirkungen sind es also, die dem Zeitbewußtsein zur Grundlage dienen. Nur Variationen dieses Verhältnisses ohne prinzipiellen Unterschied liegen dann vor, wenn etwa der beurteilte Zeitprozeß so kurz ist, daß nur das Abklingen des Anfangseindruckes zum Maßstab wird oder ähnliches. Stets ist der am Ende des Zeitraumes vorhandene Gesamtzustand, der sich aus Wahrnehmungen, Erinnerungsbildern, Gefühlen und Körperempfindungen zusammensetzt, der psychologische Inhalt des Zeitbewußtseins und zwar lediglich vermöge seiner Qualität; ob diese Qualität im Bewußtsein nur den kleinsten Bruchteil einer Sekunde bleibt oder Stunden lang, ist einflußlos. Auch wenn das Zeitbewußtsein den Ablauf des physischen Vorganges vom Beginn bis zum Ende stetig begleitet, so kommt doch in jedem einzelnen Augenblick nur die Qualität der gegenwärtigen psychologischen Kombination in Frage, die sich dann fortwährend so verändert, daß die Erinnerungsbilder den Anfang stetig weiter zurück, die Erwartungsbilder das Ende stetig näher heran verlegen, und wenn genau dieselbe Reihe seelischer Zustände über die tausendfache Zeit verteilt wäre, so würde die Zeitgestalt des wahrgenommenen äußeren Prozesses sich dadurch nicht im geringsten in die Länge ziehen. Verhält es sich aber so, daß auch das innere Zeitbewußtsein von einer etwaigen Dauer der Vorstellungen unabhängig ist und solche Dauer niemals zu seinem Objekt oder zu seiner Voraussetzung hat, so bleibt dann in der That gar keine Veranlassung, vom rein psychologischen Standpunkt aus die Vorstellungen als zeiterfüllend anzunehmen. Sowohl das Zeitgefühl der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, als auch die Zeitinhalte der Vorstellungen sind Objekte des vorfindenden Bewußtseins, welche durch ihre Qualitäten charakterisiert sind, aber so wenig in die objektive Zeit fallen, als sie den objektiven Raum füllen. In diesem Sinne also ist das psychologische Objekt nicht nur ausdehnungslos, sondern auch zeitlos.

Was außerhalb der Zeit steht, kann auch nicht den denkbar kürzesten Zeitraum füllen; wir haben daher zunächst auch kein Recht, das Psychologische in Seelenaugenblicke zu zerlegen. Vor allem aber kann die Kontinuität des Seelischen für uns nun kein Problem bilden. Wenn das Psychische täglich sechszehn Stunden andauert, um dann für acht Stunden in traumlosem Schlafe zu verschwinden, so muß die Frage entstehen, was denn nun eigentlich überdaure, um die seelische Einheit und den seelischen Zusammenhang herzustellen. Theorien, welche das Überdauernde in der sub-

stantiellen Seele suchen und die Lücken mit Unbewußtem ausfüllen oder vielleicht Theorien, welche das Bewußtsein zur Thätigkeit des Gehirns machen, müssen dann eintreten, um das Problem zu lösen. Haben wir aber erkannt, daß die innere Erfahrung uns überhaupt nicht veranlaßt, das Seelische in die Zeit zu projizieren, so verliert die Aufgabe selbst ihren Sinn. Wir müssen aber zufügen, daß auf dem Boden unserer Grundvoraussetzungen das Problem auch wirklich nur dann verschwindet, wenn wir es ablehnen, das Seelische in die objektive Zeit zu verlegen. Vom Standpunkt der Psychologie kann es nicht einfach durch einen Hinweis auf die Identität des Subjektes erledigt werden. So sagt Rehmke: „In dem in den verschiedenen Augenblickseinheiten selbigen Bewußtseinssubjekte aber haben wir alles, was wir brauchen, um die konkrete Einheit des Bewußtseins auch trotz der Unterbrechung des Bewußtseins klar zu machen, denn die Selbigkeit des Bewußtseinssubjektes als Momentes der verschiedenen Bewußtseinsaugenblicke führt mit sich das Bewußtsein dieser Selbigkeit“ (Allgem. Psychol. S. 124). Unsere ganze Ableitung des psychologischen Standpunktes im Gegensatz zum Wirklichkeitsstandpunkt macht den Schluß notwendig, daß für das vorfindende Bewußtseinssubjekt, dem allein die psychologischen Thatsachen Objekt sind, diese Identität nicht besteht. Das Bewußtsein der Identität charakterisiert die Akte des Stellungnehmenden wirklichen Subjektes, das nichts mit der Psychologie zu thun hat. Das psychologische Bewußtsein, als bloße Voraussetzung der Existenz des Psychischen, bildet daher keine Einheit, welche die zeitliche Lücke zwischen getrennten Bewußtseinsaugenblicken überbrücken könnte. Ist das Psychische aber zeitlos, so werden, wie die Erfahrung lehrt, nach Schlaf oder Ohnmacht zwar Lücken in dem Verlaufe der wahrgenommenen Objekte bemerkbar, das Seelische selbst aber behält seinen inhaltlichen Zusammenhang, wie es die innere Erfahrung bestätigt: das Erwachen knüpft an das Einschlafen an. Ob wir ein Recht haben, dieses Anknüpfen überhaupt als einen wirklichen psychologischen Zusammenhang noch zu bezeichnen, nachdem wir ihn aus der Verbindung mit dem teleologischen Ich durch die Objektivierung herausgelöst haben, oder ob die Verbindung nicht nur eine indirekte ist, das können wir natürlich erst entscheiden, wenn wir das Problem des psychischen Zusammenhanges überhaupt untersuchen; hier genügt es uns, daß die qualitative Anknüpfung zwischen dem seelischen Inhalt der Morgenstunde und dem der Abendstunde von genau derselben Art ist, wie die zwischen zwei beliebigen, durch

keine äußere Lücke getrennten Inhalte desselben Tages. Das psychologische und das aktuelle Subjekt sind also beide zeitlos, beide zeitsetzend, aber nicht zeitfüllend; während das aktuelle aber den Zusammenhang in seiner eigenen teleologischen Selbigkeit trägt, liegt er beim psychologischen nur in der, theoretisch erst noch zu prüfenden, Verbindung der Inhaltsqualitäten. Zeitfüllend ist nur das psychophysische Subjekt, aber das erfüllt den Raum nicht minder.

4. Die Introjektion.

Nicht an dieser Stelle haben wir zu prüfen, welche logischwertvollen Motive dahin führen, psychische Phänomene mit physiologischen zu verknüpfen, und welche allgemeinen Theorien die bezüglichen Thatsachen am richtigsten und zugleich am fruchtbarsten zusammenfassen. Uns genügt hier der Umstand, daß die Psychologie als Wissenschaft schon überall solche psychophysischen Ansichten vorfindet und daß vor allem eine empirische Wissenschaft vom Seelischen niemals diesen Zusammenhang bestritten hat. Physiologische Sinneserregungen rufen Vorstellungen hervor und Selbststellungen bewirken die verschiedensten körperlichen Veränderungen. Von da aus ist es dann ja nur ein Schritt zu der Forderung, daß eine umfassende Theorie auch den selbständigen Postulaten der Physik und Physiologie gerecht werden müsse, die Sinneserregung also auch auf physischer Seite fortwirkend gedacht wird, so daß der psychische Effekt zur Begleiterscheinung wird, und der motorische Prozeß auch als physisch bedingt angenommen wird, physiologische Vorgänge also zu demselben Resultat führen wie Gefühl und Wille. Man mag von dort schließlich zu einer Theorie des konsequenten psychophysischen Parallelismus fortschreiten. Aber gleichviel ob man von derselben die höheren Akte ausschließt oder nicht, gleichviel ob man sie so weit ausdehnt, daß selbst die Art der psychischen Beziehungen den physischen Verbindungsweisen parallel gesetzt wird oder ob man die Theorie so lockert, daß der Spontaneität auf psychischer Seite eine Unterbrechung der Kausalreihe auf physischer Seite entspricht, gleichviel ob überhaupt von einer einheitlichen Theorie oder nur von jenen ersten empirischen Ansatzpunkten zu einer solchen die Rede ist, gleichviel vor allem, ob man mit solcher empirischen Auffassung zufrieden ist oder zu philosophischer Vertiefung vordringt, wie wir sie später suchen wollen, in jedem Falle

doch ist das Psychische in den Körper introjiziert und übernimmt von demselben die zeitlichen und die örtlichen Bestimmungen. Der seelische Impuls zur Handlung muß an bestimmter Stelle im Raum und in bestimmtem Zeitpunkt auf den zentralen motorischen Apparat einwirken; gehen wir von diesem physiologischen Mechanismus aus, so können wir die Vorstellung nicht abweisen, daß der seelische Impuls gerade damals wirksam war, als die motorische Innervation begann, nicht später und nicht früher, und daß er sich zum Teil an jenem Platz vollzog, an dem der erste physische Anstoß nachweisbar ist. In gleicher Weise scheint dann die Sinnesempfindung dort zu entstehen, wo die Sinnesnervenbahn ausläuft und dann einzutreten, wenn der physiologische Vorgang beendet ist. Nun können Gehirnprozesse wie alle physischen Bewegungsvorgänge nur in jener synthetisch aus Forderungen zu entwickelnden, nicht anschaulichen Raum- und Zeitform vorkommen; auch die zugeordneten psychischen Vorgänge gehören somit in den mathematischen Raum und die mathematische Zeit.

Auf diesem Boden erst entsteht also die Berechtigung, dem Psychischen jene Zeitdimension beizulegen, die fälschlich meist als seine ursprünglichste Eigenschaft betrachtet wird. Erst wenn das Psychische als Begleiterscheinung oder als Funktion physiologischer Vorgänge gedacht wird, hat es Sinn zu sagen, daß es durch traumlosen Schlaf acht Stunden, durch Ohnmacht Minuten hindurch unterbrochen war, daß die Wahrnehmungsvorstellung im wesentlichen so lange dauert wie der äußere Reiz, daß die Vorstellungsassoziation sich nach Bruchteilen einer Sekunde messen lasse, daß unser Seelenleben sich aus Seelenaugenblicken zusammensetze, daß der Wechsel der Vorstellungen eine zeitliche Succession verlange, am Tage der Geburt anfange und in der Todesstunde aufhöre. Erst hier kann die vielverzweigte Psychometrie mit ihren Reaktionsversuchen und Wahlexperimenten einsetzen. Erst hier tritt nun auch der Unterschied *zwischen direkter und indirekter Zeitvorstellung* in sein Recht. Vom rein psychologischen Standpunkt ist die Vorstellung eines kleinen leeren Intervalls von wenigen Sekunden in ihrem Verhältnis zur objektiven Zeit nicht unterschieden von der Vorstellung eines Monates, den wir früher durchlebt oder eines Jahrhunderts vor Christi Geburt. Jenes Jahrhundert ist freilich nur durch äußere Vorgänge repräsentiert; es erscheint um so länger, je reicher die erlernten Kenntnisse uns zuströmen. Jener Monat ist auch durch solche Vorstellungen vergegenwärtigt, aber durch den Umstand, daß

die zentrale Vorstellung unser eigenes Erleben ist, erwachen auch Körperempfindungen aus jenem Monat neu in uns, Körperempfindungen der Spannung und Entspannung, der Erwartung und Überraschung, kurz Bewußtseinsinhalte, welche während des Erlebnisses das unmittelbare Zeitgefühl bestimmten. Die zwei Faktoren können die Erinnerung sogar verschieden beeinflussen: war der Monat an Inhalt arm, so erschien er während des Erlebens langweilig lang, war er abwechselungsreich, so schien die Zeit zu fliegen, in der Erinnerung erscheint der inhaltsarme Monat daher kurz, sobald die dürftigen Eindrucksreihen zurückgerufen werden, aber lang, sobald die Erwartungsgefühle der erlebten Langeweile neu erweckt werden. In dem leeren Intervall von wenigen Sekunden schließlich ist uns außer den begrenzenden Reizen, welche vom Zeitzwischenraum unabhängig sind, kein anderer Bewußtseinsinhalt gegeben als jene neu zu durchlebenden subjektiven Empfindungen und Gefühle, die ihre Quelle in uns haben; die Vergegenwärtigung verlangt in diesem Falle also ein wirkliches Nachahmen und Neuherstellen der während des Intervalls erfahrenen Zustände. Man mag nun diese Sekundenvorstellung als direkte, die Jahrhundertvorstellung als indirekte, die Monatsvorstellung als gemischte Zeitvorstellung bezeichnen, rein psychologisch sind sie doch in ganz gleicher Weise ohne eigene Dauer und nur qualitativ durch die verschiedene Kombination von Objektvorstellungen und Körperempfindungen verschieden. Stellen wir uns aber auf den psychophysischen Standpunkt, so tritt die Frage der Eigendauer des Vorganges hinzu und die Differenz zwischen beiden Formen wird augenscheinlich. Jene Vorstellungen äußerer Geschehnisse werden durch rein zentrale Assoziationen geweckt und nichts veranlaßt uns anzunehmen, daß dieser psychologische Assoziationsprozeß länger dauert, wenn das Material aus den indirekten Nachwirkungen eines Jahrhunderts besteht, als wenn es einem Monat oder einer Stunde entstammt. Jene körperlichen Empfindungen und Gefühle dagegen treten erfahrungsgemäß gemeinhin nur dann auf, wenn der Rhythmus der ursprünglichen peripheren Prozesse wenigstens andeutend wiederholt wird, die Spannungen und Entspannungen wenigstens leicht aufs neue innerviert werden, kurz das Material neu erworben wird, wenn auch die mannigfachsten Substitutionen dabei möglich sind. Diese körperliche Wiederholung muß dann auch die ursprüngliche Zeit wieder in Anspruch nehmen und gehen wir von diesem physischen Prozeß aus, so müssen wir dem stetig mitgehenden Empfindungskomplex den gleichen Zeitwert beilegen. Während die Vorstellung

des Jahrhunderts somit vielleicht nur einen Bruchteil einer Sekunde beansprucht, verlangt die Vorstellung eines Intervalls von drei Sekunden selbst einen drei Sekunden hindurch dauernden psychophysischen Prozeß.

Die Thatsache also, daß ein Nacheinander physischer Prozesse als Bedingung gewisser begleitender psychischer Phänomene gedacht wird, verleiht dem Psychischen selbst Zeitwert. In genau gleicher Weise wird nun thatsächlich auch ein räumliches Nebeneinander physischer Prozesse zur Bedingung psychischer Mannigfaltigkeit, und mit genau dem gleichen Recht müssen wir daraufhin dem Psychischen Raumwert zuschreiben. Diese räumliche Beziehung der psychophysischen Prozesse hat natürlich nicht das geringste zu thun mit den räumlichen Gestaltqualitäten der Vorstellungsinhalte; aber in der gleichen Weise hat die Zeitordnung und Zeitdauer der psychophysischen Akte nichts zu thun mit der Zeitqualität des Vorgestellten. Räumlich und zeitlich kann das psychophysisch nahe aneinander Liegende inhaltlich weit Entferntes oder selbst Raumloses und Zeitloses umfassen. Wenn die Vorstellung sehr kleiner Zeiten eine Ausnahme zu bilden scheint, weil hier, wie wir sahen, die Zeitdauer des nötigen psychophysischen Prozesses sich mit der Zeitdauer des Vorstellungsinhaltes deckt, so würde dem etwa entsprechen, daß in ähnlicher Weise die zentralen optischen Prozesse einiges von der räumlichen Ordnung der optischen Objekte wiedergeben und so die Gestalt des psychophysischen Substrats zur Gestalt des vorgestellten Inhaltes gewisse Beziehung hat. Sicherlich spricht aber nicht gegen die räumliche Ausdehnung des Psychischen der Umstand, daß wir von dieser Raumbeziehung subjektiv nichts wissen. Gewiß haben wir kein Bewußtsein davon, ob ein psychischer Prozeß im Scheitelhirn oder Hinterhirn abläuft, und ob zwei Prozesse benachbart sind oder nicht. Aber in genau gleicher Weise wissen wir auch aus dem psychischen Erlebnis selbst nicht, ob eine Vorstellung der andern folgte oder ob wir ein paar Stunden dazwischen geschlafen haben, ob wir einen Bewußtseinsinhalt, falls sich in demselben nichts verändert, eine Sekunde oder eine Stunde lang empfunden haben. Jedes nähere Wissen stammt da aus Assoziationen oder aus Kenntnissen, die von physischen Dingen abgeleitet sind. Andererseits sind wir ja über den grundsätzlichen Zusammenhang unseres Geisteslebens mit unserem Kopfe stetig orientiert; so wie wir wissen, daß wir diese Gedanken gestern, jene heute hatten, so wissen wir, daß wir jene auf der Straße und diese im Zimmer hatten. Wären aber

die Schädel unserer Mitmenschen durchsichtig und jeder einzelne Hirnrindenprozeß wäre etwa durch genau umschriebene Kapillarerweiterung mikroskopisch wahrnehmbar, so würden wir in psychometrischen Experimenten die Raumverhältnisse des Psychischen ebenso untersuchen wie jetzt die Zeitbeziehungen und mit dem gleichen Recht, mit dem wir jetzt auf tausendstel Sekunden genau das Nacheinander des Seelenlebens feststellen, würden wir dann auf tausendstel Millimeter genau das Nebeneinander der psychischen Phänomene zu ermitteln suchen. Das Psychische umfaßt inhaltlich Raum und Zeit als zeitliche und räumliche Gestaltqualität und als räumliche und zeitliche Richtung, dagegen nicht als Teile des einen Raumes und der einen Zeit; das Psychische selbst ist sowohl räumlich wie zeitlich unausgedehnt, es ist raumlos und zeitlos; durch Beziehung auf einen physischen Körper nimmt es für gewisse Betrachtungen den Zeit- und den Raumwert der Körpervorgänge an. In jeglichem Stadium der logischen Entwickelung lassen sich die Raum- und Zeitprobleme mithin vollkommen übereinstimmend auffassen und beantworten.

Vergleiche, außer den oben genannten Werken von Bradley, James, Helmholtz, Ladd, Riehl, Schuppe, Sigwart, Sully, Volkmann, Wundt u. a.:

M. W. Calkins, Time as related to causality and to space. Mind 1899.

A. Döring, Über Zeit und Raum. Berlin 1894.

Charles Dunan, Théorie psychologique de l'espace. Paris 1895.

Franz Erhardt, Metaphysik. Leipzig 1894.

E. L. Fischer, Theorie der Gesichtswahrnehmung. Mainz 1891.

J. M. Guyau, La genèse de l'idée de temps. Paris 1890.

G. Lechalas, Etude sur l'espace et le temps. Paris 1896.

Th. Lipps, Psychologische Studien. Heidelberg 1885.

Ernst Meumann, Beiträge zur Psychologie des Zeitbewußtseins. Philosophische Studien. 1896.

Eugen Posch, Theorie der Zeitvorstellung. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1899.

Bertrand Russell, The Foundations of Geometry. Cambridge 1897.

F. Schumann, Zur Psychologie der Zeitanschauung. Zeitschrift für Psychologie. 1898.

L. W. Stern, Psychische Präsenzzeit. Zeitschrift für Psychologie. 1897.

C. A. Strong, Consciousness and Time. Psychological Review. 1896.

Carl Stumpf, Über den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung. Leipzig 1873.

B. Tschitscherin, Raum und Zeit. Archiv für wissenschaftliche Philosophie. 1899.

Achtes Kapitel.

Die psychische Mannigfaltigkeit.

1. Quantität und Qualität.

Die Mannigfaltigkeit der physischen Objekte kann nach zwei prinzipiell verschiedenen Verfahrungsweisen geordnet und somit übersehbar gemacht werden. Die Dinge sind zunächst einander gleich oder von einander verschieden und diese Verschiedenheit kann wieder selbst verschiedene Grade haben. Je weniger sie von einander verschieden sind, also je ähnlicher sie einander sind, desto näher bringen wir sie in der Reihe der geordneten Dinge zusammen; die Gleichheit selbst wird dann nur zum Verhältnis größter Ähnlichkeit. Die so entstehenden Reihen sind nun wieder selbst in verschiedenem Maße ähnlich, und so läßt es sich wohl denken, daß die Gesamtheit der Objekte sich unter dem Gesichtspunkt der Ähnlichkeit und Verschiedenheit in ein einziges System einordnen ließe. Ein solches Verfahren würde sich lediglich auf die qualitativen Beziehungen der Dinge stützen und den Begriff der Quantität unberücksichtigt lassen. Es wäre durchaus nicht der wissenschaftlichen Entwickelung unfähig, denn von der rein äußerlichen Ähnlichkeit der ganzen Gestalt, die das naive Bewußtsein betont, geht der ordnende Geist zur Ähnlichkeit der Teilzusammenhänge und zur Ähnlichkeit der Funktionen über, wie es etwa die wissenschaftliche Zoologie und Botanik längst gethan. Auch wenn die Ähnlichkeit zwischen dem großen ausgedehnten Objekt und seinem verkleinerten Abbild, zwischen dem in die Länge gezogenen und dem zeitlich verkürzten Prozeß von gleichem Rhythmus dabei beachtet wird, so ist damit noch keine quantitative Bestimmung eingeführt; es handelt sich da nur um die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der räumlichen und zeitlichen Gestaltqualitäten, nicht um die Frage, wie oft das kleinere im größeren enthalten ist. Ebensowenig aber würde bei dieser Anordnung der Naturobjekte eine quantitative Bestimmung des Physischen etwa dadurch eingeführt, daß die Ähnlichkeitsgrade von der Gleichheit bis zu vollständiger Verschiedenheit sich stetig abstufen lassen. Gewiß ist die eine Verschiedenheit schwächer als die andere, die Verschiedenheit zwischen Frosch und Kröte ist geringer als die zwischen Regenwurm und Elephant, aber selbst wenn wir alle qualitativen Differenzen

aufs feinste vergleichen könnten, so würde das System der Stärkegrade dieser Verschiedenheiten in keiner Weise ein Maßsystem der Naturobjekte sein.

Die Wissenschaft von den physischen Objekten kennt aber noch ein anderes Verfahren, die Mannigfaltigkeit zu ordnen, ein Verfahren, das sie ebenfalls dem naiven Bewußtsein entnimmt: die Messung quantitativer Verhältnisse durch Zählung konstanter Einheiten. Wenn wir die Dinge nach ihren Raum-, Zeit- und Massenwerten ordnen, so gewinnen wir Reihen, in denen jedes Glied dem nächsten nicht am ähnlichsten ist, sondern durch den geringsten Zuwachs von ihm unterschieden ist: das vorangehende Glied ist im folgendem selbst vollkommen enthalten und nur ein neuer Teil ist hinzugekommen. Nur teilbare Dinge sind daher dieser quantitativen Vergleichung zugänglich; aber soweit die Zurückführung der Mannigfaltigkeit auf solche meßbare Verschiedenheit möglich ist, muß damit das logische Ideal der Bestimmbarkeit durch Beschreibung erreicht sein. Zweifellos hat nun die Naturwissenschaft sich seit Jahrhunderten stetig diesem Ideal genähert, und in der Äthertheorie fordert sie eine Naturauffassung, derzufolge alle qualitative Verschiedenheit begrifflich aufgehoben ist und eine Feststellung jeden Vorganges als numerisch bestimmbarer Bewegung von unteilbaren einander gleichen Elementen theoretisch postuliert ist.

Die begriffliche Verdrängung der Qualität durch die Quantität erfolgte nun aber in der historisch gegebenen Naturwissenschaft offenbar nicht allein unter dem Druck des Wunsches, die anschauliche Mannigfaltigkeit zu vereinfachen. Dieses Motiv ist vielmehr stetig durchwebt von dem anderen, in der Objektwelt das Überindividuelle vom Individuellen zu trennen, also das Physische jeder psychischen Zuthat zu entkleiden. Dort ist der Gegensatz Anschauung und Begriff, unübersehbare Mannigfaltigkeit und restlose Berechenbarkeit. Hier ist der Gegensatz Körperwelt und Bewußtseinsinhalt, Objektivität und Subjektivität. Auch bei dieser Herausarbeitung des Objektiven verbinden sich wieder verschiedene Tendenzen; bald gilt es im Gefolge der Analyse physikalischer Erscheinungen die Wiedersprüche in den Daten zu beseitigen, bald gilt es die anticipierte naturphilosophische Theorie der Materialismus durchzuführen. Auf allen Wegen aber gilt es, die Qualitäten ins Subjekt hineinzunehmen, das Objekt auf Quantitäten qualitätsloser Substrate zurückzuführen und seine Funktionen als meßbare Veränderungen in Raum und Zeit zu beschreiben. Auch diese logische Bewegung kann ihr Ende erst dann

Achtes Kapitel.

Die psychische Mannigfaltigkeit.

1. Quantität und Qualität.

Die Mannigfaltigkeit der physischen Objekte kann nach zwei prinzipiell verschiedenen Verfahrungsweisen geordnet und somit übersehbar gemacht werden. Die Dinge sind zunächst einander gleich oder von einander verschieden und diese Verschiedenheit kann wieder selbst verschiedene Grade haben. Je weniger sie von einander verschieden sind, also je ähnlicher sie einander sind, desto näher bringen wir sie in der Reihe der geordneten Dinge zusammen; die Gleichheit selbst wird dann nur zum Verhältnis größter Ähnlichkeit. Die so entstehenden Reihen sind nun wieder selbst in verschiedenem Maße ähnlich, und so läßt es sich wohl denken, daß die Gesamtheit der Objekte sich unter dem Gesichtspunkt der Ähnlichkeit und Verschiedenheit in ein einziges System einordnen ließe. Ein solches Verfahren würde sich lediglich auf die qualitativen Beziehungen der Dinge stützen und den Begriff der Quantität unberücksichtigt lassen. Es wäre durchaus nicht der wissenschaftlichen Entwickelung unfähig, denn von der rein äußerlichen Ähnlichkeit der ganzen Gestalt, die das naive Bewußtsein betont, geht der ordnende Geist zur Ähnlichkeit der Teilzusammenhänge und zur Ähnlichkeit der Funktionen über, wie es etwa die wissenschaftliche Zoologie und Botanik längst gethan. Auch wenn die Ähnlichkeit zwischen dem großen ausgedehnten Objekt und seinem verkleinerten Abbild, zwischen dem in die Länge gezogenen und dem zeitlich verkürzten Prozeß von gleichem Rhythmus dabei beachtet wird, so ist damit noch keine quantitative Bestimmung eingeführt; es handelt sich da nur um die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der räumlichen und zeitlichen Gestaltqualitäten, nicht um die Frage, wie oft das kleinere im größeren enthalten ist. Ebensowenig aber würde bei dieser Anordnung der Naturobjekte eine quantitative Bestimmung des Physischen etwa dadurch eingeführt, daß die Ähnlichkeitsgrade von der Gleichheit bis zu vollständiger Verschiedenheit sich stetig abstufen lassen. Gewiß ist die eine Verschiedenheit schwächer als die andere, die Verschiedenheit zwischen Frosch und Kröte ist geringer als die zwischen Regenwurm und Elephant, aber selbst wenn wir alle qualitativen Differenzen

aufs feinste vergleichen könnten, so würde das System der Stärkegrade dieser Verschiedenheiten in keiner Weise ein Maßsystem der Naturobjekte sein.

Die Wissenschaft von den physischen Objekten kennt aber noch ein anderes Verfahren, die Mannigfaltigkeit zu ordnen, ein Verfahren, das sie ebenfalls dem naiven Bewußtsein entnimmt: die Messung quantitativer Verhältnisse durch Zählung konstanter Einheiten. Wenn wir die Dinge nach ihren Raum-, Zeit- und Massenwerten ordnen, so gewinnen wir Reihen, in denen jedes Glied dem nächsten nicht am ähnlichsten ist, sondern durch den geringsten Zuwachs von ihm unterschieden ist: das vorangehende Glied ist im folgendem selbst vollkommen enthalten und nur ein neuer Teil ist hinzugekommen. Nur teilbare Dinge sind daher dieser quantitativen Vergleichung zugänglich; aber soweit die Zurückführung der Mannigfaltigkeit auf solche meßbare Verschiedenheit möglich ist, muß damit das logische Ideal der Bestimmbarkeit durch Beschreibung erreicht sein. Zweifellos hat nun die Naturwissenschaft sich seit Jahrhunderten stetig diesem Ideal genähert, und in der Äthertheorie fordert sie eine Naturauffassung, derzufolge alle qualitative Verschiedenheit begrifflich aufgehoben ist und eine Feststellung jeden Vorganges als numerisch bestimmbarer Bewegung von unteilbaren einander gleichen Elementen theoretisch postuliert ist.

Die begriffliche Verdrängung der Qualität durch die Quantität erfolgte nun aber in der historisch gegebenen Naturwissenschaft offenbar nicht allein unter dem Druck des Wunsches, die anschauliche Mannigfaltigkeit zu vereinfachen. Dieses Motiv ist vielmehr stetig durchwebt von dem anderen, in der Objektwelt das Überindividuelle vom Individuellen zu trennen, also das Physische jeder psychischen Zuthat zu entkleiden. Dort ist der Gegensatz Anschauung und Begriff, unübersehbare Mannigfaltigkeit und restlose Berechenbarkeit. Hier ist der Gegensatz Körperwelt und Bewußtseinsinhalt, Objektivität und Subjektivität. Auch bei dieser Herausarbeitung des Objektiven verbinden sich wieder verschiedene Tendenzen; bald gilt es im Gefolge der Analyse physikalischer Erscheinungen die Widersprüche in den Daten zu beseitigen, bald gilt es die anticipierte naturphilosophische Theorie der Materialismus durchzuführen. Auf allen Wegen aber gilt es, die Qualitäten ins Subjekt hineinzunehmen, das Objekt auf Quantitäten qualitätsloser Substrate zurückzuführen und seine Funktionen als meßbare Veränderungen in Raum und Zeit zu beschreiben. Auch diese logische Bewegung kann ihr Ende erst dann

erreichen, wenn kein einziger Bestandteil der anschaulichen Wirklichkeit in die Konstruktion der Körperwelt eingeführt wird, denn wenn die Wissenschaft zunächst auch nur das eliminiert, was thatsächlich zu Widersprüchen führt, wie etwa die Anerkennung des Schalles als objektiver Eigenschaft der Körper, so kann sie doch erst dann ihr Werk als vollendet betrachten, wenn ein Widerspruch der Erscheinungen prinzipiell unmöglich gemacht ist. Daher muß denn auch die räumliche und zeitliche Gestaltqualität, sofern sie auf individueller Anschauung beruht, genau so fallen wie Ton und Farbe; Raum- und Zeitwert der Atomwelt ist nicht der im Objekt zurückgebliebene Rest der wahrgenommenen Wirklichkeit, sondern gehört zu der sekundär postulierten Konstruktion des einen Raumes und der einen Zeit. Erst dadurch ist die Welt in eine Materie umgewandelt, deren Teile konstant und von aller subjektiven Beimischung frei sind.

Die logische Vereinfachung der Mannigfaltigkeit in der wahrgenommenen Körperwelt und die Befreiung dieser Körperwelt von der subjektiven Umkleidung durch Empfindungen führt somit zu derselben Auffassung der Natur, einer streng quantitativen, in der Qualitäten keine Wirklichkeit haben. Auch darin stimmen beide Bearbeitungsprinzipien überein, daß die meisten naturwissenschaftlichen Untersuchungen sich mit Objektauffassungen begnügen dürfen, die auf jenes letzte logische Ideal keine Rücksicht nehmen, wenn sie demselben nur nicht widersprechen und wenn das Objekt nur trotz der Beimischung anschaulicher Mannigfaltigkeit oder subjektiver Sinnesqualität für die bestimmten Aufgaben der betreffenden Untersuchung hinlänglich fixiert ist. Für den Botaniker ist die Pflanze kein mathematisch bestimmbarer Atomkomplex, sondern farbig, duftend, gestaltet; von der Anschauung konnte soviel erhalten bleiben, weil für die Zwecke des Botanikers die Pflanze trotzdem hinreichend begrifflich festgehalten ist und von den Sinnesempfindungen konnte soviel zurückbleiben, weil für die botanische Untersuchung es nicht notwendig ist, daß alle denkbaren Widersprüche beseitigt sind, die zwischen den individuellen Vorstellungen über das behandelte Objekt entstehen könnten. Eher schon leiten die beiden Tendenzen auf verschiedene Wege, wenn die Natur des endgültigen Elementes gesucht wird; das Streben nach Übersehbarkeit durch Begriffe kann da ein paar Schritte weiterführen, als die bloße Elimination des subjektiven Anteiles vermöchte und so ist denn ein gewisses Schwanken in diesen letzten Fragen nicht zu verkennen.

Zu völligem Gegensatz muß sich aber die Verschiedenheit dieser Tendenzen dann gestalten, wenn die empirische Wissenschaft an die Bearbeitung des Psychischen herantritt. Die Überwindung der Mannigfaltigkeit, überhaupt die logische Bearbeitung im Dienst der systematischen Beschreibung, würde auch hier auf das Quantitative hindrängen, die Loslösung des Individuellen vom Überindividuellen muß dagegen alles Quantitative aus dem Datenkomplex entfernen. Diejenige begriffliche Umformung des Materiales, welche das ideale Ziel der logischen Bearbeitung ist, scheint für die Psychologie also durch die Natur des Objektes selbst prinzipiell ausgeschlossen zu sein. Erst später, wenn wir die Wege der Beschreibung und Erklärung des Psychischen beleuchten werden, können wir sehen, wie die Psychologie trotzdem indirekt erreicht, was ihr direkt versagt ist, und daß sie, besonders durch die empirische Verkoppelung des Seelischen mit dem Körperlichen, neue logisch wichtige Hilfsmittel der Fixierung gewinnt. Hier hat uns dagegen lediglich die Frage zu beschäftigen, welche Bestimmungen bezüglich Quantität und Qualität sich aus dem Wesen des psychischen Objektes selbst ergeben. In dem Sinne, in dem wir das Bearbeitungsprodukt des Naturforschers real nennen dürfen, besteht die physische Welt in Raum und Zeit aus Realitäten, die qualitativ nicht voneinander verschieden sind, so daß nur quantitative Unterschiede die empirisch gegebene Mannigfaltigkeit erklären müssen. Unsere Frage ist, ob auch das Psychische als solches im letzten Grunde als nur quantitativ verschieden gedacht werden kann, oder ob hier die qualitative Verschiedenheit neben der quantitativen als letzte unauflösbare Thatsache bestehen bleibt oder ob schließlich Psychisches überhaupt nicht quantitativ bestimmbar sei. Unsere Antwort entscheidet sich für den letzten dieser drei Fälle; psychische Objekte sind niemals teilbar, niemals meßbar, niemals quantitativ bestimmbar.

2. Die Unmessbarkeit des Psychischen.

Gehen wir von der inneren Beobachtung der psychologischen Erscheinungen aus, so können wir behaupten, daß wir einen Bewußtseinsinhalt niemals als Multiplum eines anderen Bewußtseinsinhaltes empfinden, niemals ein psychisches Phänomen als Bruchteil eines anderen qualitativ gleichen Phänomens auffassen. In der That wird heute in immer weiteren psychologischen Kreisen endlich an-

erkannt, daß die starke Empfindung keineswegs das Vielfache der schwachen Empfindung, das kräftige Gefühl nicht das Vielfache des matten Gefühles sei. Die Gefahr, unser Wissen über die physikalischen Reizverhältnisse auf die Objekte der inneren Wahrnehmung zu übertragen, liegt ja freilich nahe, und die Versuchung dazu war um so größer, als sich in der Psychophysik die Aussicht zeigte, von solcher Voraussetzung aus ein wirklich exaktes psychologisches System zu gewinnen. Aber das Verhältnis zwischen der starken und der schwachen Schallempfindung ist nun einmal, selbst wenn wir unveränderten Empfindungscharakter zugeben, doch unvergleichbar mit dem Verhältnis zwischen den entsprechenden Lufterschütterungen, die als Schallreize dienten. Die Druckempfindung bei leichtem und die bei schwerem Gewicht stehen in einem Verhältnis, von dem es keinen Sinn hat zu fragen, ob es größer, gleich oder kleiner ist als das Verhältnis zwischen dem leichten und dem schweren Gewicht; die Gramme sind in den Kilogrammen enthalten, in der starken Druckempfindung ist die schwache Druckempfindung niemals eingeschlossen, beide sind völlig verschiedene einfache Empfindungen. Viel deutlicher tritt das freilich auf anderen Sinnesgebieten hervor. Wer von der Erfahrung und nicht von physikalischen Theorien ausgeht, wird nie auf den Gedanken kommen, daß etwa die Kaltempfindung in der Heißempfindung enthalten sei, diese also ein Vielfaches von jener sein könnte, wie es den physischen Temperaturreizen entspräche; oder daß die Schwarzempfindung ein Bruchteil der Weißempfindung sei, weil es die Zunahme desselben Lichtreizes ist, die von schwarz zu weiß führt; oder, um ein Beispiel mehr indirekter Beziehung zu erwähnen, daß unser Lustgefühl an schwachbitterem Geschmacksstoff in unserem Unlustgefühl an starkbitterem Stoffe mitgegeben sei.

Alle solche Fälle, bei denen ein qualitativer Gegensatz zu bestehen scheint, sind aber für unsere Frage von jenen der Schall- oder Tastempfindung prinzipiell durchaus nicht verschieden. Ja, wir müssen uns darüber klar sein, daß alles das in ganz gleicher Weise auch für die traditionell als extensive Empfindungen bezeichneten Elemente der räumlichen und zeitlichen Wahrnehmung gilt. In der Gestaltempfindung, die der Meterstab anregt, ist nicht tausendmal und überhaupt nicht soundsovielmal die Gestaltempfindung des Millimeters enthalten. Wer das behauptet, der vertauscht die vorgestellten Ausdehnungen, Richtungen und Gestalten mit den Teilen des postulierten einen mathematischen Raumes. Die bestimmte Gestaltqualität

ist genau so einzigartig und deshalb so unteilbar wie die Farben- oder Schallqualität. Das Gleiche gilt für die Zeit. Die temporale Gestaltqualität, durch die wir das Andauern des eine Sekunde langen Eindruckes anschauen, ist für den zwei Sekunden dauernden Reiz nicht etwa doppelt vorhanden; vielmehr tritt ein völlig Neues an seine Stelle. Daß der Bewußtseinsinhalt, durch den der letzte Tag oder gar das letzte Jahr psychologisch in mir vertreten ist, kein Vielfaches von dem Bewußtseinsinhalt ist, das die letzte Sekunde umfaßt, bezweifelt ja niemand, weil das Empfindungsmaterial des Zeitbildes hier ganz verschiedenen Qualitätengruppen zugehört. Halten wir uns aber an das Gestaltbild der vollendeten Zeit, so bleibt der Inhalt für zehn Sekunden und eine Sekunde ganz ebenso unvergleichbar. Wenn die empirische Psychophysik dem zu widersprechen geneigt ist und für die kurzen Zeiträume gewissermaßen ein korrespondierendes Anhäufen gleicher zeitlich folgender Empfindungsstücke annimmt, so ist dabei nur von der Genese des Materiales, nicht von dem fertigen Zeitbild selbst die Rede, und nur dieses kümmert uns hier; wenn das zweite Stück zu dem ersten gleichen hinzutritt, so hört das erste eben auf, dem zweiten gleich zu sein, es verändert sich und beide zusammen sind dann nicht einfach das erste zweimal genommen, sondern ein ganz neues. Außerdem aber ist das eine psychophysische Betrachtung, bei der das Psychische schon in den Verlauf der physischen Erscheinungen introjiziert ist, während wir es hier mit dem reinen psychologischen Vorgang zu thun haben. Vom psychologischen Standpunkt aus können wir ausnahmslos sagen: niemals erfahren wir zwei Inhalte des psychologischen Bewußtseins, von denen der eine das Vielfache des andern ist.

Nun dürfen wir aber für eine erkenntnistheoretische Untersuchung die Tragweite solcher empirischen Betrachtung nicht überschätzen. Wir haben nämlich entschieden nicht das Recht, aus der Thatsache, daß ein uns bekannter Bewußtseinsinhalt niemals als das Mehrfache eines anderen bekannten Inhaltes erscheint, schon den Schluß zu ziehen, daß psychische Objekte überhaupt niemals in qualitativ gleiche Teile teilbar sind. Es wäre ja nämlich möglich, daß die Inhalte, die als ganze Objekte nur qualitativ verschieden erscheinen, eine verschiedene Anzahl von qualitativ gleichen Elementen repräsentieren, die einzeln unerfahrbar und somit nur begrifflich darlegbar sind. Würde doch gerade dann die Konstitution der psychischen Objekte der atomistischen Zusammensetzung der phy-

sischen Welt ganz analog gedacht sein. So ließe sich vielleicht eine psychische Atomistik denken, bei der der zeitliche Rhythmus gleicher Empfindungselemente die qualitative Mannigfaltigkeit bedingt, während jedes dieser Elemente eine unteilbare und deshalb unwahrnehmbar kleine Dauer hat. Man hat aber auch an eine räumliche Verteilung von psychischen Atomen im Empfindungsraum gedacht und wenigstens die Intensitätsverschiedenheiten auf eine verschiedene Dichtigkeit der Elementzusammenlagerung im Empfindungsraum zurückführen wollen.

Dem läßt sich nun zunächst wohl entgegenhalten, daß, wie die Geschichte der Naturforschung zeigt, die Molekularphysik sich entschieden unter dem Antrieb entwickelte, gerade die an den wahrnehmbaren Objekten gewonnenen Erfahrungen auf die nicht wahrnehmbaren kleinsten Teile zu übertragen. Die Psychologie würde dagegen, wenn sie solche Hypothesen gutheißt, Voraussetzungen über diese kleinsten Teile aufstellen, welche den Verhältnissen der großen Objekte völlig ungleich sind, ein Verfahren, das überhaupt nur mittels sehr komplizierter und willkürlicher Annahmen durchführbar wäre. Entscheidender aber ist ein anderer Umstand. Gleichviel nämlich ob wir die Teile eines Bewußtseinsinhaltes, beispielsweise einer starken Empfindung, nach der Art anderer erfahrbarer Inhalte, etwa als schwache Empfindungen, denken, oder sie als unerfahrbare Empfindungsatome voraussetzen, jedenfalls sollen es doch wirklich existierende Seeleninhalte sein. Jeglicher muß also einerseits von jedem anderen gesonderte Existenz besitzen und muß andererseits, auch wenn er nicht erfahrbar ist, doch unter den allgemeinen Bedingungen stehen, die für alle psychischen Inhalte gelten, so wie ja auch das Atom, selbst wenn alle Anschaulichkeit begrifflich entfernt ist, doch an Raum und Zeit als die allgemeinsten Bedingungen des Naturinhaltes gebunden bleibt. Nun ist es aber durchaus nicht ersichtlich, wie solche psychischen Teile bei gleicher Qualität noch gesonderte Existenz haben können. Abstrahieren wir zunächst von Raum und Zeit, durch die jedes physische Atom seine eigene Individualität erhält, so läßt sich gar kein angebbarer Sinn mit der Behauptung verbinden, daß ein Bewußtseinsinhalt hundertmal oder auch nur zweimal in uns vorhanden sei. Wir können, wenn wir mit einem Auge durch ein Prisma blicken, von einem Objekt die Vorstellung zweier Objekte erhalten, aber wir können nicht die Vorstellung selbst, gleichviel ob von einem oder von vielen Objekten, zweimal zusammen haben. Es hat deshalb auch nicht einmal Sinn

zu sagen, daß die Vorstellung nur einmal in uns vorkomme; wir können sie überhaupt nicht zählen: wir haben die Vorstellung oder wir haben sie nicht. Wir können uns auch nicht zweimal gleichzeitig freuen oder uns zweimal ärgern, nicht zweimal einen Wunsch oder einen Willensentschluß haben, und so gilt es auch von der schwachen Empfindung, daß wir sie haben oder nicht haben, aber sie nicht mehrmals zugleich haben können, weil jedes Exemplar mit jedem anderen vollkommen identisch sein würde. Die physischen Bedingungen für die Hervorrufung der schwachen Empfindung mögen vielfach da sein; sie können sich aber nur entweder verbinden und etwas ganz Neues hervorrufen, das bei einmaligem Vorhandensein der Bedingung nicht entstehen würde, nämlich die starke Empfindung oder jede einzeln ruft die schwache Empfindung hervor, dann ist der zweite und dritte Reiz überflüssig, da schon der erste allein das Dasein der Empfindung bedingt und zu dem Dasein nichts hinzukommen kann. Wenn ich eine Vorstellung in ihre qualitativen Empfindungsbestandteile zerlege, so ist jeder Teil durch seine Eigenart von jedem anderen Teile unterscheidbar; wenn ich aber einen starken Bewußtseinsinhalt in mehrere schwache, einen lebhaften in mehrere matte zerlegen will, so gewinne ich Teile, die nicht nur gleichartig, sondern identisch sind und somit überhaupt keine Sonderexistenz besitzen können.

Anders läge es natürlich, wenn auch die Bewußtseinselemente in gleicher Weise wie die Körpermoleküle durch Raum- und Zeitbeziehungen unterschieden werden dürften. Eine psychische Atomistik, welche alle oder wenigstens einige Verschiedenheiten auf die verschiedene Dichtigkeit in der zeitlichen Folge oder räumlichen Lagerung der Teile zurückführt, hätte dann ihre Arbeit zu beginnen. Aber dem gegenüber müssen wir uns auf die wirklichen Beziehungen des Psychischen zu Raum und Zeit besinnen, wie wir sie ausführlich früher dargelegt: das Psychische existiert an und für sich weder im Raum noch in der Zeit, erst durch die Beziehung auf den physischen Körper wird es hineinverlegt. Derjenige Raum und diejenige Zeit aber, welche mit dem psychischen Inhalt gegeben sind, dürfen nicht mit den Formen der physischen Welt zusammengebracht werden, da sie nur die Gesamtheit der räumlichen und zeitlichen Gestaltqualitäten darstellen. In dem einen Raum und der einen Zeit, in der das Universum sich bewegt und die wir nicht wahrnehmen, sondern postulieren, giebt es also keine psychischen Vorgänge und wo das Ganze nicht ist, können auch seine Teile nicht

sein, auch die psychischen Atome sind also unräumlich und unzeitlich. In dem Empfindungsraum und der Empfindungszeit dagegen ist alle Mannigfaltigkeit doch wieder nur eine Vielheit von Gestaltqualitäten, bei der nicht eine mathematische Zerlegung in qualitativ gleichartige Teile, sondern nur eine Scheidung in verschiedene Qualitäten denkbar ist. Kurz, unter keinem Gesichtspunkte kann der Theorie einer quantitativen Teilbarkeit der Bewußtseinsinhalte irgendwelche Berechtigung beigelegt werden.

Aber wir haben damit doch noch nicht den eigentlichen Kernpunkt der Frage erreicht. Wir müssen uns auch darüber klar werden, daß es im Gebiet des Psychischen unmöglich eine Messung geben kann, weil es keine konstante Einheit giebt und daß es keine konstante Einheit giebt, weil die durch Definition festgelegte Natur des Psychischen notwendig solche Einheit ausschließt. Das logische Ziel der naturwissenschaftlichen Messung besteht zunächst in der Mitteilung der Objekteigenschaften vermöge der Zahlen und der Einheiten, wie sie Raum und Zeit, auf die beharrende Substanz bezogen, darbieten; erst auf solche Beschreibung stützt sich die Berechnung des Vorangehenden und des Folgenden. Diese beschreibende Mitteilung hat also nur dann einen Sinn, wenn die zur Bestimmung verwerteten Einheiten den im Mitteilungsverkehr stehenden aktuellen Subjekten gemeinsam sind. Für die körperliche Natur ist die Gemeinsamkeit der Objekte kein Problem, sondern die Voraussetzung. Physisch war uns das Objekt, insofern es dem überindividuellen Bewußtsein gegeben ist, also mehreren zugleich erfahrbar ist, und das mathematische Raum- und Zeitsystem, auf das die physische Welt bezogen wird, enstand erst aus der Anerkennung anderer Subjekte. Das physische Objekt des einen kann also dem Anerkennungspostulat zufolge wirklich zugleich das Objekt des anderen sein und alle quantitative Beschreibung beruht darauf. Dabei muß, wie wir wiederholt sahen, der Andere durchaus nicht als eine neue empirische Persönlichkeit gemeint sein, sondern es muß lediglich ein neuer Akt vollzogen sein, dessen Subjekt zu dem anderen Subjekt nicht in der äußeren Beziehung der Wahrnehmung, sondern in der inneren Beziehung der Anerkennung steht. Auch innerhalb derselben Persönlichkeit bedeuten die getrennten teleologisch zusammenhängenden Akte zunächst durchaus Wirkungen verschiedener Subjekte, die einander als stellungnehmend anerkennen und ihre Bewertungen einander mitteilen, auch hier hätte die messende Beschreibung keinen Sinn, wenn nicht der ganzen in einer Persönlichkeit ver-

ketteten Subjektreihe die physische Objektwelt eine und dieselbe wäre.

Von alledem muß nun für die Welt der psychischen Objekte durchaus das Gegenteil gelten: der Erfahrungsinhalt ist psychisch, sofern er prinzipiell nur dem einen erlebenden Subjekt zugänglich ist. Das Ding draußen kann ich mit allen gemeinsam wahrnehmen, meine Vorstellung von dem Ding kann niemand in der Welt mit mir teilen; den Stoff des Dinges werde ich jederzeit wiederfinden können, der Stoff der Vorstellung wird niemals wieder neu erstehen. Ob wir den geistigen Subjektakten eine Seelensubstanz zu Grunde legen dürfen, werden wir erst in anderem Zusammenhange prüfen können; hier aber ist von der Substanz der psychischen Objekte, gewissermaßen der psychischen Materie, die Rede. Daß sie durchaus nicht beharren kann, ist in der That mit der Definition des Psychischen ebenso gegeben wie die Beharrung des körperlichen Substrates mit der Definition des Physischen. Würde ich im gegenwärtigen Subjektakt dieselbe Vorstellung wiederfinden, die das innerlich mit mir verknüpfte frühere Ich schon bewertete, so stände sie dadurch mehr als einem Aktualitätszentrum als Objekt gegenüber und widerspräche somit der Voraussetzung über die Natur des Psychischen. Die gegenwärtige Vorstellung mag dasselbe physische Objekt meinen wie die frühere, ich mag auch gegenwärtig meine psychophysische Persönlichkeit in dem vergangenen Stadium vorstellen, wie sie jene andere Vorstellung erlebte, ich kann aber nicht die identische Vorstellung wieder haben. Wenn aber die räumliche und zeitliche Bestimmung von vornherein ausgeschlossen ist und kein Objekt auch nur für zwei Subjektakte identisch ist, so fehlt offenbar jede Möglichkeit, nach Analogie der Körpermessung auch für das Psychische direkte Beschreibungen durch Zählung von Einheiten vorzunehmen, die den verkehrenden Subjekten gemeinsam bekannt sind. Handelt es sich doch um immer neue und neue Objekte, die durch die Funktionen der aktuellen Subjekte freilich stets auf einander bezogen werden, als Inhalte des nur vorfindenden psychologischen Bewußtseins aber nie identifizierbar und somit auch nie als Ganzes oder als Teil wiederfindbar sein können. Wir dürfen in diesem Sinne geradezu sagen, das Psychische ist direkt nicht meßbar, weil als psychisch nur das zu gelten hatte, was nur für einen Subjektakt Objekt ist.

Dieser erkenntnistheoretische Einwand gegen die Meßbarkeit des Psychischen darf nicht als empirisch psychologischer aufgefaßt

werden. Man hat ja freilich die Fortschritte der experimentellen Psychologie zuweilen dadurch hemmen wollen, daß man ihr die Berechtigung, psychische Größen zu messen, wegen mangelnder Konstanz des Maßstabes absprach. Man wies darauf hin, wie unsere Vorstellungen und Gefühle von individuellen Unterschieden und wechselnden Dispositionen abhängig seien, so daß dieselben Objekte zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Personen verschieden aufgefaßt würden und wir in diesem Sinne kaum je recht sicher sein können, wann wir es mit gleichen Seeleninhalten zu thun haben. Solchen empirischen Einwand hat die Psychologie jederzeit zurückgewiesen. Er ist nicht berechtigter, als wollte man dem Physiker die Längenmessung verbieten, weil jeder Maßstab von der Temperatur beeinflußt wird. So wie man es dem Physiker überlassen hat, solche Fehlerquellen mit wachsender Sicherheit auszuschließen, so durfte es Spezialfrage der experimentellen Psychologie bleiben, wie sie vorzugehen hat, um etwa die Objektwirkungen an verschiedenen psychophysischen Persönlichkeiten und zu verschiedenen Zeiten möglichst übereinstimmend hervorzurufen. Nur die Exaktheit, nicht das Prinzip des Vergleichens und Messens kann durch solche empirischen Schwierigkeiten getroffen werden. In dem Sinne, in welchem ein noch so unexaktes Messen prinzipiell zugelassen werden kann, in dem Sinne hat sich unter den strengen Bedingungen des psychologischen Laboratoriums auch ein sehr exaktes Messen auf gewissen Gebieten ermöglichen lassen. Wir behaupteten nur vom erkenntnistheoretischen Standpunkt, daß es sich dabei unmöglich um ein Messen im Sinne der Naturwissenschaft handeln kann, daß prinzipiell ein psychisches Objekt nie das Vielfache eines anderen wirklichen oder hypothetisch konstruierten psychischen Objektes sein kann, daß eine Auffindung quantitativer Beziehungen im Bewußtseinsinhalt somit ausgeschlossen sein muß und daß somit Naturwissenschaft und Psychologie in dieser Frage den vollkommensten Gegensatz darstellen: die ideale Naturwissenschaft erkennt in der Körperwelt nur Quantitäten, die ideale Psychologie sieht im Bewußtseinsinhalt nur Qualitäten. Sofern die Objektwelt überindividuell ist, kann sie nur quantitativ sein; sofern sie individuell ist, kann sie nur qualitativ sein.

3. Die scheinbare Messung des Psychischen.

Ist unser Standpunkt einmal gewonnen, so ergiebt sich von selbst die notwendige Stellungnahme zu allen theoretischen und

praktischen Fragen, welche mit der Meßbarkeit psychischer Größen zusammenhängen. Völlig ablehnen müssen wir natürlich von vornherein die ganze Lehre vom Empfindungszuwachs, wie sie in der Blütezeit der Fechnerschen Psychophysik weitverbreiteten Glauben fand und auch heute durchaus noch nicht überwunden ist. Da uns die starke Empfindung nicht als ein Vielfaches der schwachen Empfindung gilt, so ist auch der ebenmerkliche Intensitätsunterschied nicht so zu verstehen, daß zu der Empfindung von bestimmter Größe ein eben merkliches Stück hinzugefügt ist; das Gleiche gilt vom übermerklichen Unterschiede. Wenn wir von zwei Paaren verschiedener Empfindungen aussagen wollen, ihr Unterschied sei gleich, so mag das berechtigt sein, falls wir durch Vereinbarung festgesetzt haben, was hier unter Gleichheit zu verstehen ist; aber in welche Formelsprache wir diese Aussage auch übertragen mögen, kein Gleichheitszeichen darf uns dazu verleiten, die beiden Seiten der Gleichung als rechnerisch verwertbare Größen zu betrachten. Die Gleichung kann nur zum Ausdruck der durch sie beschriebenen Thatsache Wert behalten, zur mathematischen Gewinnung neuer Thatsachen kann sie nicht dienen. Jeder Versuch, von solcher Gleichung aus weiterzuschreiten, macht den Empfindungsunterschied zu einer addierbaren Größe, fällt also in die Theorie vom Empfindungszuwachs zurück.

Daß mit solcher Gleichsetzung in der That sehr Verschiedenes gemeint sein kann, zeigt schon die Betrachtung der ebenmerklichen Unterschiede einerseits, der übermerklichen andererseits. Wenn wir für zwei verschiedene Empfindungsintensitäten, etwa zwei Schallstärken, experimentell die Unterschiedsschwelle feststellen, und die beiden so gewonnenen Unterschiedsschwellenwerte gleichsetzen, so geschieht es lediglich mit Rücksicht darauf, daß sie eben beide gerade merklich sind. Diese Ebenmerklichkeit entspricht aber gar keinem subjektiven Zustand, der etwa bei der Vergleichung zweier schwachverschiedener Empfindungen entsteht; aus den zwei erfahrenen Empfindungen allein können wir nie entnehmen, ob nicht ein noch schwächerer Empfindungsunterschied erfahrbar ist. Die Konstatierung der Unterschiedsschwelle muß sich also auf ein objektives Verfahren stützen, zum mindesten, wenn nicht kompliziertere Verfahrungsweisen eintreten, auf die Feststellung, daß jede Abnahme des zweiten Reizes zu einem Verschwinden jeglichen beobachtbaren Unterschiedes führt. Die Gleichheit der ebenmerklichen Empfindungsunterschiede bedeutet also nur, daß in den beiden Fällen, wie die

objektive Untersuchung feststellen kann, die geringste Verminderung des Reizes in ganz gleicher Weise jede Verschiedenheit auf psychologischer Seite aufhebt; von einer inneren Vergleichung der beiden Empfindungspaare ist also keine Rede. Bei der Gleichsetzung übermerklicher Unterschiede dagegen, wie sie etwa bei der mittleren Abstufung eines Reizes zwischen einem schwächeren und einem stärkeren vollzogen wird, bezieht sich die Aussage stets auf die subjektive Auffassung; die Verschiedenheit des einen Empfindungspaares wird unmittelbar mit der Verschiedenheit des anderen Paares verglichen, gleichviel, ob wir fälschlich dabei die Vergleichung auf Empfindungszuwachse zu beziehen glauben oder ob wir richtiger die begleitende Abstandsempfindung, das Kontrastgefühl, als das eigentliche Objekt der Vergleichung erkennen.

Nun kann man einwenden, daß, selbst wenn alles dieses zugegeben wird, die Messung der Unterschiedsempfindlichkeit und ähnliches dennoch den physikalischen Messungen gleichwertig bleiben könne. Die unteilbaren Empfindungen selbst können freilich nicht wie die extensiven Größen der Natur gemessen werden; die mathematische Naturwissenschaft rechne aber fortwährend mit abgeleiteten Größen, die erst durch vorherige Festsetzung ihren Sinn gewinnen, und Verhältnisse und Beziehungen zum Ausdruck bringen, welche als solche auch unteilbar sind. Gelingt es uns, aus den Thatsachen der Empfindungsbeurteilung ebenfalls Begriffe abzuleiten, welche eine bestimmte Beziehung der Empfindungen in eindeutiger Weise wiedergeben, so könnten wir mittels derselben ebenfalls zu mathematischen Gesetzen vorschreiten. Die Empfindlichkeit und Unterschiedsempfindlichkeit seien selbst so wenig wirkliche Objekte, wie die Geschwindigkeit oder die lebendige Kraft. Dadurch ist aber der prinzipielle Gegensatz durchaus noch nicht aufgehoben. Gewiß sind die Größen der Physik auf Grund gewisser Festsetzungen abgeleitet, aber sie sind abgeleitet von teilbaren Größen und gewinnen durch diesen Funktionszusammenhang mit wirklich meßbaren Objekten erst selbst ihren mathematischen Größenwert. Sie beziehen sich nicht, wie es die Formeln anzudeuten scheinen, auf die bloßen Verhältnisse der Objektmaßzahlen, sondern auf wirkliche Objekte, freilich unanschauliche, aber Objekte, in welche anschauliche Größen so eingehen, daß mit ihrer Veränderung auch das Ganze sich verändert. In die abgeleiteten Begriffe, die von den Empfindungen abhängen, geht dagegen überhaupt keine teilbare Größe als Faktor ein und auf keinem solchen Umwege läßt sich daher die Meßbarkeit

einführen. In der Physik läßt sich im letzten Grunde jede Messung auf Raum- und Zeitmessungen reduzieren; in der Psychologie ist nirgends ein entsprechender letzter Maßstab.

Man darf das Wesentliche dieses Gegensatzes auch nicht, wie es zuweilen geschehen ist, darauf schieben, daß die Eigenschaften des Psychischen prinzipiell nicht aufeinander zurückführbar sind. Das trifft nicht zu: wenn die psychischen Vorgänge wirklich einen Raum erfüllten, so wäre der Brentanosche Gedanke, daß alle Intensität auf Raumdichtigkeit der Empfindungsatome zu reduzieren sei, durchaus nicht unberechtigt, und ginge das Psychische in der Zeit vor sich, so wäre es methodologisch durchaus nicht abzuweisen, wenn die Qualitätsunterschiede der Empfindungen auf die Zeitlage und den Rhythmus von Empfindungselementen zurückgeführt würden. Entscheidend ist da nur, daß die Empfindungen weder am Raum noch an der Zeit Anteil haben und überhaupt unter keinem Gesichtspunkte teilbar sind, so daß jeder Anhaltepunkt auch für die Messung der abgeleiteten Werte fehlt; die Zurückführung einer Eigenschaft auf eine andere wäre aber auch für das Psychische durchaus nicht prinzipiell undenkbar. Nun sind freilich trotzdem Definitionen möglich, in deren Geltungsbereich es sehr guten Sinn hat, etwa von der Unterschiedsempfindlichkeit auszusagen, daß sie durch Übung den dreifachen Wert erreicht hat oder durch Ermüdung auf die Hälfte verkleinert ist, kurz zahlenmäßig exakte Bestimmungen zu gewinnen. Immer dann nämlich wird solche Aussage einwandsfrei sein, wenn in den abgeleiteten Wert nicht Empfindungen, sondern Reize, also physische Größen, als bestimmende Faktoren eintreten. Daß ein bestimmtes Reizverhältnis mit einem anderen Reizverhältnis mathematisch verglichen werden kann, ist ja selbstverständlich. Wir haben später ausführlich zu betrachten, wie in der That eine Messung physischer Phänomene indirekt für die Untersuchung psychischer Erscheinungen wertvoll wird, so wie wir ja auch chronoskopische Messungen physischer Akte benutzen, um mit Hilfe solcher Zeitbestimmungen gewisse psychische Verhältnisse zu analysieren. Zweifellos also sind meßbare Größen für die Psychologie wertvoll, nur werden deshalb nicht die psychischen Objekte selbst meßbar, so wie sie trotz chronoskopischer Prüfung zunächst keine Zeit füllen.

Nun läßt sich aber die Analogie zwischen der Messung von Empfindungsintensitäten und von physikalischen Objekten auch unter einen Gesichtspunkt bringen, von dem aus die Messung selbst dort

berechtigt erscheint, wo es sich wirklich um Empfindungs- und nicht um Reizverhältnisse handelt. Der Gedankengang ist dann im wesentlichen der folgende. Der Typus der Messung in den Naturwissenschaften ist die Messung des Raumes. Sind uns nur zwei Orte im Raum gegeben, so können wir nur feststellen, daß sie in ihrer Lage übereinstimmen oder nicht übereinstimmen, daß der eine oben, der andere unten ist und ähnliches, aber eine numerische Bestimmung kann es nicht geben. Erst wenn wir drei Orte berücksichtigen, so können die zwischen ihnen bestehenden Ortsverschiedenheiten, die Distanzen, verglichen werden und diese sind nun nicht mehr nur gleich oder ungleich, sondern auch größer und kleiner und können als Vielfache von einander beurteilt werden. Die einzelne Empfindung und auch die einzelne Empfindungsdistanz hat nun ebensowenig numerischen Wert wie der einzelne Ort oder Ortdistanz, sind aber mehr als zwei Empfindungen gegeben, so daß wenigstens zwei Empfindungsdistanzen in Betracht kommen, so steht einer messenden Vergleichung nichts im Wege. Ein Baum ist zehn Meter hoch, heißt, daß zwischen dem niedrigsten und höchsten Punkt sich neun Orte aufzeigen lassen, welche sämtlich jeder von seinem Nachbar die Distanz haben, die man als einen Meter bezeichnet. So ist etwa die Distanz zwischen zwei verschiedenen Schallempfindungsintensitäten zehnmal so groß als eine zweite Distanz, wenn innerhalb der ersten sich neun Empfindungen finden lassen, deren jede von der nächsten so weit absteht wie jene Intensitäten der zweiten Distanz. „Ganz konform, sagt beispielsweise EBBINGHAUS, ist eine Helligkeitsdistanz das Doppelte einer anderen, wenn sich innerhalb jener eine Helligkeit angeben läßt, welche zwei untereinander und einer dritten gleiche kleinere Helligkeitsdistanzen abteilt.“ (Zeitsch. f. Psych. I. S. 329.)

Die Fehlerquellen solcher Argumentation sind nun nicht zu verkennen. Das Räumliche, das die Naturwissenschaft zu messen hat, sind nämlich gar nicht „Ortsverschiedenheiten“ oder „Ortsdistanzen“, sondern zwischen den Orten liegende Objekte. Die „Ortsverschiedenheit“ ist eine Gestaltqualität, die in dem „räumlichen Empfindungsgebiet“, aber nicht in dem physikalischen Raum vorkommt. Daß aber die räumlichen Gestaltqualitäten gerade so unteilbar sind wie alle übrigen Qualitäten, haben wir immer betont. Die stärkere Verschiedenheit kann niemals die schwächeren Verschiedenheiten in dem Sinne in sich enthalten, in welchem ein Kilogramm Gold tausendmal ein Gramm Gold oder eine Meterstange

tausendmal eine Holzschicht von einem Millimeter Dicke enthält. Wäre es richtig, daß der Naturforscher Ortsverschiedenheiten mißt, so könnte die Psychologie mit ihren Messungen von Empfindungsdistanzen in der That völlig Gleiches leisten; die wirkliche räumliche Messung will aber ganz etwas anderes. Sie zerlegt das Objekt und behauptet, daß, wenn der Raum, welchen der eine Teil ausfüllt, auch durch jeden anderen der Teile gerade ausgefüllt werden würde, die Zahl dieser Teile angiebt, wie vielmal der Teil im ganzen enthalten ist. Gäbe es keine Möglichkeit, das beharrende Objekt aus einem Raumteil in den anderen wirklich zu übertragen, so hätte die physikalische Raummessung ihren eigentlichen Sinn verloren. Nur weil das ganze physikalische Objekt in Bezug auf seine Ausdehnung wirklich identisch ist mit der Summe seiner physischen Teile, nur deshalb liegt jeder Teil mit seinen Grenzpunkten wirklich innerhalb des Ganzen. Die kleinen Ortsverschiedenheiten liegen aber nicht innerhalb der großen Ortsverschiedenheit und in gleicher Weise liegt niemals eine Helligkeit „innerhalb“ einer Helligkeitsdistanz. Tragen wir durch das hier ganz unberechtigte Wort „innerhalb“ die Analogie mit dem Raum schon in die Beschreibung hinein, so ist es nicht schwierig, die Grenze zwischen Physik und Psychologie bis zur Unkenntlichkeit zu verwischen. Thatsächlich bleiben Helligkeitsdistanzen wie Ortsdistanzen unteilbar, während physikalische Objekte, von denen allein die Naturwissenschaft handelt, teilbar und deshalb meßbar sind. Daß die Empfindungsdistanzen unter dem Gesichtspunkt untersucht werden können, wie viele unter einander gleiche kleinere Distanzen bei gleichgerichteter Empfindungsveränderung zwischen zwei Reizen feststellbar sind, das ist zweifellos, nur soll man eben nicht glauben, daß diese kleineren Distanzen in der großen enthalten sind; Distanzen sind niemals addierbar. Die Lehre von der Distanzvergleichung ist sicher ein sehr entwickelungsfähiges und wichtiges Gebiet der Psychologie; sie steht aber prinzipiell in denkbar schärfstem Gegensatz zur Lehre von der physikalischen Messung. Diese hat es mit Quantitäten zu thun und jene nicht.

Es liegt denn auch nicht der geringste Grund vor, für ein System der Distanzvergleichung den Empfindungsstärken eine bevorzugte Stelle gegenüber den Empfindungsarten zu geben. Das durfte nur so lange geschehen, als die quantitative Steigerung der physikalischen Reize die Annahme einer Addierbarkeit der Empfindungsintensitäten suggerierte, während die qualitative Veränderung nichts mit einem Zuwachs zu thun haben sollte. Haben wir aber

erst eingesehen, daß es sich da um mißverständliche Übertragung handelt, und daß Verschiedenheiten nie als Quantitäten zu betrachten sind, so wird das Gesamtsystem der qualitativ und intensiv abgestuften Empfindungen sich gleichmäßig der psychologischen Distanzbetrachtung unterordnen lassen; sie wird sogar nicht auf das Gebiet der Empfindungen beschränkt bleiben. Und alles das wird prinzipiell fehlerfrei bleiben, so lange wir nur unbedingt den immer wieder sich vordrängenden Gedanken fernhalten, daß die kleinere Distanz in der größeren enthalten sei und es sich somit um wirkliche Messung handle.

In Betracht kommen dabei alle psychischen Phänomene, welche sich so in eine Reihe ordnen lassen, daß die Veränderung von Glied zu Glied stets dieselbe Richtung hat und jedes Glied von seinen Nachbargliedern weniger verschieden ist als von irgend einem anderen Gliede. Die reihenlose Mannigfaltigkeit der Geruchsempfindungsqualitäten wird beispielsweise für Distanzvergleichung unbrauchbar sein. Andererseits werden die komplizierten psychischen Gebilde, die sich aus mannigfaltigen variablen Elementen zusammensetzen, nur dann sich einer eindimensionalen Reihe einfügen lassen, wenn ein einzelnes Element herausgehoben und von den anderen abstrahiert wird. Es wird sich also im wesentlichen um die Vergleichung der psychischen Elemente handeln; in diesem Sinne kommen aber dann neben den Intensitätsreihen auch die Qualitätsreihen der Farben, Töne, die räumlichen und zeitlichen Gestaltqualitäten, die einfachen Gefühle, die Strebungen, die Aufmerksamkeitsspannungen und vieles andere in Betracht. Freilich sobald die so entstehenden Vergleichungen einen höheren Grad wissenschaftlicher Bestimmtheit erreichen sollen, gewinnen die Intensitätsreihen doch ein Übergewicht über alle Qualitäten. Exakte Urteile werden nämlich nur dann gefällt werden können, wenn die Distanzschätzung vollkommen bestimmt ist, und das ist bekanntlich nur in einigen besonderen Fällen möglich. Typisch ist der Fall des eben merklichen Unterschiedes; er ist den Qualitäts- und Intensitätsreihen gemeinsam und jede Distanz kann somit durch die Zahl der Empfindungen charakterisiert werden, die in der eindimensionalen Reihe ebenmerklich verschiedener Empfindungen dazwischen liegen. Der ebenso wichtige Fall dagegen, daß eine Distanz sich zu exakten Urteilen eignet, weil sie anderen Distanzen subjektiv gleich scheint, ist in der Intensitätsreihe eher verwirklicht als in der Qualitätsreihe. Es scheint, daß bei der Intensitätsänderung das subjektive Distanz-

gefühl im Bewußtseinsinhalt durch charakteristische Spannungsempfindungen vertreten ist, an welche sich besonders leicht die Vergleichung anlehnt; geht es doch so weit, daß, wie sich experimentell erweisen läßt, selbst Intensitätsdistanzen ganz verschiedener Empfindungsgruppen sich subjektiv wohl vergleichen lassen und gleich erscheinen, wenn jene Spannungsempfindung beim Übergang jedesmal dieselbe ist. Immerhin ist das Abstandsgefühl bei Farben- und Tonqualitäten auch vorhanden, so daß auch hier eine Vergleichung übermerklicher Distanzen prinzipiell zulässig ist. Auch können selbstverständlich mit gleichem Recht ganz andere Faktoren zur Distanzvergleichung innerhalb solcher Reihe herangezogen werden, wie z. B. die musikalischen Intervalle in der Reihe der Tonqualitäten; von zwei Tondistanzen kann die zweite der ersten gleich sein, wenn wir das musikalische Intervallgefühl zu Grunde legen, dabei aber größer als die erste sein, wenn wir das subjektive Abstandsgefühl als Maßstab nehmen und kleiner als die erste sein, wenn wir die Zahl der ebenmerklichen Verschiedenheiten zur Basis wählen. Ein Widerspruch kann darin nicht gefunden werden, so lange wir nicht vergessen, daß nicht nur Empfindungen, sondern auch Distanzen keine Quantitäten sind, und die sogenannte psychische Messung von aller physischen prinzipiell verschieden ist.

Aber wir müssen noch einen anderen Versuch berücksichtigen, quantitative Messungen an die psychischen Objekte heranzutragen. Man hat vorgeschlagen, nicht die psychischen Inhalte oder ihre Verschiedenheiten, sondern die im psychischen Leben wirksamen Kräfte zu messen. Denkt man dabei an außerseelische hypothetische Prozesse, von denen nicht ausgeschlossen ist, daß sie mit physiologischen Vorgängen identisch sind, so ist ihre quantitative Bestimmung natürlich ohne Bedeutung für unsere prinzipielle Frage, ob Seelisches selbst meßbar sei. Dagegen ist es wohl möglich, auch aus der Sphäre der inneren Erfahrung das Material für solche dynamischen Bestimmungen zu gewinnen. Die Analogie mit den physikalischen Begriffen wird vielleicht am vollkommensten dann erreicht, wenn die populären Vorstellungen der „psychischen Arbeit" und der „psychischen Energie" zu exakten wissenschaftlichen Begriffen ausgebildet werden. Ist die mechanische Arbeit gleich dem Produkt aus Weg und Kraft, so kann man der Kraft die innere Spannung analog setzen, mit der die geistige Arbeit geleistet wird, und dem Weg die Ausdehnung des Vorstellungsstoffes, an dem die Arbeit vollbracht wird. In jedem seelischen Geschehen läßt sich

dann die Arbeit von der Nichtarbeit sondern, und so das Arbeitsquantum für den Willensakt, die Urteilsfällung, den Affekt, die Aufmerksamkeit oder den logischen Prozeß bestimmen. Nicht unähnlich im Prinzip, nur sehr viel enger ist eine Betrachtung, welche die Meßbarkeit des Psychischen in der verschiedenen Stärke seiner Existenz sucht und darunter die Intensität meint, mit der sich die Vorstellung in uns geltend macht. Zweifellos gehört aber vor allem hierher auch der ganze mathematische Teil der HERBARTschen Psychologie. Da die Vorstellungen nach seiner Lehre ja durchaus nicht starre Objekte sind, sondern Zustände der Seele und in den hemmenden Wirkungen der Vorstellungen die Seele selbst sich bethätigt, so ist es in der That ganz in modernstem Sinne „psychische Arbeit", was in der Wechselwirkung der Vorstellungen sich vollzieht.

Die widerspruchsvollen metaphysischen Voraussetzungen HERBARTscher Psychologie kümmern uns hier natürlich nicht und ebensowenig die jetzt allseitig aufgegebenen willkürlichen Ansätze und Hypothesen seiner mathematischen Untersuchung. Für uns ist wesentlich nur, daß in den älteren wie in den neueren Versuchen die mathematische Bestimmung der psychischen Vorgänge stets mit zwei Werten rechnet: der eine stammt von der Vorstellung her, an der die Wirkung bemerkbar wird, und der andere von der inneren Spannung, in der das Wollen, Aufstreben, Hemmen sich bekundet. In irgend einer Form wird also zunächst doch die Vorstellung selbst intensiv oder extensiv meßbar gedacht, extensiv, wenn das Quantum der bearbeiteten Vorstellungsmasse gemessen wird, etwa die Zahl der auswendig gelernten Worte, der addierten Ziffern, der gelesenen Seiten, intensiv, wenn, wie bei HERBART, die Intensitätsverhältnisse mehrer Vorstellungen durch einen Bruch exakt bestimmbar sein sollen. Das aber haben wir ja gerade festgestellt, daß eine auf die Vorstellung selbst bezügliche quantitative Betrachtung in jeder Weise unhaltbar ist; weder intensiv noch extensiv ist die eine ein vielfaches der anderen. Es ist eine vom Physischen abgeleitete Bestimmung, wenn wir bei der Bemessung geistiger Arbeit zehn addierte Ziffern das Doppelte von fünf Ziffern nennen; die psychische Vorstellung von zehn Ziffern ist in keinem Sinne das Doppelte der Vorstellung von fünf Ziffern. Die bei gleicher innerer Spannung geleistete Arbeit ist, wenn wir zehn Seiten lesen, doppelt so groß als bei fünf Seiten, und wenn wir zehn Ziffern addieren, das Doppelte von der Arbeit bei fünf, aber alles das doch nur in dem Sinne, daß wir dabei einen an das Räumliche und Zeitliche gebundenen psychophysischen Akt

meinen, der durch die Ausdehnung des einen physischen Faktors variiert wird und deshalb bei entsprechender Festsetzung durch ihn gemessen werden kann; daß dadurch das psychische Geschehen selbst meßbar würde, kann unmöglich behauptet werden. Es liegt da derselbe Fall vor wie bei den pädagogisch wichtigen Messungen der eintretenden geistigen Ermüdung durch die Zählung der bei der Arbeit begangenen Rechenfehler oder Lernfehler. Gewiß können wir übereinkommen, von einer doppelten Ermüdung zu sprechen, wenn unter sonst gleichen Bedingungen in gleicher Zeit die doppelte Fehlerzahl gemacht wird. Wir messen dann aber lediglich physische Prozesse in Raum und Zeit; psychisch sind zwei Fehler nicht das Doppelte von einem Fehler.

Was aber den „Spannungsfaktor" neben dem „Wegfaktor" in dem psychischen Arbeitsprodukt betrifft, so beseitigt ihn unsere prinzipielle Auffassung der gesamten Psychologie von vornherein. Das psychologische Bewußtseinssubjekt ist niemals aktiv, da es weder mit der psychophysischen Persönlichkeit noch mit dem aktuellen Subjekt der ursprünglichen Wirklichkeit zusammenfällt. Die Gefühle der Spannung und Anstrengung, der Hemmung und Gegenwirkung sind somit passiv erlebte Inhalte des Bewußtseins, welche als psychologische Objekte in ihrem Verhältnis zum Subjekt den Vorstellungen durchaus gleichstehen müssen. Ihren Intensitäten kommt Größenwert somit ebenfalls nur in dem Sinne zu, in dem die einzelne Vorstellung Größenwert haben kann. Für das wirkliche aktuelle Subjekt ist die Zunahme der Spannung ein Anwachsen seiner spontanen Energie und der Vergleich mit der physikalischen Kraft ist dort durchaus berechtigt. Kraftentwickelung und Spontanëität bleibt diese Spannung aber auch nur, so lange der subjektivierende Standpunkt der Wirklichkeit nicht verlassen wird, so lange das Erlebnis gefühlt und gewertet, nicht objektiviert und beschrieben werden soll. Setzt die Psychologie ein, so wird die Spannung zu einem Inhalt, welcher selbst nicht Aktivität ist. Dieser eigentümliche Inhalt kann natürlich wie jeder andere Inhalt, also wie auch jede beliebige Vorstellung, Einfluß auf den Ablauf der Bewußtseinsinhalte haben. Während aber die Art des Einflusses verschieden gedacht werden kann, je nach den Anschauungen über die psychische Kausalität, wird die Größe der Wirkung lediglich an der Größenveränderung der beeinflußten Inhalte, nicht an dem Spannungsgefühl selbst meßbar sein und wird quantitativ unbestimmbar bleiben, falls es von vornherein feststeht, daß die beeinflußten Inhalte, also die Vorstellungen, über-

haupt keine meßbaren Größen sind. Andererseits mag eine psychophysische Theorie diese Spannungen und Strebungen als Wirkung gewisser Vorgänge im psychophysischen Substrat deuten; die durch diese Gefühle dann gemessenen Quantitäten liegen im Physischen. Spannung und Strebung bedeutet also Kraft für die vorpsychologische Wirklichkeit und für die empirische psychophysische Persönlichkeit, im System der psychologischen Bewußtseinsinhalte bedeuten sie dagegen nur eine Erfahrung und stehen dem Problem der meßbaren Wirkungen nicht näher als die Empfindungen blau und tönend und sauer.

Nur wer hinsichtlich der wirkenden Kräfte den subjektivierenden Standpunkt der Geisteswissenschaften mit dem objektivierenden der Psychologie verwechselt und hinsichtlich der Objekte, auf welche die psychischen Kräfte wirken sollen, räumlichzeitliche Bestimmungen der physischen Welt in falscher Analogie auf die Vorstellungen überträgt, kann eine mathematische Dynamik des Geisteslebens versuchen. Das Verdrängen der Vorstellungen aus dem Bewußtsein führt zu den Herbartschen mathematischen Ansätzen genau so durch räumliche Analogien wie physikalische Analogien die Fechnerschen Formeln beherrschten. Bleiben solche bildlichen Übertragungen ausgeschlossen, so ist Mathematik auf psychische Objekte unanwendbar. Historisch ist von der mathematischen Behandlung des Psychischen beidemal die wichtigste Förderung ausgegangen, welche die Psychologie in unserem Jahrhundert erfahren hat; die Verfeinerung der Analyse, die von Herbart ausging, und die Heranziehung der experimentellen Methoden, die mit Fechner beginnt, war durch einen prinzipiellen Irrtum eingeleitet, den wir aufgeben müssen. Das Psychische ist niemals quantitativ und die Ordnung in der Psychologie entspricht nicht jenem naturwissenschaftlichen Verfahren der mathematischen Physik, das prinzipiell überhaupt das einzige Ideal der Naturwissenschaft ist, sondern einem Verfahren, das wir etwa beim Zoologen und Botaniker in Übung fanden, wenn er die Pflanzen und Tiere in Reihen ordnet derart, daß jedes Glied dem nächsten in gewisser Beziehung ähnlicher ist als allen anderen, so daß die Verschiedenheiten mit der Entfernung vom Ausgangspunkt der Reihe stetig zunehmen. Der Ausschluß der quantitativen Betrachtung schließt also in keiner Weise systematische Ordnung aus und verlangt durchaus nicht ein Ineinanderfließen der verschiedenen Arten von Verschiedenheit zwischen den nicht quantitativ und somit im weitesten Sinne nur qualitativ verschiedenen psychischen Objekten.

4. Die Qualitätenreihen.

Die Welt des Psychischen ist also eine Welt der Qualitäten, und wir müssen uns vergegenwärtigen, in welchem Sinne diese qualitativen Unterschiede selbst nun wieder von verschiedener Art und Ordnung sein können. Offenbar umfaßt der Begriff des Qualitativen in dieser weitesten Bedeutung, als bloßer Gegensatz zum Quantitativen, Mannigfaltigkeiten, welche von den Qualitätsunterschieden im engeren Sinne, also etwa den Unterschieden zwischen verschiedenen Farben und Tönen, zu trennen sind. Die Verschiedenheit zwischen lebhafter und matter, zwischen deutlicher und undeutlicher Vorstellung, zwischen Erinnerungsbild und Wahrnehmung, zwischen angenehmer und unangenehmer Erfahrung, zwischen starkem und schwachem Eindruck ist dann auch qualitative Verschiedenheit, weil auch sie durchaus nie quantitativ ist, und doch behält es guten Sinn, jene Verschiedenheit der Deutlichkeit oder der Zeitlage oder der Intensität von der Verschiedenheit der Qualität im engeren Sinne zu trennen. Um Mißverständnisse auszuschließen, wollen wir diesen engeren Qualitätsbegriff durch das Wort „Art“ bezeichnen. Die psychischen Objekte haben dann qualitative Unterschiede der Art, der Stärke, der Klarheit und andere mehr. Wir müssen uns vergegenwärtigen, welche Bedeutung solche Sonderung verschiedener Unterschiedsarten beanspuchen kann. Wir werden uns dabei die Aufgabe solcher Scheidungen am einfachsten verdeutlichen, wenn wir von den elementaren Sinneseindrücken ausgehen.

Es könnte da zunächst scheinen, als wenn die Unterschiede der qualitativen Reihen nicht notwendigerweise in ihrer eigenen Beschaffenheit gesucht werden müßten, sondern aus Unterschieden der zugehörigen physischen Reizreihen ableitbar wären. So könnte die Artreihe sich von der Stärkereihe in dem Sinne unterscheiden, daß die entsprechenden äußeren Reize das eine Mal sich bezüglich der Bewegungsform, das andere Mal bezüglich des Bewegungsumfanges verändern, während die Reize der Gestaltqualitäten auf dem Zusammentritt mehrerer physischer Reize beruhen, die in den Gestaltreihen ihre lokale und temporale Lagebeziehung ändern. Nun ist es freilich von vornherein zweifellos, daß jeder die Veränderung eines Tones vom pianissimo zum fortissimo als ganz andersartig gegenüber der Veränderung desselben Tones in tiefere oder höhere Töne empfindet, lange ehe er weiß, daß in dem einen Fall die

Schwingungszahl, im anderen Fall der Umfang der Schwingungen variiert wird. Aber selbst wenn wir an die Stelle der wissenschaftlichen Auffassung des Reizes die des täglichen Lebens setzen, so finden wir beim Tongebiet freilich, daß etwa der immer stärker werdende Anschlag derselben Taste die eine Empfindungsreihe, der Übergang von einer Taste zur anderen die zweite Empfindungsreihe hervorbringt, für die meisten Empfindungsgebiete aber liegt es doch auch dann wesentlich komplizierter. Wenn etwa bei dem Temperaturreiz heißen Wassers das Wärmequantum stetig abnimmt, so wird zunächst ja auch die Wärmeempfindung geringer, dann aber biegt die Stärkereihe in eine Artreihe um, die Wärmeempfindung geht in eine qualitativ verschiedene Kälteempfindung über und während der Reiz noch dauernd abnimmt, nimmt diese neue Kälteempfindung stetig an Stärke zu. Bei der Verstärkung des Tastreizes geht die Berührungsempfindung in die der Art nach verschiedene Druckempfindung über, bei der Zunahme des farblosen Lichtreizes erhalten wir die Reihe schwarz-grau-weiß, die für das naive Bewußtsein entschieden eine Artreihe und keine Stärkereihe ist, und bei der Stärkeveränderung des farbigen Lichtes begegnet uns ebenfalls bei maximalem wie bei minimalem Reiz der Übergang der Farbenempfindung in das der Art nach ganz verschiedene Farblose. Wieder anders liegt es etwa bei dem Reiz der Gliederbewegung; nimmt die Bewegung zu, so erfolgt zunächst in weiter Grenze keine Verstärkung der Bewegungsempfindung, sondern nur ein zeitliches Andauern der unveränderten Sensationen. Andererseits kommt uns bei kürzesten farbigen oder farblosen Lichtreizen etwa das zeitliche Andauern des gleichbleibenden Reizes zunächst nicht als Veränderung der Zeitgestalt, sondern nur als ein Stärkerwerden der Empfindung ins Bewußtsein. Ist eine farbige Fläche sehr klein, so erscheint sie farblos; wird sie im Raum vervielfacht, so erscheint jede einzelne farblos, alle zusammen farbig. Wird ein nicht sehr kleines Lichtfeld im Raume vervielfacht, so verändert sich weder Art noch Intensität sondern die Gestalt, wird dagegen der Schallreiz in gleicher Weise lokal wiederholt, so nimmt in erster Linie die Stärke der Empfindung zu; beim Temperaturreiz nimmt mit der Ausdehnung die Intensität der Empfindung in gewissen Grenzen zu. Solche Beispiele lassen sich häufen; sie zeigen alle, daß zwischen den physischen Reizreihen und den psychischen Inhaltsreihen äußerst mannigfaltige und verwickelte Beziehungen herrschen und daß deshalb gar keine Rede davon sein kann, daß im naiven Bewußtsein die psy-

chischen Reihen einfach den physischen nachgeformt und ihre Verschiedenheiten wie Art und Stärke nur auf Grund nichtpsychischer Erfahrungen wahrgenommen würden. Man könnte allerdings einwenden, daß der Parallelismus, der zwischen den physikalischen Reizen und den Empfindungen nicht besteht, trotzdem vielleicht zwischen den Empfindungen und den physischen Prozessen im Gehirn bestehen mag, so daß dort vielleicht wirklich jeder Verstärkung des physischen Vorgangs eine Intensitätszunahme der Empfindung korrespondiert und alle Beziehungsstörungen zwischen Reiz und Sensation nur auf den Umsetzungen in Sinnesorgan und Nerven beruhen. Die sachliche Berechtigung solcher Hypothese können wir hier noch nicht prüfen, da der Gang unserer Untersuchung uns überhaupt noch keinen Anlaß gab, zwischen äußeres Objekt und Vorstellung von demselben ein physiologisches Mittelglied einzuschalten. Das aber steht doch fest, daß wir von dem Wesen unserer Gehirnthätigkeit noch weniger wissen als von der physikalischen Beschaffenheit der äußeren Reize, wenn wir uns der Verschiedenartigkeit der Empfindungsreihen bewußt werden. Die allgemeinen Klassenbegriffe der Qualitäten müssen sich also aus den psychischen Reihen selbst irgendwie ableiten lassen.

Eine psychische Reihe wird uns dann in richtiger Ordnung gegeben sein, wenn jedes Glied von seinen Nachbargliedern weniger verschieden ist als von allen übrigen und wenn Charakter und Richtung der Veränderung von Glied zu Glied durch die ganze Reihe hindurch konstant bleiben. Die innere Vergleichung kann und muß darüber ohne jede Rücksicht auf physikalische oder physiologische Kenntnisse entscheiden. Vergegenwärtigen wir uns die Verhältnisse zunächst im Tongebiet. Ist ein bestimmter Stimmgabelton von bestimmter Anschlagstärke gegeben, so ließe sich die Frage, welche Tonempfindung von der bestehenden am wenigsten verschieden, mit anderem Worte ihr am ähnlichsten sei, wohl in sehr mannigfacher Weise beantworten. Wir könnten vielleicht denjenigen Ton am ähnlichsten nennen, der mit dem ursprünglich gegebenen am meisten verschmilzt, so daß, wenn beide zugleich angeschlagen werden, sie vom Ungeübten am ehesten für einen Ton gehalten werden; der nächststehende Ton würde in diesem Sinne stets die Oktave sein. Man könnte als ähnlichsten Ton auch den betrachten, der in der Melodie am ehesten mit dem gegebenen vertauscht werden dürfte. Aber offenbar sind die Reihen, auf die wir Art- oder Stärkeurteile beziehen, von sehr viel einfacherer

Konstitution und deshalb sehr viel geeigneter, die gesamte Mannigfaltigkeit möglicher Töne zu erschöpfen. Die natürlichen Nachbarglieder der Reihen sind uns diejenigen, die bei gesonderter Wahrnehmung am leichtesten verwechselt werden. Wenn wir den Stimmgabelton etwa durch ein Laufgewicht immer höher werden lassen oder durch stetig abnehmende Stärke des Anschlages in kleinsten Stufen bis zum Verschwinden bringen, so kann jedes Glied der beiden Reihen vom nächsten durch einen eben merklichen Unterschied bei schärfster Aufmerksamkeit verschieden sein; bei verminderter Aufmerksamkeit würden zwei Nachbarglieder dann vollkommen gleich erscheinen. In jeder der beiden Reihen wird auch die Art und Richtung der Veränderung als konstant empfunden. Die deutliche Empfindung von der Wesensverschiedenheit dieser beiden Reihen ist uns allen von Anfang an lebendig. In der Stärkereihe bewegt sich alles zum Verschwindungspunkt hin oder vom Verschwindungspunkt fort; in der Tonhöhenreihe dagegen empfinden wir kein Glied dem Nullpunkt näher oder ferner als irgend ein anderes. Auch die kleinsten Bruckstücke beider Reihen zeigen diese Differenz.

Nun ist allerdings diese, schon häufig betonte, Richtung der Intensitätsreihen zur Null hin zunächst auch nur ein objektives Merkmal. Der Nullpunkt selbst ist ja psychisch garnicht repräsentiert; wir müssen an die Stelle der Empfindung das Wissen vom Nochvorhandensein des physischen Reizes setzen oder die theoretische Überzeugung, daß wir in dieser Richtung die Empfindung nicht weiter über die schwächste hinaus verändern können. Das Auf- und Absteigen der Reihe gewinnt aber sofort subjektive Bedeutung, wenn wir uns bewußt werden, wie das Herabsinken zur Null mit einem Ermatten der subjektiven Reaktionen verbunden ist und wie beim Emporarbeiten der Empfindung zu immer stärkeren Werten auch die subjektiven Spannungen stetig anschwellen. Eben deshalb wird nun auch jede beliebige Distanz aus jener Reihe sofort als zur Stärkereihe gehörig erkannt, wenn auch keinerlei bewußte Beziehung auf die schwächste Empfindung oder gar auf den konstruierten Nullpunkt hineinspielt.

Aber auch wenn wir die prinzipiell unbegrenzte Tonhöhenreihe kennten und in ihr jeden Ton in allen seinen Abstufungen zum Nullpunkte hin, so wäre die Mannigfaltigkeit, in der die Elementartöne uns gegeben sind, damit doch nicht erschöpft, auch wenn wir von der Klangfarbe abstrahierten, die ja keine Elementarerscheinung,

sondern ein Verbindungsergebnis darstellt. Die noch fehlende Tondimension lehrt ein einfacher Versuch. Schlagen wir auf einem Instrument einen Ton zuerst vielleicht mit seiner Septime, dann mit der Sexte, dann mit der Quart, mit der Terz, mit der Quinte, schließlich mit der Oktave an, so daß beide Töne stets gleichmäßig stark sind, so erscheint der konstante erste Ton jedesmal anders, nicht höher, nicht tiefer, nicht stärker, nicht schwächer, wohl aber in wachsendem Maße seiner Deutlichkeit, seiner Selbständigkeit, seiner Klarheit beraubt. Er verschmilzt mit der Septime am wenigsten, mit der Oktave am meisten. Wir vermeiden es, in diesem Falle von seiner abnehmenden Lebhaftigkeit zu sprechen; an der Wahl der Worte hängt ja wenig, aber es scheint doch natürlicher, die Lebhaftigkeit als Wertqualität, nicht als Inhaltsqualität festzuhalten, so daß sie von der subjektiven Stellungnahme, von der Aufmerksamkeit und ähnlichem abhängig bleibt. Hier kommt es nur darauf an, daß jener Wechsel der Selbständigkeit des Tones in den verschiedenen Verschmelzungen mit solchen Lebhaftigkeitsveränderungen unter wechselnder Aufmerksamkeit prinzipiell gerade so wenig zu thun hat, wie mit den Stärkegraden. Die Oktave mag noch so stark, die Septime noch so schwach angeschlagen werden, der Grundton bleibt in der Septime doch selbständiger. Nur in dem Sinne hängen Stärke und Selbständigkeit zusammen, daß innerhalb desselben Intervalls die Selbständigkeit der Töne sich verändert mit der Änderung der wechselseitigen Tonstärke. Auch die Selbstständigkeitsgrade stellen somit eine Reihe dar, deren Glieder in der Beziehung der Steigerung stehen, wie bei der Stärke, und deren eine Richtung zum Nullpunkt führt. Dennoch bleibt sie von der Stärkereihe charakteristisch dadurch verschieden, daß jedes ihrer Glieder Teil einer Mischung sein muß und jedesmal den Endpunkt der Reihe, die vollkommene Selbständigkeit, erreicht, wenn die Mischung aufgehoben wird. Die Art und die Stärke des Tones ändern sich nicht, wenn der Ton aus dem Akkord befreit wird, die Selbständigkeit ist dagegen dann in einer Weise rein und klar hergestellt, wie sie in keinem Akkord existieren kann. Wir finden somit aus rein psychisch auffaßbaren Bedingungen eine dreifache Bestimmbarkeit der elementaren Töne, ihre Art, ihre Stärke, ihre Selbständigkeit; dabei sind zunächst nicht nur alle Wertqualitäten, wie etwa die Reihe der Lebhaftigkeitsgrade, sondern auch alle Gestaltqualitäten vorläufig unberücksichtigt gelassen. Daß wir innerhalb jener drei Bestimmungen die Artqualität zu Grunde zu legen

gewohnt sind und somit den Ton nach seiner Höhe benennen, in seiner Höhe sein eigentliches Wesen suchen und Stärke und Selbstständigkeit gewissermaßen als Eigenschaften des Tones von bestimmter Höhe auffassen, das ist ohne prinzipielle Bedeutung und bezieht sich auf praktische Zwecke. An sich ist jede der drei Bestimmungen für die vollständige Charakterisierung der wirklich erlebten Tonempfindung gleichmäßig wichtig, und wir könnten ganz wohl den Ton von bestimmter Stärke als die eigentliche Empfindungssubstanz auffassen und ihn sich dann auf der Höhenskala verändern lassen.

Die Qualitätenreihen durch die verschiedenen Sinnesgebiete zu verfolgen, ist bei unserer lediglich prinzipiellen Betrachtung natürlich nicht am Platze, aber wenigstens den Lichtempfindungen mögen wir uns noch zuwenden, da bei ihnen die Verhältnisse scheinbar noch sehr viel verwickelter liegen. Wer sich aber erst den rein psychologischen Charakter der drei entwickelten Qualitätenreihen klar macht, der wird auch hier sich zurecht finden, wenn er nur erst die Fesseln lockert, mit denen Physik und Physiologie zu oft die psychologische Optik gebunden halten. Uns interessiert dabei hier nur die erste Vorfrage, welche Reihen optischer Empfindungen hinreichen würden, um alle wirklich vorkommenden Elementarerscheinungen einzuordnen und zu bestimmen. Da müssen wir uns dann freilich nicht nur von den alten Vorurteilen frei machen, wie dem, daß weiß und grau und schwarz eine Intensitätsreihe darstellt oder daß die Komplementärbeziehungen der Farben psychologische Bedeutung haben, sondern auch von den moderneren physiologischen Lehren, wie etwa, daß die gesättigte Farbe eine Mischung von Farbenempfindung und Helligkeitsempfindung sei. Ja, selbst Ansichten wie die, daß dem physikalisch gleichen Reiz auch der gleiche Bewußtseinsinhalt entsprechen müsse, etwa ein beschattetes Hellgrau und ein beleuchtetes Dunkelgrau psychologisch gleichwertig seien, weil sie physikalisch gleich sind, mögen hindernde Vorurteile sein.

Betrachten wir das Gesamtfeld unserer Lichtempfindungen ohne Rücksicht auf Gestalt- und Wertqualitäten, so finden wir nun einfach dieselbe dreifache Mannigfaltigkeit wie bei den Tönen. Erstens Artunterschiede, und zwar hier nur sechs: rot, grün, gelb, blau, weiß, schwarz. Hierzu kommen zweitens Stärkeunterschiede: jede dieser sechs Lichtempfindungsarten kann in sehr verschiedener Helligkeit auftreten. Dabei bleibt weiß doch weiß und schwarz doch schwarz, auch wenn das dunkle beschattete Weiß physikalisch lichtschwächer ist als das hellbeleuchtete Schwarz. Farbloses Licht ist weiß, so lange

kein schwarz darin wahrgenommen wird, und schwarz, so lange wir kein weiß bemerken; mit hell und dunkel, Stärkebestimmungen, die vom Kontrast mit der Umgebung und anderem abhängen, hat das nichts zu thun. Dazu kommen dann aber drittens die Unterschiede der Selbständigkeit, denn die sechs Empfindungsarten können in den mannigfaltigsten Stärkeverhältnissen sich mischen und zwar stets unter relativer Hingabe ihrer Selbständigkeit. Weiß und schwarz können sich mit jeder der fünf anderen Empfindungen mischen, die vier Farben nur mit je vier anderen Gliedern der Artreihe. So wie der Ton in seinen Verschmelzungen seine Selbständigkeit verschieden wahrt und bei derselben Verschmelzung die Selbständigkeit mit dem Stärkeverhältnis ändert, so kann nun auch etwa weiß in der Mischung mit rot oder grün oder gelb oder blau oder schwarz, gleichviel welche physiologischen Umstände diese subjektive Mischung bedingten, sich ganz verschieden in seiner Selbständigkeit erhalten und zwar kommt dabei ganz besonders das wechselnde Stärkeverhältnis in Frage. Sicher ist orange oder blaugrün oder violett und so jede Stelle im Spektrum zunächst ein einheitlicher Lichteindruck und erst durch die subjektive Beziehung auf eine Reihe tritt der Mischcharakter hervor; ebenso zweifellos erweist sich solche Reihe dann aber auch stets als eine Mischungsreihe nach Art zweier in verschiedenem Stärkeverhältnis auftretender, verschmelzender Töne und nicht nach Art der einfachen Tonhöhenreihe. Das Orange liegt in einer Reihe, die von rot zu gelb so führt, daß jede Stufe weniger rot und mehr gelb enthält und deren Richtung vollkommen umbiegt, wenn sie vom gelb durch gelbgrün zum grün führt, ebenso wie vom grün zum blau und vom blau zum rot völlig neue Verschmelzungsreihen führen. Der Begriff der Sättigung fällt dann als prinzipiell Neues aus; die Mischung des rot mit weiß oder schwarz oder beidem ist nicht psychologisch verschieden von der Mischung des rot mit gelb oder blau. Die außerordentlich verwickelte Beziehung dieses Systemes dreifacher Mannigfaltigkeit zu den Vorgängen im Äther, in der Netzhaut und im Gehirn hat uns hier natürlich nicht zu beschäftigen.

Die dreifache Mannigfaltigkeit der Art, Stärke und Selbständigkeit fehlt auch keinem Element der anderen Sinnesgruppen. Dabei ist es besonders bei den niederen Sinnen durchaus nicht notwendig, daß die Selbständigkeitsgrade von Mischungen mit Empfindungen desselben Gebietes abhängen. Es ist bekannt, wie etwa Geschmacks- und Tastempfindungen, Geruchs- und Geschmacksempfindungen,

Tast- und Temperaturempfindungen verschmelzen, ja die Massen der verschmelzenden Muskel-, Gelenk-, Sehnen- und Hautempfindungen lassen sich meistens überhaupt nicht empirisch in ihre Elemente auflösen und somit schwer im höchsten Selbständigkeitsgrad erfassen. Prinzipiell wichtig ist uns nur, daß, so lange wir von den Gestaltqualitäten absehen, alle Inhaltqualitäten sich in drei Richtungen ordnen lassen, von denen die eine Richtung nicht nur eine unbegrenzte Zahl von Zwischengliedern, sondern auch unbegrenzte Ausdehnung der Reihen dem Wesen nach möglich sein läßt, während die zwei anderen zu Null hinführen. Beschreiben läßt sich der Unterschied dieser zwei zum Nullpunkt weisenden Richtungen nicht; wir wissen nur, daß die eine, die Stärkereihe, psychologisch von der Mischung der Empfindung mit anderen Empfindungen unabhängig ist, während die andere, die Selbständigkeitsreihe, sich auf die Verschmelzung der Empfindung mit anderen stetig bezieht. Es ergiebt sich daraus freilich, daß die Artverschiedenheiten eigentlich gar nicht notwendig eine wirkliche Reihe bilden, da sie gar kein positives Prinzip der Veränderung von Glied zu Glied in sich tragen. In den beiden vom Nullpunkt ausgehenden Reihen waltet notwendig ein Prinzip der Steigerung, und auch wenn wir nur zerstreute Glieder der Reihen besäßen, würde ihre Reihenfolge durch ihre Entfernung vom Nullpunkt sicher und unzweifelhaft bestimmt sein. Für die Artverschiedenheiten können wir nur Negatives fordern; sie dürfen nirgends ein Prinzip der Veränderung aufweisen, dessen Weiterführung zu Null hinführt. Ein positives Moment für das Verständnis der Konstitution solcher Reihe ist damit natürlich nicht gegeben, und wo die Glieder nicht einander in klar abgestufter Weise ähnlicher und ähnlicher werden wie bei der Tonskala, da kann deshalb eigentlich nur von einer Richtung gesprochen werden, in der jedes Glied seinen Platz finden muß, ohne daß über die Ordnung der Glieder irgend etwas ausgemacht werden kann und ohne daß die Mannigfaltigkeit des einen Gebietes mit dem des anderen verglichen werden kann. Die Stärkeverschiedenheiten und Selbständigkeitsverschiedenheiten sind in allen Gebieten einander um der gleichartigen Steigerung willen ähnlich, die Artverschiedenheiten haben gar nichts Verwandtes. Eine wirkliche Reihe findet sich nun lediglich bei den Tonhöhen; die sechs Lichtempfindungen bieten ebensowenig eine Reihe wie die Geschmacks- oder Geruchs- oder Geräusch- oder Tast- oder Gefühlsempfindungen, eine Thatsache, die schon von vornherein das sehr berechtigte Bedenken erweckt, ob solche Auffassung

der Tonreihe auch wirklich eine definitive sein darf und ob nicht so das gesamte Material aller Sinne zusammen sich der Art nach schließlich in schlechthin verschiedenen Elementen darstellt, die wir in ihrer vollkommenen Vereinzelung nicht ordnen können, sondern denen wir nur ihren Platz auf einer Linie anweisen können, die überall gleichweit vom Nullpunkt entfernt ist; erst aus ihrer Mischung würde dann das System der gruppierbaren Artqualitäten entstehen.

Die bisher betrachteten Eigenschaften der psychischen Inhalte betrafen gewissermaßen ihren Stoff; die Variationen ihrer Gestalt bieten dieselbe dreifache Mannigfaltigkeit. Wie wir Stoffart, Stoffstärke und Stoffselbständigkeit zu unterscheiden haben, so lassen sich innerhalb der Gestaltqualitäten ebenfalls Gestaltart, Gestaltstärke und Gestaltselbständigkeit trennen, wobei wir die Frage nach ihrer weiteren Auflösung in gestaltlose Faktoren noch unberücksichtigt lassen. Die Arten lassen sich auch hier wieder in kleinere Reihen ordnen, bei denen jedes Glied den Nebengliedern am ähnlichsten ist; nur die zwei Hauptgruppen der Gestaltarten, die Raumgestalten und die Zeitgestalten, stehen sich übergangslos gegenüber wie bei den Stoffarten die Lichtempfindungen und die Schallempfindungen. Die beiden anderen Reihen führen wieder in gerader Linie zum Verschwindungspunkt. Wird die Raumgestalt kleiner und kleiner, die Zeitgestalt kürzer und kürzer, so haben wir es mit Stärkeveränderungen zu thun, die an der Art und der Selbständigkeit der Gestalt nichts umgestalten. Dagegen kann nun auch diese Selbständigkeit in allen Graden vorhanden sein; die Gestalten verschmelzen und durchdringen sich wie die Stoffe. Besonders im Schallsinn und den niederen Sinnen ist die Raumgestalt zu ganz tiefen Selbständigkeitsgraden gemeinhin herabgedrückt.

Wir gingen von den einfachen Sinneseindrücken aus, um uns zu orientieren, in welcher Weise wir innerhalb der qualitativen Mannigfaltigkeit wieder verschiedene Arten der Reihenbildung von einander trennen können. Prinzipiell würde sich daran aber auch nichts ändern, wenn wir zu volleren inhaltsreicheren Gegenständen des Bewußtseins übergehen. Freilich würde da sich leicht die Frage einstellen, ob wir die psychologische Anordnung, etwa der Vorstellungen, in qualitative Reihen nicht vereinfachen können, indem wir statt der ganzen Gebilde nur ihre Teile in Reihen ordnen und somit die Mannigfaltigkeit durch die Ordnung der Empfindungen übersichtlich machen. Die Frage, ob sich die, als Ganze zunächst

qualitativ verschiedenen, Gebilde weiterhin in Elemente zerlegen lassen, deren Einordnung in Reihen der Bestimmung der Komplexe substituiert werden kann, muß uns hier aber noch ganz fern liegen, da die Analyse der psychischen Objekte ein davon unabhängiges Problem ist, dem wir uns erst später zuwenden. Wir wissen daher hier noch gar nicht, ob denn jene Empfindungen nicht vielleicht auch noch weiter zerlegbar sind. Lassen wir die Prinzipien der Analyse also ganz beiseite und betrachten nur die gegebenen psychischen Inhalte in ihrer qualitativen Mannigfaltigkeit, so können wir unschwer jene Verschiedenheit von Art, Stärke und Selbständigkeit auch zu den Vorstellungen und über dieselben hinaus zu den Vorstellungskomplexen und den Vorstellungen höherer Ordnung verfolgen. So werden sich zunächst die unzähligen Dingvorstellungen in Reihen ordnen lassen, in denen jedes Glied dem Nachbar am ähnlichsten ist, und auch hier wird die Selbständigkeit jedes Gliedes durchaus von der Verbindung und Vermischung mit anderen Vorstellungen abhängig sein. Das Gleiche gilt dann aber von den Gedankendingen, von den Relationen und Komplexionen und allen abgeleiteten Vorstellungen. Beispielsweise die Vorstellung der Verschiedenheit oder der Vielheit hat ebenso wie die räumliche oder zeitliche Gestaltqualität ihre Variierbarkeit in allen drei Richtungen. So wird ihre Intensität abnehmen, wenn die Ungleichheit der Glieder oder die Zahl derselben abnimmt, und ihre Selbständigkeit muß sinken, wenn die Glieder des Komplexes nicht nur bezüglich Verschiedenheit oder Vielheit, sondern gleichzeitig bezüglich anderer Beziehungen verglichen werden.

Die stofflichen und gestaltlichen Inhaltsqualitäten können nun aber doch noch nicht die gesamte Mannigfaltigkeit des Bewußtseinsinhaltes charakterisieren. Wir müssen daneben ein vielgestaltiges System von W e r t q u a l i t ä t e n anerkennen. Auch sie kommen nicht als ein Abtrennbares hinzu; die Werte sind von den Inhalten nicht anders zu trennen als die Tonhöhen von den Tonstärken. Auch die Werte haben als psychologische Thatsachen ihre Wirklichkeit nur in dem einen einheitlichen psychischen Objektstoff und bedeuten somit auch nur eine Richtung, in der sich die Bewußtseinsinhalte verändern und vergleichen lassen, so daß jeder einzelne Bewußtseinsinhalt in Bezug auf alle überhaupt möglichen Bewußtseinsdimensionen erst dann bestimmt ist, wenn seine Wertqualitäten auch festgestellt sind. Die grundsätzliche Scheidung zwischen den Inhaltsqualitäten auf der einen, den Wertqualitäten auf der anderen Seite liegt nun

lediglich in ihrem erkenntnistheoretischen Ursprung: auf dem vorpsychologischen Aktualitätsstandpunkt der Wirklichkeit gehörte der Inhalt zum Objekt, das dem Subjekt gegenübersteht, der Wert aber zu der Wirkung, in der das Subjekt sich bethätigt. Jede Stellungnahme des Subjektes war uns ja einerseits ein Akt und andererseits eine Veränderung des Verhältnisses zwischen Objekt und Subjekt. Wird dieses doppelte Wirklichkeitsmoment in die objektivierende Sprache der Psychologie übersetzt, so muß dort ein zweifacher Bewußtseinsinhalt konstatierbar sein. Der Akt selbst muß jetzt als psychophysische Handlung, als intendierte Bewegung, psychisch also, kurz ausgedrückt, als Muskelempfindung zum Vorschein kommen. Die veränderte Subjektbeziehung des Objektes muß dagegen zu einer neuen, vielleicht nicht weiter definierbaren, Nuance oder Wertqualität der Objektvorstellung werden. Wer den Akt der Stellungnahme und seine Wirkung vom psychologischen Standpunkt aus nicht im objektivierten Bewußtseinsinhalt suchen wollte, würde sich in Widerspruch mit den Voraussetzungen der Psychologie setzen. Wer aber nur den einen Inhalt, die Bewegungsimpulse, und nicht den anderen, die Wertqualitäten, berücksichtigen wollte, würde in der Mitte der Arbeit stehen bleiben. Das Vorhandensein jener Impulse darf nicht glauben lassen, daß mit ihrer Feststellung die Aufgabe, die subjektive Thätigkeit in der Sprache der Psychologie zu beschreiben, wirklich schon erledigt sei.

Hierin allein liegt der berechtigte Kern der Einwendungen gegen diejenigen Theorien, welche mit der Beschreibung der psychophysischen Thätigkeiten die Vorgänge bei der subjektiven Stellungnahme zu erschöpfen glauben und in diesem Sinne die gesamten Vorgänge subjektiver Natur in Muskelempfindungen, Gelenkempfindungen, Sehnenempfindungen und Innervationsempfindungen auflösen. Solche Theorien sind berechtigt und notwendig, aber sie müssen durch die Berücksichtigung der an den Objekten selbst entstehenden Wertqualitäten ergänzt werden. Indem wir somit die Wertqualitäten als besondere psychologische Repräsentanten der Subjektbeziehung anerkennen, geben wir zu, daß wir sie nicht mit den Inhaltsqualitäten zusammen klassifizieren können und daß sie somit genau wie Stoffarten einfach erfahren werden müssen. Dabei werden sie untereinander sich auch wieder in Reihen anordnen und miteinander vergleichen lassen, und in ihrer Mannigfaltigkeit nicht hinter den Objektinhalten zurückstehen; jedes Glied wird dann aber gleichzeitig einem Handlungsvorgang der psychophysischen

Persönlichkeit korrespondieren. Die Mannigfaltigkeit dieser Wertqualitäten wird uns noch unter verschiedenen Gesichtspunkten zu beschäftigen haben; hier haben wir nur als Beispiele einige Hauptreihen hervorzuheben. So gehören dahin die Lebhaftigkeitswerte, die Lust-Unlustwerte, die Raumrichtungswerte, die Zeitrichtungswerte und andere.

Die Skala der Lebhaftigkeitsgrade entspricht dem Akt der Aufmerksamkeit. Auf der Seite des stellungnehmenden Subjektes lassen sich die allgemeinen und die spezielleren Spannungen und muskulären Einstellungen nachweisen und im Gebiet der Objektinhalte treten durch Assoziationen ebenfalls charakteristische Veränderungen auf, und doch genügt das alles nicht, um den Vorgang der Aufmerksamkeit zu erschöpfen. Jene Spannungen können zu sekundären Begleiterscheinungen herabsinken, jene Assoziationen aber und Veränderungen der Selbständigkeits- und Stärkeverhältnisse können niemals die vollkommen eigenartige Erfahrung einschließen, die in dem Anwachsen und Sinken der Lebhaftigkeit liegt. Ist der Eindruck schwach und durch Mischung unselbständig, so kann seine Lebhaftigkeit sich bei zugewandter Aufmerksamkeit in hohem Maße steigern, ohne daß die Elemente stärker oder selbständiger werden müssen, und wenn wir die Aufmerksamkeit von einem Objekt ablenken, etwa ein Geräusch im Zimmer bei der Arbeit nicht beachten, so nimmt nicht die Stärke der Schallempfindung, sondern nur ihre Lebhaftigkeit so ab, daß sie schließlich vielleicht ganz verschwindet. In den Bewußtseinserscheinungen liegt auch gar kein Grund, diese eigenartige, fortwährend erneute Erfahrung zu vernachlässigen und ihr die körperlichen Aufmerksamkeitsakte einerseits und die assoziativen Veränderungen andererseits zu substituieren. Wenn die Psychologie dennoch immer wieder glaubt, das Aufmerksamkeitsproblem dadurch lösen zu müssen, daß alles in Inhaltsqualitäten beschrieben wird und somit Wertqualitäten überflüssig werden, so spielt der nicht immer bewußte Einfluß physiologischer Vorurteile hinein. Die Erscheinung soll sich durchaus in den Begriffen der Assoziationstheorie vollkommen beschreiben lassen, damit jedem elementaren Glied des Prozesses sensorische Gehirnerregungen parallel gesetzt werden können. Die centralsensorischen Erregungen lassen nun in den lokalen Verschiedenheiten die Bedingung der psychischen Arten und in den Erregungsintensitäten die Bedingung der psychischen Stärkegrade finden; für die psychischen Werte fehlt aber das physiologische Gegenglied und deshalb muß das Erlebnis der Lebhaftig-

keitsveränderung eine Illusion sein und alles auf Art- und Stärkevariation beruhen. Wir werden später ausführlich sehen, daß, selbst wenn physiologische Gesichtspunkte hier als zulässig gelten dürften, es sich bei solcher Auffassung nur um physiologische Fiktionen handelt, die der Psychologie aufs gefährlichste im Wege stehen. Die psychische Erscheinung ist nämlich nirgends nur von centralsensorischen Erregungen begleitet, sondern die centripetale Erregung geht in centrifugale über und die centrale Begleiterscheinung des psychischen Geschehens ist somit an jeder Stelle und in jedem Augenblick ebenso von den Verhältnissen im centrifugalen System wie von denen im centripetalen abhängig. Wenn die Variationen des letzteren den Art- und Stärkequalitäten der Empfindung entsprechen, so ist es mithin durchaus noch nicht unmöglich, daß in den Verhältnissen des centrifugalen Systemes die Bedingung für die Variationen des psychischen Inhaltes im Sinne der Wertqualitäten liegt. Die Fiktion, daß der bewußte Inhalt nur von den Wirkungen der sensorischen Reizung abhängt, darf uns also nicht hindern, weit über die Inhaltsqualitäten hinaus, andere subjektivistische Richtungen der psychischen Objektsvariation anzuerkennen. Wie es sich wirklich mit der Lebhaftigkeit und den anderen Wertqualitäten in Bezug auf die centrale Physiologie verhält, darf uns hier noch nicht aufhalten; vorläufig haben wir noch keine Veranlassung, über den eigentlichen Bewußtseinsinhalt hinauszugehen.

Auch für Lust und Unlust mag es nicht aussichtslos sein, Bewegungsempfindungen aufzusuchen, in welchen der Akt der Gefühlsstellungnahme zum psychologischen Objekt wird. Es mag sein, daß wirklich alle Lust durch eine Tendenz zu Streckbewegungen, alle Unlust durch eine Tendenz zu Beugebewegungen charakterisiert werden kann, und daß gleichzeitig Assoziationen sich zugesellen, welche den Lust- und Unlustton verstärken, und dennoch ist der eigentliche Lust- und Unlustwert noch als besondere Nuance des Bewußtseinsinhaltes in dem gefallenden oder nicht gefallenden Objekt enthalten. Soweit unter Lust und Unlust Gruppen sinnlicher Empfindungen verstanden werden, fallen sie natürlich völlig in den Kreis der Inhaltsqualitäten; das körperliche Unbehagen oder Behagen und bei größerer Stärke der körperliche Schmerz oder die Wollust sind Empfindungen wie Farben und Töne und Gerüche und sind von dem eigentlichen Zustimmungs- und Ablehnungswert, in welchem allein die Wertqualität von Lust und Unlust liegt, vollständig zu trennen. Der Schmerz mag regelmäßig seinen Ab-

lehnungswert mit sich führen, das Gleiche gilt aber von gewissen gar nicht schmerzhaften Geruchsempfindungen, und andere Geruchsempfindungen sind stets willkommen wie die körperliche Lust. Der anhaftende Wert läßt sich dagegen zunächst nicht auch noch in einen Empfindungsstoff umsetzen; er war niemals ursprünglich selbst Objekt, wie es der Schmerz und die Lust waren. Noch weniger kann davon die Rede sein, daß er als ein Verhältnis des psychologischen Bewußtseinssubjektes zu seinem Inhalt gedeutet werden dürfte. Wir wissen ja, daß für die Psychologie das Bewußtseinssubjekt nur die konstante Voraussetzung für das Sein der Inhalte ist, niemals aber selbst Funktionen besitzen kann. Der Lebhaftigkeitswert des Inhaltes stellt daher psychologisch keinesfalls verschiedene Grade des Bewußtwerdens dar und der Gefühlswert keine Stellungnahme des Bewußtseins. Ihn deshalb aus der Reihe der psychischen Wirklichkeiten zu streichen und das Wesen des Gefühles somit nur in den sinnlichen Empfindungsinhalten und den Assoziationen nebst den Empfindungen körperlicher Stellungnahme zu suchen, das bliebe denn doch eine gar zu willkürliche Vereinfachung. Wir müssen anerkennen, daß auch in dieser nicht weiter vergleichbaren Dimension eine Veränderung des Bewußtseinsinhaltes gegeben ist.

Das Gleiche gilt von dem Beziehungswert für Raum und Zeit. Die unendliche Vielheit der räumlichen Richtungen mit allen Abstufungen der Entfernung und die dreifache Mannigfaltigkeit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stellt eine Bewertung der Objekte dar, die völlig vom Standpunkt des Subjektes abhängt, und in keiner Weise etwa in den räumlich-zeitlichen Gestaltqualitäten der Objektinhalte aufgeht. Auch hier bieten sich der psychologischen Analyse zunächst ja die Akte der Stellungnahme selbst dar. Richtung wie Entfernung der optischen, akustischen und taktuellen Raumobjekte finden ihre aufs feinste abgestufte Vertretung in dem System der Bewegungsempfindungen, welche von den Bewegungen zur Reizquelle herstammen. Bewegungen des Augapfels und der Linse bringen uns Daten über die Veränderungen, mit denen der optische Apparat durch Konvergenz, Akkommodation und horizontale oder vertikale Bewegungen sich den Entfernungen und Richtungen des sichtbaren Dinges anpaßt, Gliederbewegungen und Kopfbewegungen leisten gleiches im Tast- und Schallraum. Viel komplizierter noch, aber in der Bewußtseinsrepräsentation weniger fein abgestuft, ist die Mannigfaltigkeit der psychophysischen Innervationen, die sich auf die Zeit-

richtung beziehen, also jener Einstellung des Systemes, welche dem gegenwärtigen Ding gegenüber das wirkliche Handeln auslöst, dem zukünftig kommenden Ding gegenüber die Handlung vorbereitet und dem vergangenen Dinge gegenüber alles Handeln hemmt. Der Nachweis, daß Bewegungen etwa bei der Erwerbung des Augenmaßes oder der Schalllokalisation notwendig mitwirken und daß Bewegungsempfindungen in den Bewußtseinsinhalt eingehen, darf nun aber auch hier nicht als Beweis dafür genommen werden, daß die Umsetzung der Wirklichkeit in psychologische Objekte durch die Aufdeckung dieser Empfindungen erledigt ist. Gerade hier tritt es deutlich hervor, wie jedem ursprünglichen Akte der Stellungnahme des Subjektes auch ein besonderer Beziehungswert des Objektes entspricht. Das Oben und Unten und Vorn und Hinten und Rechts und Links und das Vergangen und Zukünftig und Gegenwärtig haftet dem Inhalt als eine ganz neue Nuancierung an, die zunächst weder auf Art und Stärke noch auf Selbständigkeit und Gestaltqualität des Inhaltes zurückgeführt werden kann. Die Erinnerungsvorstellung und die Erwartungsvorstellung unterscheiden sich von der Wahrnehmung oder dem gegenwärtig gedachten Phantasieobjekt nicht nur durch Intensität; es bleibt eine ganz eigenartige Subjektbeziehung, die als Wertqualität anerkannt werden muß.

So wie wir nicht alle einzelnen Inhaltsarten berührten, sondern nur Hauptarten heraushoben, um das Prinzip zu verdeutlichen, so kann es hier auch nicht darauf ankommen, sämtliche Wertqualitäten aufzuzählen, zumal hier das Wenigste erst in zureichender Weise durch Einzeluntersuchung geklärt ist. So mag es dahingestellt bleiben, ob wir einen besonderen „Veränderungswert“ als eigenartige Qualität subjektiver Art anzuerkennen haben, und selbst die vielverzweigte Frage nach dem „Gewißheitswert“ darf hier nicht erörtert werden, um nicht die Position der allgemeinen Psychologie durch zweifelhafte Annahme der speziellen Psychologie zu erschüttern; nur das Prinzip der Wertqualität, nicht die Mannigfaltigkeit seiner Anwendung im einzelnen beschäftigt uns hier. Nur darauf kam es an, einzusehen, daß die aus der Aktualität des wirklichen Subjektes sich ergebende Variation des psychischen Objektes eine besondere Richtung der Veränderung am Bewußtseinsinhalt darstellt und den Artverschiedenheiten nicht untergeordnet werden kann. Wir müssen anerkennen, daß sich ein bestimmter psychologischer Inhalt, etwa eine Farbenempfindung, erstens in Bezug auf ihren Stoff nach Art, nach Stärke und nach Selbständigkeit ändern kann, zweitens in Bezug

auf ihre räumliche und zeitliche Gestalt, ebenfalls nach Art, Stärke und Selbständigkeit, und schließlich in Bezug auf ihren Wert, nach Lebhaftigkeit, Gefühlston, Raumlage, Zeitlage u. s. w. Die Möglichkeit der Änderung in jeder dieser Richtungen bedeutet somit, daß die an sich vollkommen einfache Farbenempfindung ihren Platz in jeder einzigen dieser Reihen besitzt, sich alle diese Linien also in dem einen Punkte schneiden. Aus jeder einzigen dieser Reihen resultiert dann für das einzelne Glied eine bestimmte Eigenschaft, die nicht aufzeigbar wäre, wenn die anderen Glieder der Reihe nicht wenigstens vorstellbar wären. Ob es zur idealen Feststellung der Eigenschaften eines Bewußtseinsinhaltes deshalb auch wirklich notwendig ist, seine Lage in jeder einzigen dieser Reihen zu bestimmen, ist freilich damit noch nicht entschieden. So viele Linien sich im Raume in einem Punkte treffen mögen, uns ist die Lage des Punktes doch vollkommen durch die Beziehung auf drei Dimensionen bestimmt. So wäre es ja möglich, daß auch zwischen den charakterisierten Richtungen, in denen sich der Bewußtseinsinhalt verändern kann, konstante Beziehungen bestehen, so daß Bestimmungen in einer Richtung auch für die Lage des Punktes in anderen psychischen Richtungen entscheidend wären. So kann jedenfalls beispielsweise nicht jede Stärke mit jedem Lebhaftigkeitswerte, nicht jede Art mit jedem Gefühlswert, nicht jede Gestaltsqualität mit jedem Selbständigkeitsgrade u. s. w., zusammengehen. Im wesentlichen aber bleibt hier für die spezielle Psychologie noch so viel zu thun übrig, daß jeder Versuch, die psychische Mannigfaltigkeit zu vereinfachen, vorläufig in den Verdacht geraten muß, daß irgend eine Seite der seelischen Wirklichkeit unbeachtet geblieben ist.

Ebenso wie wir die Inhaltsqualitäten auch für die Vorstellungen und Gestalten aufsuchten, ohne zu fragen, ob sie sich schließlich vielleicht auf elementarere Bestandteile zurückführen lassen, so mußten wir uns die Mannigfaltigkeit der Wertqualitäten vergegenwärtigen, ohne zu prüfen, ob wir es da auch wirklich mit endgültigen Unterscheidungen zu thun haben. Es wäre ja möglich, daß sich etwa die letztgenannten Wertqualitäten auf bestimmte Kombinationen elementarer Stoffqualitäten mit bestimmten Lebhaftigkeitswerten zurückführen ließen. Unser Interesse hier war es ja lediglich zu betrachten, in wiefern die psychische Mannigfaltigkeit Verschiedenheiten der Richtung darbietet; wie weit diese Mannigfaltigkeit durch Zerlegung des Inhaltes vereinfacht werden kann, ist eine davon unabhängige Frage. Jetzt erst, nachdem wir den Gegenstand der Psychologie,

den Bewußtseinsinhalt, bezüglich seiner Bewußtseinszugehörigkeit, seiner Raum- und Zeitwerte und bezüglich seiner Quantitäts- und Qualitätsbestimmung untersucht haben, müssen wir nach seiner Zerlegbarkeit fragen. Wir müssen die Bedingungen prüfen, unter denen wir die Bestandteile der psychischen Inhalte gewinnen.

Vergleiche:

F. Brentano, Zur Lehre von der Empfindung. III. Psychologischer Kongreß. München 1897.

F. H. Bradley, The intensity of psychical states. Mind. 1895.

J. McK. Cattell, Mental Measurement. Philosophical Review. 1893.

H. Cornelius, Verschmelzung und Analyse. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1892.

J. Delboeuf, Exam. crit. de la loi psychophys. Brüssel 1883.

W. Dittenberger, Über das psychophysische Gesetz. Archiv für systematische Philosophie. 1896.

H. Ebbinghaus, Über das Gedächtnis. Leipzig 1885.

H. Ebbinghaus, Über negative Empfindungswerte. Zeitschrift für Psychologie. 1890.

C. v. Ehrenfels, Über Gestaltqualitäten. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1890.

C. v. Ehrenfels, Die Intensität der Gefühle. Zeitschrift für Psychologie. 1897.

A. Elsas, Über die Psychophysik. Marburg 1886.

G. T. Fechner, Elemente der Psychophysik. Leipzig 1889.

G. T. Fechner, Revision der Hauptpunkte der Psychophysik. Leipzig 1882.

G. T. Fechner, Über die psychischen Maßprinzipien und das Webersche Gesetz. Philosophische Studien. 1885.

N. v. Grot, Die Begriffe der Seele und der psychischen Energie. Archiv für systematische Philosophie. 1898.

A. Grotenfelt, Das Webersche Gesetz und die psychische Relativität. Helsingfors 1888.

H. v. Helmholtz, Zählen und Messen. Philosophische Aufsätze. Leipzig 1887.

H. v. Helmholtz, Die Lehre von den Tonempfindungen. Braunschweig 1896.

V. Henri, Étude sur le travail psychique et physique. L'année psychologique. 1897.

A. Höfler, Psychische Arbeit. Zeitschrift für Psychologie. 1894.

E. G. Husserl, Philosophie der Arithmetik. Halle 1891.

Benno Kerry, Über Anschauung und ihre psychische Verarbeitung. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1885—1891.

Th. Lipps, Die Quantität in psychischen Gesamtvorgängen. Münchener Sitzungsberichte. 1899.

A. Meinong, Beiträge zur Theorie der psychischen Analysen. Zeitschrift für Psychologie. 1893.

A. Meinong, Über die Bedeutung des Weberschen Gesetzes. Zeitschrift für Psychologie. 1896.

A. Meinong, Über Gegenstände höherer Ordnung. Zeitschrift für Psychologie. 1899.

G. E. Müller, Zur Grundlegung der Psychophysik. Berlin 1879.

G. E. Müller, Zur Psychophysik der Gesichtsempfindungen. Zeitschrift für Psychologie. 1896.

F. A. Müller, Das Axiom der Psychophysik. Marburg 1882.

H. Münsterberg, Neue Grundl
E. W. Scripture, The New P
L. Solomons, A new explanati
W. Stern, Psychologie der V
C. Stumpf, Über Vergleichung v
P. Tannery, Critique de la lo
S. Witasek, Zur Psychologie der
W. Wundt, Über die Messung
1883.

N

Die Beschreibu

1. Die Au

Wir hatten zuerst
gesehen die Wirklichkeit
Dann haben wir die allge
jeden psychologischen G
Frage, wie der so gewon
der Wissenschaft bearbeit
so sahen wir, die Besch
Objekte erreichen; dabei
eines psychischen Zusam
der Fixierung der Bestan

Unsere früheren Bet
daß wir das Wesen der
wenn wir das Wesen der
jetzt unmittelbar der Th
zuwenden hätten und ers
Bestandteile der psychis
That kein [illegible] sein, d
aus d[illegible]ltung
O[illegible]ompl
[illegible] Ziel
[illegible]nen
[illegible]ch desto

; ist, der durch die Zerlegung vorbereitet wird. Wir können
. einen Thierkörper zunächst nach den äußeren Formen, dann
ı den anatomischen Hauptorganen, dann nach seinem mikrosko-
ıen Zellenaufbau, dann nach seinen chemischen Bestandteilen,
eicht gar nach seiner atomistischen Struktur beschreiben; die
ıi verwendeten Begriffe würden von Stufe zu Stufe wertvollere
icht in die Zusammenhänge der Erscheinungen darbieten. In
her Weise wird sich auch beim psychischen Objekt die Be-
eibung jedem Stadium der Zusammenhangserkenntnis anpassen
sen, so daß die zur Beschreibung verwerteten psychologischen
iffe von der populären Allgemeinvorstellung bis zu den ent-
eltsten Gesetzesbegriffen vorschreiten mögen. Begnügen wir uns
, einen bestimmten Seeleninhalt durch die groben Kategorien
Umgangssprache, wie Gefühl, Wille, Erinnerung, Verstand und
iches festzuhalten, so stützen wir uns hier vielleicht auf eine
lyse, die mit allen Hülfsmitteln der experimentellen und physio-
chen Psychologie ausgeführt wurde; stets aber sind die Begriffe
einer der Erkenntnis dienenden Zusammenfassung empirisch
ennter Momente entstanden und somit den erfahrenen Inhalten
iffliche Konstruktionen untergeschoben. Wenn wir den Tier-
er als Verbindung von Zellen, das Wasser als Verbindung von
serstoff und Sauerstoff beschreiben, so ziehen wir für die Be-
eibung diese Bestandteile denjenigen vor, die wir etwa durch
eißen des Tieres oder durch Zerstäuben des Wassers gewinnen,
sie geeigneter sind, den Zusammenhang des gegebenen Objektes
den zu erwartenden Veränderungen begreiflich zu machen, aber
in dieser Erklärung des Zusammenhanges liegt der Sinn der Be-
ıtung, daß die Objekte jene Bestandteile enthalten. In gleicher
se haben wir ein Substitut eingeführt, wenn wir an die Stelle
s vollen gegenwärtigen Seeleninhaltes ein Gefüge von Gefühlen,
ırnehmungen und Trieben setzen oder an die Stelle einer Vor-
ung eine Gruppe von Empfindungen. Es leitet uns dabei die
rzeugung, daß nur bei solcher Auffassung die vorangehenden
die folgenden Bewußtseinsinhalte mit dem gegenwärtigen in
ärenden Zusammenhang gebracht werden können. Das ist also
z richtig: zu einer Beschreibung können wir erst dann vordringen,
n wir irgend eine Theorie der Erklärung besitzen. Wir müssen
hin zunächst eine Vorstellung vom psychischen Zusammenhang
innen und von dort zur Aufsuchung der Bestandteile übergehen,
zur Aufsuchung derjenigen Faktoren, welche den Zusammen-

hang im einzelnen Fall verständlich machen und somit unsere Erwartungen bestimmen.

Thatsächlich ist unsere bisherige Voraussetzung aber vollkommen einseitig gewesen; den wichtigsten Faktor der Beschreibung haben wir unberücksichtigt gelassen, nämlich die Mitteilung. Beschreibung ist niemals nur Erkenntnis der Bestandteile, sondern stets Mitteilung dieser Bestandteile; sie ist eine Aufforderung an Andere, das Objekt in bestimmter Weise vorzustellen. Im Gebiet der physischen Objekte ist die Mitteilung freilich ohne logische Schwierigkeiten und die Erkenntnis der Bestandteile ist der einzige Faktor, der logische Untersuchung erheischt. In der Psychologie ist es aber durchaus nicht so; die Mitteilbarkeit der psychischen Objekte ist das logische Hauptproblem der Beschreibung, das in jedem Stadium der Zusammenhangserkenntnis wiederkehren muß. Und in diesem Sinne hat es nun sehr wohl seine Bedeutung, nach den logischen Voraussetzungen der Beschreibung zu fragen, noch ehe eine nähere Untersuchung der psychischen Zusammenhänge einsetzt. Wir müssen prüfen, unter welchen Bedingungen ein psychischer Inhalt überhaupt mitteilbar ist, und die Allgemeinbetrachtung der psychologischen Beschreibung wird darüber unmöglich hinausgehen; erst die spezielle Beschreibung der einzelnen psychischen Phänomene im besonderen Teil der Psychologie wird die Bedingungen der Mitteilbarkeit und die Ergebnisse der Zusammenhangserkenntnis gemeinsam berücksichtigen.

Dabei ist zunächst durchaus nicht ausgeschlossen, daß diese beiden logischen Motive in ganz verschiedene Richtungen weisen, die Einsicht in den psychischen Zusammenhang also vielleicht eine ganze andere Auffassung des psychischen Objektes fordert, als wie sie aus dem Verlangen nach Mitteilung hervorgeht. Freilich würde die Logik der Mitteilung primär bleiben, da in die Wissenschaft keine einzige Auffassung des Objektes eingehen kann, die prinzipiell unmitteilbar bleibt, während es sehr wohl möglich ist, daß die Wissenschaft sich mit einer mitteilbaren Auffassung begnügt, die nicht über die primitivste Zusammenhangseinsicht hinausgeht. Dagegen steht weitgehender Trennung beider Verfahrungsweisen nichts im Wege, denn es wäre ja sehr wohl denkbar, daß wir, gezwungen durch die logischen Bedingungen der Mitteilbarkeit, den psychischen Inhalt zunächst in einer Form beschreiben, die für die Erklärungszwecke grundsätzlich unzureichend ist und daß somit für die endgültige Beschreibung nun eine weitere Anweisung zu folgen hat, wie der Hörer das so übermittelte Material begrifflich umzuformen hat.

n das Objekt so zu denken, wie es unter dem Gesichtspunkte der ·klärung sich darstellt. Die wahren Bestandteile der speziellen Behreibung mögen also nur begrifflich mit den mitteilbaren Bestandlen zusammenhängen.

Ehe wir zur Untersuchung des psychischen Zusammenhanges rdringen, wird unsere Aufgabe also die sein müssen, zunächst zu ıgen, unter welchen logischen Bedingungen die Mitteilbarkeit der ·wußtseinsinhalte steht, und wie sie, zunächst ohne Rücksicht auf ·klärung der Zusammenhänge, überhaupt mitgeteilt und dargestellt ·rden können. Wir entwickeln somit zuerst die Theorie der Behreibung, soweit sie sich auf die logischen Ziele der Mitteilung d Darstellung bezieht, während wir von der Beschreibung, inso·n sie sich auf Zusammenhangserkenntnis bezieht, erst dann sprechen nnen, wenn wir die Theorie des psychischen Zusammenhanges geüft haben. Wir werden später sehen, daß sich die Auffassung im enste der Mitteilung und die Auffassung im Dienste der Zusammenngserkenntnis in der That nicht vollständig decken, in ihrem sentlichen Teile aber zusammenfallen. Wir werden sehen, daß s erkenntnistheoretischen Gründen die Prinzipien, die für die Mitlung in Frage kommen, durchgängig auch für die Kausalbetrachıg entscheidend sind, die letztere aber noch über die erstere hinsgeht und somit die Prinzipien der Beschreibung, die wir aus der ›rderung der Mitteilbarkeit gewinnen, endgültig stehen bleiben, aber gänzt werden müssen. Wir werden nun in den folgenden Ausırungen dieses Kapitels versuchen, die Beschreibung des Psychischen ı Funktion der Mitteilung des vorgefundenen Bewußtseinsobjektes entwickeln; die folgende Abteilung wird sich dann mit dem psychihen Zusammenhange und derjenigen Beschreibung befassen, die ıs der Zusammenhangserkenntnis entsteht, und die spezielle Psychogie wird schließlich in die Beschreibung des Einzelnen eintreten, ›bei die Verbindung der Mitteilungs- und Zusammenhangsprinzipien ·ine Schwierigkeit bereiten wird, da, wie gesagt, die Hilfsoperationen ·r Mitteilung sich thatsächlich auch für die Kausalbetrachtung als ıerläßlich erweisen werden.

Wie ist es möglich, so lautet mithin jetzt unsere Frage, einen ıychischen Inhalt, er mag zusammengesetzt oder einfach sein, r Andere mitteilbar zu machen? Eine Thatsache mitteilen, ·ißt, sie mit einem Anderen teilen, einen Anderen Anteil nehmen ssen, sie für ihn also auch zum Erfahrungsobjekt werden lassen, ıd gerade das ist für das psychische Objekt seinem durch die Aus-

gangsdefinitionen bestimmten Wesen nach vollständig ausgeschlossen. Psychisch ist das Objekt, insofern es als nur einem Subjekt erfahrbar gedacht wird; den eigenen seelischen Inhalt einem Anderen unmittelbar erfahrbar machen, ist also ein innerer Widerspruch. Den Inhalt der Rotempfindung und der Süßempfindung, der Freude und der Furcht, des Willens und des Urteils kann ich niemandem mitteilen. Der Unterschied, der hier zwischen der psychischen und der physischen Welt besteht, wird gar zu leicht dadurch verdeckt, daß die Art der Begriffsbildung und die sprachlichen Darstellungsformen auf beiden Seiten korrespondieren, während die Fixierung der Elemente, auf die sich die Begriffe beziehen, geradezu unvergleichbar ist. Ob ich mitteile, daß es draußen regnet oder daß ich freudig bewegt bin, scheint logisch gleichartig, und doch unterscheiden die beiden Urteile sich in ihrem methodologischen Verhalten aufs schärfste. Der, zu dem ich spreche, kann den Regen, den ich sehe, auch selber wahrnehmen; falls er ihn aber zufällig nicht sieht, so versteht er meine Worte, weil er den Begriff Regen in sich aufnahm, als er einen solchen Vorgang mit anderen Personen, die das Wort gebrauchten, gemeinsam zum Objekt hatte. Aber selbst wenn er niemals einen Regen gesehen, so ist es leicht, aus den Begriffen Wasser, Tropfen, Himmel, herabfallen und anderen Begriffen ihm den Prozeß des Regens darzustellen; jeden einzigen dieser Begriffe stützt er auf Wahrnehmungen, deren Objekte ihm mit den anderen Subjekten, von denen er die Worte erlernte, gemeinschaftlich gegeben waren. Und hätte er selbst Wasser und Tropfen und Fallbewegungen niemals zugleich mit anderen Menschen, die sich solcher Begriffsworte dafür bedienten, auf sich wirken lassen, so würde in der Sprache atomistischer Physik die mitteilbare Darstellung des Regens selbst möglich bleiben, da er wenigstens Raum- und Zeitwerte mit anderen Individuen gemeinsam besitzt. Ohne wenigstens diesen letzten Stützpunkt wäre eine Mitteilung über die Außenwelt in der That unmöglich, aber dieser Stützpunkt kann ja nie entzogen werden, da er zu den geforderten Voraussetzungen für die Anerkennung der anderen Subjekte gehört. Wer nicht an unserem postulierten Raum-Zeitsystem Teil hat, kann uns nicht als Subjekt gelten. Mag das zu beschreibende physische Objekt also auch nicht selbst gemeinschaftliches Objekt der kommunizierenden Persönlichkeiten sein, so muß doch jedenfalls die Beschreibung sich aus Begriffselementen aufbauen, welche für den Mitteilenden wie für den Empfänger auf überindividuelle und somit im Verkehr vergleichbare Anschauungselemente gestützt sind.

Da kann auch kein Rest bleiben; was nicht durch Begriffe beschrieben ist, denen gemeinsam erfahrbare Objekte zu Grunde liegen, ist überhaupt nicht beschrieben und bleibt der Phantasie überlassen.

Eine Beschreibung meiner freudigen Gemütsbewegung kann dagegen niemals auch nur ein einziges jener Stadien in der Beschreibung des Regens erreichen. Daß meine Freude als psychologischer Bewußtseinsinhalt für kein anderes psychologisches Subjekt jemals Objekt sein kann, versteht sich nach der Definition des Psychischen von selbst. Zerlege ich die Freude in die mir unterscheidbaren Elemente, so ist auch jedes dieser Elemente in seiner Existenz an mein Bewußtseinssubjekt gebunden und keiner der Begriffe, die ich zu ihrer Beschreibung verwenden möchte, wie Lust- oder Spannungsempfindung oder Vorstellungsablauf ist aus Inhalten abstrahiert, die ich jemals mit anderen Personen teilen, vergleichen, kontrollieren, identifizieren konnte. Das Gleiche gilt natürlich, wenn ich die Beschreibung nicht aus den Elementen, sondern aus den übergeordneten und nebengeordneten Seeleninhalten gewinnen möchte: Begriffe wie Gemütsbewegung stützen sich ebensowenig auf überindividuelle Bewußtseinsinhalte. Kurz, wie ich mich wende, mein psychologisches Objekt kann seinem Inhalte nach nicht beschrieben werden und ob mein Nachbar nicht Freude gerade das Gefühl nennt, das ich Zorn nenne oder als Rotempfindung das auffaßt, was ich Veilchenduft oder Zahnschmerz nenne, das läßt sich durch eine direkte Inhaltsbeschreibung nie ermitteln. Während die geistigen Wirklichkeiten dem unmittelbaren Verkehre des wechselseitigen Verstehens zugehören, stellen jene Abstraktionsprodukte, die wir als psychologische Bewußtseinsinhalte konstruieren, notwendig abgeschlossene Objektgruppen dar, bei denen niemals ein Austausch oder ein Vergleichen möglich ist. Das Psychische ist das notwendig Unmitteilbare: eine direkte Beschreibung des Psychischen ist also unmöglich. Es fragt sich, wie die Aufgabe der psychologischen Beschreibung gestaltet werden muß, um lösbar zu werden.

2. Die indirekte Beschreibung.

Nur ein Weg steht für die psychologische Beschreibung offen. Was sich nicht direkt fixieren und mitteilen läßt, wird indirekt festgehalten und indirekt im Anderen erweckt werden können. Wenn das individuelle Objekt mit dem überindividuellen Objekt in jeder Erfahrung übereinstimmend verbunden wäre, so würde der Hinweis

auf das mitteilbare Glied der Verbindung ausreichend sein, um mitzuteilen, welcher Art das unmitteilbare Erlebnis ist. Niemand kann den Unterschied der verschiedenen Farbenempfindungen beschreiben, aber wenn ich auf physische Veilchen und Orangen und Pflanzenblätter hinzeige, und aus erkenntnistheoretischen Gründen überzeugt bin, daß diesen Objekten in anderen Subjekten dieselbe psychische Qualität zugeordnet ist wie in mir, so habe ich für den Anderen die Empfindungen herausgehoben, die mich beschäftigten; wie ich diese physischen Objekte dann begrifflich bearbeite, ob ich aus ihnen und anderen physischen Objekten die Allgemeinbegriffe der Farbennamen Violett, Orange, Grün ableite oder ob ich sie in Ätherschwingungen von verschiedener Wellenlänge umarbeite, ist prinzipiell gleichgültig. Die Mitteilung der Farbenempfindung durch den einfachen Namen und die exaktere Mitteilung durch den Ort im Spektrum sind in gleicher Weise nur vermittelst vorangehender Mithilfe der überindividuellen Außenwelt verständlich.

Von vornherein scheinen zwei Arten der Verkoppelung psychischer und physischer Erfahrungen dabei gleichberechtigt; die Vorstellungen werden sich am sichersten mit ihrer physischen „Ursache“, die Selbststellungen mit ihrer physischen „Wirkung“ verbinden lassen. Dabei ist aber noch nicht im geringsten von einem psychophysischen Zusammenhang oder gar von einem psychophysiologischen Parallelismus die Rede. Eine Beziehung der psychischen Erfahrungen auf physische Gehirnprozesse ist daher in diesem logischen Stadium noch ganz ausgeschlossen; lediglich um die Aufgaben der Mitteilung und durchaus nicht um die Aufgaben der Erklärung handelt es sich. Kann eine innere Erfahrung mit verschiedenen physischen Objekten verbunden werden, so ist es daher auch ganz gleichgültig, welches von denselben zur Mitteilung des Bewußtseinsinhaltes im bestimmten Falle herangezogen wird; würde es sich um Erklärung handeln, so wäre offenbar nur das wirklich vorhandene Reizobjekt zu berücksichtigen, für die Beschreibung kann irgend ein anderes substituiert werden. Nehme ich eine rotierende Regenbogenscheibe wahr, und will ich meine Farbenempfindung dabei beschreiben, so kann ich es ebensogut als die Empfindung bezeichnen, die rotierende Gelbblau- oder Rotgrünscheiben erwecken oder die dem Eindruck der Wolken entspricht oder ich kann den von vielen solchen grauen Objekten der Außenwelt abstrahierten Namen „grau“ benutzen und damit bekunden, daß für die Beschreibungszwecke mir jedes Objekt dieser Art gleichwertig ist. Ob die Gelbblauscheibe und die Rot-

grünscheibe bei der Rotation vielleicht denselben Gehirnprozeß auslösen, kommt dabei gar nicht in Frage, denn mein Gehirn erlebe ich weder in der inneren noch in der äußeren Erfahrung.

Alle Ausdrücke des täglichen Lebens, mit denen wir uns seelische Inhalte mitzuteilen gewohnt sind, von den gröbsten Klassenbegriffen, wie: „ich will, ich bin traurig, ich freue mich, ich erinnere mich, ich träumte“ bis zu den künstlerischen Darstellungen feinster Stimmungen und Schwebungen des Gemütes und Verstandes, alles ist an solchem physischen Material von vorangehenden und nachfolgenden Prozessen erlernt und eingeübt worden. Dabei können Ursachen und Wirkungen gemeinsam ihre Hilfe darbieten. Der seelische Inhalt „Schreck“ etwa kann mit dem für die Mitteilung ausreichendem Namen auf Grund einer doppelten Einübung verbunden werden; es ist einerseits der psychische Vorgang, der auf einen plötzlichen starken Reiz folgt, es ist andererseits der psychische Vorgang, der sich in einem plötzlichen Zusammenzucken des Körpers, in gewissen Gesten, Ausrufen, Augenveränderungen bekundet. So ist Lust der seelische Zustand, den fördernde Reize hervorbringen, und der Zustand, der ein Herbeiziehen und Herandrängen zum Objekt und andere Bewegungen erzeugt. Andere nannten ihren Gemütszustand Schreck, als jene beiden mir und ihnen zugleich wahrnehmbaren physischen Prozesse gegeben waren; sind dieselben Ursachen oder Wirkungen wieder da, so nenne ich nun meinen Seeleninhalt auch Schreck und bezeichne ihn mit diesem Wort den Anderen; ob bei mir aber der Schreck nicht gerade so beschaffen ist, wie bei Anderen vielleicht die Lust, das kann ich durch solche verknüpfende Mitteilung nicht ausmachen. Für das praktische Leben kann diese Form der Mitteilung vollkommen ausreichen, da das zu Grunde liegende Vertrauen auf die Ähnlichkeit der individuellen Vorgänge sich fortdauernd bewährt. Ob das Vertrauen berechtigt ist, daß auf dieselben physischen Bedingungen bei verschiedenen Personen ähnliche psychische Zustände folgen oder denselben physischen Wirkungen ähnliche psychische Prozesse vorangehen, das läßt sich natürlich nicht so prüfen, ist aber praktisch auch ganz gleichgültig. Das Vertrauen bezieht sich lediglich darauf, daß die psychischen Zustände, die gleiche physische Voraussetzungen haben, auch ähnliche physische Wirkungen haben werden und umgekehrt; ob das psychische Zwischenglied identisch oder auch nur ähnlich ist, hat für das praktische Leben keine Bedeutung. Wenn die gleichen Ursachen sehr verschiedenartige Wirkungen hervor-

bringen, so schließen wir auf individuelle Unterschiede der psychischen Dispositionen und Erfahrungen, bei unbegreiflichen Abweichungen nehmen wir pathologische Störungen an. Die Annahme, daß wir mit denselben Begriffen möglichst ähnliche psychische Gebilde bezeichnen, bleibt aber durchaus eine ungeprüfte Voraussetzung. Nun ist es aber klar, daß eine solche Mitteilung überhaupt keine Mitteilung des psychologischen Vorganges ist; sie kümmert sich um den psychologischen Gesichtspunkt überhaupt nicht und berücksichtigt die Beschaffenheit der inneren Erfahrung in keiner Weise.

Hat nun die Wissenschaft keine Möglichkeit, über diese prinzipiell unpsychologische Darstellung der psychologischen Erscheinungen hinauszugelangen und Urteile über die Beschaffenheit und Zusammensetzung der inneren Erfahrungsobjekte zu fällen? Das Unmögliche, die psychischen Objekte direkt zu beschreiben, kann sie natürlich auch nicht möglich machen. Und dennoch steht ihr ein wichtiger Weg offen, die Beschreibung, zunächst ohne jede Rücksicht auf Erklärung, eine weite Strecke über die Kategorien des täglichen Lebens hinauszuführen; es ist, oder richtiger es sollte sein, die eigentlich wissenschaftliche psychologische Mitteilung, deren Prinzip zunächst ganz fälschlich meisthin als Erklärungsversuch aufgefaßt wird. Die psychologisierenden Ausdrücke des täglichen Lebens, die aus der Verknüpfung mit physischen Ursachen und Wirkungen hervorgehen, nehmen nur diejenigen Sonderungen im gesamten Bewußtseinsinhalt vor, welche von den verschiedenen physischen Objekten oder physischen Handlungen oder Situationen suggeriert werden. Es wird also beispielsweise die Wahrnehmungsvorstellung von der durch sie angeregten Gemütsbewegung, diese Gemütsbewegung von der anknüpfenden Überlegung, die Überlegung von dem Willensentschluß getrennt; ebenso wird, von den verschiedenen Seiten des wahrgenommenen Objektes angeregt, die Wahrnehmungsvorstellung weiterhin in Licht- und Schall- und Tastwahrnehmungen gesondert, aber schon bei der Gemütsbewegung, der Überlegung, dem Willen hört für den gewöhnlichen Verkehr der Anlaß und das Interesse auf, die praktische Einheit in Elemente zu zerlegen. Wir bringen möglichst die Mannigfaltigkeit unserer Affekte, Stimmungen und Wollungen in unserer Sprache zum Ausdruck; die verschieden gefärbten Ausdrücke beziehen sich aber stets auf das Ganze, und wenn selbst etwa der Künstler oder der historische Biograph eine Fülle von Begriffen zusammenfügt, um eine

bestimmte Seelenlage auszumalen, so verhalten sich diese Einzelbegriffe nicht so, daß jeder einzelne sich auf einen einzelnen Teil des Bewußtseinsinhaltes bezieht und so das Ganze synthetisch konstruiert wird, sondern jeder neue Begriff bringt das Ganze unter einen neuen Gesichtspunkt, verknüpft es mit neuen im letzten Grunde physischen Erfahrungen und bestimmt somit präziser gewissermaßen die Stelle in der Skala menschlicher Gemütsbewegungen, trägt aber nichts dazu bei, im Affekt selbst das Unterscheidbare zu sondern, und mitzuteilen; der Andere wird durch die komplizierte Mitteilung in den Stand gesetzt, gerade diese Stimmung und Erregung in sich nachzuerleben, nicht aber, sie aus ihren vorgefundenen Elementen aufzubauen. Gerade so verhält es sich bei den Erinnerungen und Phantasien, bei den Urteilen und Handlungen. Der realistische Dichter mag wohl hier und da diese Grenzlinie überschreiten, dann arbeitet er aber nicht mehr mit den rein künstlerischen Mitteln, sondern verwertet das Verfahren der psychologischen Wissenschaft.

Die Psychologie dagegen sucht als ihr Ziel für die Fixierung des Psychischen durch physische mitteilbare Objekte ein Übermitteln alles dessen, was sich dem Bewußtsein als verschieden im Bewußtseinsinhalt darbietet. Der praktische Gesichtspunkt der gewöhnlichen Mitteilung ist damit grundsätzlich aufgegeben, der seelische Inhalt also in einer Weise betrachtet, die für das Leben keine unmittelbare Bedeutung hat und in der die Einheit des Wirklichen durch eine Vielheit von Teilen ersetzt ist. Schon rein empirisch werden wir daher erwarten, daß die Beschreibung mit Hilfe der physischen Wirkungen völlig zurücktritt zu Gunsten der physischen Ursachen. Die physischen Vorgänge, welche den geistigen Prozeß verursachen, entsprechen nämlich offenbar in ihrer Gliederung den unterscheidbaren Teilen des korrespondierenden psychischen Inhaltes, während die physische Wirkung als Ganzes dem psychischen Inhalte als Ganzem entspricht, ohne daß die Elemente auf der einen Seite denen der anderen Seite zugeordnet werden können. In der Wahrnehmungsvorstellung etwa können wir eine unbegrenzte Mannigfaltigkeit von Empfindungen sondern und doch entspricht jeder einzigen ein besonderer physischer Reiz; in den äußeren Vorgängen aber, die einer Vorstellung folgen, ist durchaus nicht durch Analyse eine Mannigfaltigkeit festzustellen, deren einzelne Faktoren etwa den einzelnen Farben oder den einzelnen Schallempfindungen in der vorangehenden Vorstellung korrespondieren, und ebensowenig wäre das bei der Stimmung, dem Affekt, dem Urteil, dem Trieb, dem Willen möglich.

[illegible] psychische Vorgang [illegible]; er müßte [illegible] der Ein-
[illegible] zum [illegible] [illegible] um und so genau die Summe
der [illegible] physischen Wirkungen [illegible] aus dem Be-
wußtseinsinhalt [illegible], daß jeder Teil der physischen [illegible] von
der ganzen psychischen Kombination abhängig ist und [illegible]
jedes Element des psychischen Inhaltes Beziehung zu dem physischen
[illegible] hat.

Aber auch in ganz anderem Sinne hat offenbar das Wahr-
nehmungsobjekt einen wichtigen Vorzug vor jedem anderen phy-
sischen Anhaltspunkt der Beschreibung und erst damit nähern wir
uns der *erkenntnistheoretischen Einsicht in das Wesen
der psychologischen Mitteilung*. Zwischen dem Wahrnehmungs-
objekt und der Vorstellung besteht nicht nur der empirische Zu-
sammenhang vom Standpunkt der objektivierenden Betrachtung,
derzufolge das Objekt Ursache der Vorstellung ist, sondern es be-
steht auch ein notwendiger Zusammenhang, der aus der ursprüng-
lichen Identität beider Objekte stammt. Vom subjektivierenden
Wirklichkeitsstandpunkt ist ja Objekt und Vorstellung eines, und
diejenige Analyse, welche bei der Objektivierung nur Zerlegung der
Vorstellung zu sein scheint, ist ursprünglich die einzig mögliche
Analyse des wirklichen Objektes, während die vom Psychischen un-
abhängige Analyse des physischen Objektes eine von der Wirklich-
keit viel weiter abliegende Methode der Umarbeitung darstellt. Ab-
strahieren wir von den Wertqualitäten der Vorstellung und halten
uns an die Inhaltsqualitäten, so wird mithin die Selbstbeobachtung
kein Element unterscheiden lassen, das nicht auch im physischen
Objekt irgendwie vertreten und aufweisbar ist, und das muß in
gleicher Weise von den Art- wie von den Stärke- und Gestalt-
qualitäten gelten. Die vorher erwähnte empirische Korrespondenz
der psychischen und physischen Teile im Wahrgenommenen hat so-
mit erkenntnistheoretisch tieferliegenden Ursprung und ihre unver-
gleichliche Bedeutung für die Zwecke der wissenschaftlichen Be-
schreibung ergiebt sich daraus von selbst. Nur in der Wahrnehmung
kann der objektive Zusammenhang zwischen dem Psychischen und
dem Physischen jederzeit kontrolliert und sichergestellt werden, da-
durch daß wir auf den ursprünglichen Erkenntniszusammenhang
zurückgehen, in dem wir gerade dieses Physische durch dieses Psy-
chische „meinen"; wir wollen ihn als den *noëtischen Zusammen-
hang* bezeichnen.

Die unmitteilbare Vorstellung „meint" das mitteilbare Ding,

weil beide zunächst dasselbe wirkliche Objekt sind und so meint jedes Vorstellungselement einen variablen Faktor in jenem Dinge, der subjektive Ton meint den physikalischen Ton, der Tasteindruck meint den objektiven Widerstand, das empfundene Weiß meint das objektive Weiß, gleichviel wie der Physiker, nach Abstraktion von allen unmitteilbaren Eigenschaften, es im Dienst der Erklärung des Naturzusammenhanges beschreiben mag. Der seelische Affekt dagegen „meint“ nicht die vorangehenden oder begleitenden oder nachfolgenden physischen Prozesse, der Wille, soweit er wirklich Wille und nicht zugemischte Vorstellung ist, „meint“ nicht die mit ihm zusammenhängenden Naturvorgänge, das Gefühl „meint“ nicht seine Ausdrucksformen, kurz nur die Inhaltselemente der Wahrnehmungsvorstellungen allein erlauben den empirischen Zusammenhang in einen notwendigen zu verwandeln und somit die Beschreibung des Psychischen im tiefsten Grunde menschlichen Erkennens zu verankern. Daß zwei in Mitteilung miteinander stehende Subjekte auch wirklich bei ihrer Mitteilung dieselbe physische Außenwelt meinen, ist ja nicht eine hypothetische Annahme oder ein empirisch beweisbares Faktum, sondern ist die Voraussetzung, unter der die Anerkennung des anderen Subjektes überhaupt Sinn hat und die deshalb mit der Mitteilung an den Anderen selbst schon gesetzt ist. Die beschreibende Mitteilung eines psychischen Wahrnehmungselementes vermöge der Feststellung desjenigen Dingfaktors, welchen jenes Element „meint“, ist somit die höchste Stufe der Mitteilung, welche die Psychologie überhaupt erreichen kann, und jede Beschreibung, welche sich nur auf empirisch feststellbare Zusammenhänge stützt, muß prinzipiell an methodologischem Wert hinter jener anderen weit zurückstehen. Die wissenschaftliche Psychologie muß daher, soweit die Zwecke der Mitteilung in Betracht kommen, es als ihr Ideal betrachten, den gesamten Bewußtseinsinhalt als Kombination von Elementen aufzufassen, welche in Wahrnehmungsvorstellungen noëtische Beziehungen zur physischen Welt haben und dadurch vollkommen fixiert werden können. Solche Elemente wollen wir in der Folge als Empfindung bezeichnen.

3. Der Begriff der Empfindung.

Unsere Definition läßt es klar erkennen, daß der Begriff der Empfindung gar nicht ein rein psychologischer ist; er bezieht sich nicht auf den Bewußtseinsinhalt allein, sondern auf das Verhält-

H. Münsterberg, Neue Grundlegung der Psychophysik. Freiburg 1891.
E. W. Scripture, The New Psychology. New-York 1897.
L. Solomons, A new explanation of Webers Law. Psychological Review. 1900.
W. Stern, Psychologie der Veränderungsauffassung. Breslau 1898.
C. Stumpf, Über Vergleichung von Tondistanzen. Zeitschrift für Psychologie. 1890.
P. Tannery, Critique de la loi de Weber. Revue Philos. 1884.
S. Witasek, Zur Psychologie der Komplikationen. Zeitschrift für Psychologie. 1897.
W. Wundt, Über die Messung psychischer Vorgänge. Philosophische Studien. 1883.

Neuntes Kapitel.

Die Beschreibung der psychischen Objekte.

1. Die Aufgabe der Beschreibung.

Wir hatten zuerst den Standpunkt aufgesucht, von dem aus gesehen die Wirklichkeit zum psychologischen Gegenstand wird. Dann haben wir die allgemeinsten Bedingungen untersucht, die für jeden psychologischen Gegenstand gelten. Vor uns liegt nun die Frage, wie der so gewonnene und so beschaffene Gegenstand von der Wissenschaft bearbeitet werden kann. Die Bearbeitung sollte, so sahen wir, die Beschreibung und Erklärung der psychischen Objekte erreichen; dabei hatte die Erklärung es mit der Herstellung eines psychischen Zusammenhanges zu thun, die Beschreibung mit der Fixierung der Bestandteile und ihrer Beziehungen.

Unsere früheren Betrachtungen legen nun den Gedanken nahe, daß wir das Wesen der Beschreibung erst dann ermitteln können, wenn wir das Wesen der Erklärung geprüft haben, so daß wir uns jetzt unmittelbar der Theorie des psychischen Zusammenhanges zuzuwenden hätten und erst dann später fragen dürften, welches die Bestandteile der psychischen Objekte sind. Daran darf ja in der That kein Zweifel sein, daß die Feststellung der Bestandteile durchaus der Herausarbeitung des Zusammenhanges zu dienen hat. Das Objekt als einen Komplex von Bestandteilen aufzufassen, ist eine Umformung, deren Ziel es sein muß, das Objekt in einen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen einzuordnen und die daher wissenschaftlich desto höher steht, je umfassender der Zusammen-

hang ist, der durch die Zerlegung vorbereitet wird. Wir können etwa einen Thierkörper zunächst nach den äußeren Formen, dann nach den anatomischen Hauptorganen, dann nach seinem mikroskopischen Zellenaufbau, dann nach seinen chemischen Bestandteilen, vielleicht gar nach seiner atomistischen Struktur beschreiben; die dabei verwendeten Begriffe würden von Stufe zu Stufe wertvollere Einsicht in die Zusammenhänge der Erscheinungen darbieten. In gleicher Weise wird sich auch beim psychischen Objekt die Beschreibung jedem Stadium der Zusammenhangserkenntnis anpassen müssen, so daß die zur Beschreibung verwerteten psychologischen Begriffe von der populären Allgemeinvorstellung bis zu den entwickeltsten Gesetzesbegriffen vorschreiten mögen. Begnügen wir uns dort, einen bestimmten Seeleninhalt durch die groben Kategorien der Umgangssprache, wie Gefühl, Wille, Erinnerung, Verstand und ähnliches festzuhalten, so stützen wir uns hier vielleicht auf eine Analyse, die mit allen Hülfsmitteln der experimentellen und physiologischen Psychologie ausgeführt wurde; stets aber sind die Begriffe aus einer der Erkenntnis dienenden Zusammenfassung empirisch getrennter Momente entstanden und somit den erfahrenen Inhalten begriffliche Konstruktionen untergeschoben. Wenn wir den Tierkörper als Verbindung von Zellen, das Wasser als Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff beschreiben, so ziehen wir für die Beschreibung diese Bestandteile denjenigen vor, die wir etwa durch Zerreißen des Tieres oder durch Zerstäuben des Wassers gewinnen, weil sie geeigneter sind, den Zusammenhang des gegebenen Objektes mit den zu erwartenden Veränderungen begreiflich zu machen, aber nur in dieser Erklärung des Zusammenhanges liegt der Sinn der Behauptung, daß die Objekte jene Bestandteile enthalten. In gleicher Weise haben wir ein Substitut eingeführt, wenn wir an die Stelle eines vollen gegenwärtigen Seeleninhaltes ein Gefüge von Gefühlen, Wahrnehmungen und Trieben setzen oder an die Stelle einer Vorstellung eine Gruppe von Empfindungen. Es leitet uns dabei die Überzeugung, daß nur bei solcher Auffassung die vorangehenden und die folgenden Bewußtseinsinhalte mit dem gegenwärtigen in erklärenden Zusammenhang gebracht werden können. Das ist also ganz richtig: zu einer Beschreibung können wir erst dann vordringen, wenn wir irgend eine Theorie der Erklärung besitzen. Wir müssen mithin zunächst eine Vorstellung vom psychischen Zusammenhang gewinnen und von dort zur Aufsuchung der Bestandteile übergehen, also zur Aufsuchung derjenigen Faktoren, welche den Zusammen-

hang im einzelnen Fall verständlich machen und somit unsere Erwartungen bestimmen.

Thatsächlich ist unsere bisherige Voraussetzung aber vollkommen einseitig gewesen; den wichtigsten Faktor der Beschreibung haben wir unberücksichtigt gelassen, nämlich die Mitteilung. Beschreibung ist niemals nur Erkenntnis der Bestandteile, sondern stets Mitteilung dieser Bestandteile; sie ist eine Aufforderung an Andere, das Objekt in bestimmter Weise vorzustellen. Im Gebiet der physischen Objekte ist die Mitteilung freilich ohne logische Schwierigkeiten und die Erkenntnis der Bestandteile ist der einzige Faktor, der logische Untersuchung erheischt. In der Psychologie ist es aber durchaus nicht so; die Mitteilbarkeit der psychischen Objekte ist das logische Hauptproblem der Beschreibung, das in jedem Stadium der Zusammenhangserkenntnis wiederkehren muß. Und in diesem Sinne hat es nun sehr wohl seine Bedeutung, nach den logischen Voraussetzungen der Beschreibung zu fragen, noch ehe eine nähere Untersuchung der psychischen Zusammenhänge einsetzt. Wir müssen prüfen, unter welchen Bedingungen ein psychischer Inhalt überhaupt mitteilbar ist, und die Allgemeinbetrachtung der psychologischen Beschreibung wird darüber unmöglich hinausgehen; erst die spezielle Beschreibung der einzelnen psychischen Phänomene im besonderen Teil der Psychologie wird die Bedingungen der Mitteilbarkeit und die Ergebnisse der Zusammenhangserkenntnis gemeinsam berücksichtigen.

Dabei ist zunächst durchaus nicht ausgeschlossen, daß diese beiden logischen Motive in ganz verschiedene Richtungen weisen, die Einsicht in den psychischen Zusammenhang also vielleicht eine ganze andere Auffassung des psychischen Objektes fordert, als wie sie aus dem Verlangen nach Mitteilung hervorgeht. Freilich würde die Logik der Mitteilung primär bleiben, da in die Wissenschaft keine einzige Auffassung des Objektes eingehen kann, die prinzipiell unmitteilbar bleibt, während es sehr wohl möglich ist, daß die Wissenschaft sich mit einer mitteilbaren Auffassung begnügt, die nicht über die primitivste Zusammenhangseinsicht hinausgeht. Dagegen steht weitgehender Trennung beider Verfahrungsweisen nichts im Wege, denn es wäre ja sehr wohl denkbar, daß wir, gezwungen durch die logischen Bedingungen der Mitteilbarkeit, den psychischen Inhalt zunächst in einer Form beschreiben, die für die Erklärungszwecke grundsätzlich unzureichend ist und daß somit für die endgültige Beschreibung nun eine weitere Anweisung zu folgen hat, wie der Hörer das so übermittelte Material begrifflich umzuformen hat,

um das Objekt so zu denken, wie es unter dem Gesichtspunkte der Erklärung sich darstellt. Die wahren Bestandteile der speziellen Beschreibung mögen also nur begrifflich mit den mitteilbaren Bestandteilen zusammenhängen.

Ehe wir zur Untersuchung des psychischen Zusammenhanges vordringen, wird unsere Aufgabe also die sein müssen, zunächst zu fragen, unter welchen logischen Bedingungen die Mitteilbarkeit der Bewußtseinsinhalte steht, und wie sie, zunächst ohne Rücksicht auf Erklärung der Zusammenhänge, überhaupt mitgeteilt und dargestellt werden können. Wir entwickeln somit zuerst die Theorie der Beschreibung, soweit sie sich auf die logischen Ziele der Mitteilung und Darstellung bezieht, während wir von der Beschreibung, insofern sie sich auf Zusammenhangserkenntnis bezieht, erst dann sprechen können, wenn wir die Theorie des psychischen Zusammenhanges geprüft haben. Wir werden später sehen, daß sich die Auffassung im Dienste der Mitteilung und die Auffassung im Dienste der Zusammenhangserkenntnis in der That nicht vollständig decken, in ihrem wesentlichen Teile aber zusammenfallen. Wir werden sehen, daß aus erkenntnistheoretischen Gründen die Prinzipien, die für die Mitteilung in Frage kommen, durchgängig auch für die Kausalbetrachtung entscheidend sind, die letztere aber noch über die erstere hinausgeht und somit die Prinzipien der Beschreibung, die wir aus der Forderung der Mitteilbarkeit gewinnen, endgültig stehen bleiben, aber ergänzt werden müssen. Wir werden nun in den folgenden Ausführungen dieses Kapitels versuchen, die Beschreibung des Psychischen als Funktion der Mitteilung des vorgefundenen Bewußtseinsobjektes zu entwickeln; die folgende Abteilung wird sich dann mit dem psychischen Zusammenhange und derjenigen Beschreibung befassen, die aus der Zusammenhangserkenntnis entsteht, und die spezielle Psychologie wird schließlich in die Beschreibung des Einzelnen eintreten, wobei die Verbindung der Mitteilungs- und Zusammenhangsprinzipien keine Schwierigkeit bereiten wird, da, wie gesagt, die Hilfsoperationen der Mitteilung sich thatsächlich auch für die Kausalbetrachtung als unerläßlich erweisen werden.

Wie ist es möglich, so lautet mithin jetzt unsere Frage, einen psychischen Inhalt, er mag zusammengesetzt oder einfach sein, für Andere mitteilbar zu machen? Eine Thatsache mitteilen, heißt, sie mit einem Anderen teilen, einen Anderen Anteil nehmen lassen, sie für ihn also auch zum Erfahrungsobjekt werden lassen, und gerade das ist für das psychische Objekt seinem durch die Aus-

gangsdefinitionen bestimmten Wesen nach vollständig ausgeschlossen. Psychisch ist das Objekt, insofern es als nur einem Subjekt erfahrbar gedacht wird; den eigenen seelischen Inhalt einem Anderen unmittelbar erfahrbar machen, ist also ein innerer Widerspruch. Den Inhalt der Rotempfindung und der Süßempfindung, der Freude und der Furcht, des Willens und des Urteils kann ich niemandem mitteilen. Der Unterschied, der hier zwischen der psychischen und der physischen Welt besteht, wird gar zu leicht dadurch verdeckt, daß die Art der Begriffsbildung und die sprachlichen Darstellungsformen auf beiden Seiten korrespondieren, während die Fixierung der Elemente, auf die sich die Begriffe beziehen, geradezu unvergleichbar ist. Ob ich mitteile, daß es draußen regnet oder daß ich freudig bewegt bin, scheint logisch gleichartig, und doch unterscheiden die beiden Urteile sich in ihrem methodologischen Verhalten aufs schärfste. Der, zu dem ich spreche, kann den Regen, den ich sehe, auch selber wahrnehmen; falls er ihn aber zufällig nicht sieht, so versteht er meine Worte, weil er den Begriff Regen in sich aufnahm, als er einen solchen Vorgang mit anderen Personen, die das Wort gebrauchten, gemeinsam zum Objekt hatte. Aber selbst wenn er niemals einen Regen gesehen, so ist es leicht, aus den Begriffen Wasser, Tropfen, Himmel, herabfallen und anderen Begriffen ihm den Prozeß des Regens darzustellen; jeden einzigen dieser Begriffe stützt er auf Wahrnehmungen, deren Objekte ihm mit den anderen Subjekten, von denen er die Worte erlernte, gemeinschaftlich gegeben waren. Und hätte er selbst Wasser und Tropfen und Fallbewegungen niemals zugleich mit anderen Menschen, die sich solcher Begriffsworte dafür bedienten, auf sich wirken lassen, so würde in der Sprache atomistischer Physik die mitteilbare Darstellung des Regens selbst möglich bleiben, da er wenigstens Raum- und Zeitwerte mit anderen Individuen gemeinsam besitzt. Ohne wenigstens diesen letzten Stützpunkt wäre eine Mitteilung über die Außenwelt in der That unmöglich, aber dieser Stützpunkt kann ja nie entzogen werden, da er zu den geforderten Voraussetzungen für die Anerkennung der anderen Subjekte gehört. Wer nicht an unserem postulierten Raum-Zeitsystem Teil hat, kann uns nicht als Subjekt gelten. Mag das zu beschreibende physische Objekt also auch nicht selbst gemeinschaftliches Objekt der kommunizierenden Persönlichkeiten sein, so muß doch jedenfalls die Beschreibung sich aus Begriffselementen aufbauen, welche für den Mitteilenden wie für den Empfänger auf überindividuelle und somit im Verkehr vergleichbare Anschauungselemente gestützt sind.

Da kann auch kein Rest bleiben; was nicht durch Begriffe beschrieben ist, denen gemeinsam erfahrbare Objekte zu Grunde liegen, ist überhaupt nicht beschrieben und bleibt der Phantasie überlassen.

Eine Beschreibung meiner freudigen Gemütsbewegung kann dagegen niemals auch nur ein einziges jener Stadien in der Beschreibung des Regens erreichen. Daß meine Freude als psychologischer Bewußtseinsinhalt für kein anderes psychologisches Subjekt jemals Objekt sein kann, versteht sich nach der Definition des Psychischen von selbst. Zerlege ich die Freude in die mir unterscheidbaren Elemente, so ist auch jedes dieser Elemente in seiner Existenz an mein Bewußtseinssubjekt gebunden und keiner der Begriffe, die ich zu ihrer Beschreibung verwenden möchte, wie Lust- oder Spannungsempfindung oder Vorstellungsablauf ist aus Inhalten abstrahiert, die ich jemals mit anderen Personen teilen, vergleichen, kontrollieren, identifizieren konnte. Das Gleiche gilt natürlich, wenn ich die Beschreibung nicht aus den Elementen, sondern aus den übergeordneten und nebengeordneten Seeleninhalten gewinnen möchte: Begriffe wie Gemütsbewegung stützen sich ebensowenig auf überindividuelle Bewußtseinsinhalte. Kurz, wie ich mich wende, mein psychologisches Objekt kann seinem Inhalte nach nicht beschrieben werden und ob mein Nachbar nicht Freude gerade das Gefühl nennt, das ich Zorn nenne oder als Rotempfindung das auffaßt, was ich Veilchenduft oder Zahnschmerz nenne, das läßt sich durch eine direkte Inhaltsbeschreibung nie ermitteln. Während die geistigen Wirklichkeiten dem unmittelbaren Verkehre des wechselseitigen Verstehens zugehören, stellen jene Abstraktionsprodukte, die wir als psychologische Bewußtseinsinhalte konstruieren, notwendig abgeschlossene Objektgruppen dar, bei denen niemals ein Austausch oder ein Vergleichen möglich ist. Das Psychische ist das notwendig Unmitteilbare: eine direkte Beschreibung des Psychischen ist also unmöglich. Es fragt sich, wie die Aufgabe der psychologischen Beschreibung gestaltet werden muß, um lösbar zu werden.

2. Die indirekte Beschreibung.

Nur ein Weg steht für die psychologische Beschreibung offen. Was sich nicht direkt fixieren und mitteilen läßt, wird indirekt festgehalten und indirekt im Anderen erweckt werden können. Wenn das individuelle Objekt mit dem überindividuellen Objekt in jeder Erfahrung übereinstimmend verbunden wäre, so würde der Hinweis

auf das mitteilbare Glied der Verbindung ausreichend sein, um mitzuteilen, welcher Art das unmitteilbare Erlebnis ist. Niemand kann den Unterschied der verschiedenen Farbenempfindungen beschreiben, aber wenn ich auf physische Veilchen und Orangen und Pflanzenblätter hinzeige, und aus erkenntnistheoretischen Gründen überzeugt bin, daß diesen Objekten in anderen Subjekten dieselbe psychische Qualität zugeordnet ist wie in mir, so habe ich für den Anderen die Empfindungen herausgehoben, die mich beschäftigten; wie ich diese physischen Objekte dann begrifflich bearbeite, ob ich aus ihnen und anderen physischen Objekten die Allgemeinbegriffe der Farbennamen Violett, Orange, Grün ableite oder ob ich sie in Ätherschwingungen von verschiedener Wellenlänge umarbeite, ist prinzipiell gleichgültig. Die Mitteilung der Farbenempfindung durch den einfachen Namen und die exaktere Mitteilung durch den Ort im Spektrum sind in gleicher Weise nur vermittelst vorangehender Mithilfe der überindividuellen Außenwelt verständlich.

Von vornherein scheinen zwei Arten der Verkoppelung psychischer und physischer Erfahrungen dabei gleichberechtigt; die Vorstellungen werden sich am sichersten mit ihrer physischen „Ursache", die Selbststellungen mit ihrer physischen „Wirkung" verbinden lassen. Dabei ist aber noch nicht im geringsten von einem psychophysischen Zusammenhang oder gar von einem psychophysiologischen Parallelismus die Rede. Eine Beziehung der psychischen Erfahrungen auf physische Gehirnprozesse ist daher in diesem logischen Stadium noch ganz ausgeschlossen; lediglich um die Aufgaben der Mitteilung und durchaus nicht um die Aufgaben der Erklärung handelt es sich. Kann eine innere Erfahrung mit verschiedenen physischen Objekten verbunden werden, so ist es daher auch ganz gleichgültig, welches von denselben zur Mitteilung des Bewußtseinsinhaltes im bestimmten Falle herangezogen wird; würde es sich um Erklärung handeln, so wäre offenbar nur das wirklich vorhandene Reizobjekt zu berücksichtigen, für die Beschreibung kann irgend ein anderes substituiert werden. Nehme ich eine rotierende Regenbogenscheibe wahr, und will ich meine Farbenempfindung dabei beschreiben, so kann ich es ebensogut als die Empfindung bezeichnen, die rotierende Gelbblau- oder Rotgrünscheiben erwecken oder die dem Eindruck der Wolken entspricht oder ich kann den von vielen solchen grauen Objekten der Außenwelt abstrahierten Namen „grau" benutzen und damit bekunden, daß für die Beschreibungszwecke mir jedes Objekt dieser Art gleichwertig ist. Ob die Gelbblauscheibe und die Rot-

grünscheibe bei der Rotation vielleicht denselben Gehirnprozeß auslösen, kommt dabei gar nicht in Frage, denn mein Gehirn erlebe ich weder in der inneren noch in der äußeren Erfahrung.

Alle Ausdrücke des täglichen Lebens, mit denen wir uns seelische Inhalte mitzuteilen gewohnt sind, von den gröbsten Klassenbegriffen, wie: „ich will, ich bin traurig, ich freue mich, ich erinnere mich, ich träumte“ bis zu den künstlerischen Darstellungen feinster Stimmungen und Schwebungen des Gemütes und Verstandes, alles ist an solchem physischen Material von vorangehenden und nachfolgenden Prozessen erlernt und eingeübt worden. Dabei können Ursachen und Wirkungen gemeinsam ihre Hilfe darbieten. Der seelische Inhalt „Schreck“ etwa kann mit dem für die Mitteilung ausreichendem Namen auf Grund einer doppelten Einübung verbunden werden; es ist einerseits der psychische Vorgang, der auf einen plötzlichen starken Reiz folgt, es ist andererseits der psychische Vorgang, der sich in einem plötzlichen Zusammenzucken des Körpers, in gewissen Gesten, Ausrufen, Augenveränderungen bekundet. So ist Lust der seelische Zustand, den fördernde Reize hervorbringen, und der Zustand, der ein Herbeiziehen und Herandrängen zum Objekt und andere Bewegungen erzeugt. Andere nannten ihren Gemütszustand Schreck, als jene beiden mir und ihnen zugleich wahrnehmbaren physischen Prozesse gegeben waren; sind dieselben Ursachen oder Wirkungen wieder da, so nenne ich nun meinen Seeleninhalt auch Schreck und bezeichne ihn mit diesem Wort den Anderen; ob bei mir aber der Schreck nicht gerade so beschaffen ist, wie bei Anderen vielleicht die Lust, das kann ich durch solche verknüpfende Mitteilung nicht ausmachen. Für das praktische Leben kann diese Form der Mitteilung vollkommen ausreichen, da das zu Grunde liegende Vertrauen auf die Ähnlichkeit der individuellen Vorgänge sich fortdauernd bewährt. Ob das Vertrauen berechtigt ist, daß auf dieselben physischen Bedingungen bei verschiedenen Personen ähnliche psychische Zustände folgen oder denselben physischen Wirkungen ähnliche psychische Prozesse vorangehen, das läßt sich natürlich nicht so prüfen, ist aber praktisch auch ganz gleichgültig. Das Vertrauen bezieht sich lediglich darauf, daß die psychischen Zustände, die gleiche physische Voraussetzungen haben, auch ähnliche physische Wirkungen haben werden und umgekehrt; ob das psychische Zwischenglied identisch oder auch nur ähnlich ist, hat für das praktische Leben keine Bedeutung. Wenn die gleichen Ursachen sehr verschiedenartige Wirkungen hervor-

bringen, so schließen wir auf individuelle Unterschiede der psychischen Dispositionen und Erfahrungen, bei unbegreiflichen Abweichungen nehmen wir pathologische Störungen an. Die Annahme, daß wir mit denselben Begriffen möglichst ähnliche psychische Gebilde bezeichnen, bleibt aber durchaus eine ungeprüfte Voraussetzung. Nun ist es aber klar, daß eine solche Mitteilung überhaupt keine Mitteilung des psychologischen Vorganges ist; sie kümmert sich um den psychologischen Gesichtspunkt überhaupt nicht und berücksichtigt die Beschaffenheit der inneren Erfahrung in keiner Weise.

Hat nun die Wissenschaft keine Möglichkeit, über diese prinzipiell unpsychologische Darstellung der psychologischen Erscheinungen hinauszugelangen und Urteile über die Beschaffenheit und Zusammensetzung der inneren Erfahrungsobjekte zu fällen? Das Unmögliche, die psychischen Objekte direkt zu beschreiben, kann sie natürlich auch nicht möglich machen. Und dennoch steht ihr ein wichtiger Weg offen, die Beschreibung, zunächst ohne jede Rücksicht auf Erklärung, eine weite Strecke über die Kategorien des täglichen Lebens hinauszuführen; es ist, oder richtiger es sollte sein, die eigentlich wissenschaftliche psychologische Mitteilung, deren Prinzip zunächst ganz fälschlich meisthin als Erklärungsversuch aufgefaßt wird. Die psychologisierenden Ausdrücke des täglichen Lebens, die aus der Verknüpfung mit physischen Ursachen und Wirkungen hervorgehen, nehmen nur diejenigen Sonderungen im gesamten Bewußtseinsinhalt vor, welche von den verschiedenen physischen Objekten oder physischen Handlungen oder Situationen suggeriert werden. Es wird also beispielsweise die Wahrnehmungsvorstellung von der durch sie angeregten Gemütsbewegung, diese Gemütsbewegung von der anknüpfenden Überlegung, die Überlegung von dem Willensentschluß getrennt; ebenso wird, von den verschiedenen Seiten des wahrgenommenen Objektes angeregt, die Wahrnehmungsvorstellung weiterhin in Licht- und Schall- und Tastwahrnehmungen gesondert, aber schon bei der Gemütsbewegung, der Überlegung, dem Willen hört für den gewöhnlichen Verkehr der Anlaß und das Interesse auf, die praktische Einheit in Elemente zu zerlegen. Wir bringen möglichst die Mannigfaltigkeit unserer Affekte, Stimmungen und Wollungen in unserer Sprache zum Ausdruck; die verschieden gefärbten Ausdrücke beziehen sich aber stets auf das Ganze, und wenn selbst etwa der Künstler oder der historische Biograph eine Fülle von Begriffen zusammenfügt, um eine

bestimmte Seelenlage auszumalen, so verhalten sich diese Einzelbegriffe nicht so, daß jeder einzelne sich auf einen einzelnen Teil des Bewußtseinsinhaltes bezieht und so das Ganze synthetisch konstruiert wird, sondern jeder neue Begriff bringt das Ganze unter einen neuen Gesichtspunkt, verknüpft es mit neuen im letzten Grunde physischen Erfahrungen und bestimmt somit präziser gewissermaßen die Stelle in der Skala menschlicher Gemütsbewegungen, trägt aber nichts dazu bei, im Affekt selbst das Unterscheidbare zu sondern, und mitzuteilen; der Andere wird durch die komplizierte Mitteilung in den Stand gesetzt, gerade diese Stimmung und Erregung in sich nachzuerleben, nicht aber, sie aus ihren vorgefundenen Elementen aufzubauen. Gerade so verhält es sich bei den Erinnerungen und Phantasien, bei den Urteilen und Handlungen. Der realistische Dichter mag wohl hier und da diese Grenzlinie überschreiten, dann arbeitet er aber nicht mehr mit den rein künstlerischen Mitteln, sondern verwertet das Verfahren der psychologischen Wissenschaft.

Die Psychologie dagegen sucht als ihr Ziel für die Fixierung des Psychischen durch physische mitteilbare Objekte ein Übermitteln alles dessen, was sich dem Bewußtsein als verschieden im Bewußtseinsinhalt darbietet. Der praktische Gesichtspunkt der gewöhnlichen Mitteilung ist damit grundsätzlich aufgegeben, der seelische Inhalt also in einer Weise betrachtet, die für das Leben keine unmittelbare Bedeutung hat und in der die Einheit des Wirklichen durch eine Vielheit von Teilen ersetzt ist. Schon rein empirisch werden wir daher erwarten, daß die Beschreibung mit Hilfe der physischen Wirkungen völlig zurücktritt zu Gunsten der physischen Ursachen. Die physischen Vorgänge, welche den geistigen Prozeß verursachen, entsprechen nämlich offenbar in ihrer Gliederung den unterscheidbaren Teilen des korrespondierenden psychischen Inhaltes, während die physische Wirkung als Ganzes dem psychischen Inhalte als Ganzem entspricht, ohne daß die Elemente auf der einen Seite denen der anderen Seite zugeordnet werden können. In der Wahrnehmungsvorstellung etwa können wir eine unbegrenzte Mannigfaltigkeit von Empfindungen sondern und doch entspricht jeder einzigen ein besonderer physischer Reiz; in den äußeren Vorgängen aber, die einer Vorstellung folgen, ist durchaus nicht durch Analyse eine Mannigfaltigkeit festzustellen, deren einzelne Faktoren etwa den einzelnen Farben oder den einzelnen Schallempfindungen in der vorangehenden Vorstellung korrespondieren, und ebensowenig wäre das bei der Stimmung, dem Affekt, dem Urteil, dem Trieb, dem Willen möglich.

Der psychische Vorgang organisiert; er bildet das Chaos der Eindrücke zum einheitlichen Geschehen um und so geht die Summe der gleichzeitigen physischen Wirkungen viel eher so aus dem Bewußtseinsinhalt hervor, daß jeder Teil der physischen Prozesse von der ganzen psychischen Kombination abhängig ist und dementsprechend jedes Element des psychischen Inhaltes Beziehung zu dem physischen Totaleffekt hat.

Aber noch in ganz anderem Sinne hat offenbar das Wahrnehmungsobjekt einen unbedingten Vorzug vor jedem anderen physischen Anhaltepunkt der Beschreibung und erst damit nähern wir uns der erkenntnistheoretischen Einsicht in das Wesen der psychologischen Mitteilung. Zwischen dem Wahrnehmungsobjekt und der Vorstellung besteht nicht nur der empirische Zusammenhang vom Standpunkt der objektivierenden Betrachtung, derzufolge das Objekt Ursache der Vorstellung ist, sondern es besteht auch ein notwendiger Zusammenhang, der aus der ursprünglichen Identität beider Objekte stammt. Vom subjektivierenden Wirklichkeitsstandpunkt ist ja Objekt und Vorstellung eines, und diejenige Analyse, welche bei der Objektivierung nur Zerlegung der Vorstellung zu sein scheint, ist ursprünglich die einzig mögliche Analyse des wirklichen Objektes, während die vom Psychischen unabhängige Analyse des physischen Objektes eine von der Wirklichkeit viel weiter abliegende Methode der Umarbeitung darstellt. Abstrahieren wir von den Wertqualitäten der Vorstellung und halten uns an die Inhaltsqualitäten, so wird mithin die Selbstbeobachtung kein Element unterscheiden lassen, das nicht auch im physischen Objekt irgendwie vertreten und aufweisbar ist, und das muß in gleicher Weise von den Art- wie von den Stärke- und Gestaltqualitäten gelten. Die vorher erwähnte empirische Korrespondenz der psychischen und physischen Teile im Wahrgenommenen hat somit erkenntnistheoretisch tieferliegenden Ursprung und ihre unvergleichliche Bedeutung für die Zwecke der wissenschaftlichen Beschreibung ergiebt sich daraus von selbst. Nur in der Wahrnehmung kann der objektive Zusammenhang zwischen dem Psychischen und dem Physischen jederzeit kontrolliert und sichergestellt werden, dadurch daß wir auf den ursprünglichen Erkenntniszusammenhang zurückgehen, in dem wir gerade dieses Physische durch dieses Psychische „meinen“; wir wollen ihn als den noëtischen Zusammenhang bezeichnen.

Die unmitteilbare Vorstellung „meint“ das mitteilbare Ding,

weil beide zunächst dasselbe wirkliche Objekt sind und so meint jedes Vorstellungselement einen variablen Faktor in jenem Dinge, der subjektive Ton meint den physikalischen Ton, der Tasteindruck meint den objektiven Widerstand, das empfundene Weiß meint das objektive Weiß, gleichviel wie der Physiker, nach Abstraktion von allen unmitteilbaren Eigenschaften, es im Dienst der Erklärung des Naturzusammenhanges beschreiben mag. Der seelische Affekt dagegen „meint" nicht die vorangehenden oder begleitenden oder nachfolgenden physischen Prozesse, der Wille, soweit er wirklich Wille und nicht zugemischte Vorstellung ist, „meint" nicht die mit ihm zusammenhängenden Naturvorgänge, das Gefühl „meint" nicht seine Ausdrucksformen, kurz nur die Inhaltselemente der Wahrnehmungsvorstellungen allein erlauben den empirischen Zusammenhang in einen notwendigen zu verwandeln und somit die Beschreibung des Psychischen im tiefsten Grunde menschlichen Erkennens zu verankern. Daß zwei in Mitteilung miteinander stehende Subjekte auch wirklich bei ihrer Mitteilung dieselbe physische Außenwelt meinen, ist ja nicht eine hypothetische Annahme oder ein empirisch beweisbares Faktum, sondern ist die Voraussetzung, unter der die Anerkennung des anderen Subjektes überhaupt Sinn hat und die deshalb mit der Mitteilung an den Anderen selbst schon gesetzt ist. Die beschreibende Mitteilung eines psychischen Wahrnehmungselementes vermöge der Festsstellung desjenigen Dingfaktors, welchen jenes Element „meint", ist somit die höchste Stufe der Mitteilung, welche die Psychologie überhaupt erreichen kann, und jede Beschreibung, welche sich nur auf empirisch feststellbare Zusammenhänge stützt, muß prinzipiell an methodologischem Wert hinter jener anderen weit zurückstehen. Die wissenschaftliche Psychologie muß daher, soweit die Zwecke der Mitteilung in Betracht kommen, es als ihr Ideal betrachten, den gesamten Bewußtseinsinhalt als Kombination von Elementen aufzufassen, welche in Wahrnehmungsvorstellungen noëtische Beziehungen zur physischen Welt haben und dadurch vollkommen fixiert werden können. Solche Elemente wollen wir in der Folge als Empfindung bezeichnen.

3. Der Begriff der Empfindung.

Unsere Definition läßt es klar erkennen, daß der Begriff der Empfindung gar nicht ein rein psychologischer ist; er bezieht sich nicht auf den Bewußtseinsinhalt allein, sondern auf das Verhält-

nis des Bewußten zum Physischen. Die Empfindung, als Stützpunkt der Mitteilung, ist nicht das letzte Element der Vorstellung; im Gegenteil, wir haben gar keinen Grund, die Empfindung für ein letztes Element zu halten und jedenfalls kann darüber erst die Untersuchung des psychischen Zusammenhanges entscheiden. Die Empfindung ist vielmehr derjenige einfachste Bestandteil der Wahrnehmung, der noch in noëtischem Verhältnis zu Bestandteilen des Wahrnehmungsobjektes steht, so daß weitere Zerlegung auf einer der beiden Seiten diese noëtische Beziehung aufheben würde. Nur darin liegt ihre Bedeutung.

Die Behauptung, daß die inhaltbesitzenden Bestandteile der Wahrnehmungsvorstellungen Empfindungen seien, beruht also nicht auf Untersuchung, sondern auf willkürlicher Definition. Ganz anders würde es sich mit der Ansicht verhalten, daß der gesamte Bewußtseinsinhalt aus Empfindungen besteht; mit dieser Ansicht würde wirklich eine neue Erkenntnis angestrebt, da die Definition nichts davon enthielt, daß auch die Elemente der Affekte, Gefühle, Urteile, Triebe etwa Empfindungen genannt werden sollten. Unsere Frage ist augenblicklich nicht, ob diese Anschauung richtig ist; wir betonen hier nur, daß die Definition der Empfindung für uns nicht lautet, sie sei das Element des Bewußtseinsinhaltes, daß die Auffassung, auch Nichtvorstellungen seien aus Empfindungen gebildet, mithin in der Definition nicht begründet sei. Dagegen ergiebt sich aus der Definition aber auch nicht, daß die Empfindungen nur Elemente von Wahrnehmungsvorstellungen sein können, sondern lediglich, daß nichts Empfindung ist, was nicht Element solcher Vorstellung sein kann. Die Ansicht, daß der gesamte Bewußtseinsinhalt aus Empfindungen bestehe, besagt also durchaus nicht, daß deshalb etwa der Wille oder die Gemütsbewegung selbst eine Vorstellung sei, sondern nur, daß die in ihnen enthaltenen Elemente auch als Vorstellungselemente vorkommen können, denn für die Zwecke der Beschreibung muß das Empfindung genannte Element der Vorstellung auch dann Empfindung bleiben, wenn es außerhalb der Vorstellungen wiedergefunden wird.

Gewiß könnte auch die Berechtigung der Definition selbst schon bezweifelt werden, da sie dem populären Sprachgebrauch wie mannigfacher wissenschaftlicher Anwendung widerspricht. Der populäre Sprachgebrauch zieht nirgends scharfe Grenzen, während die wissenschaftliche Psychologie eher auf Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch als auf scharfe Umgrenzung verzichten kann. Im täglichen

Leben wird Empfindung bald mit Sinneswahrnehmung, bald mit Gefühl gleichgesetzt, oft auch auf Tast- und Organempfindungen eingeschränkt. Die Tendenzen durchkreuzen sich dabei. Zunächst gilt uns die Empfindung meistens als das Einfachere gegenüber komplexen Eindrücken. Ein Ton oder eine Farbe weckt eine Empfindung, aber nicht eine Melodie oder eine Landschaft. Zweitens liegt in der Empfindung das Merkmal des Lebhaften; wir empfinden das, was mit der Stärke des sinnlichen Eindruckes uns ins Bewußtsein tritt, nicht aber ein Objekt unseres Gedächtnisses oder unserer Phantasie. Drittens sucht die Sprache in der Empfindung gern ein subjektives Element; wir sprechen eher davon, daß wir Durst empfinden, als daß wir Töne empfinden. Diese dritte Tendenz führt dann dahin, Empfindung für Gefühl zu gebrauchen; ein gefühlvoller Mensch trägt ein Gedicht „mit Empfindung" vor. Der wissenschaftliche Sprachgebrauch muß natürlich die eine oder die andere Tendenz bevorzugen, wenn er wirklich zu scharf umgrenzten Begriffen gelangen will und er wird sich dabei von methodologischen Bedürfnissen leiten lassen. In älterer Zeit beherrschte ihn die letzgenannte dritte Tendenz; da aber das Wort Gefühl, das früher gleich Tastempfindung gebraucht wurde, heute wissenschaftlich nur Lust-Unlustwerte bezeichnet, so liegt kein Bedürfnis vor, Empfindung im selben Sinne zu gebrauchen. So handelt es sich denn heute überwiegend um den Streit der beiden ersten Tendenzen. Für eine nicht kleine Reihe psychologischer Autoren bedeutet Empfindung daher heute noch jede sinnliche Wahrnehmung im Gegensatz zu den Erinnerungsbildern; die Empfindung kann elementar oder komplex sein; es wird dann zwischen einfacher und zusammengesetzter Empfindung unterschieden. Ebenso giebt es dann einfache und zusammengesetzte Erinnerungs- oder Phantasiebilder; für diese wird dann gemeinsam der Ausdruck Vorstellung gebraucht. Diese Terminologie tritt nun heute aber doch wohl allmählich zurück zu Gunsten derjenigen, welche der anderen Tendenz folgt und unter Empfindung den elementaren Inhalt gegenüber dem zusammengesetzten versteht. Je mehr sich herausstellt, daß zwischen der sinnlichen Wahrnehmung und dem Erinnerungsbild kein prinzipieller psychophysischer Unterschied existiert, desto notwendiger wird es, Worte zu besitzen, welche das einfache, bezw. das zusammengesetzte Objektbild in allen Fällen bezeichnen, gleichviel ob es sinnlich wahrgenommen oder in der Erinnerung reproduziert wird. Um begrifflich die Wahrnehmung von der Erinnerung zu sondern, reichen ja diese beiden Worte voll-

kommen aus, die Begriffe Empfindung und Vorstellung bleiben also für jenen anderen Gegensatz disponibel, und so bezeichnen auch wir denn hier jeden zusammengesetzten Objekteindruck als Vorstellung, und die inhaltbesitzenden Elemente der Wahrnehmungsvorstellungen als Empfindungen.

Den Begriff des Elementes verwertet die Psychologie dabei stets in dem Sinne, in dem er etwa in der Chemie üblich ist. Während manche andere Wissenschaft als Element jede Einheit anerkennt, die in komplexeren Verbindungen sich relativ konstant erhält, verlangt die Psychologie, daß die Empfindung wirklich nicht selbst wieder in Empfindungen zerlegt werden kann. Sie mag zerlegbar sein, aber ihre Bestandteile müssen dann etwas ganz anderes sein und dürfen nicht selbst wieder in dem noëtischen Verhältnis zum Physischen stehen, der die Empfindung charakterisiert. Das schließt natürlich nicht aus, daß durch den Fortschritt der Wissenschaft künstliche Bedingungen gefunden werden, unter denen die aufmerksame Selbstbeobachtung heute scheinbar elementare Bestandteile der Vorstellungen als verschmolzene Empfindungsgruppen erkennen lernt, so wie ja auch kein Chemiker bezweifelt, daß es der Wissenschaft späterhin gelingen mag, einige Elemente der heutigen Chemie empirisch zu spalten. Scheinbar verschieden von den chemischen Elementen sind die psychologischen Elemente freilich dadurch, daß jene aus ihren Verbindungen im Raume isolierbar sind, diese dagegen niemals im Bewußtsein isoliert werden können. Das Produkt der psychologischen Mitteilungsanalyse ist somit zugleich vollständig Produkt der Abstraktion. Eine einzelne Empfindung besteht niemals für sich allein; nur dadurch, daß in einem psychischen Gebilde alle anderen Faktoren variieren und das eine Element trotzdem konstant bleiben kann oder daß in zwei verschiedenen psychischen Gebilden je ein Element als identisch erkannt wird, hebt es sich ab und kann besonders betrachtet werden. Thatsächlich gilt alles das aber prinzipiell auch von den physischen Elementen, die wir ja auch niemals aus den mechanischen Beziehungen zu allen übrigen Teilen des Universums herausreißen können. So wie wir einen Stoff im Reagensglas rein erhalten können, so können wir im Bewußtsein einen Stimmgabelton rein erhalten; so aber wie diese Tonempfindung doch zugleich Teil eines komplexen Bewußtseinsinhaltes bleibt, so ist auch der Stoff im Glase im Anziehungsverhältnis zur Erde, im Temperaturaustausch zur Umgebung u. s. w. Das Element als selbständiges isoliertes Objekt auf-

fassen, bedeutet somit stets eine Begriffskonstruktion, der kein Wirkliches entspricht.

Die Existenz der Empfindungen als besonderer Objekte ist also nicht etwa eine Hypothese, deren Richtigkeit vielleicht später einmal durch die Erfahrung bestätigt oder nicht bestätigt werden könnte, sondern sie ist ein Hülfsbegriff, von dem es feststeht, daß kein selbständiges Objekt ihm entspricht, aber von dem es gleichzeitig feststeht, daß er mit Recht verwertet wird, wenn er geeignet ist, gewisse logische Bedürfnisse zu befriedigen. Die Zerlegung der Vorstellungen in Empfindungen darf daher zunächst auch keinerlei Ersatz für das Verständnis der genetischen Verhältnisse sein. Gewiß hat die Psychologie nicht selten ihre analytische Aufgabe im Sinne individueller Entwickelungsgeschichte interpretiert und ihre Methode gewissermaßen der embryologischen Untersuchung des Anatomen gleichwertig machen wollen, ohne wirklich, wie der Anatom, die Entwickelungsstadien selbst zu studieren; die einfacheren Bestandteile, die sich bei der Zerlegung der komplizierten hochentwickelten Mannigfaltigkeit ergaben, wurden als die zuerst isoliert vorhandenen Elemente betrachtet, aus deren successivem Zusammentritt das Ganze entstand „wie ein Gewebe aus Fäden". Eine solche Betrachtung der inneren Vorgänge nach ihrem Werden ist selbstverständlich auch eine wichtige Aufgabe, aber ihre Lösung kann sich nur entweder auf wirkliche Beobachtung der zeitlich folgenden geistigen Stadien stützen, deren jedes auch wieder ein einheitliches Ganze darbietet; oder sie muß den weniger sicheren Weg der Rekonstruktion des Früheren aus dem vollentwickelten Gegenwärtigen beschreiten, muß sich dann aber bewußt bleiben, daß das logisch Elementare deshalb noch nicht das zeitlich Ursprüngliche sein muß. Die systematische Psychologie hat das Gegebene zunächst nur deshalb in Elemente zu zerlegen, um das Unterscheidbare festhalten und so mit Hülfe der Elementfixierung das Ganze mitteilen zu können; das Element bleibt Erkenntnisobjekt daher nur so lange, als es als Teil des Ganzen gedacht wird und hat niemals selbständige Existenz.

Die Zerlegung der Vorstellungen in Empfindungen hat selbstverständlich keinerlei Zusammenhang mit der naturwissenschaftlichen Zerlegung des Vorstellungsobjektes; in der Vorstellung des Wassers sind nicht die Empfindungsgruppen enthalten, welche dem Wasserstoff und Sauerstoff entsprechen. In gleicher Weise kann auch die einzelne unzerlegbare Empfindung einem Faktor des Objektes entsprechen, welcher vom naturwissenschaftlichen Standpunkt noch

zerlegt werden kann; die Empfindung weiß ist schlechthin einfach und enthält nie rot oder blau, wenn auch der weiße Lichtstrahl in die ganze Strahlenreihe des Spektrums auseinandergelegt werden muß, um physikalisch begriffen zu werden. Da auch der von Zumischungen freieste Strahl oder Ton oder sonstige Reiz stets im physikalisch-chemischen Sinne zum mindesten eine Mannigfaltigkeit succedierender Veränderungen enthält, und ein veränderungsloses Schwingungsstadium keiner Empfindung entsprechen könnte, so ist das psychologische Element geradezu niemals durch das physikalische Element festzuhalten, sondern nur durch die Faktoren der noch nicht durch rein physikalische Abstraktionen umgewandelten Außenweltsdinge. Das Empfindungsobjekt und die Empfindung stellen also *den Endpunkt derjenigen Zerlegung der Wahrnehmung dar, bei welcher das noëtische Verhältnis gewahrt bleibt*; eine Zerlegung des Psychischen über die Empfindung hinaus würde noëtisch keinem Objekt mehr entsprechen und die Zerlegung des Physischen über das Empfindungsobjekt hinaus würde noëtisch keinem Teil des Empfundenen parallel gehen.

Die Empfindung ist unveränderlich. Verändert sich die Wahrnehmungsvorstellung, so treten neue und neue Empfindungen in ihr zusammen, aber die einzelnen Empfindungen sind nur so lange in ihr gegeben, als sie unverändert bleiben, da sie nur bei solcher Auffassung für den Erkenntniszweck der Elementfixierung brauchbar sein können. Das steht in keinem Widerspruch zu der Verknüpfung der Empfindung mit bestimmten physischen Reizen, obgleich ja zweifellos dasselbe Ding unter veränderten Bedingungen scheinbar veränderte, richtiger verschiedene Empfindungen erregen kann. Der graue Papierstreif erscheint auf blauem Hintergrund gelb, auf rotem Grunde grün und nur auf farblosem wirklich grau. Wir haben aber weder das Recht, daraus zu folgern, daß die Empfindungen gelb, grün und grau vermittelst desselben physischen Objektfaktors fixiert werden müssen, noch anzunehmen, daß dem Graufaktor des Objektes stets dieselbe Empfindung entspricht und diese nur bald grünlich bald gelblich sich verändert. Beide Schlußfolgerungen würden den Wert des Empfindungsbegriffes geradezu aufheben. Die richtige Folgerung müßte vielmehr diese sein. Der Papierstreif samt dem Hintergrund ist ein einziges Objekt, der Streifen mit blauem Grunde ist ein Ding und der Streifen mit rotem Grund ein anderes Ding und beiden Objekten ist keine Farbenqualität gemeinsam; das eine Ding ist blau und gelb, das andere rot und

und ein Wissen von solchen Beziehungen die Empfindung von vornherein begleitet, so müßte die beschreibende Psychologie auf eine Untersuchung der aktiven Seite des Seelenlebens geradezu verzichten. Die Empfindung ist eben niemals schon eine Vorstellung, sondern nur ein Vorstellungselement, und das entsprechende Physische ist ein Objektfaktor und noch kein Objekt. Daß jede Empfindung einen Objektfaktor „weiß,“ darin lag uns ihre Bedeutung für die Beschreibung, da jeder Objektfaktor aus der Objektbeziehung durch begriffliche Weiterbestimmungen herausgearbeitet werden kann. Darin liegt aber durchaus nicht, daß bei dem Eintritt der Empfindung der entsprechende Objektfaktor sich jedesmal sofort in diejenige Gruppe von Faktoren einordnet, für welche uns die Bezeichnung disponibel ist und aus welcher die begriffliche Herauslösung des einzelnen Faktors am besten möglich ist. Und wieviel mehr muß das erst dann gelten, wenn, wie wir sehen werden, Empfindungsgruppen zusammentreten können, die keine Vorstellung bilden und deren entsprechende Objektfaktoren somit auch zusammen kein Objekt bilden können. Die Forderung, daß die Empfindung dabei von vornherein erkannt werden müsse, um als seiend anerkannt zu werden, ist da offenbar unmöglich. Es wiederholt sich damit nur innerhalb des Empfindungskomplexes, was die tägliche Erfahrung innerhalb der Vorstellungskomplexe in den mannigfachsten Formen darbietet. Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, wie uns etwa eine Veränderung in einem Straßenbilde, in einer Wohnungseinrichtung, in einer Persönlichkeit auffällt, ohne daß wir die veränderte Vorstellung in dem Gesamtgefüge angeben können. Sie kommt nur als Teil des Ganzen, nicht als Einzelnes für uns in Betracht, und deshalb wissen wir nichts über sie, assoziieren nichts zu ihr als Einzelnem, und besitzen sie trotzdem ebenso voll wie jede andere Vorstellung, die wir bezeichnen können.

4. Die Beschreibung der Wahrnehmungsvorstellung.

Wir haben die Empfindungen durch Zerlegung der Wahrnehmungsvorstellung gewonnen; können wir nun umgekehrt behaupten, daß wir die Wahrnehmungsvorstellung aus Empfindungen gewinnen können, daß also die Empfindungen ausreichen, um die Wahrnehmungsvorstellung mitteilend zu beschreiben? Selbstverständlich sollen bei alledem vorläufig die Wertbeziehungen ganz außer Betracht

anzutreffen gewohnt sind und so die in der Empfindung gegebene Objektvertretung vielleicht erst unter besonderen künstlichen Bedingungen wiedererkennen. Solche Fälle werden sich hauptsächlich dort darbieten müssen, wo die Objektteile nicht so willkürlich ausschaltbar und umlegbar sind wie in der sichtbaren und hörbaren Umgebung, ganz besonders also bei denjenigen Objekten, welche Teile unseres eigenen Körpers sind.

Bezieht sich beispielsweise unsere Wahrnehmungsvorstellung auf ein passiv bewegtes Körperglied, so mag die Zerlegung dieser Vorstellung in ihre Elemente größtenteils Empfindungen ergeben, welche erfahren aber nicht erkannt werden. Nehmen wir einmal an, daß die mit experimentellen Hülfsmitteln arbeitende Wissenschaft durch Ausschaltungen herausfindet, daß dabei Empfindungen zusammentreten, die zum Teil dem Gelenkdruck, zum Teil der Muskelkontraktion, zum Teil der Sehnenspannung u. s. w. entsprechen. Dennoch wissen wir zunächst nichts von einer Muskelempfindung, denn der physische Muskelfaktor ist in unserem Wissen normalerweise nicht durch die der Muskelfunktion entsprechende Empfindung vertreten, sondern durch optische und taktuelle Eindrücke, welche der eigentlichen Muskelempfindung gegenüber zunächst etwas ganz Fremdes sind. Die einzelne Empfindung hat eben nie unser Interesse geweckt, da sie stets mit den Gelenk- und Haut- und Sehnenempfindungen verbunden war und so haben wir keine Bezeichnung und keine Fixierung für denjenigen physischen Objektfaktor, der in der Muskelempfindung erfahren wird. Erst wenn wir künstlich auf Umwegen die Zusammengehörigkeit dieses gefühlten Objektfaktors mit dem sichtbaren und tastbaren Muskel festgestellt, so kommen wir dazu, diesem Element der Bewegungsvorstellung die Bezeichnung Muskel zu assoziieren und mit Muskel nun das gefühlte Objekt zu bezeichnen. Finden wir nun in der normalen Gliedvorstellung dieses Element wieder, so kann es jetzt für uns ein gekanntes sein, wir erkennen es als Muskelempfindung, dürfen aber doch keinesfalls zweifeln, daß es auch in dem unerkannten Zustande genau dieselbe Rolle im Bewußtseinsinhalte spielte. Empfindungen, über die wir nichts wissen, weil die ihnen entsprechenden Objektfaktoren dem naiven Bewußtsein keinen Anhalt zu Assoziationen geben, werden so in Fülle sich in unsere Vorstellungen weben, und das Prinzip der unerkannten Empfindung ist eines der fruchtbarsten in der beschreibenden Psychologie. Dürften wir nur dort etwa Muskel- oder Gelenk- oder Hautempfindung herausanalysieren, wo eine Vorstellung von diesen Organen

und ein Wissen von solchen Beziehungen die Empfindung von vornherein begleitet, so müßte die beschreibende Psychologie auf eine Untersuchung der aktiven Seite des Seelenlebens geradezu verzichten. Die Empfindung ist eben niemals schon eine Vorstellung, sondern nur ein Vorstellungselement, und das entsprechende Physische ist ein Objektfaktor und noch kein Objekt. Daß jede Empfindung einen Objektfaktor „weiß,“ darin lag uns ihre Bedeutung für die Beschreibung, da jeder Objektfaktor aus der Objektbeziehung durch begriffliche Weiterbestimmungen herausgearbeitet werden kann. Darin liegt aber durchaus nicht, daß bei dem Eintritt der Empfindung der entsprechende Objektfaktor sich jedesmal sofort in diejenige Gruppe von Faktoren einordnet, für welche uns die Bezeichnung disponibel ist und aus welcher die begriffliche Herauslösung des einzelnen Faktors am besten möglich ist. Und wieviel mehr muß das erst dann gelten, wenn, wie wir sehen werden, Empfindungsgruppen zusammentreten können, die keine Vorstellung bilden und deren entsprechende Objektfaktoren somit auch zusammen kein Objekt bilden können. Die Forderung, daß die Empfindung dabei von vornherein erkannt werden müsse, um als seiend anerkannt zu werden, ist da offenbar unmöglich. Es wiederholt sich damit nur innerhalb des Empfindungskomplexes, was die tägliche Erfahrung innerhalb der Vorstellungskomplexe in den mannigfachsten Formen darbietet. Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, wie uns etwa eine Veränderung in einem Straßenbilde, in einer Wohnungseinrichtung, in einer Persönlichkeit auffällt, ohne daß wir die veränderte Vorstellung in dem Gesamtgefüge angeben können. Sie kommt nur als Teil des Ganzen, nicht als Einzelnes für uns in Betracht, und deshalb wissen wir nichts über sie, assoziieren nichts zu ihr als Einzelnem, und besitzen sie trotzdem ebenso voll wie jede andere Vorstellung, die wir bezeichnen können.

4. Die Beschreibung der Wahrnehmungsvorstellung.

Wir haben die Empfindungen durch Zerlegung der Wahrnehmungsvorstellung gewonnen; können wir nun umgekehrt behaupten, daß wir die Wahrnehmungsvorstellung aus Empfindungen gewinnen können, daß also die Empfindungen ausreichen, um die Wahrnehmungsvorstellung mitteilend zu beschreiben? Selbstverständlich sollen bei alledem vorläufig die Wertbeziehungen ganz außer Betracht

bleiben und nur die Objekteindrücke ohne Rücksicht auf die Stellungnahme des Subjekts erörtert werden. Die nächstliegende Erwägung wird dabei die Analyse der Vorstellung mit der chemischen Analyse oder gar mit der mechanischen Zertrümmerung eines Gegenstandes vergleichen. Wer die zerriebenen Trümmer besitzt oder selbst die chemischen Elemente quantitativ kennt, kann dadurch allein das ursprüngliche Objekt noch nicht rekonstruieren; genau so vergeblich erscheint es, die Vorstellung erst zu zerpflücken und dann zu glauben, die gewonnenen Teile seien das Ganze. Solche skeptische Betrachtung stützt sich im wesentlichen auf zwei Argumente. Erstens ist der Inhalt der Objektvorstellung nicht erschöpft durch die Summe der Einzeleindrücke, welche die einzelnen Objektteile anregen, sondern mannigfache neue Faktoren der Vorstellungen sind erst aus dem Zusammentritt dieser Eindrücke abzuleiten und werden daher bei der Elementarzerlegung verflüchtigt. Zweitens aber ist die inhaltliche Beschaffenheit der Vorstellung für das Verständnis ihrer Konstitution überhaupt nicht allein maßgebend, sondern daneben vor allem die Formen der Ordnung und des Verlaufs der elementaren Inhalte. Da diese räumlichen und zeitlichen Formen nicht unzerlegbar sind, so können sie nicht selbst Elemente sein, sondern nur die Elemente verbinden und müssen somit bei der Analyse verloren gehen.

Solche Betrachtungen, wie sie besonders in den methodologischen Untersuchungen moderner Logiken häufig sind, bilden sicher eine heilsame Reaktion gegenüber der Oberflächlichkeit, mit der die Herauslösung der äußeren Sinnesempfindungen so oft als vollständige Analyse der Vorstellungen angeboten und zum Ausgangspunkte sensualistischer Erkenntnistheorien gemacht wird. Diesem Mißgriff zu widersprechen, bedeutet aber noch nicht Zustimmung zu jener anderen Auffassung, welche in ihren beiden Argumenten unwillkürlich vom Dinge statt von der Vorstellung ausgeht. Zunächst ist das eine von vornherein zuzugeben, daß die Vorstellung von einem Objekt, auch wenn wir vorläufig von räumlicher und zeitlicher Ordnung abstrahieren, viel reicher, zugleich allerdings aber auch viel ärmer ist als die Summe der Vorstellungen von den einzelnen Objektfaktoren. Sie sind zwei ganz verschiedene komplexe Bewußtseinsinhalte, die lediglich in einer Beziehung der Ähnlichkeit stehen. Ärmer ist die Vorstellung vom Ganzen als die Reihe der Vorstellungen von den Teilen, weil die Elemente der Vorstellung garnicht selbständige Vorstellungen, sondern nur vollkommen unselbständige Empfindungen sind, die lediglich als Vorstellungsteile in Betracht kommen; wird

an die Stelle solcher Empfindung eine Vorstellung vom Objektteil gesetzt, so müssen erst assoziative Elemente und räumlich-zeitliche Ergänzungen hinzutreten, um ein Vorstellungsbild zu schaffen, und alle diese Elemente fallen weg, wenn die Vorstellungen von den Teilen zur Vorstellung des Ganzen zusammenfließen. Zwischen jener Reihe von Einzelvorstellungen und dieser Gesamtvorstellung besteht wohl die funktionelle Beziehung, daß wir jederzeit von der einen zur anderen übergehen können. Von den Elementen der Einzelvorstellungen ist aber in der Gesamtvorstellung vieles verloren, und die erhalten gebliebenen Elemente treten in ganz veränderten Selbständigkeitswerten auf, da nun verschmilzt, was bei der Schaffung von Einzelvorstellungen gesondert war, während die unselbständige Empfindung genau in dem Selbständigkeitswerte abstrahiert werden kann, in dem sie wirklich in der Vorstellung enthalten war.

Auf der anderen Seite ist nun aber die Gesamtvorstellung oft unendlich reicher als die Summe der Eindrücke, welche die isoliert gedachten Objektteile im Bewußtsein erwecken. Lassen wir wieder die räumlichzeitliche Anordnung unberücksichtigt, so finden wir zunächst die schon berührte Variation der Selbständigkeitsgrade, dann aber vor allem einerseits hinzutretende Werte, andererseits sich angliedernde Assoziationen. Nehmen wir drei Töne eines Akkordes zunächst ganz isoliert wahr und später im Zusammenklang, so ist der zweite Bewußtseinsinhalt vom ersten dadurch verschieden, daß außer dem Zeitfaktor und außer der Aufhebung des Vorstellungscharakters der Einzeltöne noch ein dreifaches sich verändert: die Selbständigkeit der Töne ändert sich durch die Verschmelzung, eine neue Bewertung der Töne tritt ein als Harmoniegefühl, das in den Gefühlswerten der Einzeltöne noch nicht enthalten war, und Distanzurteile und andere Assoziationen, wie Beziehungen, Melodien, Akkordauflösungen, optische Vorstellungen oder anderes schließen sich an. Dabei können einige dieser Associationen sich mit den Toneindrücken so verbinden, daß sie zu einer einzigen Gesamtvorstellung zusammenfließen. Nun haben wir die hinzutretenden Gefühlsqualitäten vorläufig nicht zu berücksichtigen, da wir zunächst nur den Vorstellungsstoff analysieren wollten. Es bleiben uns also als wirklich hinzutretende Faktoren die Assoziationen. Dieselben können durch unmittelbare Bewußtseinsverbindung erregt werden, wie etwa die Bezeichnung oder die Distanzvorstellung, oder sie werden mittelbar durch ein physisches Handlungszwischenglied hervorgerufen, derart, daß der Komplex eine sinnlich empfundene Bewegung oder Spannung anregt,

die von keinem der Einzeleindrücke allein angeregt wurde. So bringt auch ein Wald Vegetationserscheinungen mit sich, die kein einzelner Baum für sich allein bedingen kann. Eine ganze Maschine bringt andere Wirkungen hervor als diejenigen, welche die Räder und Maschinenteile einzeln genommen je erzielen könnten. Wer die Endwirkung des Rädergefüges analysieren will, darf sich daher nicht damit begnügen, die Wirkungen der Einzelteile anzugeben. Das hindert nun aber nicht, daß jene Endwirkung genau so Bewegungsvorgang ist wie die Wirkung der Teile und daß die Bodenpflanzen des Waldes genau so botanische Objekte sind wie die Bäume selbst. Wer vom vorgestellten Objekt ausgeht und dieses zerlegt, der hat recht, daß die Empfindungen, welche den Zerlegungsprodukten entsprechen, nicht den Vorstellungsinhalt erschöpfen; er darf deshalb aber noch nicht behaupteen, daß die Vorstellung etwas enthält, was nicht Empfindung sei, denn jenes, durch das Zusammentreten der Objektelemente hervorgerufene, Neue kann selbst wieder Empfindung sein. In der That sind nun alle solche Associationen offenbar wieder Elemente reproduzierter Wahrnehmungsvorstellungen, Empfindungen also, welche noëtisch sich nicht auf das gegenwärtige Objekt, sondern auf früher erfahrene physische Objekte, etwa auf Wortlaute, auf äußerlich ähnliche Gegenstände und anderes beziehen. Wenn wir eine Vorstellung analysieren, die ein bestimmtes Objekt „meint", so finden wir in ihr also nicht nur Elemente, welche die Faktoren dieses Objektes selbst meinen, sondern auch viele andere Elemente, welche zum Erkenntnisinhalt Objektfaktoren haben, die über unsere ganze Erfahrungssphäre zerstreut sind. Auch diese Elemente sind Empfindungen und können wie die auf die Teile des gegenwärtigen Objektes gerichteten Empfindungen durch die korrespondierenden Faktoren der physischen Welt eindeutig bestimmt und beschrieben werden. Alles was die Objektvorstellung als Inhalt enthält, läßt sich also durch Analyse so vollständig gewinnen, daß die Summe der Empfindungselemente wirklich dem Gesamtinhalt gleich ist; wird aber statt dessen fälschlich das Objekt selbst analysiert, so entsprechen dessen Teilen allerdings psychische Elemente, deren Summe wesentlich inhaltsärmer ist als die wirkliche Vorstellung vom ganzen Objekt, so daß der Überschuß nicht auf Empfindungen reduzierbar erscheint.

Dieselbe Vertauschung in noch folgenschwererer Weise liegt nun bei der räumlichen und zeitlichen Ordnung der psychischen Gebilde vor. Auf den ersten Blick erscheint es ja selbstverständlich,

daß in jeder Vorstellung die Empfindungen in bestimmter räumlicher und zeitlicher Ordnung miteinander verbunden sind, eine Ordnung, die verloren gehen muß, sobald die Vorstellungen in ihre Elemente zerlegt werden. Diese Ordnungsformen können nicht selbst inhaltbesitzende Elemente sein, da sie Zerlegung zulassen und erst dann unzerlegbar wären, wenn sie auf mathematische Raum- und Zeitpunkte beschränkt wären; da aber solche Punkte nur begriffliche Abstraktionen, nicht reale Erfahrungsbestandteile sind, so scheinen die Formen der Ordnung und des Verlaufes und mit ihnen jeder räumlichzeitliche Vorstellungsfaktor aus dem System der durch Analyse gewinnbaren Inhaltselemente notwendig ausgeschlossen. Nun ist zweifellos gegenüber manchen Versuchen, die ganze Raumauffassung gar zu einfach auf Bewegungsempfindungen des Auges, die Zeitauffassung auf Spannungsempfindungen zu reduzieren, solcher Widerspruch ganz berechtigt; das letzte Wort in dieser Frage dürfte aber doch gerade in entgegengesetzter Richtung liegen. Die räumlichen und zeitlichen Gestalten der Vorstellungen sind nicht Ordnungsformen der Vorstellungselemente, sondern sind selber Vorstellungsbestandteile, die bei der Zerlegung der Vorstellung sich durchaus als noëtische Elementgruppen erweisen. Auch hier wie früher wird sich uns die Raum- und die Zeitfrage vollkommen übereinstimmend erweisen.

Ausgehen können wir von unserer früheren Feststellung, daß die räumlichzeitliche Form der Objekte scharf von dem räumlichzeitlichen Verhältnis der Objekte zum Subjekt zu trennen ist. Wenn also die räumliche Vorstellung als ein Gebilde von fester wechselseitiger Orientierung seiner Teile, aber von beliebig veränderlicher Orientierung zum vorstellenden Subjekte, definiert wird, im Gegensatz zur zeitlichen Vorstellung, bei der das wechselseitige Verhältnis der Teile des Gebildes zu einander zugleich auch ihr Verhältnis zum vorstellenden Subjekt bestimmt, so können wir uns dem letzteren nicht anschließen. Der Verschiebbarkeit der an sich unveränderten Raumgebilde entspricht durchaus die Möglichkeit, ein zeitliches Gebilde als vergangen, gegenwärtig und zukünftig vorzustellen. Die Zeitrichtung, in der das Ganze zu uns steht, entscheidet über das Verhältnis der Einzelteile zum Subjekt, aber verändert nichts an der wechselseitigen Beziehung der Teile; der Daktylus, den ich erinnere, und der Daktylus, den ich erwarte, haben dieselbe Zeitgestalt, obgleich beim ersteren die lange Silbe von mir als Subjekt zeitlich ferner abliegt als die beiden kurzen, im zweiten

Fall die lange Silbe die mir nächste ist. Nun haben wir uns mit der Analyse des Verhältnisses zwischen Objekt und Subjekt noch nicht zu beschäftigen, da wir vorläufig nicht von den Werten, sondern von den objektiven Vorstellungsinhalten handeln. Die Zeitrichtung wie die Raumrichtung lassen wir also zunächst beiseite, um uns nur den Zeit- und Raumgestalten als objektiven Eigenschaften der psychischen Komplexe zuzuwenden.

Auch hier scheint nun zunächst wieder ein wesentlicher Unterschied zwischen Raum und Zeit zu bestehen. Es gilt als anerkannt, daß die Ordnung der psychischen Elemente, welche die Raumauffassung bedingt, nicht selbst Einordnung der Elemente in den physischen Raum ist; das Psychische ist nicht im Raume. Dagegen soll das Psychische in der Zeit sein; die zeitliche Ordnung der Vorstellungselemente ist selbst Ordnung in der objektiven Zeit. Es scheint dem natürlichen Betrachten also als die gefestigtere Position, eine zeitliche Ordnung der Empfindungen zu behaupten als eine räumliche. Wir gehen daher von der Zeit aus.

Nun hat freilich unsere frühere Diskussion die Unhaltbarkeit gerade dieser Unterscheidung dargethan. Wir sahen, daß in dem Sinne, in dem das Psychische unräumlich ist, es auch unzeitlich sei und daß es erst durch die Introjektion in Physisches Anteil an der objektiven Zeit, damit zugleich aber auch Anteil am Raume gewinnt, Die Richtungen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedeuteten uns Verhältnisse der Stellungnahme des reinen Subjektes; die Vorstellung aber lag, solange sie nicht einem physischen Kausalverlauf angegliedert wurde, vollkommen außerhalb der objektiven Zeit.

Wir können sofort zufügen, daß sie einen zeitfüllenden Verlauf auch nicht etwa dadurch erlangen kann, daß sie vielleicht zum Teil der Vergangenheit, zum Teil der Gegenwart oder gar Vergangenheit und Zukunft angehört. Die Vorstellung ist nämlich das einheitliche Gebilde, das aus dem Gedankenlauf als Einheit herausgehoben wird, offenbar nur vermöge der Einheit der Auffassung und diese Einheit der Auffassung beruht auf der Einheit der Stellungnahme; die Stellungnahme des Subjektes zu dem einen Teile der Vorstellung kann nicht verschieden sein von der zu einem anderen Teile, wenn nicht die Einheit der Vorstellung selbst zersprengt werden soll. Die Vorstellung ist somit vollständig gegenwärtig oder vollständig in Vergangenheit oder Zukunft ruhend. Nun läßt sich freilich auch diese erkenntnistheoretische Thatsache in die Sprache der introjektionistisch

denkenden Psychologie umsetzen und zwar in doppelter Weise. Erstens können wir sagen, psychologisch kommt als Gegenwart nicht ein einzelner Zeitpunkt in Betracht, in welchem vollkommen simultan alles vorhanden sein muß, was subjektiv gegenwärtig erscheint, sondern die psychologische Gegenwartsvorstellung kann mehrere Sekunden umfassen, so daß eine Reihe successiver seelischer Vorgänge doch noch als eine gegenwärtige Vorstellung aufgefaßt wird; es bliebe dann also eine in der objektiven Zeit liegende Ordnung der Empfindungen als das Wesentliche der Vorstellungskonstitution, obgleich die Vorstellung in allen ihren Teilen als subjektiv gleichmäßig gegenwärtig gedacht wird. Es läßt sich zweitens behaupten — und wir hatten das schon früher ausführlich zu erörtern — daß die im einzelnen Zeitmoment simultan gegebenen Vorstellungsteile doch so abgestuft und abschattiert sein können, daß die einen als abklingende, andere als voll entwickelte, noch andere als anklingende Empfindungen verwertet werden und so im objektiven Zeitpunkt durch die Gesetze der temporalen Perspektive die gesamten Zeitdimensionen und mit ihnen die einzelne ausgedehnte Zeitgestalt empfunden werden kann. Beide Auffassungen sind im Kreise der speziellen introjektionistischen Psychologie richtig und versöhnbar; beide aber nähern sich dem Problem doch eben nur von der Außenseite, vom physischen Naturlauf aus. Vom Standpunkt des geistigen Geschehens kann es kein Problem sein, wie das in einem Zeitpunkt Simultane sich über die Zeit auszudehnen scheint, weil das an sich Zeitlose *einen einzigen Zeitpunkt so wenig ausfüllt wie viele*; und ebensowenig bedarf es hier der Lösung, daß die Gegenwart selbst mehrere Sekunden umfaßt, weil die Auffassung der Gegenwart von der reinen Stellungnahme beherrscht wird, also durch Faktoren bestimmt wird, die von der zeitlichen Begrenzung zunächst unberührt bleiben. Die Zeitgestalt ist also eine Eigenschaft der Vorstellung, welche mit dem Ablauf der Vorstellungsteile in der objektiven Welt nichts zu thun hat.

Die Zeitgestalt als Ganzes kommt daher auch der ganzen Vorstellung zu; der Schein, als wäre sie so zerlegbar, daß ihre Teile sich auf gewisse Teile des Inhaltes beziehen, beruht stets auf der Vertauschung von Vorstellung und physischem Objekt. Der *Zeitverlauf* des objektiven Vorganges ist zerlegbar, die *zeitliche Gestaltqualität* des Vorstellungsinhalts ist es nicht. Dabei haben wir noch gar nicht an die Zerlegung in abstrakte mathematische Zeitpunkte zu denken, sondern lediglich an wahrnehmbare kleinere

Zeitstrecken, die objektiv in dem vorgestellten Gesamtverlauf enthalten sind. Selbst größere Zeitintervalle, die wir durch eine Umwandlung oder Begrenzung des Vorstellungsobjektes jederzeit zu besonderen Vorstellungen erheben können, hören auf, psychisch vertreten zu sein, sobald sie in ein umfassenderes Zeitgebilde eingehen. In der zeitlichen Gestaltqualität des Daktylus ist die Gestaltqualität des Trochäus so wenig enthalten wie in der Weißempfindung die Empfindung der Regenbogenfarben. Gewiß können wir von der einen Vorstellung zur anderen übergehen und vor allem wissen wir, daß wenn wir den daktylischen Rhythmus nach der zweiten Silbe beim Hören abgebrochen hätten, wir den Trochäus erhalten hätten; wir wissen das genau so wie wir wissen, daß wir den weißen Lichtstrahl durch ein Prisma in das Spektrum zerlegen konnten. Subjektiv enthält die Vorstellung des Langedauernden nicht so und so oft die Gestalt des Flüchtigen, die Vorstellung des Wechselnden nicht die des für kürzere Zeit Beharrenden, die Vorstellung der fließenden Zeit nicht die der Querschnitte solchen Flusses. Die zeitliche Gestaltqualität ist, soweit Zerlegung in die Gestaltqualität kleinerer Zeitgrößen in Frage ist, vollkommen unzerlegbar und die Vorstellung mit verkleinerter Zeitgestalt ist eine völlig neue Vorstellung, die mit der früheren Ähnlichkeitsbeziehungen haben mag, aber niemals in ihr enthalten war. Die Zeitgestalt ist somit ein Faktor in der Vorstellung, dessen weitere Zerlegung nicht mehr der zeitlichen Zerlegung des physischen Objekts entspricht. Das schließt natürlich nicht aus, daß unter anderen Gesichtspunkten als denen der Zeitzerlegung auch eine Analyse der zeitlichen Gestaltqualität möglich ist; nur diejenige Spaltbarkeit bestreiten wir, die in der Vorstellung der Gesamtzeit Auffassungen der Zeitteile enthalten sein läßt. Ist die psychische Zeit in diesem Sinne unteilbar, so ist es aber klar, daß sie in jeder Vorstellung nur dem Ganzen gemeinsam zukommt und nicht, wie es die Ordnungstheorie fordert, mit ihren einzelnen Teilen bestimmten Vorstellungselementen zugehört. Wird eine Melodie von fünf successiven Tönen als eine Vorstellung von bestimmter Zeitgestalt aufgefaßt, so haben nicht die ersten beiden Töne einen Teil dieser psychischen Zeit und die letzten Töne einen anderen Teil; das ist physikalisch und nicht psychologisch gedacht. Werden die letzten Töne zur gesonderten Vorstellung, so hat ihre Zeitqualität lediglich eine charakteristische Ähnlichkeit mit der des Ganzen, ohne von ihr ein Teil zu sein. Die Zeitgestalt ist somit ein für sich bestehender Inhalt in der Vorstellung und verhält sich zum Gesamt-

gebilde genau so wie andere Inhalte; die Verbindung ist eine intensive, keine extensive.

Noch ein weiterer Einwand aber verlangt Beachtung. In unserer fünftönigen Melodie können die fünf Töne sowohl wie der Rhythmus und Tempo des Ganzen erhalten bleiben und trotzdem die Gesamtvorstellung vollständig verändert werden, sobald die fünf Töne in anderer, vielleicht umgekehrter Reihenfolge gegeben sind. Es scheint damit bewiesen, daß die Zeitgestalt der Vorstellung denn doch auf der Zeitordnung der einzelnen Empfindungen beruht. Thatsächlich ist damit aber nur bewiesen, daß auch die objektive Zeitordnung der physikalischen Töne eine Vertretung in der intensiven Mannigfaltigkeit der gesamten Melodievorstellung findet. Diese Vertretung ist nicht nur unbestreitbar, sondern sie ist sogar in den verschiedensten Weisen gegeben, und trotzdem liegt darin durchaus kein Widerspruch gegen unsere Auffassung, sobald wir uns nur von den groben, alle Wirklichkeit zertrümmernden Kategorien fernhalten, mit denen die Vorstellung nur zu oft wie ein physisches Ding betrachtet wird, dessen Teile roh nebeneinander gelagert sind. Die Vorstellung gleicht nicht einem Skelett, sondern einem lebenden Organismus, in dem ein unendlich kompliziertes System von Nerven und Gefäßen zwischen allen Gliedern vermittelt. Wenn die Melodie von fünf Tönen wirklich nur als fünf Tonempfindungen nebst einem Zeitfaktor im Bewußtsein wäre, so würde es ja allerdings schwer vorzustellen sein, wie wir von der Zeitfolge der Einzeltöne etwas wissen sollen, solange wir den temporalen Charakter nicht als Verbindungsform der Einzelempfindungen deuten. Nun sind die psychischen Vorgänge nicht in der Zeit und wie eine Verbindungsform der Empfindungen beschaffen sein soll, welche selbst nicht die Zeit ist, wohl aber die Zeit bedeutet, ließe sich wohl durch keine Analogie begreiflich machen. Eine andere „Form" der Bewußtseinsinhalte, als daß sie zusammen — weder simultan, noch successiv — dem Bewußtsein zugehören, kann es entsprechend der Natur des Bewußtseins nicht geben. Die Vereinfachung, die auf dem Wege solcher Formauffassung scheinbar gewonnen wird, ist wertlos, weil sie physikalische Schablonen für psychische Thatbestände verwertet. An die Stelle des vereinfachten Schemas von der Zeitordnung der in der einzelnen Vorstellung erfahrenen Empfindungen müssen wir wieder den ganzen Reichtum der wirklichen Vorstellung setzen und anerkennen, daß jede Vorstellung ein Mikrokosmos ist.

Nach vier Richtungen geht die lebendige Vorstellung über jenes

konstruierte Schema hinaus, um der Zeitfolge der Objektteile Rechnung zu tragen, ohne die intensive Mannigfaltigkeit der Vorstellungsteile in eine extensive zu verwandeln. Erstens bringt der Übergang von einem Objektteil zum anderen ganz neue Empfindungen mit sich, die Übergangsempfindungen, die selbst wieder sehr verschiedenartig sein können und um so reichhaltigere Beiträge zur Gesamtvorstellung liefern, als sie auch zwischen den entfernteren Gliedern des Objektes vermitteln. Unsere fünftönige Melodie ruft also im Bewußtsein außer den fünf Tönen zunächst noch eine große Reihe von Empfindungen des Überganges, des Kontrastes und der Richtung hervor, welche alle vollkommen anders wären, wenn die zeitliche Reihenfolge der physikalischen Töne verändert würde. Dabei besteht die Übergangsempfindung am deutlichsten zwischen dem ersten und zweiten Ton, fehlt aber durchaus auch nicht zwischen dem ersten und dritten, dem ersten und vierten Ton. Dahin gehört dann auch die Anfangs- und Endempfindung, bei der das Verhältnis des ersten und letzten Tones zu der vorangehenden und folgenden Stille ins Bewußtsein tritt: alle diese Empfindungen klingen mit und jede läßt sich durch die physikalischen Verhältnisse, auf welche sie hinweist, fixieren. Zweitens webt sich nun in die fertige Gesamtvorstellung jedesmal eine größere oder kleinere Reihe von unentwickelten Halbvorstellungen, die im naszierenden Zustande der Gesamtvorstellung entstehen und nie zu fertigen Vorstellungen werden, trotzdem aber dem Gesamtgebilde Schattierung geben. Dazu gehören nun vor allem die Einzelverbindungen zwischen je zwei zeitlich benachbarten Objektteilen; die Eindrücke fließen zu einem vorstellungsartigen Gebilde zusammen, ohne die Einheit der Auffassung voll zu erreichen, die für eine wirkliche Vorstellung charakteristisch ist. Solche Halbvorstellungen von Nachbargebilden sind nun aber durchaus nicht in der Vorstellung vom Gesamtobjekt so enthalten, als wäre diese die Summe jener; sie stehen vielmehr wie die Obertöne zum Grundton, mitklingend und im vollen Klange enthalten, aber nicht im Grundton selbst. Und über diesen Halbvorstellungen zweier Nachbarglieder mögen noch unfertigere Vorstellungsansätze sich bilden, in denen mehrere solcher Halbvorstellungen zusammenfließen, und es ist klar, daß in diesem ganzen Gefüge von untergeordneten Vorstellungen sich alles verändern müßte, wenn die zeitliche Folge der Objektteile verändert wird. Diese Vorgebilde entstehen ja gerade durch den Ablauf der Reizreihe, ehe der Reizkomplex vollendet ist; psychologisch ist die Ge-

samtvorstellung natürlich nicht vorhanden, ehe nicht die ganze Reihe abgelaufen ist; in den Zwischenstadien hatte die Gesamtvorstellung, deren Analyse wir diskutieren, also überhaupt noch keine Realität. Die in der objektiven Zeit succedierenden physischen Ursachen für die Bildung von Halbvorstellungen sind erst in ihrer Gesamtheit die Bedingung für die Grundvorstellung, der die nachhallenden Halbvorstellungen sich in intensivem, durchaus nicht in zeitlichem Verhältnis einreihen. Selbstverständlich werden diese Halbvorstellungen auch Zeitelemente enthalten; diese Zeitqualitäten der unfertigen Gebilde geben dann ebenfalls der temporalen Gestaltqualität der fertigen Vorstellung neue Färbung, aber auch hier darf nicht etwa davon die Rede sein, daß die Zeitempfindung der ausgebildeten Vorstellung die Zeitempfindungen der Halbvorstellungen enthalte oder umfasse. Jede Vorstellung ist in diesem Sinne eine ganze Hierarchie psychischer Gebilde, und alle jene aus der physischen Reizordnung entstehenden Untervorstellungen müssen sich in die Obervorstellung einordnen, um die wirkliche Gesamtvorstellung zu schaffen. In unserer Melodie, die eine Vorstellung erst ist, nachdem der letzte fünfte Ton uns gegeben ist, geben die zwei ersten sowohl wie der zweite und dritte, wie auch die drei ersten Töne unfertige Vorstellungen; solange nur die zwei oder drei Töne da sind, sind diese Untervorstellungen noch gar nicht Teile der Melodievorstellung, weil diese noch nicht existiert, sind aber alle Töne gegenwärtig, so sind diese Vorgebilde nicht zeitliche Vorläufer — das hieße, die Erscheinungen wieder von außen her betrachten — sondern Elementareinheiten höherer Ordnung, die in die Melodievorstellung eingehen und so in zeitlosem Zusammenwirken die zeitliche Ordnung der Töne für das Bewußtsein wiedergeben.

Zu alledem kommt nun als drittes Moment ein Zeitrichtungswert, der sich auf diese Untervorstellungen bezieht. Die Gesamtvorstellung wird, wie wir sahen, in allen ihren Teilen als gegenwärtig empfunden und ebenso sahen wir, daß die Untervorstellungen als psychologische Ereignisse nicht der Gesamtvorstellung vorangehen, sondern zeitlos zusammenwirken. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Untervorstellungen selbst alle denselben Gegenwartswert haben, da die Breite der Gegenwart unter dem Einfluß der subjektiven Stellungnahme wechselt und für die Gesamtvorstellung umfassender sein kann, als für die Vorstellungsvorgebilde. In der That sind, wenn die Gesamtvorstellung sich darbietet, die mit ihr zeitlos verknüpften Halbvorstellungen meist selbst schon mit dem Vergangen-

heitswert gegeben und die Intensität desselben hängt völlig von der objektiven Reihenfolge der Reize ab. Und schließlich sind es viertens die Lebhaftigkeitswerte der Einzelempfindungen, deren Abhängigkeit von dem objektiven Zeitverhältnis der Objektfaktoren zweifellos ist. In der Vorstellung wirken so eine Fülle von Hilfsmitteln zusammen, Übergangsempfindungen, Untervorstellungen, Richtungswerte und Lebhaftigkeitswerte, um jede Variation in der zeitlichen Ordnung der Objektteile bemerkbar zu machen, ohne daß die Vorstellung selbst sich als Reihe zeitlich succedierender Empfindungen darbietet und vor allem, ohne daß die Zeitgestalt des Ganzen auf der zeitlichen Ordnung der Vorstellungsteile beruhte; die Zeitgestalt bleibt so mit den anderen Empfindungen intensiv verbunden und ist niemals eine Form, welche die Empfindungen selbst erst verbindet.

Es bedarf nun keiner ausführlichen Darlegung, daß die Verhältnisse genau ebenso bei der räumlichen Gestaltqualität liegen. Ist hier doch die Möglichkeit, die Raumgestalt der Vorstellung auf eine wirklich räumliche Ordnung der Empfindungen zurückzuführen, durch die Auffassung des Psychischen als unräumlicher Vorgang von vornherein ausgeschlossen; denn unter der räumlichen Ordnung in diesem Sinne soll ja niemals die Lokalisation im Gehirn gemeint sein. Die räumliche Ordnung des psychischen Gebildes könnte also wieder nur eine uns ganz unbekannte besondere Art der Empfindungsverbindung sein, deren Eigenart es ist, dem Bewußtsein die Anschauung von der räumlichen Ordnung der Objektteile zu vermitteln. Wieder aber scheitert die Hypothese von der Existenz solcher unbekannten und unvorstellbaren Form an der Thatsache, daß jede Form dieser Art eine Zerlegung erlauben müßte, so daß die Verbindung zwischen einzelnen Teilen in der Verbindung sämtlicher Teile wirklich enthalten wäre. Davon ist aber wieder keine Rede.

In der psychischen Raumgestalt des Kreises ist nichts von den Halbkreisen, Viertelkreisen, Graden und Punkten enthalten, in die der physische Kreis zerlegt werden kann und die im Physischen daher auch wirklich enthalten sind. Wenn ich eine durch eine unregelmäßige Kurve begrenzte Fläche der physischen Welt behandle, so meine ich wirklich den Inhalt jedes einzigen Dreieckes, in das die Fläche geteilt werden kann, dabei mit eingeschlossen; wenn ich den seelischen Gestalteindruck solcher Fläche festhalte, so meine ich damit die eine charakteristische Gestalt, die mit einer etwaigen Reihe von Dreiecksgestalten niemals identisch ist und mit ihr nicht einmal

Ähnlichkeit hat. Die Raumgestalt ist somit wie die Zeitgestalt keine Verbindungsform, sondern ein Inhalt, der sich mit den übrigen Empfindungen nur intensiv, nicht extensiv verbindet. Dabei wirken nun aber auch hier die verschiedensten Faktoren zusammen, um das physische Raumverhältnis der Objektteile zu einander psychisch zu vertreten. Auch hier sind es vornehmlich Untervorstellungen, die sich mit besonderen Gestaltqualitäten für benachbarte Teilgruppen der Hauptvorstellung eingliedern, dann Übergangsempfindungen, die auch bei simultaner Apperzeption des Objektes zwischen den verschiedenen Teilen vermitteln, und Richtungswerte, welche sich auf die Einzelempfindungen so gut wie auf die Untervorstellungen beziehen. Unterschiede der Lebhaftigkeitswerte, die bei der Zeit so erheblichen Einfluß haben, fehlen beim Raum auch nicht, treten aber doch wohl zurück. Nehmen wir alles zusammen, so ist denn auch jede Vorstellung vom räumlichen Objekt nicht einfach eine Reihe von Empfindungen, deren jede einem unterscheidbaren Objektteil entspricht und die durch eine besondere psychische Raumform in Ordnung zusammengehalten werden, sondern die Vorstellung ist eine unendlich komplizierte Mannigfaltigkeit, die neben diesen den Objektteilen entsprechenden Einzelempfindungen eine Fülle von halbfertigen, an Lebhaftigkeit zurückstehenden, Untervorstellungen, sowie von Übergangsempfindungen, Gestaltqualitäten und Richtungswerten umfaßt, die alle keine andere Verbindung miteinander eingehen, als daß sie gemeinsam dem Bewußtsein zugehören.

Wenn sich so, im Gegensatz zu den geläufigen Anschauungen, jede Vorstellung von zeitlich-räumlichen Objekten als ein Gebilde von außerordentlich komplizierter Zusammensetzung erweist, so ist doch nun andererseits, solange wir von den Wertqualitäten absehen, kein Faktor in ihr enthalten, der nicht der Forderung entspricht, die wir an eine vollkommene Beschreibung stellen mußten. Die Hauptempfindungen wie die Übergangsempfindungen, die in Einzelempfindungen weiter zerlegbaren Halbvorstellungen wie die Gestaltqualitäten, alle lassen sich offenbar durchweg durch physikalische Objekte bestimmen, zu denen sie nicht in zufälliger empirischer Beziehung stehen, sondern mit denen sie in der noëtischen Beziehung sind, für das aktuelle Subjekt dieses Objekt zu bedeuten. Die Übergangsempfindungen weisen dabei auf das Verhältnis zweier Objekte, die Gestaltqualitäten auf die Lage und Succession vieler Objekte, die Halbvorstellungen auf engere im Objekt enthaltene Gruppen von Objekteilen, die Hauptempfindungen auf unterscheidbare Objekt-

faktoren, kurz in der Vorstellung kann jegliches objektive Element durch eine, von zufälligen empirischen Erfahrungen ganz unabhängige und völlig eindeutige Verknüpfung mit physischen Objekten fixiert und dadurch mitteilbar gemacht werden.

Die Beschreibung der Wahrnehmungsvorstellung repräsentiert somit den idealen Typus der psychologischen Beschreibung. Direkte Beschreibung des Psychischen, sahen wir, kann es aus Gründen, die im Wesen des Psychischen liegen, überhaupt nicht geben. Jede psychische Beschreibung muß indirekt vorgehen, indem sie das Psychische auf ein Physisches bezieht, das stets prinzipiell mitteilbar ist. Solche Beziehung bleibt unsicher und unzuverlässig, solange sie sich darauf stützt, daß in der Erfahrung ein bestimmter psychologischer Vorgang mit einem bestimmten physischen Prozeß der Außenwelt häufig verknüpft ist, sei es als Ursache, sei es als Wirkung. Die Beziehung wird aber sofort zu einer notwendigen, wenn die Verknüpfung aus der erkenntnistheoretisch-primären und somit vorpsychophysischen Erkenntnisbeziehung abgeleitet wird, die Vorstellung also zum Zweck der Beschreibung nicht mit dem Objekt verbunden wird, durch das sie unter gewissen außerkörperlichen und körperlichen Bedingungen hervorgerufen wird, sondern mit dem Objekt, das diese Vorstellung meint und bedeutet. Die Doppelheit von Ding und Vorstellung, mit der die Psychologie einsetzt, ist da noch einmal zu Gunsten der ursprünglichen Wirklichkeit aufgehoben. Diese Beziehung geht von der Vorstellung auf die Vorstellungselemente über; den Elementen entsprechen Objektfaktoren, welche in gleicher Weise von den Elementen, den Empfindungen, gewußt werden. Soweit wir auch die Vorstellung analysieren, jeder Teil läßt sich durch solche eindeutige Beziehung zum Physischen festhalten und mitteilbar machen. Jedes psychische Gebilde, das sich aus Vorstellungselementen zusammensetzt, und, wie die Vorstellung, diese Elemente in rein intensiver Mannigfaltigkeit zusammenhält, nicht extensiv sie in bestimmter Form aneinanderfügt, läßt sich also in derjenigen Weise beschreiben, die für die Psychologie das Ideal aller überhaupt möglichen Mitteilung darstellt. Nun steht es von vornherein fest, daß kein anderes psychisches Gebilde außer der Vorstellung eine solche Erkenntnisbeziehung auf physische Objekte besitzen kann, weder Gefühl noch Affekt, weder Trieb noch Wille. Wir nennen ja gerade den psychischen Vorgang, wenn er für die subjektivierende Auffassung den noëtischen Wert besitzt, eine Vorstellung. Eine eindeutige Beschreibung wäre für alle psychischen

Inhalte, die nicht Vorstellungen sind, somit ausgeschlossen, wenn nicht eine Möglichkeit noch erwogen werden könnte. Es wäre ja denkbar, daß diese Nichtvorstellungen sich aus Elementen zusammensetzten, die auch Vorstellungselemente sind. Wäre dieses der Fall, dann würden die Elemente der Affekte, des Willens, der Gefühle, insofern sie auch als Elemente in Vorstellungen eingehen können, von diesen die eindeutige Bestimmbarkeit ableiten und somit auch die Nichtvorstellungen ideal beschreibbar machen. Der Affekt wäre dann nicht etwa selbst eine Vorstellung, sondern ein Komplex, dessen Elemente auch Vorstellungselemente sein können, und als solche fixierbar sind, während sie als Affektelemente unfixierbar bleiben. Wir bezeichneten die Vorstellungselemente als Empfindungen; wir können somit sagen, daß Nichtvorstellungen nur soweit wissenschaftlich beschreibbar sind, als sie sich aus Empfindungen zusammensetzen.

5. Die Umformung in Empfindungen.

Es ist eine Aufgabe der Psychologie, eine wissenschaftliche Beschreibung der psychischen Inhalte zu liefern. Wir wissen jetzt: sie vermag es nur, soweit diese Inhalte sich aus Empfindungen zusammensetzen. Will die Psychologie ihre Aufgabe erfüllen, so muß sie mithin postulieren, daß es sich thatsächlich so verhält, auch die Nichtvorstellungen also aus Empfindungen bestehen. Diesem Postulat zu genügen, ist eine Reihe von Umformungen und Substitutionen nötig, welche diesen logischen Forderungen Genüge thun. Diese Umformungen bilden einen Hauptteil der psychologischen Arbeit unserer Zeit. Die Psychologie hat selbstverständlich sich nicht dessen bewußt zu bleiben, daß es sich thatsächlich um solche Umformungen für gewisse Zwecke handelt; sie hat wie jede Spezialwissenschaft die Voraussetzungen, unter denen allein die Lösung ihrer besonderen Aufgabe möglich ist, als thatsächlich vorhanden anzunehmen und nicht einzusehen, daß die Verwirklichung dieser Voraussetzungen erst durch ihre eigene Arbeit erfolgt. So setzt die Naturwissenschaft voraus, daß die Natur kausal erklärbar ist und während sie thatsächlich die Natur begrifflich erst so umformt, daß eine erklärbare Natur aus ihr wird, glaubt sie statt dessen nur vorhandene Kausalzusammenhänge aufzudecken. Genau so denkt und arbeitet die beschreibende Psychologie. Sie

kann ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn aller Bewußtseinsinhalt sich aus Elementen zusammensetzt, die auch in Vorstellungen eingehen können, also aus Empfindungen. Sie formt deshalb rastlos die psychischen Objekte begrifflich so um, daß sie zu Empfindungskomplexen werden und glaubt dabei, daß sie damit nur wirklich Vorhandenes durch ihre Analyse aufdeckt. In diesem Sinne ist die Psychologie heute emsiger denn je bei der Arbeit, und nicht ihr selbst, sondern der erkenntnistheoretischen Untersuchung über die allgemeinen psychologischen Prinzipien kommt es zu, die Richtung, in der sich die vorschreitende Psychologie bewegt, aus ihren letzten Zielen zu begreifen. Sie selbst muß bei dem Glauben bleiben, daß sie wirklich analysiert, statt einzusehen, daß sie thatsächlich umformt. Die Psychologie gäbe sich selbst verloren, wenn sie sich durch den Widerspruch des naiven Bewußtseins einschüchtern ließe; das wird natürlich nicht müde zu wiederholen, daß solch ein psychologischer Affekt, der sich aus Körperempfindungen aufbaut, oder solcher Wille, der aus Muskelempfindungen und ähnlichem sich zusammensetzt, keinen Gemütswert und keinen Willenswert habe und deshalb nicht der Wahrheit entspräche. Solcher Einwand gegen die neueren Auffassungen der Willenshandlung und Gemütsbewegung steht auf demselben Niveau wie eine Polemik gegen den physikalischen Atomismus, dem ja auch das Bedenken gegenübersteht, daß die Atome nicht farbig und tönend und duftend seien und somit nicht wahr sein können. Solange die Atome noch klingen und duften, hat der Physiker seine Aufgabe nicht erfüllt; erst wenn ihr Wirklichkeitsverhalten abgestreift, tritt die physikalische Wahrheit hervor. In gleicher Weise hat der psychologische Wille in der That nichts zu wollen. Das psychologische Bearbeitungsprodukt soll wahr aber nicht wirklich sein. Der psychologische Wille, der noch will, ist nicht besser als das physikalische Atom, das noch duftet und leuchtet.

Der Einwand der Philosophie nimmt auch nicht selten die Form, daß solche Auffassung des geistigen Lebens einseitiger Intellektualismus sei, insofern alle seelische Wirklichkeit nach dem Schema des Erkenntnisvorganges gedacht wird. Auch das trifft nicht zu. Ist der Intellektualismus im erkenntnistheoretischen Sinne gemeint, so kann die psychologische Selbststellungslehre ihm unmöglich verfallen, weil bereits die Vorstellungslehre nichts mit ihm zu thun hat. Wir haben immer wieder betont, daß das psychologische Subjekt durch die Vorstellung nichts weiß, sondern sie nur als Objekt hat; die

bloße Existenz der Vorstellung im Bewußtsein steht somit dem Intellektualismus nicht näher als dem Voluntarismus oder dem Emotionalismus, und wird der Wille nach dem Schema der Vorstellung konstituiert gedacht, so ist er zwar kein wirklicher Willensakt mehr, aber zum Wissenswert ist er dadurch auch nicht geworden. Ist dagegen nur die psychologische Kategorie gemeint, in dem Sinne, daß jetzt die Selbststellungen mit den Vorstellungen zusammen klassifiziert werden müssen, so ist das zum mindesten übertrieben. Sie sind insofern einander näher gerückt, als sie beide jetzt zur Gruppe derjenigen Objekte gehören, die aus Empfindungen zusammengefügt sind, die Scheidelinie zwischen Vorstellung und Selbststellung ist damit aber keineswegs verwischt. So wie der Nachweis, daß die organischen Körper aus denselben Elementen aufgebaut sind, die wir in der anorganischen Welt finden, durchaus nicht den Unterschied zwischen organischer und anorganischer Substanz aufhebt, so macht der Nachweis, daß etwa in den Willen kein Element eingeht, das nicht auch mögliches Element von Wahrnehmungsvorstellungen ist, den Willen in keiner Weise zur Vorstellung. Das gilt um so mehr, als wir ja von der Empfindung nicht verlangten, daß sie isoliert werden könne, sondern nur daß sie in der Verbindung unter geeigneten Bedingungen wiedererkannt werden könne. Elemente, die überhaupt nicht außerhalb von Verbindungen existieren, mögen somit sehr wohl in verschiedene Verbindungen eingehen, denen als Gesamtheiten nichts gemeinsam ist und zu deren Gesamtgestalt das gleiche Element Beiträge von ganz verschiedener Bedeutung liefert. Dasselbe Element übernimmt gewissermaßen verschiedene Funktionen, so wie etwa im optischen Bilde der Schrift dieselbe Rundung neben Ziffern eine Null, neben anderen Buchstaben den Vokal O bedeutet oder wie derselbe horizontale Strich zwischen den Worten eine Trennung, unter dem Wort eine Hervorhebung empfinden läßt. In beiden Fällen ist der Strich nicht das, was er isoliert wäre; als geometrische Linie kommt er nicht in Frage, die getrennten und die unterstrichenen Worte wirken jedesmal als Ganzes, zu dem der Strich ganz ungleiche Beiträge liefert.

Die Beschreibung des Seelischen durch Beziehung auf das Physische wird auch nicht selten dadurch herabgesetzt, daß man den eigentlich beschreibenden Charakter solcher Umarbeitung bestreitet. Selbst wenn die Beziehung Kausalbedeutung hätte, würde doch, sagt man, nur eine Angabe der Bedingungen vorliegen, unter denen das Psychische auftritt, nicht eine Beschreibung des Psychischen selbst.

Gewiß können wir den Schlaf nicht einfach dadurch beschreiben, daß wir feststellen, daß er nach Chloralhydrat auftritt. Was gewinnen wir also, wenn wir die Furcht oder Freude auf Physisches beziehen? Aber hier ist der Kernpunkt übersehen. Wenn unser geistiges Leben immer nur Neues und Neues mit sich brächte, so daß kein Element je wiederkehrte oder richtiger, kein Element je wiedererkennbar wäre, dann würde es in der That weder für die Beschreibung noch für die Erklärung auch nur den geringsten Zuwachs an Erkenntnis liefern, wenn wir die psychischen Vorgänge auf physische Prozesse beziehen. Die Beschreibung, wenn sie überhaupt als Aufgabe bestehen bliebe, wäre allerdings auch dann noch auf diese Verkoppelung von unmitteilbarer Vorstellung und mitteilbarem Vorgestellten nach wie vor angewiesen, aber diese Verkoppelung würde nur so weit in Frage kommen, als sie mit dem Erkenntnisakt selbst schon gesetzt ist; eine besondere psychologische Untersuchung und Bearbeitung wäre überflüssig und unmöglich. Unser geistiges Leben entspricht aber dieser Voraussetzung keineswegs; die Sprache unserer Seele begnügt sich mit einem kurzen Alphabet, dessen Buchstaben in unzähligen Verbindungen zusammentreten. Wir können im psychischen Geschehen die Elemente wiedererkennen und so das Komplexe als identisch mit der Summe bekannter Elemente anerkennen. Gelingt uns das und können wir nun jedes Element durch Beziehung auf ein Physisches fixieren, so werden wir zwar kein einzelnes Element, wohl aber die Zusammensetzung des Ganzen wirklich beschreiben. Beziehen wir Furcht oder Freude als ein Ganzes auf physische Vorgänge, die es verursachten, so ist damit keine psychologische Arbeit verrichtet, sondern nur jenes für den praktischen Verkehr ausreichende vorpsychologische Minimum gethan, das notwendig ist, um überhaupt mitzuteilen, von welchem Seelenzustand die Rede sein soll. Gelingt es uns aber diese Affekte in eine Reihe von Elementen aufzulösen, deren jedes einzelne uns als Element von Vorstellungen bekannt ist und so durch Beziehung auf einen Objektfaktor festgehalten werden kann, so haben wir wirklich etwas Neues für die Beschreibung jener Affekte gewonnen.

Das schließt natürlich in keiner Weise aus, daß auch im Rahmen der Psychologie häufig an die Stelle solcher wirklichen Beschreibung Hilfsmittel der praktischen Mitteilung treten können, welche diese direkte Beziehung auf das Physische ganz entbehren. Der Seeleninhalt wird dann nicht aus seinen Elementen verstanden, sondern

etwa aus dem gesamten seelischen Zusammenhang, in den er sich einfügt oder aus den Anregungen, die er einschließt, und den Werten, die er mit sich bringt. Statt der Beschreibung erhalten wir eine Bestimmung, die für das Ganze als Ganzes gültig ist und daher statt der Aufzählung meist Andeutungen von suggestiver Kraft vorziehen wird. Besonders wenn der Psychologe bei den verwickelteren seelischen Vorgängen verweilt, wird er gar kein Interesse haben, die relativ konstanten Einheiten, mit denen er arbeitet, fortdauernd weiter in ihre Elemente aufzulösen, und die zartesten seelischen Gebilde würden dabei auch nicht selten den groben Kategorien der im Anfang stehenden Psychologie praktisch fast unerreichbar erscheinen. Da wird ein fein abgetöntes Wort, das gerade die gewollte Stimmung eindrucksvoll mitklingen läßt, sicherlich oft viel zweckmäßiger sein als die Aufzählung der Elemente. Wir verargen es ja auch dem Zoologen nicht, wenn er den farbenschillernden Schmetterlingflügel nicht in der Sprache der Physik durch Angabe der Ätherwellen beschreibt, die von den einzelnen Punkten ausgehen, sondern mit zusammenfassenden allgemeinen Ausdrücken sich an die Phantasie des Lesers wendet. Wir müssen uns nur klar sein, daß solche andeutenden und anregenden Suggestionen in der Psychologie, streng genommen, Hilfsmittel der subjektivierenden Wissenschaft sind und daher prinzipiell unpsychologisch. So wie die psychologische Analyse fortdauernd unerläßliches Hilfsmittel für die historische Darstellung ist, so wird auch die biographische subjektivierende Auffassung mithin nicht selten der kürzeste Weg zur psychologischen Analyse der wirklichen Gebilde bleiben. Aber nur dadurch, daß sie das unübersehbar Komplizierte in verhältnismäßig bekanntere Bestandteile auflösen, nicht dadurch, daß sie dieses Bekanntere mit so überwältigender Kraft unserer Seele aufzwingen, dürfen Nietzsches Aphorismen oder Brownings Monologe oder Ibsens Dialoge in gewissem Sinne zur Psychologie gerechnet werden. Die Mitteilung selbst ist die des Subjektivisten, sie drängt daher auch naturgemäß zu Formen, die der begrifflichen Beschreibung am fernsten stehen, abgerissene Sätze, Interjektionen, Stimmungstöne; psychologische Beschreibung ist das nicht. Solange die Psychologie mit Bewußtsein die künstlerische Anschauung zu Hilfe ruft, um ihre eigenen Zwecke leichter zu erreichen, wird das auch keinerlei Bedenken unterliegen; wenn die Psychologie aber sich dem Wahn hingiebt, daß solche subjektivistische Wiedergabe, die das Ganze in seinem Sinn und seinen Werten meint und sich nicht um die Elemente kümmert,

jemals zum Selbstzweck der Psychologie werden kann oder gar eine höhere Gattung Psychologie darstellt, dann ist die Gefahr des Rückschrittes bedenklich nahe. Wir mögen uns dem Reiz intimer Seelenmalerei willig hingeben und mögen mit ihr schneller zu unseren verwickelteren Problemen kommen als mit dem schwerfälligen Hilfsmittel der physiologischen Psychologie. Der Zoologe darf aber nie vergessen, daß auch die duftigsten Schmetterlingsflügel vom Standpunkt der Naturwissenschaft ein physikalisches Objekt darstellen, das eine vollständige wirkliche Beschreibung nicht in den Worten des Dichters, sondern in den Ziffern des Physikers findet und an dem unmöglich auch nur ein einziger Farbenton schimmert, der prinzipiell der atomistischen Beschreibung unzugänglich ist. So soll auch der Psychologe nie aus den Augen verlieren, daß auch die zarteste Stimmung, die durch die Seele zittert, psychologisch aus Elementen besteht, deren jedes als Element möglicher Objektvorstellungen durch seine Beziehung zum physikalischen Objekt prinzipiell fixiert und so das Ganze aus dem Zusammentritt der Elemente beschrieben werden kann, ja daß nur eine solche Beschreibung wirklich auf dem Wege der Psychologie liegt.

Die Beschreibung der einzelnen seelischen Gebilde nun wirklich nach diesem Prinzip auszuführen, kommt natürlich nicht unserer allgemeinpsychologischen Betrachtung zu; es ist die wesentlichste Aufgabe der speziellen Psychologie und liegt somit außerhalb unserer Grenzen. Daß die Psychologie seit LOCKE und CONDILLAC und HERBART und WUNDT dieser Aufgabe immer näher rückt, ist zweifellos; daß sie noch keinen Teil dieser Aufgabe vollständig gelöst, steht noch sicherer fest. In der Naturwissenschaft hat sich die Mannigfaltigkeit der möglichen Beschreibungsarten längst in ein logisch abgestuftes System geordnet, in welchem etwa Biologie, Chemie, Physik, Mechanik durchaus nicht koordiniert dastehen. Die physiologische Beschreibung eines Objektes bleibt an sich wertvoll, aber sie ist der physikalischen oder gar der atomistisch-mechanischen vom Standpunkt der idealen Naturwissenschaft niemals gleichwertig. Die Naturwissenschaften sind sich dieser Hierarchie der Methoden wohl bewußt; das Prinzip der mechanischen Beschreibung bleibt ihnen stets das grundsätzliche Endziel. Die Psychologie künftiger Zeiten wird voraussichtlich dieselbe methodologische Klärung erreichen und somit ihre verschiedenen Beschreibungen auch logisch abstufen, derart, daß auf der einen Stufe stets als Einheit anerkannt wird, was auf der nächsthöheren Stufe zum Objekt auflösender Be-

arbeitung gemacht wird. Die psychologischen Beschreibungen, die methodologisch nur etwa den botanischbiologischen Beschreibungen gleichstehen, werden sich dann klar abheben von denjenigen, die methodologisch der physikalischen Betrachtung gleichwertig sind. Die atomisierende Elementarbeschreibung wird dann, genau wie in der Physik, das Endziel der psychologischen Wissenschaften bilden, und, während heute die meisten Psychologien sich mit einer Art Botanik des Seelischen zufrieden geben, wird dann die Mechanik des Seelischen als prinzipielles Ziel dem ganzen psychologischen Wissenschaftsbetrieb die Richtung geben.

Sobald wir an die Beschreibung der psychischen Vorgänge praktisch herantreten wollten, würden wir freilich sofort empfinden, daß wir unter einem hinderlichen künstlichen Zwange stehen, solange wir die Beschreibung völlig von den logischen Postulaten der Mitteilung abhängig machen und nicht auch von denen der Erklärung. Wir hatten hier ja, um die Prinzipien klar zu sondern, zunächst einmal von der Beschreibung, wie sie aus der Erkenntnis des Zusammenhanges hervorgeht, vollkommen abstrahieren wollen, und alles aus dem Verlangen nach Mitteilung abgeleitet. Es wird dadurch notwendig in eine kaum übersehbare Reihe von Einzelheiten aufgelöst, was sich unter dem Gesichtspunkt des Zusammenhanges vielleicht einfach übersehen ließe. Die psychologischen Begriffe, mit denen die Sprache des gewöhnlichen Lebens arbeitet, beziehen sich ja fast durchweg auf Gruppen psychischer Elemente, die sich nicht durch ihr bloßes Zusammensein, sondern durch ihren Zusammenhang als Einheiten darstellen. Die Psychologie mag diesen Zusammenhang als rein seelische Funktion oder als psychophysische Kausalbeziehung oder sonstwie auffassen, jedenfalls würde sie praktisch vor unüberwindbaren Schwierigkeiten stehen, wenn sie die ganze Bearbeitung des Seelenlebens ohne jede Rücksicht auf mögliche Erklärung des Zusammenhanges vornehmen wollte. Die logisch ablösbare Aufgabe der psychologischen Beschreibung vermittels der für die Mitteilungszwecke herausgearbeiteten Empfindungen wird sich für die Zwecke der speziellen Untersuchung somit praktisch stets mit der anderen Aufgabe verbinden, den Zusammenhang der Elemente im einzelnen Fall zu erklären; für uns hier kann es sich daher nur darum handeln, die Methode, mittels derer die Postulate der Mitteilbarkeit sich bei der Umformung des Psychischen geltend machen, in ihrer allgemeinen Richtung zu verdeutlichen; die wirkliche Beschreibung der psychischen Vorgänge, die eben stets auch

die Rücksicht auf die Erklärung einschließen muß, bleibt somit selbstverständlich dem speziellen Teile dieses Buches, der von den psychologischen Thatsachen handelt, vorbehalten.

6. Vorstellungen und Zustände.

Wir hatten bisher den Weg nur für die Beschreibung der Gegenstandseindrücke verfolgt, mit besonderer Rücksicht auf ihre räumlichen und zeitlichen Formen. Wir hatten dabei dasjenige Gebilde vor uns, das für die ideale psychologische Beschreibung, wie wir sahen, den vorbildlichen Typus darstellt. Wenn wir es als Wahrnehmungsvorstellung bezeichneten, so müssen wir freilich hinzufügen, daß unsere normale Wahrnehmung damit doch nur nach ihrer einen Seite vollständig dargestellt wurde; wir sprachen nur von dem sinnlichen, nicht vom apperceptiven Gehalt der Wahrnehmung. Wir schilderten die Eindrücke so, wie sie dem seelenblinden oder seelentauben Patienten gegeben sind. Auch solch ein Kranker nimmt die äußeren Eindrücke in ihrer qualitativen und intensiven, in ihrer räumlichen und zeitlichen Ordnung auf, und die ganze Reihe der Halbvorstellungen und Teilvorstellungen, der Lebhaftigkeitswerte und Abklingungen muß auch in ihm gegenwärtig sein. Das, was seine Wahrnehmung so viel ärmer macht, ist bekanntlich seine Unfähigkeit, die Eindrücke als bekannt aufzufassen und in das System früherer Erlebnisse einzuordnen; die Unmöglichkeit, das System der Wollungen dem Eindruck anzupassen, ist damit notwendig verbunden. Wir stehen hier nun freilich vor einer doppelten Schwierigkeit; einerseits fehlen der mitteilenden Psychologie die geeigneten Ausdrücke, andererseits soll sie vorläufig auf alle die Ergänzungen verzichten, welche im Dienst der Erklärung dem Bewußtseinsinhalt hinzugefügt werden. Jeder Versuch der Beschreibung erscheint hier so unbeholfen, solange die Systeme der Untervorstellungen, Halbvorstellungen und Empfindungsbruchteile keine terminologische Fixierung gewonnen haben. Jenes Einordnen meint ja nicht die volle Association einer ganzen sprachlichen Begriffsvorstellung, das Bekanntheitsgefühl meint in gleicher Weise nicht den ganzen seelischen Affekt des Wiedererkennens und noch weniger die Neuerweckung vollständiger Erinnerungsreihen, und die Umschaltung unserer Willensanregungen meint ja keinenfalls ein bewußtes Formulieren von Entschlüssen oder ein Gestalten

fertiger Impulse. Die Erinnerungen, die Begriffe, die Affekte, die Entschlüsse ließen sich sauber in ihre Empfindungselemente zerlegen; statt dessen aber ist alles nur in Andeutungen vertreten, in Elementen, die isoliert vielleicht nie auftreten und nun sich aus den gewohnten Verbindungen herauslösen, um sich an die Wahrnehmung als Nuance und Stimmungston anzulagern. Vor allem gehört nun aber zur Wahrnehmung auch die Umschaltung in unseren inneren Handlungsvorbereitungen, und gerade davon läßt sich nichts unmittelbar im beschreibbaren Bewußtseinsinhalt aufweisen; die sich thatsächlich anfügenden Inhalte, Handlungswahrnehmungen oder Vorstellungsbewegungen, mögen diesen Einfluß bekunden, aber erst durch den Kontrast mit anderen Handlungsmöglichkeiten würde die Umstimmung selbst beschreibbar werden, und diese Möglichkeiten existieren als solche natürlich nicht im Bewußtsein. Sobald die Beschreibung durch Erklärung vertieft wird und so die Betrachtung auf nichtpsychische, etwa gehirnphysiologische Vorgänge, übergreifen kann, so mag es leicht sein, diese ganze Umschaltung als einheitlichen Zusammenhang darzustellen; dann kann sie etwa in die motorischen Dispositionen des Gehirnes verlegt werden und dadurch können Faktoren der Beschreibung dienstbar gemacht werden, die unter dem Gesichtspunkt der bloßen Mitteilung des Bewußtseinsinhaltes gar nicht in Frage kommen könnten. Von einer Vollständigkeit der Beschreibung kann also erst dann die Rede sein, sobald der psychische Zusammenhang untersucht ist und somit festgestellt ist, ob die Erklärung auch Rücksichtnahme auf andere Faktoren als die Bewußtseinsinhalte verlangt. Das aber ist klar, daß, soweit wir da Bewußtseinsinhalte aufzuzählen hatten, die Fixierung wegen unzureichender Terminologie recht schwierig und die Abrechnung im einzelnen Falle recht lang sein mag, thatsächlich aber nichts vorliegt, das nicht selbst wieder nach Art von Gegenstandseindrücken prinzipiell bestimmbar sein kann.

Gehen wir weiter, so bietet schon die *Erinnerungsvorstellung* eine Reihe neuer Schwierigkeiten zugleich mit allen alten der Wahrnehmung. Hier sind im Vordergrund die Abstufungen der Lebhaftigkeitswerte, deren Fixierung, im Sinne der beschreibenden Beziehung auf physische Objekte, nun überhaupt nicht mehr durch bloßen Hinweis auf ein einzelnes Objekt erfolgen kann, sondern nur durch Hinweis auf das beschreibbare physische *Verhältnis des handelnden physischen Menschen zum Objekte.* Neben

den Werten der Objektempfindungen kommen dann die Vergangenheitsgefühle in Betracht, die das Objekt umsäumen, aber selbst wieder sich aus mannigfaltigen Elementen zusammenweben; schließlich die räumlichen und zeitlichen Verschiebungen, die um so komplizierter sind, als direktes und indirektes Raum- und Zeitbewußtsein ineinander arbeiten und wir bald associativ das Gedächtnisobjekt als ganzes räumlich-zeitlich auf einmal überschauen, bald, in verkürzter Reproduktion des Wahrnehmungsaktes, von einem Teil zum anderen in Raum und Zeit übergehen. Daß das Gedächtnisbild durchaus nicht irgend einer wirklichen Wahrnehmung korrespondiert, bietet für die Beziehung auf das physische Objekt keine neue prinzipielle Schwierigkeit, denn es kommt natürlich für die Beschreibung des Erinnerungsbildes nicht dasjenige Objekt in Frage, das bei der früheren Wahrnehmung wirklich die Sinnesorgane reizte, sondern dasjenige Objekt, das *in der gegenwärtigen Erinnerung* gedacht wird. Es mag sich durch Verluste oder durch Ergänzungen von der ursprünglichen Wahrnehmung unterscheiden, nicht diese Wahrnehmung, sondern die Beschaffenheit des wirklich im Bewußtsein Vorhandenen hat als das Objekt der Beschreibung zu gelten. Wer die Landschaft sich ohne Farben zurückruft, darf die Beschreibung nur auf eine nirgends existierende weißschwarze Landschaft beziehen. Auch die größten Lücken und Hinzufügungen ändern nichts daran, daß jedes Element auf einen einzelnen Faktor möglicher physischer Objekte bezogen werden kann, wenn auch die so entstehende Kombination physischer Objekte niemals gegeben war oder selbst niemals gegeben sein könnte. Auch dann tritt prinzipiell nichts Neues ein, wenn die Lücken des Gedächtnisbildes sich auf die optischen, akustischen und taktuellen Empfindungen erstrecken und so im Bewußtsein in erster Reihe Bewegungsempfindungen, Spannungsempfindungen, Widerstandsempfindungen und ähnliche zurückbleiben, wie es beim motorischen Erinnerungstypus häufig ist. Wenn die Beschreibung dabei des kurzen Ausdrucks halber von Muskelempfindungen spricht, so darf das keinenfalls so mißverstanden werden, als handele es sich um Empfindungen, deren periphere Sinnesquelle im Muskel entspringt. Die Frage, ob solche Empfindungen ihr Sinnesorgan im Muskel oder im Gelenk oder in der Sehne oder sonstwo haben, mag für die Erklärung in Betracht kommen; für die Beschreibung existiert sie so wenig, wie die Beziehung der Tonempfindung auf das Cortische Organ. *Muskelempfindung* bedeutet also dann nur diejenige Empfindung, die in der Wahrnehmungs-

vorstellung der Muskelthätigkeit wiedererkannt werden kann und somit durch Beziehung auf den thätigen Muskel als vorgestelltes Objekt, nicht als Empfindungsursache, beschrieben werden kann. Andere physische Objekte, in deren Wahrnehmung dieselbe Empfindung als Element eingeht, können somit ebenso gut zur Beschreibung herangezogen werden, etwa die Distanz des räumlichen Gegenstandes, den wir durch die Muskelkontraktion abmessen. Vom Standpunkt der Beschreibung schließlich werden wir gar keinen Grund haben, die einzelnen Elemente als reproduzierte Empfindungen anzuerkennen; als reproduziert gelten sie nur für die Zwecke der Erklärung. In dem zu beschreibenden psychischen Element liegt kein Anlaß, dasselbe als Erneuerung früherer Elemente zu charakterisieren. In der Hallucination und Illusion, dem Traum und dem Phantasiespiel sind die Elemente vom Standpunkt der erklärenden Psychologie ebenfalls reproduziert, ohne als Erinnerungen zu gelten, andererseits können neue Elementgruppen mit dem Gefühl auftreten, Erinnerungen zu sein. Erst die Untersuchung des Zusammenhanges kann entscheiden, ob der gegenwärtige Inhalt objektiv schon früher vorhanden war; zu seiner Beschreibung kann das prinzipiell nichts Neues beitragen.

Alles dieses muß in gleicher Weise für die Phantasievorstellung gelten. Vor allem wird die Beschreibung des Phantasieproduktes keinenfalls dadurch berührt, daß kein wirkliches physisches Objekt der inneren Anschauung entspricht. Auch die lebhafteste Einbildungskraft kann keine Märchenwelt gestalten, die so beschaffen wäre, daß ihre Elemente sich prinzipiell nicht unter die Kategorien der physischen Dinge bringen ließen. Die Aufgabe, solch erträumtes Ding erschöpfend naturwissenschaftlich zu beschreiben, mag schwierig sein; aber die Schwierigkeit beeinträchtigt nicht das Prinzip; ein jegliches Luftschloß hat seine Architektur. Freilich wird auch hier die Beschreibung wieder sich nicht auf die Qualitäten der Art und Stärke beschränken dürfen, sondern die Lebhaftigkeit vor allem berücksichtigen müssen. So wenig wie die Unwirklichkeit des Objekts wird auch die Unbeständigkeit der Vorstellung die Aufgabe zur unlösbaren umwandeln, wenn auch der bunte Wechsel der Phantasiegestalten immer neue Hindernisse für die Beschreibung auftürmen wird; erst die Einsicht in den Zusammenhang kann alle diese Hindernisse leicht beseitigen.

Noch komplizierter schließlich mag die Beschreibung der Allgemeinvorstellung oder irgend eines Begriffs sich gestalten. Das,

was logisch am festesten steht, mag psychologisch schwankender erscheinen als irgend ein anderes Seelengebilde. Kein Zweifel, daß ein Begriff, der für hundert Personen genau das Gleiche bedeutet, in hundertfacher Form in ihrem Bewußtsein vertreten sein kann. Dabei muß bekanntlich die Mannigfaltigkeit durchaus nicht von der zufälligen Vielheit der Einzelobjekte herstammen; gewiß mag das Wort Haus oder Tier die Erinnerung an andere und andere Geschöpfe und Gebäude erwecken, aber die Übereinstimmung ist auch dann nicht wesentlich größer, wenn dieser Anlaß zur Verschiedenheit wegfällt. Vollzieht sich doch in der gewöhnlichen Rede und Lektüre die Funktion des Begriffs meisthin, ohne daß überhaupt stellvertretende Einzelbilder sich an die optischen und akustischen Wahrnehmungen anreihen, und trotzdem wird uns das Wort, das wir verstehen, so viel mehr als der bloße Laut einer unverstandenen Sprache. Was hinzutritt, ist eben wieder vor allem die Umschaltung der ferneren psychischen Reihen, eine Umschaltung, die für die bloße Beschreibung der Elemente sich als eine schwer übersehbare Mannigfaltigkeit von Associationen und vorgestellten Bewegungsempfindungen und Impulsgefühlen darstellt. Die Begriffe Haus und Dreieck stehen aber in unserem Bewußtseinsinhalt nicht prinzipiell anders da als Liebe oder Dogma oder Differentialrechnung oder schließlich als ein Aber und Wenn und Oder und Dennoch. Die groben Kategorien der akustischen, visuellen und motorischen Typen können da natürlich nur allgemeine Richtungen andeuten; innerhalb jeder dieser Typen kann jedes Wort in unzählbarer Menge zufälliger Verschiedenheiten vertreten sein. Gleichviel aber ob Associationen oder Impulse, Ausfallserscheinungen oder Körperempfindungen das sinnliche Wortbild umsäumen, jedes einzige Gebilde muß sich nach dem Schema der Vorstellungsanalyse beschreiben lassen, und auch das verschwommenste Erinnerungsbild und das unbestimmteste Erwägen muß sich in Bezug auf seine Elemente durch Beziehung auf Physisches so festhalten lassen, daß es theoretisch jederzeit rekonstruiert werden kann. Die Möglichkeit begrifflich bestimmter Rekonstruktion bedeutet deshalb natürlich noch nicht, daß es durch die Beschreibung wirklich in einem anderen Bewußtsein gerade in dieser Kombination vollständig wachgerufen werden kann, da jedes Element in dem fremden Bewußtsein die ihm dort zugeordneten Associationen und Hemmungen auslösen und so die getreue Reproduktion vereiteln mag. Wir fordern nur, daß die psychologische Repräsentation des Begriffes vermöge der Begriffe vom Physischen begrifflich fixiert werden kann; die

psychologische Repräsentation dieser festen Begriffe muß selbst natürlich wieder individuell und schwankend sein.

Von hier führt nun der Weg zur Beschreibung der komplizierteren Gebilde, die ein Satz oder eine Rede im Auffassenden hervorruft. Sehen wir vorläufig von allen Akten der Stellungnahme, von Gefühlen und Wollungen, dabei ab und vergegenwärtigen wir uns lediglich die Bewußtseinsvertretung des Gedankenganges. Jedes Wort, das im Satze vorkommt, stellte sich als eine Wahrnehmung dar, die von zahlreichen mittönenden und nachtönenden Empfindungen der verschiedensten Arten und Lebhaftigkeiten begleitet ist. Es wäre völlig verkehrt, die Wirkung des Satzes einfach als die Summe der Wirkungen zu beschreiben, die von den einzelnen Worten ausgehen. Der Satz enthält zunächst weniger als jene Summe, da die Nachwirkungen der Worte zum Teil gerade darin bestehen, die mitklingenden Elemente in den folgenden Worten auszulöschen; im Satzgefüge löst das einzelne Wort durchaus nicht mehr alle Wirkungen aus, die vom isolierten Wortbild ausgehen könnten; die Konstellation der Worte hat Hemmungen bedingt, die als solche der Beschreibung sich entziehen und erst bei der Erklärung zur Untersuchung kommen, die sich aber für die Beschreibung mittelbar geltend machen. Um ein grobes Beispiel anzuführen: ein Wort mit Doppelsinn mag isoliert beide Bedeutungen anklingen lassen, in der Rede, wenn sie nicht bewußt den Doppelsinn ausnutzt, haben die vorangehenden Worte alles daraufhin vorbereitet, daß nur die eine Associationsreihe sich an das Wort anlehnt, die andere nicht etwa erst unterdrückt wird, sondern gar nicht auftaucht. Vor allem ist nun aber andererseits psychisch der Satz unendlich reicher als die Summe der Worte, so viel reicher als in unserem früheren Beispiel die Vorstellung von fünf succedierenden Tönen reicher war als die Summe der fünf einzelnen Tonempfindungen. Auf höherem Niveau wiederholen sich hier in der That dieselben Verhältnisse. Zunächst ergeben sich auch hier aus dem Zusammenwirken benachbarter Worte engere Gruppen, die als Halbvorstellungen in das Ganze eingehen. Dann muß auch hier bei jedem Wort, welches den Lebhaftigkeitswert der direkten Wahrnehmung erreicht, die ganze Reihe der physisch vorangehenden Worte in abklingenden Lebhaftigkeitswerten im Bewußtsein vertreten sein. Jedem Wort entspricht also eine bestimmte Kombination von Wahrnehmungen und psychischen Nachbildern und diese bestimmte Kombination wird, sobald das nächste Wort erreicht ist, stets selbst zum Erinnerungsbild, so daß beim

Abschluß des Ganzen in der Vorstellung des vollendeten Satzes die ganze Reihe dieser Erinnerungsbilder mit abnehmender Lebhaftigkeit auf einmal gegenwärtig sein muß. Dazu kommen des weiteren die Erwartungs- und Erinnerungs-, Spannungs- und Entspannungsgefühle, die den Übergang von Wort zu Wort begleiten, außerdem die Associationen und Impulsgefühle, die jedes einzelne Wort an sich charakterisieren, und nun vor allem die Impulse und Begleitvorstellungen, die aus der gesamten Konstellation der Worte entspringen. Der ganze Satz existiert so im Bewußtsein als eine zeitlose Qualitätenmannigfaltigkeit, die in Hunderttausende von Elementen zu zerlegen wäre, wenn jede Teilvorstellung, jedes abklingende Erinnerungsbild, jedes Übergangsgefühl und jedes Impulssystem, das in das Ganze eingeht, wirklich in die Empfindungsbestandteile aufgelöst würde. Jedes dieser Elemente muß sich prinzipiell durch Beziehung auf einen physischen Objektfaktor fixieren lassen und wären alle in den bestimmten Lebhaftigkeitswerten in einem Bewußtsein zusammen vorhanden, so würden sie — gleichviel ob sie objektiv dort den millionsten Teil einer Sekunde oder ein Jahrhundert verharren — doch stets den ganzen Satz und zwar als einen psychisch soeben gehörten oder gelesenen und nun beendeten und verstandenen wiedergeben. Würden diese psychischen Elemente dagegen in beliebig schnellem Ablauf einander zeitlich folgen, ohne Erinnerungsspuren zu hinterlassen, so daß niemals alle gleichzeitig im Bewußtsein sind, so würde etwas ganz Neues, aber nicht der Satz da sein. Daß solche Analyse nicht mit den Hilfsmitteln derjenigen Psychologie durchzuführen ist, die im Bewußtseinsinhalt nur den Abdruck äußerer Wahrnehmungen beachtet, versteht sich von selbst. Es wäre leichter, mit der Zange des Hufschmiedes die Netzhaut in ihre nervösen Elemente zu zerlegen, als mit den Kategorièn solcher für die Sinnesvorstellungen allein zugeschnittenen populären Psychologie das Seelengebilde einer Satzvorstellung in ihre Teile aufzulösen. Was wir so beim Satze finden, kompliziert sich nun unübersehbar bei einer Rede, bei einem Buch, bei einer ganzen Wissenschaft; prinzipiell Unfixierbares kann es aber auch da nicht geben und auch da muß sich die gesamte Bewußtseinsvertretung als eine zeitlose Qualitätenvielheit bestimmen lassen.

Wir gingen von der Gegenstandswahrnehmung aus und kamen von ihr zur Erinnerung und Phantasie und schließlich zum Begriff und Gedanken. Wir können von der Gegenstandswahrnehmung aus auch eine andere Richtung einschlagen, und zwar diejenige zur

Zustandswahrnehmung hin; sie führt weiter zum Gefühl, zum Affekt, zum Willen, zur Persönlichkeit. Der Übergang vom Gegenstandsbewußtsein zum Zustandsbewußtsein bedeutet nun aber psychologisch durchaus nicht die Wendung zu einem prinzipiell Neuen und fällt vor allem durchaus nicht zusammen mit dem Übergang von der Vorstellung zur Selbststellung. Wir erkannten das letztere Begriffspaar als einen erkenntnistheoretischen Gegensatz: die Stellungnahme des wirklichen Subjekts auf der einen Seite, das Objekt der Stellungnahme auf der anderen Seite. In dem, was die Sprache gemeinhin unter dem Sammelnamen Gefühl zusammenfaßt, ist beides vereinigt und zwar nicht nur in dem Sinne, daß Vorgänge beider Art zu den Gefühlen gerechnet werden, sondern vor allem so, daß im einzelnen Gefühl, z. B. im Unbehagen, im Schmerz, im Wohlgefühl, in der Wollust, jedesmal beide Faktoren verbunden sind. Psychologisch müssen wir da auf saubere Trennung achten. Die Stellungnahme des Widerstrebens und der störende sinnliche Inhalt verbinden sich etwa im Schmerz aufs engste, aber dasselbe Widerstreben kann einem anderen sinnlichen Inhalt, etwa einer widrigen Geruchsempfindung, gelten, und derselbe Inhalt kann unter besonderen Bedingungen gleichgültig hingenommen werden. Unter einem Zustand haben wir denjenigen Gefühlsfaktor zu verstehen, der Objekt der Stellungnahme ist, nicht diese Stellungnahme selbst. Kopfschmerz und Atemnot und Durst enthalten erstens verschiedene Zustände, denen in gleicher Art widerstrebt werden mag, und enthalten zugleich dieses Widerstreben, das Unlustelement, selbst. Alle diese Zustände unterscheiden sich nun von anderen Objekten der Selbststellung dadurch, daß sie als Eigenschaften der eigenen Persönlichkeit aufgefaßt werden. Aber das Ich, dem sie zugehören, ist selbstverständlich das objektivierte Ich, nicht das ursprüngliche wollende Ich. Die Zustände sind also Eigenschaften des Ichgegenstandes, psychologisch somit Elemente der Ichwahrnehmung.

Nun giebt es keine prinzipielle Verschiedenheit zwischen der Wahrnehmung der eigenen Persönlichkeit und der Wahrnehmung anderer Objekte, und in gleicher Weise kann es keine Grenze zwischen den Eindrücken der Gegenstandsqualitäten und den eigenen Zustandsgefühlen geben. Die Summe von Empfindungen, durch die wir unseren Arm und Fuß optisch wahrnehmen, gleicht ihrer Konstitution nach völlig den Eindrücken, die wir von Tisch und Stuhl haben. Die optische Wahrnehmung unserer Glieder ist nun aber wieder nicht prinzipiell verschieden von der taktuellen, und der aus Tast-

empfindungen gewonnene Inhalt verändert sich wiederum nicht, wenn sich Muskel- und Gelenk- und Sehnenempfindungen dazu gesellen. Solche Spannungs- und Druckempfindungen unserer Glieder haben nun aber gemeinhin für uns viel eher Zustands- als Gegenstandscharakter. Das beurteilende Ich identifiziert sich mit dem beurteilten physischen Ich und faßt den sinnlich empfundenen Körperteil nicht als Gegenstand unter Gegenständen, seine Eigenschaften nicht als sinnliche Qualitäten auf, sondern nimmt sie als Leidensformen oder Thätigkeitsformen des Ichs selber.

Es läßt sich daher fast jeder Zustand, sobald wir nur von den nichtzustandsartigen Strebensfaktoren der Gefühle abstrahieren, vermöge von Associationen auch für das direkte Erleben in eine Gegenstandswahrnehmung umwandeln. Die Associationen sind nötig, um die aufgefaßte Empfindungsgruppe in das System der Objektvorstellungen einzureihen und ihr so selbst Objektcharakter zu verschaffen. Die Spannungsempfindungen unseres Körpers, die uns das Gefühl des Gehobenseins geben, hören auf, für uns Zustand zu sein und werden Eigenschaft des wahrgenommenen eigenen Körpers, sobald sie sich mit den Tastempfindungen derselben Körperteile associieren und noch mehr, sobald optische Empfindungen oder Vorstellungen benachbarter Objekte hinzutreten. Umgekehrt können wir nun aber auch für das unmittelbare Erleben unsere Wahrnehmungen unschwer in Zustände umwandeln, indem wir diejenigen Associationen unterdrücken, durch welche das wahrgenommene Objekt sich von unserem eigenen Körper abhebt; wir können die wohlthuende Musik oder Landschaft so in uns aufnehmen, unsere akustische und optische Empfindung so mit den Empfindungen unseres inneren Körpers verschmelzen lassen, daß sie völlig von uns absorbiert werden, in uns übergehen, von uns nur noch gefühlt werden und so gewissermaßen zu unseren eigenen Zuständen werden, und das tritt nun sehr viel leichter etwa bei Geschmack- und Geruch- und Temperaturwahrnehmungen auf, bei denen die Empfindungsgruppen meist in labilem Gleichgewicht sind und bald zu den Wahrnehmungen bald zu den Zuständen hinüberfallen. Nicht ein prinzipieller Unterschied des Inhalts, sondern eine Verschiedenheit der besonderen Bedingungen entscheidet also, ob sich Körperempfindungen als Gegenstandsvorstellungen oder als Zustandsgefühle darbieten. Sie werden zum Wahrnehmungsinhalt, sobald sie sich leicht von der Gesamtvorstellung der eigenen Persönlichkeit als gesondert loslösen.

Diese Abhebung von der Persönlichkeit wird aber von

zwei Faktoren abhängig sein. Erstens wird der Inhalt desto mehr mit der Ichvorstellung verschmelzen, je mehr die Erregung durch die Ausdehnung der Reize oder durch Irradiation oder durch Reflexbewegungen oder durch Association den ganzen Körper umfaßt. Die Wärmeempfindung eines einzelnen Fingers hat Wahrnehmungswert, die Wärmeempfindung des ganzen Körpers im Bade nähert sich vielmehr dem Gefühlswert; Hunger, Durst, Atemnot, selbst Kopfschmerz haben deshalb in viel höherem Maße Zustandscharakter als etwa der Schmerz einer sichtbaren Wunde; der Kitzel und die Wollust mehr als die Tastempfindung oder Druckempfindung. Zweitens aber wird die Loslösung vom Ich desto sicherer von statten gehen, je mehr die Empfindungsgruppe sich in Reihen einordnet, die durch eine erfahrungsmäßige Skala von Variationen zu anderen Objekten hinüberführen. Die optischen und akustischen Empfindungen widerstreben der Einbeziehung in die eigenen Zustände, weil hier die Reihenbildung am reichsten ist, die Empfindungen der niederen äußeren Sinne ordnen sich schon weniger leicht in erfahrungsmäßige Reihen ein und begünstigen so die Gefühlsauffassung, und für die Empfindungen der inneren Organe sind solche Reihenbildungen nahezu ausgeschlossen.

Nun interessierte uns hier die psychologische Konstitution der Zustände nur unter dem Gesichtspunkt der Frage, inwiefern Zustände beschreibbar sind. Die entwickelte Auffassung läßt in dieser Beziehung keinen Zweifel. Der Inhalt des zuständlich Erlebten ist seinen psychologischen Elementen nach in keiner Weise prinzipiell vom gegenständlich Erlebten verschieden; jeder Zustand kann teils durch Hemmung teils durch Association von der Ichvorstellung genügend abgelöst werden, um isolierter gegenständlicher Wahrnehmungsinhalt zu werden, und die Zustandselemente sind somit Elemente möglicher Wahrnehmungsvorstellungen. Alle methodologischen Forderungen, welche sich auf die Beschreibung der Wahrnehmungen bezogen, lassen sich somit ohne weiteres auf die Beschreibung der Zustände übertragen. Auch hier gilt es, jeden Bestandteil des Psychischen durch eindeutige Beziehung auf ein Physisches zu fixieren und das ganze System der psychischen Elemente als eine freilich außerordentlich lange Reihe von Inhaltsqualitäten anzuerkennen, deren Ordnung lediglich ihr unräumliches und unzeitliches Zusammensein ist. Aber auch hier ist in keiner Weise eine kausale Beziehung der psychischen Elemente zu physischen Vorgängen in Frage, sondern lediglich die erkenntnistheore-

tische Identität zwischen dem psychischen Element und dem physischen Objektfaktor, den das Element zum Inhalt hat, bietet die ausreichende Grundlage für die ideale Beschreibung.

Selbstverständlich ergeben sich dabei für die Zustandsbeschreibung neue Schwierigkeiten gerade aus denjenigen beiden Umständen, die wir als charakteristisch erkannten: das Fehlen von geordneten Reihenbildungen und die Beziehung auf den eigenen Körper. Durch den ersteren Umstand ist die Auflösung in die psychischen Elemente im höchsten Maße erschwert; die Elemente, selbst wenn sie nicht verschmelzen, bilden eine Einheit, aus der sie nicht herausgelöst werden können, weil sie nicht wie optische oder akustische oder taktuelle Empfindungen leicht variierbar sind. Zu der Schwierigkeit der Auflösung in elementare Bestandteile kommt aber als noch größeres Hindernis die Schwierigkeit, Associationen zu erregen, durch welche die Einzelbestandteile sich in eine geläufige Wahrnehmung einordnen und so als mögliche Bestandteile einer bestimmten Objektvorstellung erkannt werden. Ein Zustand der Spannung mag sich leicht bei absichtlicher Beobachtung mit taktuellen und optischen Empfindungen von unseren Gliedern so verbinden, daß er zum Bestandteil der Wahrnehmung gespannter Glieder wird und somit durch die Beziehung auf den betreffenden Faktor des wahrgenommenen physischen Objekts leicht beschrieben werden kann. Aber beim Gefühl des Durstes oder der Seekrankheit mag es schon schwer sein, Associationen zu gewinnen, durch welche die einzelnen Elemente als Teile von Gegenstandswahrnehmungen zu identifizieren sind. Die Empfindungen der Würgebewegungen oder der Schlundtrockenheit sind natürlich nicht prinzipiell verschieden von denen der Armbewegung oder der Geschmackempfindung, aber sie sind schwieriger als solche erkennbar, weil die Schlundmuskulatur uns weniger Gelegenheit giebt, selbständige Wahrnehmungsvorstellungen zu formen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß aus diesem Grunde gründliche anatomisch-physiologische Kenntnisse die notwendige Voraussetzung für die wissenschaftliche Beschreibung der Zustandselemente sind, obgleich die Beschreibung, wie wir sahen, durchaus keine kausalen Beziehungen einzuführen hat. Die Anatomie hat uns lediglich die Associationen zu liefern, vermöge deren wir Gegenstandsvorstellungen von bestimmten Teilen unseres physischen Ichs bilden können, damit die Zustandselemente sich dann in diese Vorstellungen als Bestandteile einreihen lassen. Daß die so gewonnenen Beziehungen das Empfundene mit einem Physischen verbinden, welches doch schließlich nur einer

einzigen Persönlichkeit fühlbar ist, erschüttert die Methode in keiner Weise. Es ist richtig, meine inneren Organe können in der Art, wie ich sie wahrnehme, nicht Wahrnehmungsobjekte für Andere werden, und somit nicht in gleichem Maße wie die Bäume und Steine Objekt für mehrere Subjekte sein. Der überindividuelle Charakter des physischen Objektes, der dem Physischen jenen einzigartigen Wert für alle Beschreibung verlieh, war ja aber niemals von den praktischen Bedingungen der individuellen Erfahrung abhängig; die Rückseite des Mondes, die niemand je wahrgenommen, gehört zur überindividuellen Welt, gerade so wie die Vorderseite und meine inneren Organe, die nur mich affizieren können, gehören zu der Allen gemeinsamen Welt genau so wie meine Hände.

Schließlich kommt dazu eine dritte Schwierigkeit, die aber lediglich praktischer Natur ist. Die Auflösung des Zustandes in seine psychischen Elemente und seine Ablösung von der Ichvorstellung setzt ein aufmerksames Beobachten voraus, das nun selbst Bedingung für eine Veränderung, vielleicht gar für das Verschwinden des Zustandes werden kann. Der Durst oder die Seekrankheit mögen der analysierenden Selbstbeobachtung Stand halten, die flüchtige Stimmung leichten Behagens mag sich aus Elementen zusammensetzen, welche durch das Beobachtenwollen unterdrückt und gehemmt werden, wenn nicht weitgehende Übung in der Selbstbeobachtung uns befähigt, die für die Auflösung und Ablösung nötigen Associationen ohne unbeabsichtigte Hemmungen mitklingen zu lassen. Kenntnisse und Übung sind somit für die Beschreibung der Zustände weit wichtiger als für die der Gegenstandswahrnehmungen; im Prinzip aber gehen beide auf demselben Wege voran.

Vergegenwärtigen wir uns, wie die Wahrnehmung des eigenen Körpers nun zum Ausgangspunkt für eine ganze Reihe engerer und weiterer Ichvorstellungen wird, so ist es klar, daß auch die Zustände, die wir als Qualitäten der Ichwahrnehmung erkannten, weit über die einfachen Körpergefühle hinausgehen müssen. Die Zustände des sozialen Ichs sind andere als die des physiologischen Ichs, aber in der Natur des Vorganges wird sich auch durch solche Erweiterung oder durch irgend welche Verbindung und Komplizierung nichts ändern. Von den einfachen Spannungs- und Erschlaffungs-, Kraft- und Schwäche-, Wonne- und Schmerz-, Kitzel- und Hungergefühlen gelangen wir so Schritt für Schritt durch die mannigfaltigsten Stimmungen und Erregungen zu Freude und Traurigkeit, Ausgelassenheit und Schwermut und Gram, und schließlich zu den komplizierten

Harmonie- oder Disharmoniegefühlen der ästhetischen, logischen, sittlichen und religiösen Befriedigung oder Unbefriedigung. Die Schwierigkeiten mögen sich hier häufen, aber es ist die Aufgabe der speziellen Psychologie, hier unbeirrt die Auflösung und Ablösung und schließlich die Fixierung durch Identifizierung der Elemente mit Wahrnehmungselementen und Verbindung derselben mit Objektfaktoren soweit wie nur irgend möglich durchzuführen. Je verwickelter die Aufgabe wird, desto größer wird natürlich die Versuchung sein, Kompromisse einzugehen und an die Stelle der objektivierenden Analyse eine subjektivierende Charakterisierung zu setzen, kurz statt der psychologischen die historisch-poetischen Wege zu wandeln; aber auch die feinste teleologische Interpretation eines guten Gewissens trägt nicht das Geringste dazu bei, zu verstehen, wie jener sittliche Befriedigungszustand psychologisch zusammengesetzt ist und wie er selbst beschrieben werden kann. Es versteht sich von selbst, daß bei diesen komplizierteren Zuständen der sozialen Persönlichkeit nun auch eine Fülle von konkreten und abstrakten Vorstellungen in den Gemütszustand als wesentliche Teile eingehen, aber ihre Beschreibung bietet natürlich keine Hindernisse. Ebenso wird es völlig sekundär sein, ob die wahrgenommene Veränderung sich auf Bewegungen oder Spannungen, auf Blutgefäß- oder Drüsenthätigkeit, auf Sinnesorgane oder Sexualorgane, auf normale oder abnormale Prozesse bezieht, und auch die Anerkennung der Veränderungsvorgänge als besonderer Inhalte wie etwa bei der Überraschung oder dem Schreck wird für die Beschreibung sehr wohl möglich sein, ohne von außen her den objektiven Zeitfaktor in das innere Geschehen einzuführen.

Je komplizierter die Zustandserlebnisse werden, desto schwieriger wird es sein, den Zustand selbst sauber von dem Willensfaktor zu trennen, der schon dem einfachen Wonne- und Schmerzgefühl als Zustreben und Widerstreben aufs engste verbunden war. Gewiß giebt es Zustände, die nicht notwendig Willensbetonung besitzen; so ist etwa der Ernst oder die Aufregung ein zusammengesetzter Zustand, der eine indifferente Willenslage möglich macht, und noch übereilter wäre es, jeder Gemütsbewegung sinnliche Lust oder Unlust beigemischt zu denken: die ästhetische Befriedigung ist nicht notwendig ein Lustzustand. Aber selbst der Ernst und die Aufregung lassen sich nicht voll beschreiben, ohne auf die formale Seite des Willens, auf den Rhythmus seiner Reaktionen und anderes Rücksicht zu nehmen, und wenn wir gar zu Liebe und Hass, zu Scham und

Stolz und Neid, zu Hoffnung und Furcht, zu Aufmerksamkeit und Interesse und Glaube kommen, so steigert sich die Nötigung, die Beschreibung auf den Akt der Stellungnahme auszudehmen.

7. Der Wille.

Es ist eine unwesentliche Frage, ob das Wort Wille in der Psychologie besser im engeren oder im weiteren Sinne gebraucht werden soll; wichtig ist nur, die eine oder die andere Bedeutung festzuhalten. Wir bestreiten also nicht das Recht derjenigen, die das Wort Streben als die allgemeinste Bezeichnung bevorzugen und im Wollen nur einen Spezialfall des Strebens sehen. Die Psychologie hat in ihren eigenen Grenzen natürlich vollkommene terminologische Freiheit; wenn wir uns hier gebunden fühlen, Wollen als den umfassendsten Begriff für alle Arten der Stellungnahme anzuerkennen, so geschieht es lediglich, weil unsere psychologischen Untersuchungen sich in durchgehende Abhängigkeit von den erkenntnistheoretischen Grundbegriffen gestellt hatten und dort zweifellos der Wille die Gesamtheit der subjektiven Akte der Stellungnahme bedeuten muß. In der Erkenntnistheorie würde die Aussonderung des Aktes, der eine bewußte Zielvorstellung einschließt, durchaus künstlich sein und sekundäre psychologische Gesichtspunkte hineintragen. Der Wille umfaßt für uns somit auch in der beschreibenden Psychologie alles Bevorzugen und Ablehnen, Bejahen und Verneinen, Lieben und Hassen, kurz alle Phänomene der Selbststellung. Wir haben sie auch als diejenigen Funktionen des seelischen Lebens charakterisiert, welche Gegensätze besitzen und voraussetzen. In der Welt der Vorstellungen giebt es kein wechselseitiges Sichausschließen; A und Nicht-A können zugleich im Bewußtsein existieren, sie stehen nur in logischem Gegensatz, d. h. wenn wir das eine wollen, können wir nicht zugleich das andere wollen, das gegensätzliche Moment liegt also auch hier im Willen. Entgegengesetzte Willensakte schließen sich aber in der That gegenseitig aus: wir mögen psychologisch komplizierte Willensgebilde erleben, in denen die Zustimmung zu einer Seite des Objektes verwachsen ist mit der Ablehnung in Bezug auf andere Seiten desselben Objektes, aber wir können niemals dasselbe gleichzeitig wollen und nichtwollen, und wäre solches Gegenstreben nicht möglich, so würde alles Wollen seine Eigenart verlieren und von der Persönlichkeit losgerissen

werden: nur Gegensätze verlangen eine Entscheidung und nur wo Entscheidungen gefällt werden, haben wir Grund, von einer Persönlichkeit zu sprechen.

Nun wissen wir aus allem Vorhergehenden, daß die Beschreibung, welche Objekte mitteilt, prinzipiell nicht auf das wirkliche Subjekt und seine Entscheidungen abzielen kann, eine Substitution also vollzogen sein muß, ehe ein Beschreibbares aufgefunden werden kann. Das Ich, in dem jedes Wollen wurzelt, muß jetzt die sozialempirische psychophysische Persönlichkeit sein, mit der sich, aus Gründen, die wir verfolgten, das wirkliche Subjekt notwendig identifiziert, sobald es sich selbst zum Objekt macht. Die Funktionen dieser objektivierten Persönlichkeit sind natürlich nur thatsächliche Ereignisse, deren Inhalt nicht über die Thatsache ihrer Existenz hinausgehen kann und die somit nichts von dem Wesen des wirklichen Strebens haben, dessen teleologische Realität notwendig über sich selbst hinausweist; alle die Vorgänge in diesem empirischen Ich müssen nun, soweit sie psychologisch mitteilbar sein sollen, fixierbare Vorstellungselemente sein. Wer da behauptet, daß der Wille etwas von allen Vorstellungen Verschiedenes sei, spricht etwas Selbstverständliches aus, da ohne solche Verschiedenheit kein Anlaß für die begriffliche Trennung vorläge. Wer hinzufügt, daß diese Verschiedenheit ihm nicht ermögliche, die Willenselemente vollständig in den ihm bekannten Vorstellungselementen wiederzufinden, giebt zu, daß er die einzige psychologische Aufgabe, die vor ihm liegt, noch nicht gelöst habe, und wer von dieser Erfolglosigkeit entmutigt zu dem Standpunkt kommt, daß der Wille Elemente enthält, die prinzipiell keine Vorstellungselemente sein können, der verläßt damit den Boden der Psychologie und widmet sich einer Betrachtung des Willens, deren Ergebnisse nicht weniger wertvoll, aber historisch oder logisch oder ethisch, nicht psychologisch sind. Der so antipsychologisch aufgefaßte Wille mag dann sehr wohl weiterhin als Element in wirklich psychologische Analysen komplizierterer Seeleninhalte eingehen und es mag dadurch leicht unbemerkt bleiben, daß die für die subjektivierende Betrachtung durchaus bekannte Größe für die objektivierende Wissenschaft eine unbekannte Größe ist, deren Bestimmung unsere Aufgabe bleibt.

Die empirische Auflösung des Willens in Elemente möglicher Vorstellungen gehört nun natürlich durchaus der speziellen Psychologie an; wir haben die Resultate der Einzeluntersuchung hier also nicht vorwegzunehmen, sondern nur gerade so weit zu verfolgen, daß

wir erkennen, in welcher Richtung der Weg zum Ziele zu liegen scheint. Daß die Willensfaktoren in der Lust und in der logischen Bejahung, in der Aufmerksamkeit und in der Gemütsbewegung, in dem Trieb und in der Wahlhandlung immer neue Inhaltselemente darbieten, ist dabei von vornherein wahrscheinlich; nur ein Formales wird ihnen gemeinsam sein. Die Selbstbeobachtung scheint nun etwa für die folgende Auffassung zu sprechen. Im Mittelpunkte jedes Wollens steht die, meist nur durch Symbole vertretene, Vorstellung eines durch eigene Thätigkeit zu erreichenden zukünftigen Erfolges, zusammen mit dem Gefühl, daß diese Thätigkeit selbst abläuft oder sich wenigstens vorbereitet. Verbindet sich das Nachbild dieses komplexen seelischen Geschehens mit der Wahrnehmung des erreichten Erfolges, so wird aus dem bloßen Wollen eine Willenshandlung. Aber Willenshandlung wie Wollen stellen so in gleicher Weise ein zeitloses Zusammensein mannigfaltiger Qualitäten dar, von denen jede prinzipiell den Vorstellungselementen koordiniert ist. Keines der Elemente enthält an sich ein Streben oder Begehren, keines weist über seine eigene thatsächliche Existenz hinaus und erst ihr thatsächliches Zusammensein bildet den Inhalt, den die innere objektivierende Wahrnehmung als Wille vorfindet.

Vergewissern wir uns zunächst, daß in den Inhalten, die unsere Beschreibung des Wollens soeben anerkannte, nicht irgend ein besonderes Willenselement heimlich enthalten ist. Die Vorstellung eines durch eigene Thätigkeit erreichbaren zukünftigen Erfolges verwandelt sich bei achtloser Beschreibung ja allerdings glatt und leicht in die Vorstellung eines gewollten Erfolges, aber alle Anhaltspunkte wirklicher Beschreibung sind uns dann wieder entschlüpft und die Frage bleibt dann bestehen, worin denn dieses Wollen des zukünftigen Erfolges besteht. Unsere Definition umfaßte vier charakteristische Bestandteile. Erstens die Vorstellung eines Erfolges; Inhalt dieser Vorstellung mag das Bleiben oder Sichverändern oder Verschwinden eines Objektes in der Außenwelt oder in der Innenwelt, das Auftreten eines Wortes oder eines Gefühlzustandes oder einer Bewegung oder eines Dingzustandes sein, und diese Vorstellung mag durch ein direktes Wahrnehmungsnachbild oder durch Elemente desselben oder durch Relationsvorstellungen vertreten sein, welche den Inhalt der Vorstellung eindeutig bestimmen. Auch selbst wenn der Inhalt eine Bewegungswahrnehmung ist und sich aus den Nachbildern der Gelenk- und Muskel- und Tastempfindungen zusammen-

setzt, kann in solcher Vorstellung selbst kein Wollen verborgen sein. Die Frage, ob solche Vorstellung eine Thätigkeit hervorrufen kann, gehört natürlich nur zu den Sorgen der Erklärung und geht die Beschreibung gar nichts an; die Ursachen der gewollten Thätigkeit dürfen für die Beschreibung durchaus nicht, wie es gar zu häufig geschieht, an die Stelle des Willensinhaltes treten.

Der zweite Faktor lag in dem Gefühl der Zukünftigkeit dieses Vorstellungsinhaltes. Ist die Vorstellung des Effektes thatsächlich vor der Wahrnehmung des Effektes im Bewußtsein anticipiert, aber nur mit Gegenwartsgefühlen umkleidet, so genügt die Kombination noch nicht, um das Eintreten des Erfolges als gewollt erscheinen zu lassen. Anderenfalls müßte das bloße Andauern einer beliebigen Wahrnehmung schon als Willensthat erscheinen, da hier in jedem Zeitpunkt der sich vollziehenden Empfindung eine inhaltlich gleiche voranging; gerade dadurch unterscheidet sich das einfache Andauern der Wahrnehmung von dem wirklich willkürlichen Festhalten des Eindrucks durch die Aufmerksamkeit, daß hier nicht nur der Emfindungsinhalt im Bewußtsein vorhanden war, sondern daß er für jeden Pulsschlag der Aufmerksamkeit immer wieder neu als in der Zukunft anhaltend gedacht war. Die Beziehung einer Vorstellung auf die Zukunft besteht ja aber selbst lediglich in einer bestimmten Kombination von Qualitäten. Jede Vorstellung kann durch Hinzutritt gewisser Qualitäten Zukunftswert annehmen sowie auch jede Vorstellung, ohne irgendwelche objektive Beziehung zur Vergangenheit, subjektiven Erinnerungscharakter tragen kann. Zukünftig ist das Objekt, für das noch Vorbereitung möglich ist. Die Summe der Empfindungen, durch welche diese Vorbereitungsmöglichkeit im Bewußtsein vertreten ist, wird für jeden neuen Fall eine andere sein und von den einfachsten kinästhetischen Empfindungen bis zu den komplexesten Vorstellungen reichen können, aber niemals kann sie das gesuchte Willenselement heimlich hineintragen. Einen Vorgang als in der Zukunft ablaufend vorstellen heißt nicht den Vorgang wollen. Wir forderten aber noch ein drittes. Die Vorbereitung, die als möglich empfunden wird, muß so gedacht werden, daß sie durch eigene Thätigkeit geschaffen oder wenigstens eingeleitet werden kann. Das Ereignis, dessen Herbeiführung von unserer eigenen Thätigkeit unabhängig ist, kann in der Zukunft als ein Erwünschtes, aber nicht als ein Gewolltes eintreten. Auf den ersten Blick mag es scheinen, als sei nun in diesem Thätigkeitsfaktor das eigenartige Willenselement verborgen, aber auch hier kommt die Analyse nur

zu Wahrnehmungselementen. Die Thätigkeit ist unsere eigene, nicht weil sie von unserem Willen abhängt, sondern weil sie in unserer empirischen Persönlichkeit vor sich geht. Lokalisiert in das System unseres Organismus, spielen sich Vorstellungverschiebungen und Muskelkontraktionen und andere Prozesse ab, die wir im einzelnen nicht kennen und deren Wirkungsweise wir nicht verstehen, deren Wahrnehmung sich aber erfahrungsgemäß mit dem als zukünftig gedachten Erfolge verbindet. Das Anklingen solcher Wahrnehmungsnachbilder genügt, um den Erfolg als durch eigene Thätigkeit herbeiführbar zu appercipieren.

Zu allen diesen Empfindungskombinationen tritt nun als vierter Faktor die Wahrnehmung, daß jene den Erfolg herbeiführende Thätigkeit sich thatsächlich realisiert. Wahrnehmung eigener Thätigkeit ist an sich noch kein Wollen, die anticipierte Vorstellung des als zukünftig gedachten Erfolges muß hinzutreten; aber die Vorstellung des Erfolges ohne Gefühl wirklich vor sich gehender Thätigkeit ist erst recht kein Wollen. Erst das Gefühl der eigenen Thätigkeit sagt uns, daß das Wollen durch uns erfolgt, und nur das Vorgefühl des Erfolges sagt uns, daß das Wollen in uns entsprang. Ohne das Gefühl der Thätigkeit bliebe unser Vorstellen ein theoretisches Anschauen und der Erfolg von uns unabhängig; ohne das Vorgefühl des Erfolges bliebe unsere Thätigkeit zufällig und blind, da wir die Handlung dann nicht durch Associationen hemmen könnten. Das Gefühl der Thätigkeit kann nun selbstverständlich in unbegrenzter Mannigfaltigkeit auftreten. Vor allem kann es die verschiedensten Stadien und Faktoren der psychophysischen Aktivität unserer Persönlichkeit im Bewußtsein vertreten: die Thätigkeit selbst oder ihre einleitende Vorbereitung, die selbst wieder direkt vorgehen mag oder nur indirekt durch Hemmung gegenwirkender Impulse, oder es mögen auch nur charakteristische Begleitsymptome der eigentlichen Thätigkeit ins Bewußtsein treten. Wir müssen eben nie vergessen, daß vom psychologischen Standpunkt „der“ Wille als gleichförmige Einheit so wenig existiert, als „die“ Wahrnehmung. Die tausendfältig gefärbte Mannigfaltigkeit der zahllosen einzelnen Wollungen ist das Objekt der Beschreibung. Dasselbe Element kann daher auch sehr verschiedene Seiten des Wollens vertreten. Ist beispielsweise das Ziel des Wollens eine bestimmte Körperbewegung, so ist die der Bewegung vorangehende Vorstellung der Bewegung lediglich als Anticipation des Erfolges zu betrachten; ist das Ziel dagegen ein äußerer Vorgang, der durch

jene Körperbewegung hervorgebracht wird, so ist das lebhafte Hervortreten jener Bewegungsempfindung schon selbst ein Teil der den Erfolg herbeiführenden Thätigkeit. In entsprechender Weise kann, je nachdem der nähere oder der fernere Erfolg der Thätigkeit als Ziel anticipiert wird, derselbe Vorgang bald nur ein Wollen, bald eine vollendete Willenshandlung darstellen. Selbst der bloße Entschluß, der in Beziehung auf den äußeren Erfolg nicht einmal ein Wollen, sondern nur die Vorbereitung zu solchem ausmacht, ist in Bezug auf die innere Vorstellungsbewegung eine vollendete Willenshandlung.

Die Haupttypen der Willensthätigkeit sind in der Aufmerksamkeit, dem Urteil, dem Schluß, dem Gefühl, dem Affekt, dem Trieb und der Willkürhandlung gegeben, und überall kehren die charakterisierten Faktoren wieder. In der äußeren Willenshandlung treten sie natürlich am entwickeltsten hervor und werden seltener durch Verkürzung als durch Komplicierung unkenntlich. Der in der Vorstellung anticipierte Enderfolg kann hier in der That eine unbegrenzte Zahl von Teilhandlungen nötig machen, die alle mitgewollt werden müssen. Die Ausführung der ersten Teilhandlung giebt dann das Gefühl, daß der gesamte notwendige Thätigkeitskomplex wirklich zum Ablauf kommt. Das ungehemmte kinästhetische Bild der einleitenden Körperbewegung sichert so, falls keine äußeren Hindernisse eintreten, die Realisierung des Ganzen und gilt uns daher als das entscheidende Moment: in nichts anderem besteht das Fiat des Impulses, in dem so leicht ein einheitlicher und eigenartiger Zentralwille gesucht wird, und der doch nicht nur jedesmal die ganze Färbung der besonderen Bewegung trägt, sondern sich auch durchgehend von der empirischen Erwerbung des Bewegungsbildes abhängig erweist. Bewegungen, die wir noch nicht vorher ausgeführt und von denen wir daher keine Wahrnehmungsbilder erworben, können wir deshalb auch nicht wollen. Alle solche experimentellen Beweise für die Identität von Impuls- oder Innervationsgefühl mit der anticipierten Bewegungsempfindung gehören freilich schon der Erklärung des Psychischen und nicht der bloßen Beschreibung zu, aber die Wege der Erklärung sind häufig unentbehrlich, um den beschreibenden Psychologen in seinem Bemühen, den Bewußtseinsinhalt mitteilbar zu machen, überhaupt zum Ziele zu führen. Die physiologische Erklärung muß zuerst die Aufmerksamkeit des Selbstbeobachters dirigieren, bis er die Elemente der Selbststellungen in den Elementen der Vorstellungen wiedererkennt.

Gewiß darf das Ergebnis schließlich nicht der Selbstbeobachtung des in der Analyse Geübten widersprechen, die aus Erklärungsgründen bevorzugte Substitution muß also empirisch vollziehbar sein, aber wir können nicht erwarten, daß die innere Analyse aus eigenem Instinkt die geeignetsten Hilfsmittel zur Fixierung der Elemente findet, und wer gar fordert, daß der Psychologe nur diejenigen Bestandteile als vorhanden anerkennt, die der Wollende selber während des Wollens einzeln erkennt, der mißversteht überhaupt die psychologische Fragestellung.

Ob die Bewegungsempfindungen, die das Impulsgefühl konstituieren, ihre Fixierung durch Beziehung zum Muskelsystem oder zu den Gelenkflächen oder zu den Sehnen und der Haut finden, ist prinzipiell gleichgültig. Kommt doch für die Analyse der Beschreibung Gelenk oder Muskel oder Sehne durchaus nicht als Ursache der betreffenden Empfindungen in Betracht, sondern, wie wir schon früher gesehen, lediglich als ein physisches Objekt, dessen Wahrnehmung Elemente enthält, die im Impulsgefühl wiederkehren. Wie auch die spezielle Psychologie die Einzelfragen hier beantworten mag, jedenfalls kann auch dieser Faktor selbst in die komplicierteste Willenshandlung kein Element bringen, das nicht zugleich mögliches Vorstellungselement und somit prinzipiell fixierbar wäre. Dasselbe gilt natürlich von dem gesamten Prozeß des Wettstreits der Motive. Nicht eine, sondern mehrere mögliche Erfolgsvorstellungen sind hier anticipiert, alle als zukünftig gedacht, alle als durch eigene Thätigkeit erreichbar vorgestellt und alle von Associationen umkleidet, vielleicht auch jede einzelne als Endglied einer ganzen Kette möglicher Handlungen aufgefaßt. Nur eine von allen geht schließlich in wirkliche Thätigkeit über, nur eine also verbindet sich mit wirklich gegenwärtiger Wahrnehmung derjenigen Thätigkeit, die den Erfolg herbeiführen kann, nur diese eine also wird gewollt, so daß die Vorstellung der anderen eigentlich gar nicht zum Willensakt selbst gehörte; aber ihr Auftreten und ihr Nachklingen wird nicht am wenigsten dazu beitragen, dem Willensbild qualitative Mannigfaltigkeit zu geben. Schließlich kommt die Wahrnehmung der ablaufenden Handlung in allen ihren Teilstadien dazu, durch die sich erwartete Teilziele fortwährend in erreichte Teilerfolge umwandeln.

Vor allem dürfen wir aber nicht vergessen, daß hier nun wieder genau wie bei der früher analysierten Wahrnehmung successiver Objektreihen die innere Erfahrung, so lange sie nur beschreibt und

nicht erklärt, so lange sie also nur den Inhalt des psychischen Geschehens auf physische Vorgänge bezieht, nicht aber das Geschehen selbst mit physischen Prozessen verkoppelt, keine Succession, sondern eine zeitlose Mannigfaltigkeit vorfindet. Der Willensakt als solcher ist somit erst dann vorhanden, sobald er, vom psychophysischen Standpunkt aus betrachtet, vollendet ist; und alle die Stadien, die psychophysisch vorausgingen, stellen flüchtige Gebilde eigener Art, Vorwollungen und Zwischenwollungen, dar, deren jedes seine eigene Verteilung von Vergangenheits- und Zukunftswerten haben muß. Jedes dieser Zwischengebilde muß nun aber selbst wieder in dem schließlichen Gesamtgefühl nachklingen, so daß die vollständige Analyse der äußeren Willenshandlung nicht nur Vorstellungen, Thätigkeitsgefühle, Impulsgefühle und Objektwahrnehmungen zu zerlegen hätte, sondern die gesamten Reihen von Zwischenwollungen auflösen müßte, die notwendig schon Vergangenheitswert besitzen, sobald der Wille sich vollendet und somit wirklich Wille geworden ist. Als wir die Vorstellung von fünf successiven Tönen untersuchten, sahen wir, daß es sich nicht um fünf Elemente, sondern um viele tausend handelt, die in alle die Halbvorstellungen und Übergangsvorstellungen eingehen müssen, um das Gesamtbild zu ermöglichen. Es ist klar, daß die qualitative Mannigfaltigkeit der Willenshandlung somit keiner Wahrnehmung nachsteht; und wenn wir sie als Vorstellung eines zukünftigen durch eigene Thätigkeit erreichbaren Zustandes samt dem Gefühl des Beginnes dieser Thätigkeit definierten, so giebt das von der inneren Struktur und der äußeren Mannigfaltigkeit ebensowenig einen Begriff, als wenn wir von einem Hause nur beschreiben, daß es vier Wände und ein Dach hat. Andererseits ist es nun aber auch nicht weniger klar, daß, wenn solche Analyse ihr ideales Ziel je erreichen würde, in den vieltausend Elementen der Willensleistung sich doch unmöglich ein Bestandteil finden ließe, der nicht prinzipiell Vorstellungselement ist.

Es ist oft behauptet worden, daß die Triebhandlung sich von der Willenshandlung im engeren Sinne dadurch vor allem unterscheide, daß bei ihr die Vorstellung des Erfolges nicht anticipiert sei. Ist unsere vorangestellte Allgemeinbetrachtung zutreffend, so müßte die Triebhandlung dann überhaupt kein Streben oder Begehren enthalten, da wir die Anticipation des Erfolges als unentbehrlich für das Bewußtsein des Wollens bezeichneten. Thatsächlich fehlt auch der Triebhandlung durchaus nicht dieser Wesenszug der

Wollungen: nur muß als Erfolg hier nicht der äußere Handlungseffekt, sondern der innere Gefühlszustand gelten. Die Herstellung oder Festhaltung oder Beseitigung eines Gefühlsinhaltes ist der Erfolg der Triebhandlung, der im Bewußtsein als ein in der Zukunft möglicher und durch eigene Thätigkeit erreichbarer vorweggenommen sein muß, um im Trieb die eigene Aktivität und nicht nur das passive Erleben einer Zwangsbewegung fühlbar zu machen. Mit der Erwartung des Erfolges verbindet sich dann auch wieder das Gefühl, daß sich die auf das Ziel gerichtete Thätigkeit im eigenen Körpersystem vorbereitet, und unter Hemmung gegenwirkender Antriebe zur Ausführung kommt. Der äußere Vorgang, der bei der eigentlichen Willenshandlung selbst Ziel ist, wird für das Ziel der Triebhandlung somit nur Hilfsmittel; er kann daher in der anticipierenden Vorstellung in der That sehr wohl fehlen, ohne den Aktivitätscharakter der Triebhandlung zu beeinträchtigen. Nur dürfen wir dabei nicht vergessen, daß jener Gefühlszustand, der hier als Motiv wirkt, nicht etwa mit Lust und Unlust als Akten der Stellungnahme identisch ist, sondern lediglich jenen objektiven Gefühlsinhalt darstellt, dessen Konstitution aus körperlichen Wahrnehmungselementen wir erkannten. Der Übergang in die Handlung zusammen mit der Anticipation der Veränderung trägt erst selbst den Lust-Unlustton zu dem Gefühlszustand herbei. Auch hier ist dann also kein Teilinhalt begehrt oder gewollt, sondern die besondere Kombination indifferenter Elemente vertritt den Willen.

Es kann keine scharfe Grenze zwischen der planmäßigen und der triebmäßigen Handlung geben, da nur in extremen Fällen ausschließlich die Objektveränderung oder ausschließlich der Gefühlszustand als Erfolg anticipiert wird. Vom Standpunkt der Erklärung rückt in gleicher Weise die Triebhandlung wohl ohne scharfe Grenze an die automatische Handlung heran, in der die Bewegung einsetzt, ohne daß ein Erfolg vorweg gedacht oder vorweg gefühlt wird. Von unserem Standpunkt der Beschreibung dagegen gehört der Bewußtseinszustand, der die automatische Handlung begleitet, restlos zu den äußeren Wahrnehmungen, ohne innere Beziehung zum Wollen. Dafür ist diese innere Verwandtschaft nun um so enger zwischen der Triebhandlung und dem Gefühl der Lust und Unlust. Lust und Unlust galten uns als die Akte, in denen das Subjekt zustrebend oder gegenstrebend zu den Objekten Stellung nimmt, gleichviel ob die Objekte der Stellungnahme äußere Dinge oder innere Gefühlszustände sind. Das im Lustakt anticipierte Ziel ist nun das

Beharren des gegebenen Objekts und im Unlustakt das Verschwinden desselben. Aber auch hier dürfen wir von einem Ziel nur in dem Sinne sprechen, daß es der erwartete Erfolg der Thätigkeit ist, also ein Ziel für den Organismus; für das Subjekt dagegen kann es, streng genommen, nicht Ziel sein, da ein Ziel schon ein Wollen voraussetzt, diese Erfolgsgefühle aber selbst erst ein konstituierender Bestandteil des Wollens sind. Das Empfinden des Aufhörens oder Beharrens ist nicht selbst gewollt, sondern verschmilzt mit dem Thätigkeitsgefühl zu der ganz andersartigen neuen Einheit, dem Wollen.

Die Analyse dieses Thätigkeitsgefühles würde aus naheliegenden methodologischen Gründen eine kaum lösbare Aufgabe der Beschreibung bleiben, wenn nicht auch hier wieder die Ergebnisse der auf Erklärung gerichteten physiologischen und biologischen Untersuchung der Beschreibung den Weg weisen könnten und die Aufmerksamkeit des Selbstbeobachters auf Übereinstimmungen lenken könnten, welche der Analyse zu leicht entgehen. Mit solcher Hilfe läßt sich denn auch hier jede einzelne unterscheidbare Qualität als Element der Wahrnehmung äußerer Vorgänge wiedererkennen und so durch Beziehungen zu physischen Objekten eindeutig und sicher fixieren. Es zeigt sich, daß der Grundtypus des Lust- und Unlustaktes dann gegeben ist, wenn wir äußeren Objekten gegenüberstehen. Das Beharren des Eindruckes verlangt hier eine Thätigkeit der körperlichen Annäherung und das Aufhören der äußeren Einwirkung fordert körperliche Entfernung. Zwei grundsätzlich verschiedene Gruppen körperlicher Thätigkeiten mit völlig verschiedenen Bewußtseinseindrücken stehen sich so gegenüber. Die nähere Prüfung zeigt freilich sofort die mannigfachste Verzweigung. Die Entfernung kann dadurch erfolgen, daß wir das Objekt zurückstoßen oder dadurch, daß wir uns selbst zurückziehen; die Annäherung kann in gleicher Weise darauf beruhen, daß wir uns dem Objekt zuwenden oder darauf, daß wir uns passiv dem andrängenden Objekt überlassen, und in jedem Falle werden wir neue Kombinationen von Gelenk- und Muskel- und Sehnenempfindungen erleben. Bei grob schematischer Darstellung werden wir die ganze Mannigfaltigkeit vielleicht dahin vereinfachen können, daß wir die antagonistische Wirkung auf den Gegensatz von Beuge- und Streckmuskelthätigkeit zurückführen, einen Gegensatz, dessen notwendige Entwickelung die Biologie aufweist. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß für die Analyse die Biologie und Physiologie nichts sachlich feststellen, sondern nur methodologisch durch Lenkung der Aufmerksamkeit behilflich sein kann.

Die eigentümliche Gruppe der Streckempfindungen vertritt so im Bewußtsein diejenige Thätigkeit, durch welche der äußere Reiz andauert und die Beugeempfindungen vertreten die körperlichen Funktionen, welche das Aufhören des Reizes bewirken.

Die erklärende Psychologie mag verfolgen, wie aus diesem Grundtypus körperlicher Stellungnahme sich notwendig die Tendenz entwickelte, auf förderliche Körpervorgänge mit Streckbewegungen, auf schädliche mit Beugebewegungen zu reagieren, auch wenn die Bewegungen keinen Erfolg haben können, wie beim inneren körperlichen Schmerz; wie die Bewegungen sich schließlich mit den Vorstellungen der Dinge associieren und wie so die Beuge- und Streckempfindungen zu allgemeinen Symbolen einer auf Entfernung oder Festhaltung der Bewußtseinsobjekte gerichteten Thätigkeit werden müssen. Die beschreibende Psychologie entnimmt alledem wieder nur den Wink, zu prüfen, ob nicht in der That die charakteristischen Gefühle der Thätigkeit im Lust- und Unlustakt mit den Elementen der Wahrnehmung körperlicher Annäherung und Entfernung identisch sind. Wir hätten dann hier alle Faktoren, die wir für jede Selbststellung beanspruchten: das Vorbewußtsein des künftig seienden Zustandes und die Wahrnehmung derjenigen Thätigkeit, die zur Herbeiführung des künftigen Zustandes, mit Recht oder mit Unrecht, notwendig erscheint. In der Lust würde dann das zukünftige Beharren des Bewußtseinsobjektes anticipiert zugleich mit der Empfindung der Streckmuskelthätigkeit, eine Empfindung, welche natürlich associiert sein mag, ohne daß die Thätigkeit selbst erfolgte und die als Symbol der zweckdienlichen Thätigkeit gilt, auch selbst wenn die Thätigkeit objektiv nutzlos wäre. Daß in dieser Kombination von Bewußtseinselementen nur Empfindungen vorkommen, ist offenbar.

Nun würde diese Darstellung des Gefühlsaktes denselben aber völlig in die Grenzen des Triebes fallen lassen. Lust und Unlust wären einfach als Triebe anzuerkennen. In der That müssen wir noch ein wesentliches Merkmal hinzufügen: die eigentliche Grundlage des Gefühls bleibt die Wahrnehmung des gegenwärtigen Objekts als solchen. Im Trieb ist die Wahrnehmung des Gegenwärtigen nur ein mitklingendes sekundäres Element des gesamten Inhalts, der sich auf die Zukunft bezieht; im Gefühl dagegen ist der triebmäßige, auf die Zukunft bezogene Empfindungskomplex nur ein färbunggebender Nebenfaktor der Wahrnehmung. Das Gefühl ist ein Trieb im Dienste der Wahrnehmung, während im reinen Trieb die Wahrnehmung sich dem Streben unterordnet. Der Trieb zum

Festhalten oder Beseitigen wird so gewissermaßen zum Oberton der Wahrnehmung und wird in dieser unselbständigen Stellung bleiben, falls die in den Trieb eingehenden Thätigkeiten nicht wirklich das Aufhören oder Andauern bewirken. Wenn dagegen die Thätigkeiten zum Ziele führen, wie etwa bei förderlichen oder schädigenden äußeren Reizen, so hebt sich der Prozeß selbständiger von der Wahrnehmung ab und die Triebhandlung löst sich dann vom Gefühle.

Schon der einfache Gefühlsakt erweist sich so als ein kompliziertes Empfindungsgebilde, das schon allein durch die lokale Differenzierung der Reaktion weitgehende Mannigfaltigkeit aufweist, denn die Annäherungs- oder Entfernungsempfindung muß sehr verschieden sein, wenn der Reiz die Hand oder die Zunge oder das Ohr berührt. Nach den verschiedensten Richtungen muß sich dieser Nuancenreichtum der Gefühle nun in den Gemütsbewegungen und Affekten erweitern. Zunächst können sich dabei mehrere Gefühle und Triebe verbinden, insofern die Objekte komplizierterer Art sind. Zweitens werden aus Gründen, nach denen die beschreibende Psychologie als solche nicht zu fragen hat, Empfindungen von Körpervorgängen hinzutreten, die zu dem anticipierten Erfolge in keiner unmittelbar empfundenen Beziehung stehen, wie die Empfindungen zweckloser Muskel- oder Drüsen- oder Blutgefäßthätigkeit. Drittens wird der Inhalt der Associationen das Gefühl charakteristisch umkleiden, Associationen, die sich zum Teil auf das Objekt, zum Teil auf das thätige Subjekt, zum Teil auf die Hilfsmittel der Thätigkeit beziehen. Besonders wenn die Objekte Menschen sind, werden sich die Vorstellungen über dieselben und über unser Verhältnis zu ihnen in körperliche Spannungs- und Entspannungsgefühle, Kraft- und Schwächegefühle und andere Zustandsempfindungen umsetzen, die den Affekten neue Tönung geben. Zu diesen inhaltlichen Änderungen kommen alle die formalen, die bald die Menge und den zeitlichen Rhythmus der Vorstellungen, bald die Mannigfaltigkeit und die Intensität der Teilgefühle berühren. Und doch läßt nun auch hier sich alles ohne Rest und ohne Ausnahme auf lange Reihen von Empfindungsqualitäten zurückführen, in denen der eigentliche Akt der Stellungnahme stets im wesentlichen durch dieselben Elemente vertreten ist, die wir im einfachen Gefühl erkannten. Auch selbst dann, wenn die Objekte des Affektes wie bei Hoffnung und Furcht der Zukunft zugehören, wiederholt sich doch die Struktur des Gefühles; auch hier kommt das vom Trieb interpretierte Objekt als ein von der eigenen Thätigkeit Unabhängiges in

daß alle Zeitwerte den Inhalten der Vorstellungen, nicht den im Akt vereinigten Empfindungen selbst zukommen; der Akt des einzelnen willkürlichen Aufmerkens würde sich in keiner Weise verändern, wenn genau dieselbe Kombination von Empfindungen mit allen ihren Abstufungen der Zeit- und Lebhaftigkeitswerte ein Jahr lang unverändert im Bewußtsein bliebe, und wenn das Material zu dieser bestimmten Qualitätenmannigfaltigkeit zufällig in einem ganz anderen zeitlichen Rhythmus vorbereitet und aufgespeichert werden könnte. Würde bei zeitlicher Außenbetrachtung zuerst die deutliche und nachher die undeutliche Vorstellung einsetzen, so würde an dem Aufmerksamkeitsbilde doch nichts geändert sein, falls ihre Nachwirkungen die Zeitwerte vertauschten und somit in der zeitlosen Zusammenfassung nur die undeutliche Vorstellung mit dem Vergangenheitswert erscheint. Gewiß wird die Analyse dadurch eine außerordentlich viel kompliziertere, als wenn der Vorgang vom Standpunkt des Organismus und seiner zeitlich einander folgenden Erlebnisse betrachtet wird; wir müssen tausende von Elementen herbeiziehen, wo die von den Kategorien der Außenwelt ausgehende Beschreibung mit den wenigen Unterscheidungen auskommen muß, die zu ihrer Verfügung stehen.

Dazu kommt ein zweites: die anticipierte Vorstellung des Erfolges muß durchaus nicht dieselben Elemente wie die Wahrnehmung des Erfolges enthalten. Beliebige abkürzende Symbole können sie vertreten, Empfindungen aus anderen Sinnesgebieten können sie ersetzen, begriffliche Determinationen können an die Stelle der anschaulichen eingesetzt werden, wenn nur in eindeutig bestimmter Weise beide Male dasselbe Objekt oder derselbe objektive Zustand gedacht wird. Wenn ich das Klarerwerden des gegenwärtig undeutlichen Objektes anticipiere, so habe ich nicht schon die klarere Vorstellung selbst im Bewußtsein, da sonst die ganze Thätigkeit zur Herbeiführung derselben überflüssig wäre. Was ich im Bewußtsein habe, ist die noch undeutliche Vorstellung samt einem Komplex von Empfindungen, welche die beim Klarerwerden eintretenden Veränderungen irgendwie vertreten; die Möglichkeit individueller Differenzen ist hier unbegrenzt, aber das Prinzip ist stets dasselbe.

Ganz besonders deutlich zeigt sich dieses Verhältnis der Übereinstimmung im Inhalt ohne Übereinstimmung in den Elementen beim Vorgang des Besinnens, der in so hohem Maße den Charakter der Willensthätigkeit trägt und daher auch durchaus von der Übereinstimmung der anticipierten und der eintretenden Vorstellung ab-

richteten Handlung gegeben. Das Ziel ist hier die Umwandlung der Vorstellung in eine deutlichere; die einzelnen Elemente sollen in ihrem Lebhaftigkeitswert zunehmen, die einzelnen Bestandteile sollen sich schärfer von einander abheben und jedes Merkmal soll durch Ergänzung von Associationen erkannt und fixiert werden; wäre alles das gethan, so hätte die Aufmerksamkeit ihre Aufgabe vollkommen erfüllt. Alles dieses muß nun aber auch als durch eigene Thätigkeit erreichbar vorgestellt werden, wenn die Aufmerksamkeit als Wollen empfunden werden soll. Ob diese Thätigkeit sich auch vom Standpunkt psychophysischer Betrachtung als wirkliche Ursache des Erfolges erweist, ist natürlich eine ganz andere Frage; hier kommt nur die Bestätigung des subjektiven Gefühles in Betracht. Im Vordergrund steht die muskuläre Adaptation der Sinnesorgane; es kommt dazu die sekundäre Adaptation des ganzen Körpers wie Spannungen der Nackenmuskeln zur günstigen Einstellung des Kopfes als Trägers der höheren Sinnesorgane, Nivellierung und Regulierung der Atmung, Hemmung zufälliger Bewegungen und anderes; es kommt ferner hinzu eine allgemeine Steigerung des Tonus mit mannigfaltigen Begleiterscheinungen, die ihren Empfindungsbeitrag zum allgemeinen Thätigkeitsgefühl liefern und schließlich alle jene Funktionen, durch welche die Einwirkung anderer Reize gehemmt wird.

Tritt die Wahrnehmung solcher Thätigkeiten zur anticipierten Vorstellung hinzu, so wird die Wahrnehmung der Vorstellungsveränderung als gewollt aufgefaßt. Nur ist dabei zweierlei nicht zu übersehen. Zunächst darf wiederum die Aufgabe der Beschreibung nicht dadurch erleichtert und zugleich verfälscht werden, daß der Thatbestand als ein successiver gedacht und in zeitliche Reihen aufgelöst wird. In der inneren Erfahrung ist der Aufmerksamkeitsakt als solcher nur dann vorhanden, wenn alle seine Bestandteile in zeitloser Wirklichkeit beisammen sind. Die Beschreibung findet also nicht zuerst die undeutliche Vorstellung, dann später die Anticipation der deutlichen Vorstellung und zuletzt die Wahrnehmung der deutlich gewordenen Vorstellung: so mag es vielleicht der rekonstruierenden Erklärung erscheinen. Für die Beschreibung muß alles in einem zeitlosen Bewußtseinsakt beisammen sein und nur durch die verschiedenen Vergangenheitswerte sich abstufen. Die undeutliche Wahrnehmung muß nur noch als abklingendes Nachbild mitspielen und die anticipierte Vorstellung muß mit ihrem Erwartungswert zusammen nur wie ein soeben beendeter Vortakt nachklingen, so

daß alle Zeitwerte den Inhalten der Vorstellungen, nicht den im Akt vereinigten Empfindungen selbst zukommen; der Akt des einzelnen willkürlichen Aufmerkens würde sich in keiner Weise verändern, wenn genau dieselbe Kombination von Empfindungen mit allen ihren Abstufungen der Zeit- und Lebhaftigkeitswerte ein Jahr lang unverändert im Bewußtsein bliebe, und wenn das Material zu dieser bestimmten Qualitätenmannigfaltigkeit zufällig in einem ganz anderen zeitlichen Rhythmus vorbereitet und aufgespeichert werden könnte. Würde bei zeitlicher Außenbetrachtung zuerst die deutliche und nachher die undeutliche Vorstellung einsetzen, so würde an dem Aufmerksamkeitsbilde doch nichts geändert sein, falls ihre Nachwirkungen die Zeitwerte vertauschten und somit in der zeitlosen Zusammenfassung nur die undeutliche Vorstellung mit dem Vergangenheitswert erscheint. Gewiß wird die Analyse dadurch eine außerordentlich viel kompliziertere, als wenn der Vorgang vom Standpunkt des Organismus und seiner zeitlich einander folgenden Erlebnisse betrachtet wird; wir müssen tausende von Elementen herbeiziehen, wo die von den Kategorien der Außenwelt ausgehende Beschreibung mit den wenigen Unterscheidungen auskommen muß, die zu ihrer Verfügung stehen.

Dazu kommt ein zweites: die anticipierte Vorstellung des Erfolges muß durchaus nicht dieselben Elemente wie die Wahrnehmung des Erfolges enthalten. Beliebige abkürzende Symbole können sie vertreten, Empfindungen aus anderen Sinnesgebieten können sie ersetzen, begriffliche Determinationen können an die Stelle der anschaulichen eingesetzt werden, wenn nur in eindeutig bestimmter Weise beide Male dasselbe Objekt oder derselbe objektive Zustand gedacht wird. Wenn ich das Klarerwerden des gegenwärtig undeutlichen Objektes anticipiere, so habe ich nicht schon die klarere Vorstellung selbst im Bewußtsein, da sonst die ganze Thätigkeit zur Herbeiführung derselben überflüssig wäre. Was ich im Bewußtsein habe, ist die noch undeutliche Vorstellung samt einem Komplex von Empfindungen, welche die beim Klarerwerden eintretenden Veränderungen irgendwie vertreten; die Möglichkeit individueller Differenzen ist hier unbegrenzt, aber das Prinzip ist stets dasselbe.

Ganz besonders deutlich zeigt sich dieses Verhältnis der Übereinstimmung im Inhalt ohne Übereinstimmung in den Elementen beim Vorgang des Besinnens, der in so hohem Maße den Charakter der Willensthätigkeit trägt und daher auch durchaus von der Übereinstimmung der anticipierten und der eintretenden Vorstellung ab-

hängt. Wäre die Vorstellung, auf die wir uns besinnen, selbst schon im Bewußtsein gegenwärtig, so wäre das Besinnen überflüssig; wäre dagegen in der die innere Thätigkeit lenkenden Vorstellung nicht schon der Inhalt, auf den wir uns besinnen, vollkommen eindeutig bestimmt, so würden wir das Ergebnis nicht als Erfolg unseres Wollens anerkennen, sondern nur wie eine zufällige Association empfinden. Sehe ich eine Pflanze und kann mich nicht auf ihren lateinischen Namen besinnen, so kann die Überlegung natürlich nicht von der Anticipation des Namens ausgehen. Das, was ich erwarte, ist die Erneuerung der Schalleindrücke als Elemente der Namensvorstellung; das, was ich anticipiere, ist eine Reihe von Begriffen oder aber auch von anschaulichen Beziehungsvorstellungen, durch welche auch nur dieser Name und nichts anderes vorgestellt wird, wenn auch durch Elemente, die für meinen gegenwärtigen Zweck unbrauchbar sind. Würde statt des Namens mir der Name des Ortes einfallen, wo ich die Pflanze zuerst sah, so wäre es das nicht, was ich gewollt hatte, weil meine anticipierte Vorstellung ein anderes Objekt zum Inhalt hatte. Würde ein Fremder mir den Namen nennen, so würde trotz des Wiedererkennens doch kein Besinnen vorliegen, weil die anticipierte Vorstellung sich nicht durch meine Thätigkeit verwirklichte, ein Faktor, den wir stets als nicht minder notwendiges Element des Wollens beanspruchten. Daß diese Thätigkeit im Falle des Besinnens meist nur aus allgemeinen Körperspannungen besteht, wie sie die Aufmerksamkeit auf Sinneseindrücke begünstigen, Prozesse der Adaptation, der Vorbereitung für die richtige und die Inhibition falscher Sprachbewegung, kurz in Handlungen, die nur ein sehr unbestimmtes Aktivitätsgefühl vermitteln und nur mittelbar zu dem Erfolg der Vorstellungsbewegung in Beziehung stehen, das ist offenbar sekundär.

Im Kreise der logischen Prozesse begegnet uns das Wollen des Subjektes an zwei ganz verschiedenen Stellen: beim Urteilen und beim Schließen. Im Urteil bejahen wir oder verneinen wir eine Vorstellungsverbindung und führen so einen Willensakt der Entscheidung aus, im Schluß dagegen lenkt unser Wille die Vorstellungsbewegung von den Prämissen zum Schlußergebnis. Die Bejahung und Verneinung gleicht ihrer Struktur nach am meisten der Lust oder Unlust. Wir sahen, daß im Gefühl ein von uns unabhängig gedachtes Objekt durch einen Trieb interpretiert wird; in diesem Trieb denken wir das Objekt von uns abhängig und bereiten sein Beharren oder sein Verschwinden vor, dieser Trieb

bleibt aber lediglich Oberton und Apperceptionshilfsmittel für das unabhängig gedachte Objekt, das wir im Gefühl beurteilen; machen wir das Objekt selbst von uns abhängig, so daß wir es als ein Festgehaltenes oder Fortgestoßenes appercipieren, so erleben wir nur den Trieb und die Triebhandlung, aber nicht ein eigentliches Gefühl. Alles das wiederholt sich beim Urteil; auch hier wird ein von uns unabhängiges Objekt durch einen praktischen Trieb interpretiert. Die Vorstellungsverbindung selbst als Bewußtseinsinhalt ist ja gar nicht das Objekt der inneren Thätigkeit, wir stoßen sie im negativen Urteil nicht aus dem Bewußtsein und halten sie im positiven Urteil nicht im Bewußtsein fest, vielmehr bleibt in beiden Fällen der psychologische Urteilsinhalt ein von uns als unabhängig gedachtes Objekt, das wir nicht zu verändern, sondern nur aufzufassen suchen. Diese Auffassung erfolgt nun hier wie beim gefühlten Reize unter dem Einfluß einer praktischen Stellungnahme, unter der Mitwirkung eines Triebes. Der Inhalt des Triebes und der Entscheidung ist der, daß wir uns in unserem zukünftigen Handeln von jener Vorstellungsverbindung bestimmen lassen werden oder daß wir im zukünftigen Handeln diese Verbindung nicht anerkennen können.

Wir stellen also einen zukünftigen, durch eigene Thätigkeit erreichbaren Erfolg, nämlich das durch die verschiedensten Symbole vertretene System der entsprechenden Handlungen, vor, und wir nehmen gleichzeitig wahr, daß wir diesen zukünftigen Erfolg schon vorbereiten, nämlich durch dispositionelle Einstellungen, die durch Spannungsgefühle im Bewußtsein vertreten sind. Die für alles Wollen entscheidenden Merkmale, die Vorstellung künftigen Erfolges und die Wahrnehmung auf den Erfolg gerichteter Thätigkeit sind also vollständig gegeben. Die Vorstellung, künftig im praktischen Leben so oder anders zu handeln, und die Wahrnehmung derjenigen Thätigkeit, welche eine solche Handlungsgruppe vorbereitet, konstituieren also ein Wollen und dieses Wollen verschmilzt mit der im Urteil uns vorgehaltenen Vorstellungsverbindung. Nicht der Urteilsinhalt, sondern ein System von Handlungen, welches auf jenen Vorstellungen beruht, wird gewollt oder nicht gewollt, und dieses Wollen oder Nichtwollen zukünftiger Handlungen macht diejenige Auffassung einer Vorstellungsverbindung aus, die wir Bejahung oder Verneinung nennen. Auch der Urteilsakt löst sich damit in ein System von gleichzeitigen Empfindungsqualitäten auf, wenn auch die Identifizierung der einzelnen Bestandteile mit bestimmten Wahrnehmungselementen der speziellen Psychologie noch große Schwierig-

keiten bieten mag. Für uns genügt es, daß wir auch in der Stellungnahme des Urteils nur willensfreie prinzipiell fixierbare Empfindungen anzuerkennen haben.

Einfacher liegt der Fall beim Schlusse. Zweifellos wir schreiten durch unseren Willen zu den Folgerungen fort und fühlen im Schluß mehr als ein passives Erleben associativer Vorgänge. Gerade hier kann es nun aber auch nicht zweifelhaft sein, daß die Folgerung inhaltlich vollkommen in den Prämissen enthalten ist und somit trotz der vollkommen andersartigen Ausprägung in den Voraussetzungen anticipiert ist. Das im Schlusse Gedachte ist vollständig in den Urteilen, die zum Schluß hinführen, auch schon gedacht, nur in anderen Symbolen und durch andere Beziehungen ausgedrückt. Brächte der Schluß etwas inhaltlich ganz Neues, so könnte sein Auftreten nie als ein Gewolltes empfunden werden. Das Erfahren einer Neuigkeit mag ja freilich auch zuweilen als gewollt empfunden werden, aber dann ist nicht wie beim Schluß der Inhalt selbst das Gewollte, sondern die thatsächlich dann auch anticipierte subjektive Ermittelung des Unbekannten; im gewollten Schluß wollen wir die bestimmte Vorstellungsverbindung, bei der gewollten Neuigkeit wollen wir die bestimmte Situation, in der eine unbekannte Vorstellungsverbindung in unsere Erfahrung treten kann. Während wir das logische Denken als mißraten betrachten, wenn es uns zu einem Ziele führt, das wir nicht anticipierten, tritt das zweite Merkmal alles Wollens, die Wahrnehmung der zweckdienlichen Thätigkeit, hier mehr in den Hintergrund. Der Prozeß, durch den die Voraussetzungen sich in den Schluß umsetzen, ist so völlig der unmittelbaren Wahrnehmung entzogen, daß die etwaigen Hilfsthätigkeiten des Subjektes sich nur mittelbar in den Vorgang einzufügen scheinen. Die Thätigkeit beschränkt sich denn auch im allgemeinen auf ein unbestimmtes Anspannungsgefühl, das durch die Adaptationserscheinungen der Aufmerksamkeit besondere Färbung erhält. Das häufige Zurücktreten dieses Thätigkeitsgefühles bedingt es, daß beim logischen Denken die Empfindung des Wollens oft stark verblaßt. Selbstverständlich bezieht sich diese Betrachtung lediglich auf die eine Seite des Schließens, die Umformung des Prämisseninhaltes in die Form des Schlußurteiles. Daß dieser Schluß nun selbst wieder bejaht oder verneint wird, und so das System der den Voraussetzungen zugehörigen Wollungen auch den Willen bindet, dessen Entscheidung den Schlußinhalt im Sinne der Zustimmung oder Ablehnung interpretiert, ist die andere Seite des Schlußprozesses, aber

die Auflösung dieser Vorgänge würde uns weit über die Beschreibung der inneren Wahrnehmung hinaus in das Gebiet der psychologischen Erklärung führen.

Wir sind so am Ende unseres kurzen Überblickes über die Hauptgruppen psychischer Inhalte. Jede Weiterführung der Betrachtung müßte als unbefugte Einmischung der Prinzipienlehre in die Arbeitssphäre der speziellen Psychologie erscheinen. Wir hatten uns nur darüber zu orientieren, daß eine Auflösung der seelischen Vorgänge, einschließlich der Gefühle und Wollungen, in mögliche Vorstellungselemente prinzipiell durchführbar ist und das gesamte geistige Leben, sofern es unter den objektivierenden Kategorien der Psychologie gedacht wird, in der That eine theoretisch vollkommene Mitteilung zuläßt. Die Elemente des psychologisch appercipierten, d. h. objektivierend gedachten Geisteslebens sind ausnahmslos als identisch mit Wahrnehmungselementen denkbar, und die Beschreibung, die freilich nie vergessen darf, daß sie es nicht mit der Wirklichkeit, sondern mit einer komplizierten Umformung und Substitution zu thun hat, verlangt für ihre Zwecke somit nichts als die zeitlose Kombination von Empfindungen.

8. Die psychischen Urelemente.

Nur eine Betrachtung liegt noch vor uns. Die Elemente, welche die beschreibende Psychologie anerkennt, waren uns diejenigen letzten Bestandteile der Wahrnehmungsvorstellung, bei denen das noëtische Verhältnis von Vorstellung und Objekt gewahrt blieb. Als elementar galt also dasjenige, dessen Inhalt keine weitere Zerlegung zuließ, ohne daß die Beziehung zur physischen Welt aufhörte. Es liegt die Frage nahe, ob nicht die rein beschreibende Psychologie, noch ehe sie an Erklärungen denkt, doch schon ein Interesse haben könne, über die Empfindung hinauszugehen, um das beschreibbare Material zu ordnen und so zu vereinfachen. Die Mitteilung solcher einfacheren Bestandtteile müßte sich ja freilich durchweg auf die Empfindung stützen; für die Mitteilung selbst würde die weitere Zerlegung somit ein Luxus sein. Die theoretischen Zwecke der Wissenschaft mögen aber solche weitere beschreibende Analyse befürworten. Ist jede Empfindung vielleicht selbst wieder ein Komplex von Urelementen? Zunächst müssen wir die Frage selbst vor Mißdeutung schützen. Ob die Vorstellungen aus den gewöhn-

lich anerkannten Empfindungen oder aus Urelementen bestehen, darf nicht wie ein metaphysisches Problem behandelt werden. In absoluter Wirklichkeit sind die geistigen Vorgänge weder Empfindungen, noch Empfindungselemente, sondern Einheiten, denen gegenüber eine Zerlegung nichts anderes als eine Ersetzung des einen durch ein anderes bedeutet, also eine Neugestaltung, die selbst wieder eine Einheit ist und der Wirklichkeit keinen Schritt näher steht. Wenn wir, von der einheitlichen Vorstellung ausgehend, dazu kommen, eine Reihe von Elementen an ihre Stelle zu setzen, so haben wir zunächst im Bewußtsein nicht etwas Einfacheres, sondern eine noch inhaltvollere neue einheitliche Vorstellung, durch welche wir nun etwas zuvor nicht Erfahrenes denken. Die Vorstellung besteht aus den Elementen, heißt also immer nur, daß wir Veranlassung haben, dem Übergang von der ursprünglichen Vorstellung zur Vorstellung einer bestimmten Elementkombination besonderen logischen Wert beizulegen. Die Vorstellung mit jenen Elementen identisch zu setzen, bleibt somit eine rein theoretische Konstruktion für bestimmte wissenschaftliche Zwecke, nicht aber die Enthüllung verborgener Wirklichkeiten. Die Existenz der unerfahrbaren Urelemente ist daher genau so wahr wie die der Empfindungen, falls die Theorie in gleichem Maße Veranlassung hat, in ihren Konstruktionen über den Empfindungsbegriff hinauszugehen, so wie der Physiker über den Molekulbegriff hinaus zum Begriff des unerfahrbaren Atoms vorschreitet.

In der Physik finden die hierher gehörigen Spekulationen ihren Hauptanhaltspunkt in den Bedürfnissen der Erklärung; es fragt sich, ob die Psychologie schon aus dem Bedürfnis der bloßen Beschreibung die Analyse über die Empfindung hinaus fortführen kann. Wir kamen zu den Empfindungen, weil sie dem Bedürfnis entsprachen, das Psychische durch eindeutige Beziehung auf das Physische für die Zwecke der Mitteilung zu fixieren. Wir erkannten als eindeutig dabei nur diejenige Beziehung an, bei der das Psychische und das Physische erkenntnistheoretisch identisch sind, wo das Psychische also für das wirkliche Subjekt jenes Physische weiß oder meint. Die Analyse mußte deshalb dort stehen bleiben, wo die Unterscheidung wahrnehmbarer Merkmale der Außenwelt aufhört. Die begriffliche Feststellung der Physik kann natürlich diese Grenze weit überschreiten, aber ohne Gewinn für die Empfindungslehre, da solch begrifflich festgestelltes Objekt nur mit dem logischen Begriff, aber mit keiner Empfindung in der Beziehung erkenntnistheoretischer Identität steht. Wir mögen wissen, daß es zwischen zwei eben

merklich verschiedenen Farbentönen des Spektrums noch viele den Wellenlängen nach unterscheidbare Lichtstrahlen giebt, die psychologische Analyse kann deshalb trotzdem keine Empfindungen dazwischen schieben. Das Physische, das wir zur Fixierung gebrauchten, ist ja gar nicht die Ätherwelle, die wir nur begrifflich kennen, sondern der gesehene physische Lichtstrahl, und es ist Sache der Physik ihrerseits, daß sie für die Fixierung ihres Objekts vorzieht, von den Ätherwellen zu sprechen, statt auf den allen gemeinsam erfahrbaren Lichtstrahl hinzuweisen. Andererseits wird nun aber jede Herstellung von Bedingungen, durch welche neue Seiten des Objekts wahrnehmbar werden, wirklich die Reihe der in der Vorstellung aufgefundenen Empfindungen bereichern. Der als Einheit gehörte und keine Unterschiede darbietende Ton mag in dieser Weise durch Resonatoren sich als mannigfaltiger Klang erweisen, der aus vielen Elementen im Sinne der Psychologie zusammengesetzt ist. Die Grenze für die Analyse in Empfindungen ist also identisch mit der Grenze, über die hinaus wir Merkmale des physischen Objekts nicht mehr wahrnehmbar machen können. Diese Grenze ist selbstverständlich in hohem Maße verschiebbar, und es wird dabei gleichgültig sein, ob die Bereicherung der Wahrnehmung durch Manipulation am Objekt oder durch künstliche Hilfsmittel oder durch Veränderungen im Sinnesorgan oder durch centrale Faktoren erfolgt. Schon diese weite Verschiebbarkeit der Grenze, welche bedingt, daß einmal als Element erscheint, was ein andermal als zusammengesetzt wahrgenommen wird, suggeriert lebhaft, den rein logischen Charakter des Elementbegriffes im Auge zu behalten und somit, ohne den Begriff der Empfindung aufzuheben, bei der Erforschung der letzten psychischen Urelemente ungestört über die Empfindung hinauszugehen, sobald es sich nicht mehr um die praktische Aufgabe der Mitteilung, sondern um rein theoretische Psychologie handelt. Denn erst dadurch könnte die Empfindungsmannigfaltigkeit endgültig vereinfacht und die zerstreute Vielheit in ein einziges übersehbares System von Beziehungen geordnet werden. Für eine wirkliche Atomistik des Bewußtseinsinhaltes ist offenbar die Zeit noch nicht gekommen und es kann hier nicht davon die Rede sein, den Versuch zu wagen; aber ein paar Andeutungen über die Richtung solchen Versuches mögen am Platze sein.

Der wichtigste Hinweis auf Wege weiterer Analyse dürfte in den mannigfaltigen Thatsachen der Empfindungsähnlichkeit liegen. Die Empfindungen, an deren Objekten wir keine Mehrheit von Merk-

malen wahrnehmen können und die uns deshalb als einfach gelten, zeigen größere oder geringere Ähnlichkeit, und diese Ähnlichkeit der Empfindungen ist es ja in erster Linie, die uns gestattet, die ganze Mannigfaltigkeit der vorfindbaren Empfindungen in ein vorläufiges und wenigstens im engeren Empfindungskreis geschlossenes System einzuordnen. Eine äußerliche Anordnung läßt sich ja freilich auch unter dem Gesichtspunkt der Reize und der Sinnesorgane vornehmen, aber sie bleibt durchaus unzureichend und muß häufig trennen, was innerlich zusammengehört und zusammenwerfen, was innerlich ohne Beziehung ist. Nur die Ähnlichkeit der Inhalte giebt uns wirklich psychologische Gesichtspunkte für die Anordnung; wir fassen etwa alle Lichtempfindungen zusammen, weil jede mit jeder anderen mehr Ähnlichkeit hat als mit einer Schall- oder Geruchsempfindung. In jedem besonderen Empfindungskreise bilden sich dann die einzelnen Reihen in der bekannten Weise dadurch, daß die ähnlicheren zusammenrücken und schließlich jede Empfindung sich zwischen die ähnlichsten stellt; die einzelne Farbenempfindung ist dabei sowohl den im Spektrum nächstliegenden Farbentönen als auch den wenigst verschiedenen Intensitäten desselben Farbentones durch Ähnlichkeit benachbart.

Worin besteht nun die Ähnlichkeit? Zwei Objekte sind einander desto ähnlicher, je leichter sie miteinander verwechselt werden können. Da mit einer solchen durchaus zutreffenden Charakterisierung die absolute Einfachheit der Empfindung sehr wohl zusammen bestehen könnte, so würde uns das allein nicht weiter führen. Die Verwechselbarkeit psychischer Inhalte sagt nun aber gar nichts über ihren beschreibbaren Inhalt aus, sie bezieht sich lediglich auf ihre Stellung im psychischen Zusammenhange. Daß zwei Vorstellungen leicht miteinander verwechselt werden, besagt nur, daß sie in bestimmten Beziehungen einen gleichen Einfluß auf den Ablauf der inneren Vorgänge ausüben. Die Frage nach den Einflüssen und Zusammenhängen gehört aber der Erklärung und nicht der Beschreibung zu. Versuchen wir Ähnlichkeit zu beschreiben, so bieten sich Anhaltspunkte nur bei den komplexen Gebilden. Wir nennen zwei Vorstellungen ähnlich, wenn ihre Bestandteile zum Teil identisch sind, einige Empfindungen also beiden gemeinschaftlich sind. Die gemeinsamen Elemente mögen nur Körperempfindungen sein, die Gestaltqualitäten, wie Formen oder Rhythmen, vertreten, oder sie mögen ganze ablösbare Teilvorstellungen sein, aber in den Vorstellungskomplexen, die wir von zwei Menschen oder zwei Land-

schaften oder zwei Melodieen haben, müssen irgendwelche Bestandteile identisch sein, wenn wir die Gesamtgebilde ähnlich nennen. Ähnlichkeit ist unter dem Gesichtspunkt der Beschreibung also Gleichheit einiger Teile. Sind zwei Empfindungen einander ähnlich, so müssen wir mithin anerkennen, daß jede derselben aus Teilen besteht, von denen einige ihnen gemeinsam sind.

Diese Teile sind natürlich nicht selbst wieder Empfindungen, sondern schlechthin unerfahrbare Objekte wie die Atome, und so, wie wir vom unwahrnehmbaren Atom nur fordern, daß es im Raum sei, so verlangen wir von den Elementen der Empfindung nur, daß sie im Bewußtsein sind, nicht aber, daß sie wahrgenommen werden können. Da jede Empfindung, die wir kennen, irgend einer anderen Empfindung ähnlich ist, so müssen wir schließen, daß keine uns bekannte Empfindung ein psychologisches Atom darstellt, jede einzige vielmehr auf elementarere Bestandteile zurückweist. Selbst wenn die Ähnlichkeit der Artqualitäten zurücktreten würde, so müßte die Ähnlichkeit der Stärkequalitäten übrig bleiben, da jede Empfindung sich in ihren verschiedenen Intensitätsstufen ähnlich bleibt. Wir haben uns genügend überzeugt, daß die starke Empfindung kein Multiplum der schwachen ist, die starke Empfindung enthält also nicht so und so viele Male die schwache Empfindung, wohl aber wird die Ähnlichkeitsbetrachtung verlangen, daß die starke und die schwache Empfindung irgendwelche nur begrifflich bestimmbaren Elemente gemeinsam haben. Nur sei sofort darauf hingewiesen, daß diese unerfahrbaren Bewußtseinsinhalte als solche natürlich auch unter den allgemeinsten Bedingungen des Bewußtseins stehen müssen, so wie die Atome unter den Gesetzen von Raum und Zeit stehen. Auch von diesen Urelementen wissen wir daher, daß sie ebenfalls nicht addiert werden können, ja daß es keinen Sinn hätte anzunehmen, daß dasselbe Urelement in zwei Exemplaren zugleich im Bewußtsein wäre: es ist bewußt oder es ist nicht bewußt, es kann nicht zweimal bewußt sein. Also auch die Urelemente können nicht etwa verwandt werden, die starken Empfindungen aus einer größeren Zahl derselben psychischen Atome aufzubauen, aus denen die schwächeren Empfindungen bestehen, vielmehr müssen neue und neue Urqualitäten zusammentreten, um neue Empfindungen zu formen; in die stärkere Empfindung muß etwas eingehen, das in der schwächeren Empfindung qualitativ fehlte.

Es scheint dagegen sehr zweifelhaft, wenn nicht von vornherein unmöglich, den Ähnlichkeitsbegriff wie auf Art und Stärke, auch auf

die Lebhaftigkeit der psychischen Zustände anzuwenden. Die lebhafte Empfindung ist der weniger lebhaften nicht eigentlich ähnlich und die Forderung gemeinsamer Bestandteile ist hier nicht am Platz. Analogien mit komplexen Vorgängen führen hier vielmehr wieder neue Motive für die spezielle Ausbildung der psychischen Atomistik ein, für die ja bisher noch kaum ein Anfang gemacht ist. Abstrahieren wir davon hier und erkennen einfach die Lebhaftigkeitsvariation als letzte Thatsache an, so würde die Substanz unseres gesamten Bewußtseinsinhaltes aus Elementen unerfahrbarer Art bestehen, welche sich zwischen Unbemerktheit und vollster Lebhaftigkeit bewegen und in jedem Lebhaftigkeitsstadium sich mit beliebigen anderen Elementen verbinden zu Verbindungen, die unseren Empfindungen entsprechen. Die einzige Beschreibung, welche wir von diesen Urelementen geben können, ist dann die, daß sie einander schlechthin unähnlich sind, denn solange noch zwei von ihnen irgend welche Ähnlichkeit aufweisen, solange müssen wir sie noch weiter auflösbar denken. Das schließt natürlich nicht aus, daß nun die Intensitäten und Werte selbst in Lebhaftigkeitsvariationen der Urelemente bestehen, eine bestimmte Kombination von Elementen etwa ihre Intensität verändert, wenn einige Elemente gegenüber anderen an Lebhaftigkeit zunehmen, ihren Wert, wenn wieder andere lebhafter werden, und das Ganze, die Empfindung, sich in der Lebhaftigkeitsreihe nur dann bewegt, wenn alle Elemente in gleichem Verhältnis an Lebhaftigkeit zunehmen. Die engen Beziehungen zwischen Intensität, Wert und Lebhaftigkeit legen solche Auffassung nahe.

Bleiben wir bei solcher negativen Charakterisierung der Urelemente stehen, so ist natürlich von einem System derselben keine Rede. Wir können sie freilich begrifflich fixieren, insofern wir sie auf die Empfindungen zurückführen, aus deren Ähnlichkeit wir sie bestimmen, aber ihr wechselseitiges positives Verhalten bliebe unbestimmt. Hier bietet sich nun der Thatsachenkomplex der Verschmelzung als Hilfsmittel, die Spekulation weiterzuführen. Verschmelzung bezeichnet eine rein psychische Verwandtschaft, die ganz verschieden ist von jener Verwandtschaft, die wir als Ähnlichkeit bezeichnen. Verschmelzung zweier Seeleninhalte ist bekanntlich dadurch charakterisiert, daß die Sonderung der beiden Objekte mehr oder weniger erschwert ist, jeder Inhalt also beim Zusammensein mit dem anderen an Selbständigkeit mehr oder weniger verliert. Auch hier mögen die psychischen Objekte komplex oder einfach sein und ihr Verhältnis zu den physischen Objekten mag wieder der verschiedensten Art

sein; es mag sich um getrennte Dinge oder um die räumlich zusammenfallenden Merkmale desselben Dinges handeln. Die Definition, daß zwei zusammen empfundene psychische Objekte verschmelzen, wenn ihre Sonderung erschwert ist, ihre Auffassung als Einheit also erleichtert wird, ist aber wiederum keine Beschreibung der Konstitution des Verschmelzenden; ebenso wie die Definition, daß Ähnlichkeit darin besteht, daß die Vertauschung erleichtert ist, gehört auch diese Charakterisierung der Verschmelzung lediglich der Bearbeitung des Zusammenhanges an. Wir sondern zwei psychische Objekte, indem wir getrennte Reihen von Handlungen oder Vorstellungen an sie anschließen. Vom Standpunkt der Erklärung mögen wir verfolgen, wie die erfahrungsmäßigen Reihenbildungen die Trennung der Eindrücke begünstigen oder erschweren, aber das Verhältnis der Inhalte verschmelzender Objekte ist dadurch nicht ermittelt.

Suchen wir hier auch wieder das Inhaltsverhältnis dadurch zu bestimmen, daß wir vom Komplexen ausgehen, so tritt ein Negatives deutlich hervor: die Verschmelzung beruht nicht auf Gemeinsamkeit der Teile, also nicht auf Ähnlichkeit im früher definierten Sinne. Gewiß können auch Eindrücke verschmelzen, denen Empfindungen gemeinsam sind. Zwei Klänge im Verhältnis der Oktave, denen die meisten Obertöne gemeinsam sind, verschmelzen in hohem Maße, aber zwei obertonfreie Stimmgabeltöne im Oktavenverhältnis verschmelzen nicht weniger, und andere Töne, die viel leichter akustisch, nicht musikalisch, miteinander vertauscht werden können, stehen bezüglich Verschmelzung weit hinter der Oktave zurück; gerade die benachbarten Töne verschmelzen nicht. Wo wir die verschmelzenden psychischen Objekte auflösen können, finden wir stets, daß ihnen gemeinsame Empfindungen nur zufällig zukommen. Wenn die gesungenen Worte mit der Melodie verschmelzen, wenn die Tasteindrücke mit den Gesichtseindrücken, oder die Tast- und Geschmackseindrücke im Mund mit den Geruchseindrücken, oder Muskel- und Tast- mit Gelenkempfindungen verschmelzen, so gehören die Elemente ganz verschiedenen Gebieten zu und sind zweifellos nicht vertauschbar. Selbst wenn Empfindungen desselben Sinnesgebietes in Frage, entspricht die Vertauschbarkeit keineswegs der Verschmelzbarkeit; die Farben verschmelzen mit dem farblosen Weiß, rot verschmilzt mit blau im violett, Geige und Cello verschmelzen im Quartett, so die mannigfachsten Düfte des Blumenstraußes. Bleibt die Innigkeit der Verschmelzung unabhängig von der Gemeinsamkeit der Empfindungen,

so wäre es offenbar ganz unberechtigt die Verschmelzung der Empfindungen auf die Gemeinsamkeit ihrer Elemente zurückzuführen, da jede Spekulation über die Urelemente auf die Hilfsmittel der Analogie angewiesen ist. Wir müssen also annehmen, daß Unähnlichkeit in keiner Weise Verschmelzbarkeit ausschließt und somit auch die Urelemente, von denen wir forderten, daß sie schlechthin unähnlich sind, dennoch in allen Verhältnissen der Verschmelzbarkeit stehen können. Daß dieses nicht nur möglich ist, sondern geradezu gefordert werden muß, ergiebt sich andererseits aus der Thatsache, daß die Empfindungen uns innerlich als Einheiten erscheinen, ihre Elemente also thatsächlich verschmolzen sind. Damit ist nun aber ein positiver Anhalt gegeben, aus der durch ihre Unähnlichkeit schlechthin chaotischen Masse von Urelementen ein geordnetes System zu formen. Wir können uns die Urelemente in Reihen angeordnet denken, in denen jedes Glied zwischen denen steht, mit denen es am leichtesten verschmilzt. Die spezielle psychische Atomistik hätte festzustellen, wie diese Reihen im einzelnen beschaffen sind, ob etwa Glieder, die durch Zwischenglieder getrennt sind, ebenfalls Maxima der Verschmelzungsaffinität erreichen. Die Scheidelinien zwischen getrennten Sinnesgebieten verschwinden dadurch und das psychische System erreicht eine prinzipielle Geschlossenheit wie die atomistische Physik, nur daß, den allgemeinsten Voraussetzungen über Natur und Bewußtsein entsprechend, die Atome der Physik qualitativ ununterscheidbar, die psychischen Urelemente qualitativ unvergleichbar sein müssen. Die physischen Atome andererseits werden individualisiert durch ihre Lage in Raum und Zeit, die psychischen Elemente, die durch ihre qualitative Verschiedenheit individualisiert sind, gehören weder dem objektiven Raum noch der objektiven Zeit zu.

Im System der koordinierten Urelemente hätten wir somit außer den begrifflich bestimmbaren Qualitäten zwei Faktoren, welche die Mannigfaltigkeit des inneren Erlebnisses bestimmen: Lebhaftigkeit und Verschmelzung. Wäre die Lebhaftigkeit allein maßgebend, ohne daß die Urelemente verschmelzen, so würden wir in unserem Bewußtsein nur Elemente finden, die einander absolut unähnlich sind, mithin ganz anders als die bewußten Empfindungen sind, die in ihrem Aufbau zu beschreiben gerade unser Ziel war; die Voraussetzung muß also falsch sein. Wäre dagegen nur das konstante Verschmelzungsverhältnis wirksam ohne Variationen der Lebhaftigkeit, so würden wir eine verschmelzende Masse psychischen Materials

im Bewußtsein haben, der gegenüber es keinen Sinn hätte, von verschiedenen seelischen Zuständen zu sprechen. Dagegen ließe sich im Sinne der Vereinfachung die Spekulation wohl noch einen Schritt weiter fortführen. Die beiden getrennten Faktoren, die Lebhaftigkeit und die Verschmelzung, ließen sich vielleicht auf einen einzigen Grundprozeß zurückleiten.

Betrachten wir die Variation der Lebhaftigkeit als fundamental, so müssen wir die Thatsache der Verschmelzung weiter auflösen. In diese Richtung weist nun aber zweifellos die Thatsache, daß bei jeder Verschmelzung die verschmelzenden Empfindungen selbst ihre Eigenart verändern. Die beiden Töne sind nicht mehr dieselben im Akkord, die sie in der Isolierung waren; wenn wir davon sprechen, daß sie verschmolzen sind oder ihre Selbständigkeit eingebüßt haben, so geben wir nur einen einheitlichen Namen für einen Prozeß, der vielleicht selbst wieder auf das Spiel der Teile zurückgeführt werden kann. Der verschmolzene unselbständige Ton ist nicht mehr der ganze ursprüngliche Ton; er hat somit Teile eingebüßt. Mit anderen Worten: einige seiner Urelemente sind durch die Verschmelzung ausgelöscht, gehemmt, mithin weniger lebhaft geworden. Die Verschmelzung der Empfindungen *A* und *M*, von denen *A* aus den Urelementen *a*, *b*, *c*, *d* und *M* aus den Teilen *m*, *n*, *o*, *p* zusammengesetzt sind, besteht somit darin, daß *A* das *o* und *p* in *B* auslöscht und *B* das *c* und *d* in *A* hemmt, so daß in der Verschmelzung nur *a*, *b*, *m*, *n* übrig bleiben. Je voller die Verschmelzung, desto größer also die Zahl der Urelemente, deren Lebhaftigkeit abnimmt. Wenn nun beim Zusammentritt von *a*, *b*, *c*, *d* mit *m*, *n*, *o*, *p* nur *a*, *b*, *m*, *n* zurückbleibt, so fragt es sich, ob nicht hierin überhaupt der ganze Verschmelzungsprozeß besteht. Wir könnten annehmen, daß die Elemente *a*, *b*, *m*, *n* gar nicht durch besondere Affinität aneinander gebunden sind, sondern daß es zur Natur alles Psychischen gehört, sich erst bei besonderer Analyse als zusammengesetzt zu erweisen und in Teile auseinander zu fallen. Alle im Bewußtsein vorhandenen Inhalte formen dann eine Einheit, bis das Verharren gewisser konstanter Gruppen und die Veränderung anderer Gruppen den Gedanken der Mehrheit mit sich bringt und so die Einheit aufhebt. Die Elemente *a*, *b*, *m*, *n* sind dann eine Einheit nicht vermöge besonderer Affinität, sondern weil in dieser Gruppierung kein Anlaß zur Trennung liegt, während *a*, *b*, *c*, *d*, *m*, *n*, *o*, *p* wegen der Ähnlichkeit mit den zwei gesondert erfahrenen Gruppen aus zwei Teilen zu bestehen scheint. Ebenso sind dann

die Elemente, welche die Empfindung zusammensetzen, nicht erst durch besondere Verschmelzung verbunden.

Verschmelzung ist dann also überhaupt nicht ein Verhältnis zwischen denjenigen Bestandteilen, die in dem Verschmolzenen erhalten bleiben, sondern ein Verhältnis zwischen isolierten Gebilden, von denen im Verschmolzenen nur noch ein Rest existiert. Urelemente selbst können logischer Weise dann überhaupt nicht verschmelzen, weil sie niemals zusammengesetzt sind und somit nicht Teile verlieren können. Zwei Inhalte des Bewußtseins verschmelzen, bedeutet somit, daß die Lebhaftigkeit der Urelemente, welche den isolierten Inhalt charakterisiert, bei dem Zusammensein nicht bestehen bleibt. Der eine Inhalt unterdrückt Teilinhalte des anderen. Während bei der Hemmung sämtliche Teile ihre Lebhaftigkeit verlieren, gilt es bei der Verschmelzung nur für einen Teil. Beide Begriffe sind damit auf den der Lebhaftigkeit zurückgeführt und es genügt dann die weitere Voraussetzung, daß ein Element, sobald es lebhaft wird, die Lebhaftigkeit gewisser anderer Elemente unterdrückt. Auf dieser letzten Thatsache hätte sich dann natürlich das System der Urelemente aufzubauen; die hypothetischen Empfindungsteile müßten also in Reihen geordnet werden, in denen vielleicht jedes Glied am nächsten zu denjenigen Gliedern steht, deren Lebhaftigkeit es am wenigsten beeinträchtigt. Wir gewinnen damit übersehbare Reihen von Elementen, deren Lebhaftigkeitsschwankungen allein ausreichen, die Gesamtheit der inneren Erlebnisse atomistisch beschreibbar zu machen.

Wir müssen nur nicht vergessen, daß solche Lebhaftigkeitsschwankungen nicht Prozesse in der Zeit sind. Wären die inneren Erfahrungen Vorgänge in der objektiven Zeit und wäre somit auch für die Urelemente die Zeitdimension begrifflich verfügbar, so wären der ganzen Untersuchung natürlich andere Bahnen gewiesen. Wir könnten dann mit der Hypothese operieren, daß die Elemente vielleicht nur billionstel einer Sekunde dauerten und nun der verschiedene Rhythmus der Wiederholung den verschiedenen Empfindungen zu Grunde läge. Auch in der Empfindung, die nur den tausendsten Teil einer Sekunde dauert, könnte schon eine bestimmte rhythmische Folge qualitativ gleicher Elemente vorliegen, die, in anderem Rhythmus einander folgend, eine ganz andere Empfindungsqualität konstituieren mögen; jedes dieser Elemente hätte dann trotz der qualitativen Gleichheit doch vollkommene Individualität durch seine Zeitbestimmtheit. Der Gedanke zeitlich succedierender oder zeit-

ausfüllender Elemente ist für uns aber nach allem Vorangegangenen natürlich ausgeschlossen. Das Psychische hat für uns trotz seiner räumlichen und zeitlichen Gestaltqualitäten und Richtungswerte keinen Anteil am objektiven Raum und an der objektiven Zeit. Auch die Lebhaftigkeitsschwankung ist daher kein zeitlicher Prozeß. Es wäre natürlich widersinnig, eine Mehrheit von Lebhaftigkeitswerten desselben Elements als wirklich anzuerkennen und den Wechsel doch nicht in die Zeit zu projizieren, wenn wir durch den Verzicht auf zeitliche Succession meinten, daß der Vorgang deshalb sich in einem einzigen Zeitmoment abspielt, die verschiedenen Lebhaftigkeitsgrade somit gleichzeitig beständen. Wir haben zur Genüge gesehen, daß davon keine Rede sein kann, daß Psychisches so wenig gleichzeitig oder in einem Augenblick der Zeit existiert, wie es in einen Punkt des Raumes zusammengepreßt ist. Solange wir wirklich nur die innere Erfahrung mitteilen, ohne sie im Dienste der Erklärung in ein physisches Objekt zu projizieren, hat es eben überhaupt keinen Sinn, nach irgend einer Beziehung des Psychischen zur Zeit zu fragen. Zu dieser Projizierung bietet aber die Beschreibung gar keine Veranlassung, obgleich wir sahen, daß auch die Beschreibung notwendig das Psychische mit dem Physischen verbindet.

Die innere Erfahrung, die zur Analyse und Beschreibung kommt, ist stets ein Erlebnis zeitloser Art, das als solches gar nicht die Frage zuläßt, ob ein anderes psychisches Geschehen vorher oder nachher kommt. Wir als psychophysische Organismen mögen zuerst einen Vorgang und zeitlich später einen anderen Vorgang analysieren und beschreiben; in der inneren Erfahrung giebt es keinen Standpunkt, von dem ich zwei solche getrennte Erfahrungen auf einmal übersehen kann. Indem ich sie in Beziehung setze, werden sie Inhalte einer einzigen Erfahrung, wie sehr auch Teilinhalte derselben mit ihren zeitlichen Richtungswerten auf vergangene physische Objekte weisen mögen. Das Bewußtsein kennt immer nur eine Erfahrung und findet daher niemals einen Anlaß, zwei psychische Erfahrungen durch die Zeitanschauung zu verknüpfen. Wenn wir Lebhaftigkeitsschwankungen als möglich anerkennen, so meint die reine Beschreibung innerer Erfahrung also nicht, daß erst die eine Lebhaftigkeit und dann die andere eintritt, sondern daß wir bei zwei verschiedenen Aufgaben psychischer Analyse das Recht haben, in dem zeitlosen System der Elemente die Funktion des Elements in den zwei Fällen als verschieden zu denken, etwa wie wir die Quadratwurzel einer bestimmten Größe sowohl mit positivem wie

mit negativem Vorzeichen ansetzen können. Wir haben das Recht, in dem zeitlosen System gewissen Funktionen der Urelemente mehrfache mögliche Werte beizulegen: weiter kann uns die von der Analyse und Beschreibung ausgehende Spekulation nicht führen. Fragen wir, warum im einen Falle der eine, im anderen Falle der andere Wert eingesetzt werden muß, warum, in der bisherigen Ausdrucksweise, die Lebhaftigkeitsschwankungen im einzelnen Falle eintreten, so verlassen wir den Boden der inneren Erfahrung. So wie die innere Erfahrung nie darnach fragen kann, was diesem gesamten Erlebnis zeitlich voranging, so kann sie auch niemals von sich aus zu der Frage kommen, wodurch dieses gesamte Erlebnis verursacht wird. Dringen wir zu der neuen Frage vor, so haben wir den Kreis der Beschreibung verlassen und stehen vor neuen Problemen, den Problemen des Zusammenhangs, unter deren Druck das Zeitlose sich zum Zeitlichen verwandelt.

Vergleiche die oben genannten Lehrbücher und die Litteratur zur Speziellen Psychologie im zweiten Bande; zu den prinzipiellen Diskussionen:

H. Beaunis, Les Sensations Internes. Paris 1889.
M. Brahn, Die Lehre vom Gefühl. Zeitschrift für Hypnotismus. 1896.
M. Dessoir, Über den Hautsinn. Archiv für Anatomie und Physiologie. 1892.
J. Dewey, The Theory of Emotion. Psychological Review. 1895.
Ch. Féré, La pathologie des émotions. Paris 1892.
O. Flügel, Zur Lehre vom Willen. Zeitschrift für exakte Philosophie. 1890.
O. Flügel, Über Gefühl und Affekt. Zeitschrift für exakte Philosophie. 1893.
H. N. Gardiner, Recent discussion of emotion. Philosophical Review. 1896.
A. Goldscheider, Über die Physiologie des Muskelsinnes. Leipzig 1898.
G. Heinzel, Versuch einer Lösung des Willensproblems. Zürich 1897.
V. Henri, Die Raumwahrnehmungen des Tastsinnes. Berlin 1898.
E. Hering, Der Raumsinn und die Bewegungen des Auges. In Hermanns Handbuch der Physiologie. Leipzig 1879.
A. Horwicz, Psychologische Analysen. Halle 1872.
D. Irons, The nature of emotion. Philosophical Review. 1897.
W. James, The physical basis of emotion. Psychological Review. 1894.
J. Kodis, Der Empfindungsbegriff. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1897.
C. Lange, Über Gemütsbewegungen. Leipzig 1887.
A. Lehmann, Die Hauptgesetze des menschlichen Gefühlslebens. Leipzig 1892.
Th. Lipps, Zur Theorie der Gefühle. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1892.
Th. Lipps, Raumästhetik und geometrisch-optische Täuschungen. Leipzig 1897.
A. Meinong, Begriff und Eigenschaften der Empfindung. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1888.
H. Münsterberg, Die Willenshandlung. Freiburg 1888.
H. Münsterberg, The Psychology of the Will. Psychological Review. 1898.

A. Pfänder, Das Bewußtsein des Wollens. Zeitschrift für Psychologie. 1898.
J. Rehmke, Zur Lehre vom Gemüt. Zeitschrift für immanente Philosophie. 1897.
Th. Ribot, La psychologie des sentiments. Paris 1896.
Th. Ribot, L'évolution des idées générales. Paris 1897.
R. v. Schubert-Soldern, Ursprung und Element der Empfindung. Zeitschrift für immanente Philosophie. 1896.
H. Schwarz, Die Umwälzung der Wahrnehmungshypothesen. Leipzig 1895.
G. Sergi, Dolore e Piacere. Milano 1894.
Andrew Seth, Mans place in the Cosmos and other essays. Edinburgh 1897.
G. Simmel, Skizze einer Willenstheorie. Zeitschrift für Psychologie. 1895.
C. Stumpf, Über den Begriff der Gemütsbewegung. Zeitschrift für Psychologie. 1899.
H. Taine, De l'intelligence. Paris 1895.
E. B. Titchener, The Postulates of a Structural Psychology. Philosophical Review. 1898.
G. Turró, Der Entschluß im Willensprozeß. Zeitschrift für exakte Philosophie. 1892.
Tito Vignoli, Peregrinazioni Psicologiche. Milano 1895.
J. Volkelt, Beiträge zur Analyse des Bewußtseins. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. 1898.
W. Wundt, Zur Lehre von den Gemütsbewegungen. Philosophische Studien. 1890.
Th. Ziegler, Das Gefühl. Stuttgart 1893.

Dritte Abteilung.

Der psychische Zusammenhang.

Zehntes Kapitel.

Der Zusammenhang durch die Seele.

1. Der direkte Zusammenhang psychischer Objekte.

Die psychologische Beschreibung hatte es im Dienste der Mitteilung mit den einzelnen aus dem Zusammenhang herausgelösten Bewußtseinsinhalten zu thun; alles Werden und Sichverändern stellte sich dort als eine Reihe unverbundener Einzelobjekte dar. Es wird die Aufgabe der Erklärung sein, zwischen diesen einzelnen psychischen Objekten einen Zusammenhang herzustellen. Nur mag uns das eine sofort feststehen: einen Zusammenhang herstellen heißt nicht notwendig, den Zusammenhang wiederherstellen, aus dem das Einzelne herausgearbeitet wurde. Gewiß war uns das geistige Leben als ein innerer Zusammenhang gegeben, aber wir haben ja das vollkommen erleuchtet, daß wir aus dem wirklichen Leben die psychologischen Objekte nicht einfach durch Aufhebung des inneren Zusammenhanges gewinnen, sondern durch eine noch hinzutretende Umwandlung der wirklichen Dinge in unwirkliche Konstruktionen. Die Einheit des geistigen Lebens ist also gar nicht ein Zusammenhang psychologischer Objekte, sondern ein Zusammenhang von Thatsachen, aus denen psychologische Objekte abgeleitet werden können; gilt es, einen Zusammenhang zwischen diesen psychologischen Objekten selbst herzustellen, ohne ihre Ableitung aus der Wirklichkeit

wieder rückgängig zu machen, also ohne ihren Charakter als psychische Objekte wieder aufzuheben, so muß offenbar diese Verbindung selbst eine unwirkliche, für die logischen Zwecke der Erkenntnis konstruierte sein. Die psychologische Erklärung sucht einen Zusammenhang herzustellen, nicht aber, wie es so oft mißverständlich dargestellt wird, „den" Zusammenhang wiederherzustellen. Da sie so nicht durch ein nachzubildendes Vorbild, sondern nur durch ein logisches Ziel gebunden ist, so kann die Frage auch nur die sein, welche von allen möglichen Zusammenhangskonstruktionen sich für die Zwecke der Erklärung am geeignetsten erweist, welche also am vollständigsten das Werden und Sichformen, das Auftreten und Verschwinden der einzelnen Bewußtseinsinhalte aus ihren Beziehungen zu anderen Bewußtseinsinhalten begreifbar macht. Der Psychologe soll uns erklären, warum unter bestimmten psychischen Bedingungen eine bestimmte Veränderung im Umkreis der psychologischen Objekte eintritt. Die Voraussetzung dafür wird die sein, daß die vorgefundene psychische Mannigfaltigkeit in notwendigen Kausalzusammenhang gebracht werden kann, so daß das Auftreten und Verschwinden der einzelnen Bewußtseinsinhalte aus anderen Bewußtseinsinhalten als notwendig abgeleitet werden kann.

Wir müssen dabei an die ausführlichen Untersuchungen anknüpfen, zu denen wir am Anfang geführt wurden, als wir die erkenntnistheoretische Grundlegung der Psychologie suchten. Dort prüften wir den Begriff des kausalen Zusammenhanges und erkannten, wie er auf die Kategorie der Identität zurückführt. Dort sahen wir, daß blosse Regelmässigkeit der Erscheinungen nicht ausreicht, einen Kausalzusammenhang zu gewinnen und daß die Erfassung einer inneren Kraft, welche die Erscheinungen aus sich hervortreibt, kein mögliches Mittel für die Zwecke der objektivierenden Wissenschaften ist; wir sahen, daß die physikalischen Kräfte durchaus nicht solche innere Triebkraft bedeuten und daß die geistige Aktualität wohl eine innere Kraft ist, aber in einer Sphäre, in der es keine psychologischen Objekte giebt. Aber auch die weitere Frage, ob wir vielleicht die psychischen Objekte ebenso wie die physischen durch Identität verbunden denken können, ist für uns längst beantwortet. Auf den ersten Blick erscheint es ja als eine ganz wohl zulässige Vorstellungsweise, auch seelische Gebilde als identisch zu behandeln. Wir aber wissen, daß davon keine Rede sein kann. Gewiss ist die Erinnerungsvorstellung, die gestern in mir auftauchte, dieselbe, die mich heute beschäftigt; hatten sich gestern Associationen

an die Vorstellung angeknüpft, so verbinden sie sich heute unmittelbar mit der erneuerten Vorstellung, ohne erst der Vorstellung von gestern zur Vermittelung zu bedürfen. Wir können in solchem Falle mit vollem Recht sagen, daß die Vorstellung von heute eben jene Vorstellung von gestern sei und daß die letztere nicht ein anderes noch neben der heutigen Vorstellung irgendwo aufbewahrtes Exemplar sei. Solche Auffassung hat ihre Bedeutung aber doch nur als Argument gegen die materialisierende Anschauung, derzufolge die gestrige Vorstellung noch neben der heutigen fortbesteht; sie darf aber nicht so verstanden werden, als wenn die heutige mit der gestrigen wirklich identisch wäre. Weniger irreführend ist daher der Vergleich mit einer physischen Bewegung: wir können dieselbe Bewegung immer wieder ausführen und doch ist es immer wieder eine neue Bewegung, ohne daß neben der neuen die alte erhalten bleibt. Und doch ist ein solcher Vergleich nur halb zutreffend. Die Bewegung ist eine vergängliche Lageveränderung von Objekten, welche selbst beharren; die Vorstellung dagegen ist selber ein vergängliches Objekt. Das Nichtbeharren der Vorstellung und das Vergehen der physischen Bewegung gehören also ganz verschiedenen Sphären an. Gemeinsam ist der Bewegung und der Vorstellung nur, daß wir sie mit anderen ihrer Art gleich setzen. Gleiche Vorstellungen sind somit verschiedene Objekte, die unter denselben Begriff fallen. Nun ist auch die Zugehörigkeit zu derselben Klasse zweifellos ein Zusammenhang und muß somit wie jeder Zusammenhang auf Identität beruhen, aber es ist nicht die Identität der Objekte, sondern Identität des logischen Aktes, der in seiner zeitlosen Subjektivität wirklich identisch ist, sobald er demselben logischen Ziel zustrebt und zur bloßen Gleichheit erst dann herabsinkt, sobald er selbst als psychologisches Objekt gedacht wird.

Warum zwei Vorstellungen nicht identisch sein *können*, ist nun für uns nach allem Vorangegangenen gar kein Problem; nachdem wir entschieden haben, daß wir im System des Wirklichen nur das als psychisch herausheben wollen, was lediglich für einen Subjektakt Objekt sein kann, sind wir an unsere eigene Voraussetzung gebunden. Für uns bleibt somit nur das eine übrig, daß wir ohne Schwanken anerkennen: psychische Objekte sind niemals in verschiedenen Erfahrungen identifizierbar und stehen deshalb in *keinem direkten Kausalzusammenhang*. Ein psychisches Objekt kann weder Ursache noch Wirkung sein; das Auftreten und Verschwinden der Bewußtseinsinhalte kann nicht erklärt werden, und die einzelnen

Teile des psychischen Systems sind somit ohne direkten Zusammenhang. Wäre es anders, so würde übrigens kaum ersichtlich sein, warum den Telepathen das Mißtrauen entgegengebracht werden sollte, das sie in wissenschaftlichen Kreisen vorfinden. Gehört es zur Natur der Bewußtseinsinhalte, daß sie einander beeinflussen können, so könnte sehr wohl zwischen meiner und deiner Vorstellung dieselbe Art des Zusammenhanges bestehen, die zwei Vorstellungen in mir verbindet. Die Einsicht, daß die psychologischen Bewußtseinsinhalte ohne Kausalzusammenhang sind, ist somit gänzlich unabhängig von psychophysiologischen Problemen. Ob psychische Erscheinungen Wirkungen oder Ursachen physischer Vorgänge sein können, ist eine Frage, die von dem erkenntnistheoretischen Ausgangspunkte weiter abliegt als die rein psychologische und mit Unrecht meist in die erste Reihe gestellt wird. Ihre Beantwortung ergiebt sich für uns erst sekundär aus der unkausalen Natur des Psychischen. Beruht jeder Zusammenhang auf Identität und ist jedes Psychische prinzipiell von jedem Physischen verschieden, so kann das Psychische als solches mit dem Physischen kausal ebensowenig zusammenhängen wie mit anderem Psychischen; die Empfindung ist nicht die Wirkung eines Körpervorganges und der psychologisch gedachte Wille nicht die Ursache einer körperlichen Bewegung.

Es ist im letzten Grunde nur eine neue Form desselben Argumentes, wenn wir den unkausalen Charakter alles Psychischen daraus ableiten, daß kein psychisches Objekt in eine Gleichung eintreten kann. Jede physikalische Betrachtung findet ihr ideales Ziel in der Beschreibung der Vorgänge durch mechanische Kausalgleichungen. Psychische Objekte sind unmeßbare Qualitäten und somit ausnahmslos ungeeignet, in eine quantitative Gleichung eingesetzt zu werden, gleichviel ob es auf beiden Seiten oder nur auf einer Seite der Gleichung geschehen soll. Da, wie wir gesehen, die Unmeßbarkeit des Psychischen ebenfalls darauf beruht, daß es nicht Objekt für mehrere Subjektakte sein kann, so führt auch diese Betrachtungsweise auf dieselben Verhältnisse zurück, aus denen wir es ableiteten, daß psychische Objekte niemals in ein Identitätsverhältnis treten können. Nur ist hier ein sekundäres Symptom an die Stelle der wesentlichen Bestimmung getreten; nur die Identität, nicht die Gleichung, konstituiert wirklichen Zusammenhang für unser Denken.

Ist damit nun aber die ganze Frage erledigt? Zweifellos nicht. Logisch ließe sich freilich der Standpunkt vertreten, daß eine Untersuchung nach dem Zusammenhange des Psychischen von der Hand

zu weisen sei, weil, wie wir schon früher erörterten, die Aufgabe, in deren Interesse das Psychische aus dem Wirklichen konstruiert wurde, schon dann gelöst ist, wenn es gelingt, die physische Welt zu erklären. Das Psychische entstand dadurch, daß die Wirklichkeit objektiviert wurde und dann das Physische als das Identificierbare herausgearbeitet wurde, um eine berechenbare Basis für die Handlungen zu gewinnen. Das Psychische war also gewissermaßen nur negativ wichtig; es war die Welt des Nichtberechenbaren, es war der Rest, der von der Wirklichkeit übrig blieb, wenn das gesuchte kausal verständliche System abgezogen war. Daß diese übrig bleibenden Reste nun selbst auch wieder ein geschlossenes System bilden sollten, lag somit gar nicht in den Voraussetzungen, unter denen sie abgeleitet waren. Das ist vollkommen richtig und die Erkenntnis, daß sie unter keinen Umständen einen kausalen Zusammenhang ergeben, entspricht in der That den Voraussetzungen ihrer Konstruktion. Die Scheidung zwischen Physischem und Psychischem und die vorausgehende Objektivierung würde ihre logisch nächste Aufgabe entschieden erfüllt haben, wenn es gelänge, eine ideal vollständige, und somit natürlich auch alle körperlichen Gehirn-, Nerven- und Muskelprozesse des Menschen einschließende, Physik zu schaffen, die psychischen Vorgänge dagegen als gleichgültige Nebenerscheinungen unbeachtet gelassen würden. Wir hätten dann eben keine Psychologie. Wäre die Aufgabe der Physik im absoluten Sinne erfüllt und jede Bewegung in der physischen Welt einschließlich jeder körperlichen Bewegung des Menschen, jeder Handlung, jedes Wortes vollständig berechnet, so würde das ursprünliche Motiv, die Objekte der vorzubereitenden Thätigkeit zu bestimmen, niemals über die Physik hinausführen. Nun sind wir aber nicht nur unendlich weit von diesem Ziele entfernt, sondern selbst wenn es erreicht wäre, würde die psychische Parallelbehandlung die einfachere und übersichtlichere bleiben. Außerdem aber sahen wir, daß dieses praktische Verlangen stets mit dem theoretischen zusammengeht, die empirisch gegebene Welt zu verstehen und für die logische Betrachtung zu vereinfachen. Sobald dieses theoretische Ziel mitgilt, kann jene nächstliegende Aufgabe nicht mehr die einzige sein. Wir wollen dann nicht nur den Zusammenhang erkennen, auf den wir unser Handeln stützen, sondern wir wollen die Gesamtheit der objektivierten Wirklichkeit in ein geschlossenes System bringen. Theoretisches Interesse fordert somit, daß die Wirklichkeit in objektivirter Gestalt keinen unbeachteten Rest zurückläßt: es muss somit

eine Wissenschaft geben, welche versucht auch das Psychische zu verknüpfen, und sobald wir erst einmal entschieden haben, daß wir eine erklärende, Zusammenhang suchende Psychologie haben wollen, müssen wir voraussetzen, daß eine Annäherung an das Ziel prinzipiell möglich ist. Der Psychologe hat als solcher nicht zu fragen, ob Psychologie nötig sei; er hat nur zu fragen, was nötig sei, um sie möglich zu machen. Nun wissen wir, daß ein direkter Kausalzusammenhang zwischen psychischen Objekten prinzipiell unmöglich ist, desgleichen ein direkter Zusammenhang zwischen psychischen und physischen Phänomenen. Es entsteht für uns mithin nur die Frage, ob auf indirektem Wege möglich wird, was auf direktem Wege ausgeschlossen war. Können wir die Erscheinungen so umarbeiten, daß das Verlangen nach logischem Zusammenhang auch in der psychischen Sphäre und dadurch in der gesamten objektivierten Welt befriedigt werden kann? Es wiederholt sich damit dieselbe Fragestellung, die wir in Bezug auf die Mitteilung fanden: auch dort war eine direkte Mitteilung des Psychischen undurchführbar, aber indirekt gelang, was direkt unmöglich war. Wir stehen somit vor dem Problem: wie können wir einen indirekten Zusammenhang zwischen den psychischen Objekten herstellen?

2. Die psychologische Substanz.

Die mannigfaltigen Lösungsversuche, welche unsere Aufgabe gefunden hat, gehen im wesentlichen darauf hinaus, den aus den psychischen Phänomenen selbst nicht begreifbaren Zusammenhang entweder aus den nichtpsychischen Erfahrungsobjekten, also aus der physischen Welt, oder aber aus direkt Unerfahrbarem abzuleiten. Die prinzipiell unerfahrbaren Objekte, deren Realität angenommen wird, um aus ihrer Wirksamkeit die psychischen Vorgänge zu erklären, sollen uns zunächst beschäftigen; die Vorstellungen über die Seele stehen dabei im Vordergrund. Freilich ist nun nicht jede Seelentheorie, von der die Geschichte der Philosophie berichtet, eine Konstruktion im Dienste unserer Aufgabe, und zwar sind es besonders drei Umstände, welche das Problem beeinflußt haben. Einmal wurde die Aufgabe meisthin in den Dienst der Metaphysik gestellt und somit Forderungen an die Lösung herangetragen, welche sich niemals aus dem empirischen psychologischen Thatsachenbestand ergeben würden. Zweitens trat der psychische Zusammenhang nicht selten ganz zurück hinter dem psychophysischen; die Wechselwirkung

von Seele und Körper wurde oft so vollständig das eigentliche Ziel der Seelentheorie, daß die Wechselwirkung der psychischen Phänomene gar nicht als Problem beachtet wurde. Und schließlich blieb zu oft der Unterschied unbeachtet, der für uns im Mittelpunkt aller Betrachtungen stand: der Unterschied zwischen psychologischen Objekten und geistiger Wirklichkeit. Eine Seele, welche den Zusammenhang der Vorstellungselemente und gleichzeitig den Zusammenhang der subjektiven Akte erklären soll, muß ein unbrauchbares Zwitterwesen bleiben, da sie für die Lösung von zwei Aufgaben konstruiert ist, die nicht nur nichts miteinander zu thun haben, sondern vor allem vollkommen verschiedenen Sphären zugehören. Die Hilfsvorstellung, durch welche ein logischer Abschluß für die unwirklichen Erzeugnisse psychologischer Konstruktion gewonnen wird, kann nicht nebenbei auch noch Ausdruck der metaphysischen Wirklichkeit sein, aus der die Totalität der subjektiven Wirklichkeit herstammt. Wohin die Erbschaft des Namens fällt, ist unwichtig; ob wir Seele die Substanz nennen, die den psychologischen Objekten zu Grunde liegt, oder ob wir den historischen Namen für das unterliegende Prinzip der wirklichen Subjektakte zurückhalten, das ist an und für sich gleichgültig, solange wir nur beides sauber trennen.

Die Ausbildung des Hilfsbegriffes, der die psychologischen Objekte erklären soll, kann nun selbst wieder durch verschiedene Motive bestimmt werden. Wir können entweder an eine Substanz denken, die in den psychischen Objekten selbst enthalten ist, so wie die Materie in den physischen Gegenständen, oder aber an eine Substanz, die außerhalb der psychischen Objekte steht und diese erst durch ihre Wirksamkeit hervorbringt. Der Gedanke an einen psychischen Stoff, gewissermaßen eine seelische Materie, aus der die Vorstellungen gemacht sind und deren Veränderung den Wandel des psychischen Lebens darstellt, dürfte auf dem Boden unserer Voraussetzungen am nächsten liegen. Je deutlicher wir einsahen, daß wir zu den psychischen Objekten durch dieselben logischen Operationen gelangen, die uns zu den physischen hinbringen, desto natürlicher wird die Erwartung sein, daß auch die Hilfsbegriffe nach demselben Schema zu bilden seien. Hüten wir uns aber zunächst vor Erschleichungen durch bloße Worte. Die Entwickelung der mannigfaltigen psychischen Erscheinungen läßt sich zum Beispiel, ohne Widerspruch zu erwecken, als eine Reihe von Veränderungen beschreiben, und man hat daraus als selbstverständlich die Forderung abgeleitet, daß dann eine Substanz zu Grunde liegen

müsse, da jede Veränderung verlangt, daß etwas da ist, was sich verändert. Das ist irreführend, denn wir haben gar keinen Anlaß, die Mannigfaltigkeit der psychischen Erscheinungen als Veränderungen zu bezeichnen, wenn wir nicht damit sagen wollen, daß wir als zuschauende Psychologen neue und neue Inhalte vorfinden und somit sich unser Eindruck verändert; nicht das Material als solches, sondern als Objekt des Beobachters verändert sich; der Psychologe ist es, der beharrt und der sich bei der Beobachtung in Bezug auf den Inhalt verändert, während die psychischen Objekte sich als verschieden, nicht als verändert darbieten.

Nicht besser ist es, wenn gesagt wird, die psychischen Thatsachen seien Handlungen, sie müssen also die Thätigkeiten eines Handelnden darstellen. Wären sie Handlungsprodukte, so würde der Handelnde selbst von ihnen zu trennen sein; da sie aber wirkliche Handlungen sind, muß es die handelnde Substanz selbst sein, die wir in den psychischen Erlebnissen vorfinden. Auch hier täuschen die Worte. Die Realität des wirklichen Subjektes bekundet sich zweifellos in der That in Handlungen, denn wir kennen keine subjektiven Erlebnisse, die nicht von einem Wollen getragen werden und so den Gegensatzcharakter besitzen, der nur der Stellungnahme und niemals einem Objekt zukommt. Das psychologische Objekt dagegen teilt die passive Natur aller Objekte und seine Beziehung zum psychologischen Bewußtseinssubjekt ist jeder Aktualität entzogen. Nennen wir das Entstehen des Objektes dennoch eine Handlung, so darf es nur als ein Gleichnis gelten: die Vorstellung gleicht einer physischen Handlung im Gegensatz zum physischen Gegenstand, sie ist vergänglich gleich jener und nicht dauernd gleich diesem. Die Vorstellung ist eine Handlung, insofern gleich dieser ihre Existenz mit dem einmaligen Erlebnis erschöpft ist; ist ihr aber nichts anderes mit der Handlung gemeinsam, so kann daraus nicht ein Schluß auf den Handelnden abgeleitet werden, da sich ein solcher gerade auf den Wollenscharakter und nicht auf die Einmaligkeit der Handlung stützen müßte.

Sehen wir von solchen Betrachtungen ab, so spricht nun alles gegen die Zweckmäßigkeit einer Substanztheorie in der Psychologie. Freilich wäre es vorschnell zu behaupten, daß die psychischen Objekte nicht dasselbe Anrecht auf die Ausbildung einer selbständigen Substanz hätten wie die physischen, weil wir wohl Physisches ohne Psychisches, nicht aber umgekehrt Psychisches ohne Physisches denken können. Es ist nicht richtig, daß in der Vorstellung eines

psychischen Objekts irgend ein Zwang liegt, auch ein Physisches zu berücksichtigen. Jeder Subjektakt verlangt ein Objekt, und das Objekt verlangt nicht minder den Subjektakt; Psychisches und Physisches dagegen sind gleichermaßen voneinander unabhängig und ihre Hilfsvorstellungen könnten ohne wechselseitige Rücksichtnahme ihre vorläufige Ausbildung finden. Die Psychologie könnte also sehr wohl, nach dem Vorbilde der Physik, eine Substanzhypothese ausführen, ohne irgend welche Beziehungen des Psychischen zum Physischen zu berücksichtigen.

Soll die Vorstellungssubstanz denselben Dienst leisten, den die Materie in der Physik zu leisten bestimmt ist, so müssen wir nun eben zunächst gewiß sein, daß wir das Vorbild auch recht verstehen. Gar zu leicht wird die Materie des Physikers entweder wie ein metaphysisches Ding an sich behandelt oder, noch häufiger, als das Beharrende in den wirklichen Dingen. Beides ist unzulässig. Gewiß ist die Materie kein Objekt der möglichen Wahrnehmung; dadurch wird sie aber noch nicht zum Ding an sich, denn das Geschick nur für die begriffliche Konstruktion zu existieren, teilt sie ja mit der Gesamtheit der physischen Dinge. Für die wirklichen auf das Subjekt bezogenen Objekte kann es andererseits keine beharrende Substanz geben, weil, wie wir sahen, die Frage nach dem kausalen Zusammenhang der Dinge sofort notwendig zu ihrer Loslösung vom Subjekt und dadurch zur Zerlegung in physische und psychische Objekte führt. Die Materie ist die Substanz, welche nicht in den wirklichen Dingen, sondern in den physikalischen Objekten wirksam ist. Nun sahen wir, daß der kausale Zusammenhang der Objekte, in dem sich die Wirksamkeit bekundet, aus unserer Identitätssetzung hervorgeht und somit auf der Beharrung beruht. Die Materie ist also das Beharrende in den physischen Dingen. Nun sollten die physischen Dinge selbst aber von vornherein dadurch bestimmt sein, daß sie das objektivierte Ding sind, sofern es in verschiedenen Erfahrungen identificierbar ist; der Begriff der Materie und der des physischen Objekts fallen somit bei idealer Vollendung zusammen: der Begriff der Materie ist der Zielpunkt, zu dem die Entwickelung des physischen Dingbegriffs sich hinbewegt und wäre das physische Objekt erkannt, wie es wirklich ist, d. h. wie es am Ende möglicher physikalischer Bearbeitung erscheinen würde, so würde es sich mit der Materie decken. Bei jeglicher Auffassung, bei der es mit Eigenschaften bedacht wird, die nicht in der Materie enthalten sind, ist das physische Objekt noch nicht vollständig erkannt.

Übertragen wir diese Verhältnisse auf das psychische Gebiet, so würde die Aufgabe also auch hier die sein, eine beharrende Substanz zu konstruieren, die nicht in den Vorstellungen enthalten ist, sondern die mit den vollständig erkannten Vorstellungen identisch ist. So lange wir die Substanz wie einen in den Objekten verborgenen Kern denken, wäre der Gedanke an eine immaterielle psychische Substanz dieser Art vielleicht durchführbar, denn da unsere Voraussetzung nur die war, daß die psychischen Objekte niemals beharren, so würde es dem nicht widersprechen, hinter den psychischen Objekten eine Substanz beharren zu lassen, die niemals selber psychisches Objekt werden kann. Sobald wir aber eingesehen, daß die Substanz der objektivierenden Wissenschaften nur den Abschlußbegriff für die Ausarbeitung des Objekts darstellt und das vollständig erkannte Objekt somit notwendig mit der Substanz zusammenfällt, so kann davon keine Rede sein, daß die psychische Substanz Merkmale enthält, welche für die psychischen Objekte prinzipiell ausgeschlossen sind. Daß ein psychisches Objekt nicht beharren kann, war durch die Definition gegeben; eine beharrende Vorstellungssubstanz ist daher ebenfalls unmöglich.

Man wende dem gegenüber auch nicht ein, daß die Verhältnisse für die beiden Gebiete insofern ungleich liegen, als das physische nur begrifflich, das psychische aber anschaulich gegeben sei, die begriffliche Substanz somit wohl mit den physischen Objekten, aber nicht mit den psychischen Objekten übereinstimmen müsse. Das wäre nur ein Rückfall in den Irrtum, den wir überwunden haben. Auch die psychischen Objekte sind lediglich für den Begriff und niemals für das wirkliche Erlebnis gegeben, und ihre wahre Gestalt, gleichviel bis zu welchem Stadium der Erkenntnis wir fortgeschritten sein mögen, läßt sich auf jeder Stufe nur durch begriffliche Feststellung ermitteln. Auch die naivste Erkenntnis des Psychischen hat sich von der Wirklichkeit weit entfernt, und die Thatsache, daß jede Substanz Produkt der Begriffsarbeit sei, widerspricht somit durchaus nicht der Forderung, daß die Substanz mit den psychischen Objekten identisch gedacht werden müsse. Schon die logische Untersuchung der psychologischen Mitteilung hat uns ja gezeigt, wie vollständig wir die psychischen Objekte begrifflich bearbeiten müssen und wie solche Bearbeitung uns dennoch als eine Erkenntnis der psychischen Inhalte selbst gilt; es wäre also wohl denkbar, daß im Dienste der Erklärung eine noch weiter gehende begriffliche Bearbeitung einsetzte, die bis zur Substanz hinführt und doch die psy-

chischen Objekte als solche bestehen läßt. Die atomisierenden Betrachtungen, zu denen die beschreibende Auflösung in Urelemente uns führte, hatten schon nahe gelegt, solch ein Ziel dadurch zu gewinnen, daß alle Veränderungen auf Lebhaftigkeitsschwankungen einer beharrenden Substanz zurückgeführt werden. Wenn alles das endgültig abzulehnen ist, so liegt es eben nur daran, daß die psychischen Objekte selbst niemals in zwei Inhalten identisch sein können. Daß bei allen diesen Erwägungen der Begriff des Beharrens im zeitlosen Sinne genommen werden muß, versteht sich von selbst; das Beharren ist das identische Bestehen in verschiedenen Inhalten. Das Beharren einer Vorstellungssubstanz als Andauern in der objektiven Zeit kann weder behauptet noch geleugnet werden, da es, solange wir wirklich die psychologischen Objekte allein betrachten, überhaupt gar keinen Sinn hätte, den zeitlosen Objekten eine Substanz zuzuschreiben, die in der für die physischen Objekte konstruierten Zeit existiert.

Eine Substanz in den Objekten giebt es also nicht, weil sie entweder beharrend gedacht werden müßte und dann den Voraussetzungen widerspräche oder wie die Objekte selbst in jedem Inhalte eine andere wäre und dann für die Erklärungszwecke wertlos würde. Es blieb uns dann die andere Möglichkeit übrig, daß eine psychische Substanz außerhalb der Bewußtseinsinhalte existiert, eine Substanz, deren Veränderungen die Ursachen für die Vorstellungen sind. Während die Vorstellungen selbst also nicht kausal zusammenhängen, würde jeder einzelnen Vorstellung eine Ursache in jener der Erfahrung unzugänglichen Substanz entsprechen und diese Ursachen würden ein Kausalsystem darstellen müssen, wenn die Konstruktion ihre logische Aufgabe erfüllen soll. Der große Vorteil, den solche Theorien aufweisen können, ist der, daß ein solches System ins Unendliche erweitert werden kann und somit auch die neuen Wahrnehmungsempfindungen mit weiter zurückliegenden Ursachen verbunden werden können. Im System der psychischen Bewußtseinsinhalte steht die Wahrnehmung unvermittelt da; in der dahinterliegenden Substanz mag auch die Empfindungsursache sich als Wirkung erweisen. Dabei wäre es übrigens ganz unlogisch, solcher Theorie, wie es meistens geschieht, eine hylozoistische Gestaltung zu geben. Die Ausdehnung der immateriellen Objektwelt über die Bewußtseinsinhalte hinaus hat nichts zu thun mit der Ausdehnung der materiellen Welt jenseits unseres menschlichen Körpers. Der Hylozoismus denkt, daß, wenn die

Schmerzempfindung vom Stecknadelstich aus seelischen Vorgängen erklärt werden soll, dann müsse der Stecknadel eine Stichabsicht oder irgend ein anderes geistiges Geschehen introjiciert werden. Thatsächlich könnte sich eine solche Versuchung aber erst dann darbieten, wenn die Introjektion der bewußten Inhalte in den Körper schon vollzogen ist; solange das psychische System als unräumlich und unzeitlich gedacht wird, wie es sich ursprünglich darstellt, so berührt es sich nirgends mit dem physiologischen System und die hypothetische Ergänzung führt daher ebenfalls nirgends zur physischen Welt.

Eine solche Theorie würde nun aber trotzdem unhaltbar sein. Die immateriellen Ursachen können nämlich erstens nicht psychische Objekte sein, weil sonst zwischen ihnen ebensowenig Zusammenhang stattfinden könnte wie zwischen den bekannten Bewußtseinsinhalten. Sie dürfen natürlich auch nicht physisch sein, da das den Voraussetzungen widersprechen würde. Sie müßten also von einer unbekannten Art sein. Nun ist die begriffliche Erforschung einer prinzipiell unerfahrbaren Substanz ein wissenschaftliches Ziel offenbar nur dann, wenn für sie metaphysische Realität beansprucht werden kann oder wenn sie zwar nur logischen Wert besitzt, dann aber geeignet ist, Unbekanntes auf Bekanntes zurückzuführen. Das erstere gilt für philosophische Spekulationen über das Ding an sich, das letztere gilt für die physikalische Materie, welche in den bekannten Größen des Raumes und der Zeit ihre Grundlage findet. Dagegen kann nun die unendliche Weltgeistsubstanz nicht metaphysische Realität besitzen, da sie ja nicht aus der wirklichen Subjekt-Objektwelt, sondern aus der unwirklichen Welt der psychischen Dinge abgeleitet werden soll. Sie kann aber auch das Unbekannte nicht auf Bekanntes zurückführen, da alle in sie eingehenden Werte sowohl von der psychischen wie von der physischen Welt prinzipiell verschieden sein müssen. Die Theorie kann also prinzipiell immer nur von Unbekanntem zu Unbekanntem führen und jede beliebige Annahme muß somit jeder anderen gleichwertig sein. Es würde sich also gar nicht mehr um eine logische Theorie, sondern um eine phantastische Erfindung handeln, bei der die Konstruktion ohne jeden inneren Widerstand dem Drucke jedes Wunsches folgen muß. Für das ganze hypothetische Gebäude gäbe es somit kein Wahr und Falsch; es wäre nicht eine Erklärung, sondern nur ein positiver Ausdruck für den negativen Thatbestand, daß die geforderte wirkliche Erklärung fehlt.

Nun kann die Spekulation freilich auch einen anderen Weg einschlagen. Kann die Erklärung nicht anerkannt werden, solange sie auf unbekannte Faktoren zurückweist und ist es andererseits unmöglich, sie auf bekannte Objekte, psychische oder physische oder wirkliche, zu basieren, so liegt es nahe, die Ursache in Aktivitäten zu suchen, die bekannt sind und zwar bekannt aus der unmittelbar erlebten Aktualität des Subjekts. Die Seelensubstanz wird nunmehr zu einem Subjekt, dessen Akte die Ursachen der bewußten Vorgänge sind und dessen Wirkungen durch die Willensentscheidungen bestimmt sind. Das Bedürfnis, das Unbekannte oder Unbegriffene auf Bekanntes zurückzuführen, ist hier nun vollständig befriedigt, denn nichts ist uns bekannter als die Stellungnahme des wirklichen Subjekts, jener Akt, welcher dem logischen Urteil selbst zu Grunde liegt. Die Frage ist nur, ob dieser wohlbekannte Faktor auch wirklich befähigt ist, die Aufgabe zu erfüllen, für die er bestimmt ist. Kann der Willensakt in seiner teleologischen Ursprünglichkeit je in ein System von Ursachen und Wirkungen eintreten? Wir wissen längst, daß davon nicht die Rede sein darf. Die Frage nach Ursache und Wirkung ist eine Frage, die sich auf das Verhältnis von Objekten bezieht; der wirkliche Wille aber ist niemals, wie die Kräfte der Physik, Ausdruck einer Objektbeziehung, so wenig wie er selbst je Objekt ist. Wir haben gesehen, daß eine Reihe von Objekten, ein Komplex von Empfindungen, ihm substituiert werden kann. Dann steht der Wille als Bewußtseinsinhalt zwischen anderen Inhalten, zwischen Motivvorstellungen und Effektvorstellungen, aber wie ein solcher objektivierter Wille mit den psychischen Vordergliedern und Hintergliedern zusammenhängt, das ist dann selbst wieder ein kausales Problem und aus der Natur des Willens als strebender Thätigkeit in keiner Weise verständlich. Solange wir uns dem wirklichen Erlebnis des Wollens in unmittelbarer Wirklichkeit überlassen, verstehen wir es restlos, denn nichts in jenem Erlebnis verlangt eine darüber hinausgehende Erklärung; den Willen, den wir wollen, verstehen wir in jedem Sinne, der für uns als Wollende Bedeutung haben kann. Der Wille aber, den wir objektiviert haben, kommt für uns nur als Erkennende in Betracht und wir verstehen ihn nicht, wenn wir ihn nicht mit Ursache und Wirkung verknüpfen.

In der subjektiven Willenswirklichkeit war das Objekt und der Willensakt ein einziges Erlebnis; erst in der psychologischen Objektivierung wurde das Objekt selbständig und spaltete sich in Motiv

und Effekt, bei denen dann nur noch die inhaltliche Übereinstimmung auf die ursprüngliche Identität hinweist. Der subjektive Wille macht somit das Erlebnis zwar durchaus verständlich, bietet aber nirgends eine Handhabe für einen objektiven Kausalzusammenhang; der objektivierte Wille dagegen besteht durchweg aus Elementen, für die wir Kausalzusammenhang suchen können, nur bietet er nicht den geringsten Wink, wie er zu finden sei. Der subjektive Wille und das wirkliche Objekt treten uns niemals als ein Kausalzusammenhang entgegen, und wenn wir die Objektvorgänge der Natur auf subjektiv gedachte Willensanstöße zurückführen, so haben wir durchaus nicht, wie es oft fälschlich dargestellt wird, eine primitive und unzureichende Erklärung, sondern überhaupt nichts, was Erklärung genannt werden darf. Es ist Naturbelebung, die als solche noch gar nicht auf dem Wege zur Naturerklärung liegt, obgleich die Nachwirkungen der Naturbelebung oft noch in den reifsten Naturerklärungen spürbar sind. Nur wer solch ein interpretierendes Naturbeleben, solch Verstehen durch Nachfühlen und Nachstreben, fälschlich für das Begreifen des kausalen Objektzusammenhanges nimmt, nur der kann zu dem Irrtum gelangen, daß unser Willenserlebnis den Typus eines Kausalzusammenhanges darstellt. Nur ein solches einfühlendes Verstehen und nicht ein kausales Begreifen haben wir nun auch dann vor uns, wenn wir die psychischen Objektvorgänge auf wirkliches Wollen einer unbekannten Substanz zurückführen; es ist eine Belebung des psychischen Mechanismus, aber weder eine gute noch eine schlechte Erklärung, da solche Belebung der wirklichen Erklärung nur störend im Wege steht. Gewiß ist solch antikausales Bemühen verführerisch, da es jede kausale Schwierigkeit scheinbar wie mit einem Schlage löst. An die Stelle des unübersehbar mannigfaltigen Ursachenkomplexes tritt die einfache Willensentscheidung, durch die in der That jede weitere Frage nach Ursachen abgeschnitten ist, aber nicht, weil sie die Ursachen darbietet oder ersetzt, sondern weil sie einer Betrachtungsweise zugehört, bei der die Frage nach Ursache und Wirkung gar keinen Sinn hat.

3. Der teleologische Zusammenhang.

Vergegenwärtigen wir uns den Charakter desjenigen Zusammenhanges, dem die wirklichen Willensakte zugehören. Wir nannten sie ursachlos und wir gehen weiter und lehnen sogar die Wendung

ab, daß der Wille ursachlos sei, weil er sich selber bestimme. Selbst die Forderung der Selbstbestimmung geht aus der Frage nach Ursachen hervor und setzt somit eine begriffliche Objektivierung voraus; ob die Ursachen von außen her kommen oder im Objekt selbst liegen, hängt ja stets nur von der Weite der Betrachtung ab: das physische Universum als Ganzes trägt auch die Ursachen in sich. Der Wille aber in der erlebten Wirklichkeit ist weder seine eigene Ursache noch seine eigene Wirkung, sondern eine Realität, deren Inhalt durch Angabe ihres Sinnes erschöpft ist. Nur auf diesen Sinn bezieht sich denn auch der Zusammenhang, der die einzelnen Akte verbindet. Zusammenhang, sagten wir, ist Identität. Daß ein Wollen, dessen Sinn mit dem Sinn eines anderen Wollens identisch ist, mit diesem innerlich zusammenhängt, verlangt keine weitere Begründung, sondern bekundet einen Akt der Anerkennung, der selbst jeder Begründung zu Grunde liegt. Der Wille, der die Behauptung stützt, ist partiell identisch mit dem Wollen, das die Folgerung bejaht, und in gleicher Weise hängen die ethischen und ästhetischen Entscheidungen teleologisch zusammen. Und was für diese überindividuellen Akte gilt, trifft in gleicher Weise für die individuellen zu. Die Identität des individuellen mit dem überindividuellen Wollen stellt denjenigen Zusammenhang her, auf dem die Wertbeurteilung beruht, und die Identität der schlechthin individuellen Akte schafft den Zusammenhang unseres praktischen Lebens. So aber wie in der einzelnen physischen Wirkung das auslösende Objekt nicht genügt, um wirklichen Identitätszusammenhang herzustellen, sondern die Gesamtheit der physischen Bedingungen berücksichtigt werden muß und diese Gesamtheit durch Konstruktion weit über die Wahrnehmung hinaus begrifflich gewonnen werden muß, so ist nun auch der einzelne Willensakt nicht durch den zufällig auslösenden Akt allein in seinem teleologischen Zusammenhange zu verstehen. Auch hier muß zur Herstellung einer völligen Identität die wirkliche Stellungnahme durch begrifflich geforderte potentielle Wollungen ergänzt werden. Dann allein ist jeder neue Akt mit der Gesamtheit der Persönlichkeit im Zusammenhang. Nun ist diese logische Ergänzungsaufgabe ein unerreichbares Ideal, wenn die Konstruktion nicht mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit rechnen soll. So wie in der physikalischen Betrachtung es unmöglich schien, alle Vorgänge auf bloße Beharrung der vorhandenen Bewegungen zurückzuführen, selbst bei weitester Ausdehnung der Objektwelt, und deshalb ein weiterer Faktor in die Rechnung ein-

geführt wird in der Form der wirkenden Kräfte', so daß jedes Objekt in seinen Bewegungen durch alle anderen Objekte mitbestimmt wird, so muß in der teleologischen Welt ein neuer Faktor eingesetzt werden in der Anregung durch fremde Willensakte, die wir anerkennen. Beide Faktoren müssen sich ergänzen; je mehr wir auf die fremde Anregung schieben, desto begrenzter können die Voraussetzungen über die gegebene Willensanlage sein; beide zusammen aber müssen ein System von gewollten Sinnesmeinungen darstellen, das in jeder neuen Entwickelung mit sich selbst identisch bleibt und nur die Objekte wechselt. Das volle Verständnis des geistigen Zusammenhanges greift vermöge dieses zweiten Faktors somit stets über das einzelne Individuum hinaus, falls wir nicht, wie gesagt, die Konstruktion des ergänzten Wollenssystems im einzelnen Subjekt ins Unendliche ausdehnen, wie es die Monadenspekulation gethan.

Gleichviel nun aber, ob wir dieses Individualsystem potentieller Wollungen eng oder weit bestimmen, in jedem Falle repräsentiert es dasjenige, was allein die einzelnen Willensakte zu einem individuellen Zusammenhange aneinander bindet. Hier allein können wir daher zweifellos von einer Seele sprechen. Der praktische Sprachgebrauch wird ja ohne Störung dabei bleiben, den Namen Seele für die Gesamtheit der psychischen Objekte zu gebrauchen. Wird er aber in mehr technischem Sinne für den Träger der geistigen Wirklichkeit festgehalten, so muß als Seele jenes ideelle System individueller Wollungen gelten, das in der gesamten Reihe wirklicher Wollungen sich auslebt und doch in jedem neuen Akt sich mit dem gesamten System identisch setzt. Diese aktuelle Seele ist also beharrend, da sie in jedem Akte sich als identisch setzt. Sie ist einheitlich, da jede Wollung logische Umsetzung desselben Systems ist. Sie ist selbstbewußt; nicht als wenn sie sich je selber Objekt wäre, wie es die empirische Persönlichkeit für das psychologische Bewußtsein ist, sondern sie setzt sich in ihren Wollungen identisch mit dem gesamten individuellen Zusammenhang: ihr Selbstbewußtsein ist Selbstsetzung. Sie ist unsterblich, weil ihre aktuelle Realität in zeitloser Gültigkeit nicht berührt werden kann durch ein biologisch-psychologisches Objektphänomen in der Zeit. Sie ist frei, weil die Frage nach einer Ursache für sie grundsätzlich sinnwidrig ist. Auf dieses geltende Subjekt der wirklichen Wollungen und nicht auf den psychologischen Bewußtseinsinhalt beziehen sich daher auch alle sittlichen

Forderungen, die ihren Wert verlieren, wenn sie an den psychischen Mechanismus herangetragen werden, genau so wie der Glaube an die Unsterblichkeit seinen ethischen Gehalt einbüßt, wenn er auf eine zeitliche Ausdehnung der psychologischen Objekte abzielt. Das sittliche Bewußtsein darf sich darüber nicht unklar sein, daß Ausdehnung in der Zeit ebenso wie etwa unendliche körperliche Ausdehnung im Raume ohne tieferen Wert bleiben würde: alle Werte liegen im Zeitlosen.

Von dieser Seele zu behaupten, daß sie einfach sei, ist eine metaphysische Behauptung, zu der die innere Erfahrung sicherlich nicht nötigt. Aus spekulativen Gründen anderer Art mag die Forderung der Einfachheit an den Seelenbegriff herantreten, aber das wirkliche Erlebnis verlangt nur die Einheit, nicht die Einfachheit; die Seele ist eine Einheit wie das Universum, aber nicht einfach wie ein Atom. Von dieser Seele aber gar zu behaupten, daß sie ein Objekt sei, ist völlig unhaltbar. Sie ist uns gegeben als das gültige System und Gesetz unserer Wollungen und diese geltende Realität in ein existierendes Ding umformen, hieße den Substitutionsprozeß, durch den im Gebiet der Psychologie der historische Wille durch einen Empfindungskomplex ersetzt wird, nun auf das metaphysische Gebiet hinübertragen. Hinter das Gesetz unseres individuellen oder überindividuellen Wollens noch ein Objekt zu projizieren, ist ein Verfahren, das darauf hinausläuft, den Selbstwert des Willens aufzuheben. Auch der Andere ist uns, wie wir sahen, im wirklichen Leben zunächst durchaus Subjekt, solange wir mit ihm in geistigem Austausch stehen; wir verkehren mit seiner wirklichen Persönlichkeit nicht auf Grund der Wahrnehmung, sondern auf Grund der Anerkennung. Auch seine Seele ist daher — trotz aller primitiven Objektivierung, wie sie schon bei den niederen Rassen auftritt, sobald äußere Umstände auf den Weg der Erklärung statt auf den des Begreifens und Bewertens hindrängen — durchaus als ein System verstehbarer Subjektfunktionen und niemals als ein Objekt aufzufassen.

Wir stehen hier an der Pforte der Metaphysik. Das metaphysische Gebiet zu betreten, ist unsere Aufgabe hier nicht; nur sei im Ausblick dorthin das Eine betont, daß dieser Begriff der individuellen Seele kein letzter Abschluß für das wollende Subjekt sein kann. In jeder unserer praktischen Wollungen setzen wir uns identisch mit dem System potentieller Wollungen, das unsere individuelle Persönlichkeit ausdrückt. Wenn wir zufügen, daß ein solches zeit-

loses System nicht durch das zeitliche Phänomen des biologischen Todes erreicht werden kann, so ist damit nur negativ gesagt, daß der Gedanke an eine überempirische Wirklichkeit der Persönlichkeit nicht ausgeschlossen ist; eine positive Wesenheit ist dadurch nicht gewonnen. Aber gerade wenn wir überzeugt sind, daß unser Sein Funktion unseres Willens ist, können wir die Wollungen, in denen wir uns zwischen Geburt und Tod ausleben, doch niemals als dasjenige Willensgefüge anerkennen, dessen zeitlos ewige Beharrung als metaphysisch abschließender Zusammenhang gelten könnte. Unser Dasein erscheint uns ziellos und vergeblich, und wenn wir von der historischen Einzelexistenz zum Gesamtzusammenhang der empirischen Menschheit übergehen, so schreiten wir vom Winzigen zum Gewaltigen, aber vergeblich und ziellos bleibt alles Menschliche. Diese aus der tiefsten Gefühlslage empordrängende metaphysische Unbefriedigtheit ist selber Wille und somit ein Wille, der in der menschlichen Bewußtseinsform seine Erfüllung und Verwirklichung nicht finden kann. Dieser Wille ist unser Wille; unser historisches Leben ist somit nicht unsere tiefste Wesenheit und da alles Wollen persönliches Sein ist, so ist unsere metaphysische Persönlichkeit ein Wollen, das mit der historischen Persönlichkeit nur dann sich identisch setzen kann, wenn unser erfahrbares Wollen als eingeordnet in einen umfassenderen Willensplan gedacht wird. Was menschliches Wollen will, ist somit nur ein Teil eines absoluten Wollens, für dessen Verwirklichung unser scheinbar vergebliches Wollen notwendig ist. Erst wenn so unser Leben metaphysisch umgedacht ist, gliedert es sich in ein System, dessen Willensbeharrung als letzte Wirklichkeit gewollt werden kann. Das historische Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit ist dann aber in dem absoluten Zusammenhang gar nicht wirklich mit sich selbst identisch; das, was es sein will, ist als solches durchaus aufgehoben in dem übergreifenden teleologischen Zusammenhang. Die individuelle Seele wirkt somit in der absoluten Seele und nur die letztere bildet einen endgültigen Zusammenhang, weil nur sie widerspruchslos identisch gesetzt werden kann für die zeitlose Ewigkeit.

Nun liegt das absolute Wollen nicht in der Sphäre unseres Bewußtseins und nur die eine Forderung können wir nicht aufheben, daß es die Normen in sich trägt, die wir als schlechthin überindividuell anerkennen. Wir mögen den Kreis der Normen noch so enge ziehen und noch so viel als historisch bedingt gelten lassen, so lange irgend ein normativer Wertkreis übrig bleibt, müssen wir

fordern, daß seine Bewertungen jeden Willen binden, den wir überhaupt als Willen verstehen sollen. Auch der göttliche Wille muss somit wollen, was in uns das überhistorische Sollen will. Wie in diesem absoluten Willen in einem Sinne unsere tiefste individuelle Persönlichkeit wirkt und in anderem Sinne doch alle Individualität verschwindet, wie dort der Gegensatz von Subjekt und Objekt aufgehoben ist, wie die Herauslösung des Objekts aus dem Willen und seine Gegenübersetzung erst mit der Selbstsetzung des Individuums notwendig wird, alles das gehört der Metaphysik zu und kann hier nicht verfolgt werden. An dem Punkte aber, den wir erreicht haben, gewinnen wir nun die Einsicht in ein neues Parallelverhalten zwischen Historischem und Normativem einerseits, Psychischem und Physischem andererseits. Das Psychische, sahen wir, kann in keinen Zusammenhang eingehen, weil es nicht durch verschiedene Erfahrungen beharren kann wie das Physische; wir können wohl eine partielle Gleichheit für das Psychische aufstellen, insofern wir etwa gleiche Qualitäten unter denselben Begriff bringen, aber ein wirkliches Beharren des Objekts ist damit nicht anerkannt; soll das Psychische zusammenhängend gedacht werden, so wird keine andere Möglichkeit offen bleiben, als es in Beziehung zum identisch bleibenden Objekt, dem Physischen, zu denken. In gleicher Weise sehen wir nun auch das Historische als ungeeignet in einen abschließenden Zusammenhang einzutreten. Wohl können wir auch hier wie beim Psychischen für die Zwecke der Betrachtung vorübergehend Identitäten festhalten und so die Einheit unseres Einzellebens und in weiterem Verfolge den Zusammenhang der Menschheit suchen, aber wir können es nicht als denjenigen Wirklichkeitsgehalt anerkennen, aus dessen Beharrung der absolute Zusammenhang hervorgeht. Das menschliche Wollen, das die Objekte als Objekte seines Willens gegeben vorfindet, ist somit eine Entwickelungsform des allumfassenden absoluten Willens, in dem allein zeitlos-ewige Beharrung des Wollens und für das Identität suchende Subjekt somit allein wirklicher Zusammenhang zu finden ist. Andererseits sahen wir, daß wir diesen absoluten Willen nicht anders als durch die Normen charakterisieren können, und, wie das Psychische seinen Zusammenhang somit schließlich nur vermöge der Beziehung aufs Physische findet, so kann also auch das historische Wollen in einen wirklichen Zusammenhang nur vermöge der Beziehungen auf das normative Wollen gebracht werden.

Statt die metaphysischen Probleme weiterzuverfolgen, müssen wir zu unserer erkenntnistheoretischen Fragestellung zurückkehren.

Wir prüften, ob die Seele geeignet sei, den kausalen Zusammenhang zwischen den psychischen Objekten herzustellen. Wir mußten jede Möglichkeit dieser Art unbedingt ablehnen. Die Seele schafft den Zusammenhang der subjektiven Wirklichkeit, die prinzipiell zurückgelassen ist, sobald die Konstruktion der psychologischen Bewußtseinsinhalte vollendet ist. Mit den psychologischen Objekten und der Erklärung ihres Zusammenhanges hat der Seelenbegriff nichts zu thun. Die Psychologie, der die Beschreibung und Erklärung dieser Bewußtseinsinhalte obliegt, steht also durchaus nicht der Bildung des Seelenbegriffes im Wege; der Begriff ist notwendig für die Bearbeitung der subjektiven Wirklichkeit, nur hat die Psychologie keine Verantwortlichkeit und kein Interesse für seine Ausgestaltung, weil sie eben überhaupt nichts mit der subjektiven Wirklichkeit gemein hat. In ihrer eigenen Arbeitssphäre steht die Psychologie also vor dem negativen Resultat, daß sie den Zusammenhang ihrer Objekte, der direkt nicht zu schaffen war, auch nicht indirekt durch eine kausale oder eine seelenartig wollende Substanz herstellen kann; wenigstens, solange die eine Voraussetzung bestehen bleibt, daß die verbindende Substanz nicht mit den physischen Objekten und ihrer Materie identisch war. Wir müssen nun also schließlich fragen, wie die Verhältnisse liegen, wenn wir diese Voraussetzung preisgeben und den indirekten Kausalzusammenhang der psychischen Objekte mittels der physischen Welt herzustellen versuchen.

Vergleiche:

G. de Craene, De la spiritualité de l'âme. Louvain 1897.
M. Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie. Berlin 1897.
O. Flügel, Die Seelenfrage. Cöthen 1878.
O. Flügel, Der substantielle und der aktuelle Seelenbegriff. Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik. 1896.
C. Gutberlet, Die Psychologie. Münster 1896.
C. Gutberlet, Der Kampf um die Seele. Mainz 1899.
J. Kramar, Die Hypothese der Seele, ihre Begründung und metaphysische Bedeutung. Leipzig 1898.
A. H. Lloyd, Dynamic Idealism. Chicago 1898.
W. P. Montague, A Plea for Soul-Substance. Psychological Review. 1899.
C. Piat, La personne humaine. Paris 1897.
J. Rehmke, Die Seelenfrage. Zeitschrift für Psychologie. 1891.
G. Thiele, Die Philosophie des Selbstbewußtseins. Berlin 1895.
A. Vannérus, Zur Kritik des Seelenbegriffs. Archiv für systematische Philosophie. 1895.
J. H. Witte, Das Wesen der Seele. Halle 1888.

Elftes Kapitel.

Der Zusammenhang durch den Körper.

1. Der empirische Zusammenhang von Physischem und Psychischem.

Die Vorstellung, daß alle psychischen Erklärungen sich auf die Erkenntnis physischer Kausalzusammenhänge stützen müssen, drängt sich uns als ein letzter Versuch auf, die Veränderungen des Bewußtseinsinhaltes überhaupt zu erklären; würde auch dieser Versuch sich als aussichtslos erweisen, so könnte es überhaupt keine Naturwissenschaft des Seelischen, und somit überhaupt keine Psychologie geben. Bezeichnen wir zunächst einmal vorläufig jede Anschauung, die den psychischen Zusammenhang durch materielle Prozesse bestimmt denkt, als psychophysisch, so steht und fällt mithin die Psychologie mit der Möglichkeit einer psychophysischen Theorie. Aber solche Theorie mag selbst wieder in vielerlei Gestalten auftreten und die Motive, die zu ihr hinführen, werden notwendig die besondere Gestalt der Theorie bestimmen oder wenigstens beinflussen. Unser Motiv ist klar: wir suchen psychophysische Beziehungen, weil das Psychische für sich allein niemals und nirgends einen Zusammenhang bot, und nur solche psychophysische Theorie, die dieses negative Verhältnis vollkommen beseitigt, kann uns befriedigen.

Gemeinhin stehen andere Motive im Vordergrund. Besonders zwei breite Alltagswege zur psychophysischen Theorie sind allbekannt. Der eine geht von der empirischen Beobachtung der wechselseitigen Abhängigkeiten aus, der andere von dem physikalischen Gesetz der Erhaltung der Energie. Verfolgen wir zunächst den ersten dieser Wege. Die Erfahrung zeigt uns, daß unsere Vorstellungen von der Reizung unserer Sinnesorgane abhängen, daß Krankheiten unseres Körpers unser Geistesleben beeinflussen, daß unsere Gemütserregungen und Willensakte körperliche Bewegungen bedingen und daß im Tierreich die Entwickelung des Zentralnervensystems der geistigen Entwickelung parallel läuft. Auf Erfahrungen dieser Art stützen sich die materialistischen Anschauungen über den psychophysischen Parallelismus. Nun läßt sich freilich nicht bestreiten, daß, sobald einmal eine bestimmte psychophysische Theorie ausgeprägt ist, etwa

in der Form, daß alles Psychische eine Begleiterscheinung des Physischen sei, daß sich dann alle diese Thatsachen leicht und einheitlich in der Sprache solcher Hilfsvorstellung darstellen lassen. Der Umstand, daß die Terminologie einer bestimmten Theorie für eine Reihe von Thatsachen brauchbar ist, darf aber sicherlich noch nicht als Beweis der Theorie gelten. Es fragt sich, ob nicht andere Theorien dasselbe vermögen und besser begründet sind.

Treten wir an die Thatsachen selbst heran, so ist zunächst klar, daß sowohl die Wahrnehmung wie der Willensimpuls gewisser unsicherer Analogien und Ergänzungen bedürfen, um zu einer parallelistischen Auffassung hinzuführen. Man mag wohl sagen, daß die Willenshandlung durch kleine Stufen mit der unwillkürlichen Thätigkeit und der bloßen Reflexbewegung verbunden ist und selbst jederzeit in automatische Handlung übergehen kann, kurz in vielen Beziehungen eine gewisse Ähnlichkeit mit der Muskelthätigkeit nach bloß physiologischer Gehirnreizung besitzt und somit selbst als Gehirnprozeß mit psychischer Begleiterscheinung aufgefaßt werden könne. Aber die Thatsachen selbst legen es doch zunächst sehr viel näher, die Handlung als Wirkung einer, körperlich nicht bedingten, schöpferischen Seelenthätigkeit und die Wahrnehmung als eine freie geistige Reaktion auf den Gehirnreiz zu denken. Die Erscheinungen der biologischen Entwickelung und der pathologischen Störungen widersprechen andererseits durchaus nicht der Annahme rein psychologischer Kausalität. Der Zusammenhang der psychischen Erscheinungen untereinander — und gerade das war unser Problem — wird durch solche empirischen Beobachtungen überhaupt nicht erleuchtet. Wir könnten einen vollständigen psychischen Kausalzusammenhang aus all diesen Thatsachen folgern und würden dann ergänzende Hilfsvorstellungen nur für die psychopetalen und psychofugalen Übergänge zwischen Psychischem und Physischem bei der Wahrnehmung und der Handlung heranziehen. Für die eigentlichen Aufgaben der Psychologie würden solche Hilfshypothesen aber von sekundärer Bedeutung sein, da sie sich auf den psychischen Zusammenhang selbst nicht beziehen.

Gerade das ist ja denn auch die Rolle, welche der psychophysische Zusammenhang in der populären Psychologie spielt. Während alles Psychische dort in direktem Zusammenhange gedacht wird, stellt sich die Psychophysik nur ein, um den Übergang zwischen Reiz und Empfindung oder Wille und Bewegung zu erklären, und es ist ein Irrtum zu glauben, daß die empirischen Thatsachen

wirklich mehr verlangen. Die Motive, um derenwillen die Popularpsychologie die psychophysische Abhängigkeit auf diese Minimalforderung herabdrückt, sind ja freilich meist anderer Art; im Vordergrund steht da der Wunsch, dem Psychischen, das fälschlich für die geistige Wirklichkeit genommen wird, eine ungetrübte Selbständigkeit zu wahren. Wenn dieses Nebenmotiv aber auch auf Irrtum oder Verwechselung beruht, so darf es uns doch nicht hindern, anzuerkennen, daß die beobachtbaren Phänomene in der That nicht mehr verlangen. Ja, jener populäre Wunsch, das Geistige möglichst auf Kosten des Physischen zu heben, könnte die antipsychophysische Theorie noch sehr viel weiter treiben, ohne mit den empirischen Thatsachen in Konflikt zu kommen. Man könnte etwa behaupten, daß der Körper überhaupt nichts hervorbringe oder anrege, sondern daß die Wirkung des Körpers eine negative sei, eine hemmende und unterdrückende Funktion. Wäre die Seele frei, so würde sie dem absoluten Geiste gleichen; der Körper aber schränkt sie ein und läßt nur das Wenige frei ins Bewußtsein steigen, das in den Körperprozessen die Möglichkeit äußerlicher Realisierung findet. Die aufsteigende Entwickelung des Nervensystems in der Stammesgeschichte bedeutet somit nur eine stetige Abnahme der äußeren Hinderung für die Manifestationen der Seele. Man hat derlei Phantastereien ja in der That konstruiert, um so zu „erklären“, warum die Seele in mystischen Ahnungen und telepathischen Inspirationen scheinbar die Grenzen ihres Könnens überschreitet, während sie der Erklärung gemäß gerade dann ihr eigentliches Wesen dokumentiert und sich lediglich von der gewohnheitsmäßigen Bedrückung durch den Körper frei macht. Solche Vorstellung über den Zusammenhang von Psychischem und Physischem dient offenbar dem Wunsch, das Psychische über das Physische triumphieren zu lassen, ja dem Physischen einen Anstrich des Verächtlichen zu geben, in noch gründlicherer Weise als jene andere geläufigere Theorie, und dennoch läßt es sich nicht bestreiten, daß die geschilderten empirischen Thatsachen sich ebenso vollständig und ebenso bequem in der Sprache dieser radikaleren Theorie beschreiben lassen. Andere Theorien wiederum lassen sich bequem anderen Wünschen anpassen, ohne mit den Thatsachen zu collidieren.

Alles das beweist aber nur, daß es ein unmögliches Unternehmen ist, Theorien über den Zusammenhang der psychischen Erscheinungen aus empirischen Beobachtungen abzuleiten, statt aus dem Wesen der psychischen Objekte; die Bestimmung dieses Wesens

aber muß notwendig der Erkenntnistheorie zufallen, da, wie wir immer wieder sahen, das Psychische als solches nicht im Erlebnis vorgefunden, sondern im Dienste der Erkenntnis aus dem Erlebten herausgearbeitet werden muß und somit die Natur dieses Produktes von den Erkenntniszwecken abhängig bleiben muß. Die Thatsachen passen sich ohne Sträuben jeder beliebigen Theorie an, der materialistischen wie der spiritualistischen, der dualistischen wie der monistischen, der parallelistischen wie der occasionalistischen, einfach weil diese sogenannten Thatsachen sich schon selbst auf die abzuleitenden Theorien stützen und wir somit naturgemäß ohne Widerspruch diejenige Theorie aus den Beobachtungen ableiten können, die wir vorher in die Beobachtungen hineingelegt haben. Wenn wir nicht durch erkenntnistheoretische Erörterung vorher festgestellt haben, was wir mit dem Psychischen meinen und welcher Art der Zusammenhang des Psychischen sein kann, so kann uns die bloße Beobachtung nicht weiter helfen; alles Theoretisieren auf der Grundlage der Beobachtungen bedeutet dann nur Diskussion über die Anpassung der Theorie an die Einzelheiten, aber die Grundentscheidungen über den Zusammenhang und die Abhängigkeit des Seelischen sind im voraus erledigt, sobald die mit den Begriffen des Physischen und Psychischen operierende Beobachtung einsetzt. Wer mit dem Psychischen ein Objekt meint, das in einen Kausalzusammenhang eintreten kann, der wird durch empirische Thatsachen niemals eines Besseren belehrt werden können; die Diskussion wird vielmehr sofort auf den Begriff der Kausalität übergehen müssen und von dort auf das Grundproblem, ob die Herausarbeitung des Psychischen auf der Grundlage solcher Auffassung wirklich dem geplanten Erkenntniszwecke dient oder nicht.

Wer sich diese Vorarbeit dadurch ersparen zu können glaubt, daß er sich bei seinen Feststellungen mit den naiven Begriffen des täglichen Lebens begnügt, ohne vorher für eine bestimmte Theorie einzutreten, der vergißt, wie sehr unsere populären Begriffe mit Theorien belastet sind und zwar mit Theorien, die wissenschaftlich meist längst überwunden sind und somit der Erkenntnis nur im Wege stehen. Auch die naivste Beschreibung und Beobachtung psychischer Vorgänge arbeitet stillschweigend heute mit dem Prinzip der Introjektion, das dem wirklichen Erlebnis so vollständig fremd ist und das die kompliziertesten Umsetzungen und Zerspaltungen des wirklichen Objekts, die Verkoppelung des Psychischen mit dem Subjektiven und die Projizierung der Subjektsakte und des

individuellen Objekts in das Raum- und Zeitsystem der physischen Objekte durchweg voraussetzt. Dabei geht die völlig unkritische Hinnahme solcher komplizierten Theorien nicht selten Hand in Hand mit der strengsten Kritik in Bezug auf die einzelnen Thatsachen; der Psychopathologe, der mit äußerster Gewissenhaftigkeit die Störungen des Bewußtseinsinhalts seiner Patienten beschreibt, zaudert nicht, bei solcher Beschreibung die subjektiven Aussagen des Individuums durch psychologische Objekte zu ersetzen, ohne den Problemen und theoretischen Schwierigkeiten, die mit dieser Umsetzung verknüpft sind, auch nur die geringste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Auf dem Boden einer bestimmten Theorie ist dagegen auch gar nichts einzuwenden, aber nur daran darf nicht gedacht werden, aus solchen von vornherein zugestutzten Beobachtungen eine Theorie abzuleiten. Die Darstellung und Erklärung der besonderen Thatsachen auf dem Boden der erkenntnistheoretisch gewonnenen Theorie bleibt dann noch immer eine vollgültige wichtige Aufgabe, aber die grundlegende Anschauung selbst kann niemals durch Beobachtung gewonnen werden. Die Theorie muß hier den Thatsachen vorangehen, weil eben die Thatsachen nur bestimmte Umformungen der Wirklichkeit sind und die Umformung ist schlecht, wenn sie der Erkenntnisaufgabe entgegenwirkt. In diesem Sinne haben sich hier die Thatsachen nach den Theorien und nicht die Theorien nach den Thatsachen zu richten.

2. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie.

Der andere populäre Weg zum psychophysischen Parallelismus geht nun in der That von theoretischen Erwägungen aus und zwar von rein physikalischen. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie, das sicherlich über die bloße Beschreibung von beobachteten Phänomenen hinausführt, beherrscht hier die Beweisführung. Das Gesetz verlangt, daß jede physische Leistung durch die Umsetzung der im Natursystem vorhandenen Kräfte erklärt wird. Auch der physische Körperprozeß, den wir eine Handlung nennen, stellt kinetische Energie dar; auch diese Energie kann nicht neu erzeugt sein, die vorangehenden körperlichen Prozesse und Dispositionen enthalten somit als kinetische und potentielle Energie vollständig jene Energiemenge, welche in der Muskelkontraktion wirksam wird. Das Körpersystem enthält somit die Gesamtheit der Ursachen, durch welche

die Handlung absolut bestimmt wird und es folgt daraus, daß alle Vorstellungen, Gefühle, Gemütsbewegungen, Triebe, Überzeugungen und Willensentscheidungen, welche psychisch die Handlung zu bestimmen scheinen, thatsächlich nur unwirksame Begleiterscheinungen der physiologischen Vorgänge sind. Wie von der Handlung kann der Beweis schließlich auch von der Wahrnehmung ausgehen. Die physiologische Sinneserregung, auf der die Wahrnehmung beruht, ist eine Energiemenge, von der auch nicht der winzigste Teil in den Umsetzungen des Nervensystems verloren gehen kann, wenn das Gesetz von der Erhaltung der Energie richtig ist. Die seelischen Inhalte, die sich an die Sinneserregung anschließen, können also wiederum nur Begleiterscheinungen jener physischen Prozesse sein, in denen die zugeführte Energie sich umsetzt. Von beiden Ausgangspunkten aus kann die epiphänomenale Natur des gesamten Bewußtseinsinhaltes erwiesen werden, da es keinen Bewußtseinsinhalt giebt, der nicht irgendwie sich auf Wahrnehmungen stützt oder mit Wahrnehmungen zusammenhängt und es andererseits keine geistige Regung giebt, die nicht irgendwie auf unsere Körperbewegungen Einfluß zu haben scheint. Ob dieser Begleiterscheinungscharakter bei systematischer Darstellung durch den heute populärsten Vergleich mit zwei parallelen Linien ausgedrückt wird oder ob an Stelle des Parallelismus eine andere Metapher bevorzugt wird, ist gleichgültig; die Hauptsache bleibt, daß auf dem Boden der gekennzeichneten Voraussetzungen eine lückenlose und konsequente psychophysische Theorie abgeleitet werden kann. Die entscheidende Frage wird daher nur die sein, ob jene Voraussetzungen wirklich zutreffend sind.

Nun läßt sich aber nicht bestreiten, daß von dem Gesetz der Erhaltung der Energie bei solcher populären, nicht selten von der unwissenschaftlichen Trotzstimmung des Materialismus beherrschten, Ausbeutung viel mehr verlangt wird, als es zu leisten vermag. Die Voraussetzungen, die bei solcher Beweisführung stillschweigend anerkannt sind, dehnen sich sogar so weit über die eigentliche Grenze des Gesetzes aus, daß, falls sie zutreffend sind, die psychophysische Theorie auch dann noch notwendig folgen würde, wenn jenes Gesetz selbst unbekannt wäre. Das, was thatsächlich vorausgesetzt wird, ist nämlich die Forderung, daß Physisches und Nichtphysisches niemals aufeinander Einfluß haben können; setzen wir aber das als zugegeben voraus, so folgt der Begleiterscheinungscharakter des Psychischen, auch wenn selbst die physische Energie nicht unter dem Erhaltungs-

gesetz stünde; setzen wir es aber nicht voraus, so nützt uns das Erhaltungsgesetz allein wenig für den geplanten Beweis. Wir behaupten also nicht, daß die Voraussetzungen, auf die sich der übliche Beweis stützt, an sich falsch seien; wir behaupten nur, daß sie *nicht im Erhaltungsgesetz enthalten sind* und dieses somit ungeeignet ist, über die allgemeinste Vorstellung vom Zusammenhang des Psychischen zu entscheiden.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst, daß die Theorie von der Erhaltung der Energie sich auf empirische Beobachtungen stützt und stützen will. Sie kann freilich auch erkenntnistheoretisch aus dem Wesen des Physischen abgeleitet werden und so aus der logischen Zielsetzung der physikalischen Begriffsbildung verstanden werden; aber wenn wir die Folgerungen aufsuchen, die sich erkenntnistheoretisch aus der Natur des Physischen ergeben, so gewinnt die Betrachtung einen vollkommen veränderten Charakter. Das Erhaltungsgesetz ist dann nur ein Nebenerfolg und die psychophysische Theorie läßt sich unmittelbar aus den Voraussetzungen selbst ableiten, ohne den Umweg über die Gesetze der Energieerhaltung einzuschlagen. Gehen wir philosophisch vor, so ist das Erhaltungsgesetz für uns überflüssig; legen wir aber das Gesetz zu Grunde, so muß es nicht als philosophisches Postulat, sondern als physikalische Theorie angesehen werden. Es bleibt eine Theorie, da es auch in der engsten Fassung weit über die wirklich empirisch meßbaren Faktoren hinausführt, und besonders im unentbehrlichen Begriff der potentiellen Energie einen überempirischen Hilfsbegriff einführt. Es bleibt aber eine empirische Theorie, weil es sich auf Beobachtungen stützt und über dieselben nur gerade so weit hinausgehen will, als es zur Verknüpfung der beobachteten Thatsachen notwendig scheint. Und es bleibt eine hervorragend wertvolle Theorie, weil es nicht nur eine Fülle empirischer Thatsachen einheitlich zum Ausdruck bringt, sondern für die Aufdeckung neuer Zusammenhänge die fruchtbarsten Dienste geleistet hat.

Das alles hindert nun aber nicht, zunächst zuzugeben, daß alle jene Thatsachen im wesentlichen den Vorgängen der anorganischen Welt zugehören und von einem Nachweis der Erhaltung der Energie bei den höheren Organismen gar keine Rede ist. Ist das Gesetz aus theoretischen Gründen erst einmal auf das Reich des Organischen ausgedehnt, so fehlt es natürlich nicht an Anhaltepunkten, um auch das Spiel der organischen Prozesse in der Sprache des Erhaltungsgesetzes darzustellen. Aber alles das verlangt komplizierte hypo-

thetische Annahmen, deren Richtigkeit durch Messung nicht zu erweisen ist. Die Theorie wäre somit weder überflüssig noch unfruchtbar, wenn der Physiker zugeben wollte, daß die Energie nur in der anorganischen Welt erhalten bleibt, in der organischen Welt dagegen sowohl verloren gehen als auch neu erzeugt werden kann, wie ja gerade das dem naiven Bewußtsein selbstverständlich erscheint. Wir würden dann anzunehmen haben, daß physische Energie bei der Anregung des psychischen Wahrnehmungsvorganges verschwindet und beim Willensimpuls neu entsteht; die Forderung des Physikers, daß es kein anorganisches Perpetuum mobile gäbe, würde dabei doch zu Recht bestehen bleiben, während die Frage, ob nicht die protoplasmatische Welt thatsächlich ein Perpetum mobile darstellt, jeder empirischen Beweisführung prinzipiell entzogen ist.

Man könnte aber auch in anderer Richtung weitergehen. Man könnte sagen, daß das Gesetz zwar auch die organischen Körper einschließen mag, dagegen immer nur besagt, daß, wenn Physisches auf Physisches wirkt, eine Kräftegleichung möglich ist, aber durchaus nicht ausschließt, daß auch Psychisches auf Physisches oder Physisches auf Psychisches wirken könne und in diesen Fällen das Gesetz außer Betracht bleiben müsse. Auch bei dieser Deutung stehen keinerlei Thatsachen im Wege, solange von erkenntnistheoretischen Erwägungen abstrahiert wird, und wiederum ist dann vollkommenste Freiheit für die psychophysischen Theorien jeglicher Spielart gewonnen. Mit ganz gleichem Recht ließe sich aber auch der Standpunkt vertreten, daß die psychischen Vorgänge selbst als Energien zu betrachten sind, welche sich ebenfalls dem Erhaltungsgesetze vollständig fügen. Potentielle oder aktuelle physiologische Energien würden dann in seelische Energien übergehen und umgekehrt. Wenn die gesamte physische Kraft, die bei der Erzeugung eines geistigen Vorganges aufgewandt wird, später als physiologische Wirkung dieses geistigen Vorganges wieder ohne Verlust zum Vorschein kommt, so würde auch hier das Gesetz bestehen bleiben und doch das Psychische seine selbständige Bedeutung für die Erklärung der Zusammenhänge bewahren. Daß ein solcher, nicht selten vorgeschlagener, Versuch, die seelischen Energien mit den elektrischen oder thermischen Energien zu koordinieren, sofort an der prinzipiell vorausgesetzten Unmeßbarkeit der psychischen Objekte scheitern müßte, bekümmert uns hier nicht, da die Unmeßbarkeit ja eine logische Forderung war, wir es hier aber nur mit den empirischen Thatsachen zu thun haben wollen. Empirisch könnten wir ja nur

behaupten, daß es bisher nicht gelungen sei, das Psychische zu messen und es somit noch eine zu lösende Aufgabe der Wissenschaft sei, sowie ja auch die Messung der Elektrizität und anderer Kräfte mannigfache Hindernisse zu überwinden hatte. Andere würden zweifellos sogar behaupten, daß die Messung schon gelungen sei. Jedenfalls ist als empirisch nichts Prinzipielles gegen den Gedanken einzuwenden, daß auch die seelischen Energien Umsetzungsformen der kinetischen Energien seien und ihre vom Physischen unabhängige Wirksamkeit somit den Kräftevorrat im Universum weder vermehrt noch vermindert.

Wir können den Grundgedanken, daß das Gesetz von der Erhaltung der Energie keinerlei psychophysische Theorie vorschreibt, aber noch in einer anderen Weise motivieren und damit den Anschauungen des Physikers vielleicht näher kommen als mit den vorhergehenden Variationen. Der Physiker, der eine bestimmte Arbeitsleistung als Wirkung einer Ursache von gleichem Energieaufwand betrachtet, will damit doch durchaus nicht sagen, daß das Zustandekommen dieser Arbeit von keiner anderen Bedingung abhängig war als von dem Vorhandensein jener Ursache; er bestreitet durchaus nicht, daß unter anderen Bedingungen dieselbe Ursache andere Wirkungen, wenn auch von gleichem Energiewert, hervorgebracht haben würde. Von diesen anderen Bedingungen geht keinerlei Zuwachs von Energie aus; ihr thatsächliches Vorhandensein genügt, um die bestimmte Energieumsetzung zu ermöglichen, ohne daß die Quantität der Energie sich verändert. Es kann somit der physikalischen Betrachtungsweise, solange sie nichts mehr behauptet als das Beharren der Energie, in keiner Weise zuwiderlaufen, wenn das Psychische als solche Bedingung betrachtet wird, die zwar selbst keine Energie vermehren oder vermindern kann, wohl aber darüber entscheidet, ob kinetische Energie in bestimmter Situation in potentielle oder potentielle in kinetische übergehen soll. Ist aber dem Willensimpuls oder der Aufmerksamkeit erst einmal ein solcher Einfluß eingeräumt, so hat die Parallelismustheorie als bloße Folgerung des Energiegesetzes ihr Existenzrecht eingebüßt. Die populäre Theorie der Wechselwirkung von Leib und Seele würde gewisse Modifikationen erfahren, aber im Prinzip würde sie bestehen bleiben.

Mit einem Schlage ändern sich nun die gesamten Verhältnisse, wenn das physikalische Gesetz durch das Postulat ergänzt wird, daß physische Vorgänge nur von physischen Vorgängen abhängig

gedacht werden können. Es ist das Postulat der mechanischen Weltanschauung. Dann ist natürlich jeder einzige der vorerwähnten Auswege für uns abgeschnitten. Jetzt können die psychischen Vorgänge nicht mehr auf das körperliche System einwirken, selbst wenn sie als meßbare Energien betrachtet würden oder wenn das Erhaltungsgesetz nur auf den Austausch physischer Kräfte beschränkt würde oder wenn die seelischen Vorgänge auch nur als Bedingungen der Umsetzung in Betracht gezogen würden. Ist es einmal anerkannt, daß Physisches nur von Physischem abhängig sein kann, so ist jede dieser Deutungen gleich vergeblich und wir können sofort hinzufügen, daß sich daran auch selbst dann nichts ändern würde, wenn das Gesetz von der Erhaltung der Energie vollkommen unbekannt wäre. Muß jede Bewegung, die wir ausführen, einschließlich jeder Thätigkeit beim Sprechen, Schreiben und praktischen Handeln ihre sämtlichen Ursachen und Bedingungen auf der Seite des Physischen finden, so kann es in der That keinen psychischen Vorgang geben, der nicht einem physiologischen Prozeß korrespondiert, da jede seelische Regung sich irgendwie und irgendwann in Körperfunktionen bekunden kann und die Frage, ob diese schließliche Bewegung einem vorher zugeführten Bewegungsquantum entspricht, läßt dann das psychophysische Problem ganz unberührt.

Die beiden alltäglichen Hauptwege von der empirischen Forschung zur psychophysischen Theorie haben sich somit beide gleichermaßen als trügerisch erwiesen. Sowohl die thatsächliche Beobachtung der wechselseitigen Abhängigkeiten als auch das Gesetz der Energieerhaltung können zu Ausgangspunkten für solche Theorie nur dann werden, wenn sich in die Darstellung der beobachteten Verhältnisse theoretische Annahmen hineinmischen, die sich überhaupt nicht auf empirische Untersuchungen stützen können. Solange sie von solchen Zumischungen frei bleiben, fügen sie sich bereitwillig jeder nur möglichen Vorstellung über das Verhältnis von Seele und Körper. Wir müssen auf die empirischen Stützen somit verzichten und uns klar sein, daß wir die allgemeine Theorie des Zusammenhanges fertig an die einzelnen Erscheinungen heranbringen müssen und daß wir solche Theorie nur aus erkenntnistheoretischen Erwägungen über die Natur des Physischen und Psychischen gewinnen können. Und auch das ist klar, daß jenes Postulat, daß das Natursystem als ein ausschließlich mechanisches zu denken sei, in der That seinen berechtigten oder unberechtigten Platz jedenfalls unter den logischen Voraussetzungen der Natur-

wissenschaft und nicht unter ihren empirischen Errungenschaften finden muß. Die Bestätigung und Durchführung des Postulats für die einzelnen Erscheinungsgruppen gehört sicherlich der empirischen Forschung zu, das Postulat selbst aber muß der Forschung vorangehen und ihren instinktiven Bemühungen die Richtung weisen. Gewiß stellt die Durchführung etwa auf dem Gebiet der Gastheorie einen Triumph der Naturforschung dar, aber andere Gebiete wie etwa das der Elektrizität oder das der chemischen Erscheinungen sind von einer mechanischen Auffassung noch so weit entfernt, daß die Ausnahmslosigkeit des mechanischen Zusammenhanges sicherlich nicht als ein Ergebnis empirischen Nachweises gelten kann.

Dieser unempirische Charakter der mechanischen Weltauffassung ist nun freilich für manchen eine Quelle des Verdachtes und der Geringschätzung. Wenn sich der psychophysische Parallelismus, so hat man zuweilen argumentiert, auf das Erfahrungsgesetz der Energieerhaltung stützen könnte, so müßte man ihn schließlich wohl oder übel anerkennen; wenn er sich aber nur auf eine Theorie stützt, die nicht aus der Erfahrung und somit nur aus der menschlichen Phantasie geschöpft ist, so hat er nicht mehr Wert als irgend eine andere zweifelhafte Hypothese und muß fallen gelassen werden, sobald die Erfahrungen eine andere Auffassung nahe legen. Solcher Einwand würde auch durch den Hinweis auf die Fruchtbarkeit der Hypothese nicht eingeschüchtert werden, da Theorien, die vom Fortschritt der Wissenschaft beseitigt wurden, sich nicht selten für längere Zeit als hilfreiche Wegweiser erwiesen haben. Dagegen muß solcher Einwand in der That zerfallen, sobald wir uns vergegenwärtigen, daß es sich nicht um eine Phantasiekonstruktion handelt, die mit kühner Hypothese der bedächtigeren Wissenschaft voraneilt, sondern daß es sich lediglich um die logische Konsequenz jener Grundannahmen handelt, durch deren Setzung der Verstand das physische Objekt aus der gegebenen Wirklichkeit herausarbeitet. Sobald wir uns erst einmal klar gemacht haben, daß wir im unmittelbaren Erlebnis weder physische noch psychische Objekte antreffen, und daß die Anerkennung eines Objektes als physisch oder psychisch somit eine logische Bearbeitung voraussetzt, so können wir auch daran nicht zweifeln, daß wir an die Prinzipien und Begriffe, die wir der Bearbeitung zu Grunde legen, durchaus gebunden sind und ihre logischen Konsequenzen das Gebiet unbeschränkter beherrschen als irgend ein empirisches Gesetz. Haben wir die physischen und psychischen Objekte dadurch gewonnen, daß wir die

wirklichen Willensobjekte vom Willen losgelöst dachten, so kann die spätere Erfahrung uns unmöglich lehren, daß einige Objekte in der physischen oder psychischen Welt doch noch dem subjektiven Willen zugehören, und haben wir die Trennung zwischen den beiden Gruppen von Objekten dadurch hergestellt, daß wir als psychisch im Objekt das bezeichnen, was nur einem Subjektakt zugehört, so kann keine Erfahrung ein psychisches Objekt aufspüren, das verschiedenen Subjekten gleichzeitig zukommt. Eine Theorie, die sich auf die logischen Grundvoraussetzungen einer Wissenschaft stützt, steht also fester als die andere, die von zufälligen Beobachtungen abhängt und hat keine Wesensverwandtschaft mit einer bloßen Hypothese.

Wir fragen jetzt also, wie weit ist eine psychophysische Theorie durch die logischen Voraussetzungen der empirischen Wissenschaften vorausbestimmt, und wir können nunmehr zu unserem Ausgangspunkt zurückkehren. Aus rein logischen Erwägungen hatten wir gefunden, daß alle objektivierenden Wissenschaften aus dem Bedürfnis nach Kausalzusammenhang entspringen, daß ein direkter kausaler Zusammenhang für die psychischen Objekte unmöglich ist und daß die Psychologie ihrer Aufgabe nur dann gerecht werden kann, wenn sie eine indirekte Kausalverbindung der psychischen Objekte mit Hilfe der physischen Objekte herstellt. Die logische Betrachtung der psychischen Objekte als solcher hatte uns also genötigt, dieselben in Beziehung zu den physischen Objekten zu bringen und so eine psychophysische Theorie zu suchen. An diesem Punkte schalteten wir nun die Betrachtung ein, daß solche psychophysische Theorie gemeinhin aus sogenannten empirischen Beobachtungen über die Wechselwirkung von Seele und Leib oder über die Kraftumsetzung des Physischen abgeleitet wird. Wir überzeugten uns indessen, daß da ein täuschender Schein vorliegt und daß auch das Physische zu einer bestimmten psychophysischen Theorie nur dann hinführen kann, wenn auf die logischen Prinzipien der Naturauffassung und nicht auf empirische Beobachtung zurückgegangen wird. Es fragt sich somit, in wie weit die psychophysischen Konsequenzen einer logischen Untersuchung der physischen Welt mit den Konsequenzen übereinstimmen, die sich aus der logischen Betrachtung der psychischen Welt ergaben.

Es bedarf nun aber keiner weiteren Argumente, um einzusehen, daß die mechanische Naturauffassung auf physikalischer Seite und die Einsicht, daß Psychisches niemals in ein direktes Kausalverhältnis

eintreten kann, auf psychologischer Seite, nur zwei vollkommen übereinstimmende Folgerungen aus demselben Prinzip sind, ja gewissermaßen nur zwei verschiedene Ausdrucksweisen desselben Gedankens. Wir sahen, daß wir die physische und psychische Welt als Abstraktionsprodukte für bestimmte Zwecke aus den wirklichen Objekten herausarbeiten. Der Zweck war die Herstellung des Kausalzusammenhanges. Der erste Schritt dazu war die Loslösung vom Subjekt. Der zweite Schritt aber war die Loslösung des individuellen vom überindividuellen Gehalt des Objekts. Der erste Schritt war notwendig, weil ein Kausalzusammenhang sich nur auf die Verknüpfung der Objekte untereinander beziehen kann und somit der Subjektsfaktor eliminiert werden muß. Der zweite Schritt dagegen war notwendig, weil der Zusammenhang nur dann begreiflich wird, wenn er auf Identität zurückgeleitet werden kann, in einen Kausalzusammenhang somit nur das eintreten kann, was in verschiedenen Erfahrungen identisch gedacht werden kann und andererseits nur das in verschiedene Erfahrungen eingehen kann, was Objekt für mehr als einen Individualakt ist. Das Objekt ist ursachhaft also nur, insofern es überindividuell und somit physisch ist, und alles, was als physisch anerkannt ist, ist somit geeignet, in ein Ursachsverhältnis zu treten. Es ergiebt sich daraus nach beiden Seiten gleichmäßig notwendig, daß einerseits die Physik zu dem Ergebnis kommt, alle ursächlichen Zusammenhänge für die physischen Geschehnisse gehen in der physischen Welt vor sich, und andererseits die Psychologie einsieht, kein psychischer Vorgang kann mit einem anderen psychischen Vorgang in einen direkten Kausalzusammenhang treten. In der That hat die Psychologie zunächst nur an diesem rein psychologischen, die Physik nur an jenem rein physikalischen Ergebnis unmittelbares Interesse. Beide Ergebnisse aber führen über sich hinaus und decken sich dann vollständig. Die Physik muß schließen, daß, wenn die mechanische Weltanschauung zu Recht besteht, dann die Handlungen des Menschen in jeder Beziehung durch physikalische Vorgänge allein bestimmt sind, die psychischen Vorgänge somit nur Begleiterscheinungen sind, die den physischen Ursachen des Vorganges zugeordnet sind, ohne selbst kausalen Einfluß auszuüben. Und die Psychologie muß schließen, daß, wenn die Aufgabe bestehen bleibt, einen Kausalzusammenhang zwischen den psychischen Erscheinungen herzustellen und derselbe weder direkt noch auf indirektem, nicht-physikalischem, Wege gewonnen werden kann, daß dann der Versuch gemacht werden muß, die psy-

chischen Erscheinungen logisch den physischen Vorgängen zuzuordnen, deren Kausalzusammenhang von vornherein feststeht. Die mechanische Naturauffassung bringt also zu den logischen Postulaten der Psychologie selbst nichts prinzipiell Neues hinzu; im letzten Grunde führen sie vom selben philosophischen Ausgangspunkte aus zu dem Verlangen, eine nicht empirisch, sondern erkenntnistheoretisch basierte Theorie des psychophysischen Zusammenhanges zu gewinnen.

3. Die erkenntnistheoretische Grundlage der psychophysischen Theorie.

Wir stehen nunmehr also vor der Aufgabe, eine Theorie zu suchen, welche den Zusammenhang der psychischen Objekte untereinander mit Hilfe der physischen Objekte und ihres kausalen Zusammenhanges indirekt begreiflich macht. Die Aufgabe wird gelöst sein, wenn es gelingt, alles Psychische dem Physischen so zuzuordnen, daß, wenigstens theoretisch, der gesamte Bewußtseinsinhalt durch die Berechnung mechanischer Vorgänge vorausbestimmt werden kann. Ausdrücklich sei aber von vornherein darauf hingewiesen, daß die Problemstellung sich als notwendig aus den Voraussetzungen ergeben hat und nicht etwa von den bestehenden Theorien der physiologischen Psychologie souffliert wurde. Das logische Schema ist hier kein nachträglicher Unterbau unter die empirische Wissenschaft, sondern nur systematischer Ausdruck der Erkenntniszwecke, welche durch ihren notwendigen Zusammenhang mit den Grundvoraussetzungen der Wissenschaft die praktische Entwickelung der Forschung durchgängig geleitet haben. Was diesem logischen Ziel nicht entsprach, wurde als unbrauchbar, als unerkannt, als unwahr zur Seite geschoben, und als Entdeckung galt, was dem logischen Ziel näher führte. Überdies ist die physiologische Psychologie unserer Tage noch so weit entfernt von der befriedigenden Lösung unserer logischen Aufgabe, daß der Verdacht, die Aufgabe sei auf die gegebene Lösung hin zugeschnitten, von vornherein ausgeschlossen sein sollte. Die verlangte Konstruktion und das heutige System, wenn von einem bestimmten System an Stelle einer Fülle verschiedener Vorschläge überhaupt die Rede sein kann, decken sich so wenig, daß der Gedanke nahe liegt, die kommenden Jahrhunderte der Forschung mögen die psychophysischen Theorien unserer Tage nicht höher schätzen als der Physiker von heute die Physik vor Newton; die Erkenntnis-

zwecke, die durch eine psychophysische Theorie erfüllt werden sollen, müssen dagegen unverändert bleiben und sind nicht an unsere heutigen Vorstellungen gebunden.

Einige Spiritisten beispielsweise glauben, im Interesse gewisser vermeintlicher Beobachtungen, die psychischen Objekte den Ätheratomen zuordnen zu müssen, die den menschlichen Körper durchdringen. Solche Äthersysteme könnten dann physikalisch zusammenhalten, auch wenn der protoplasmatische Körper zerfällt. Solche Theorie, die allen Anschauungen der physiologischen Psychologie Hohn spricht, ist nun nach dem gegenwärtigen Stand der Kentnisse zweifellos vollkommen wertlos und phantastisch, da sie sich auf Beobachtungen stützt, die den Stempel der Unwahrscheinlichkeit und Unzuverlässigkeit tragen, und andererseits nicht das Geringste zum Verständnis aller sonstigen ungezählten zuverlässigen Beobachtungen beiträgt. Das aber läßt sich nicht bestreiten, daß auch eine solche Theorie — falls sie überhaupt imstande ist, von einem phantastischen Allgemeinbegriff zu speziellen Formulierungen vorzuschreiten — unserer logischen Aufgabe vielleicht gerecht werden könnte. Ausgeschlossen ist es durchaus nicht, daß künftige Zeiten mit erweiterten Beobachtungen den Zusammenhang des gesamten Thatsachenmaterials durch eine Beziehung des Psychischen auf den Äther statt auf organische Moleküle herstellen mögen. Der heutige Stand der Forschung verlangt derlei nicht, wie unzureichend und widersprechend auch die üblichen Annahmen sein mögen. Für uns aber genügt es, theoretisch einzusehen, daß auch Hypothesen, die unsern heutigen Theorien gänzlich widersprechen, unserer logischen Aufgabe dienen mögen. Ohne jede Voreingenommenheit für eine bestimmte Lösung, die ja immer nur den Charakter ihrer Zeit tragen kann und somit morgen anders sein wird als heute, müssen wir somit der Frage näher treten: wie weit läßt sich die Aufgabe rein logisch weiter verfolgen? Wie weit also läßt sich von vornherein bestimmen, in welchem Geleise sich jede überhaupt mögliche Theorie des psychophysischen Zusammenhanges bewegen muß, wenn sie zur Erfüllung jenes Erkenntniszweckes beitragen soll? Erfüllt aber wird er dann sein, wenn wir zwischen den psychischen und den physischen Objekten eine solche Zuordnung gewinnen können, daß die Erwartung eines bestimmten physischen Gliedes zugleich die Forderung eines bestimmten psychischen Gegengliedes einschließt und der gesamte empirische Bewußtseinsinhalt auf diese Weise vermöge des berechenbaren mechanischen Naturlaufes vorher bestimmt werden kann.

Wir suchen also zunächst die physischen Objekte, denen der Bewußtseinsinhalt logisch eindeutig zugeordnet werden kann; ohne solche notwendige Beziehung kann es offenbar keine psychophysische Theorie geben. Wir kommen nun aber nicht mehr unvorbereitet an unser Problem; wir werden uns dabei an die verwandte Aufgabe erinnern, das Psychische mit Hilfe des Physischen mitteilbar zu machen, und alle Erörterungen, durch die wir jene Schwierigkeit prinzipiell zu überwinden suchten, werden uns auch hier wieder förderlich sein. Das Psychische war uns direkt unbeschreibbar, weil alle Beschreibung Mitteilung verlangt und das Objekt, das niemals gemeinsames Objekt für zwei Subjektakte sein kann, eben deshalb niemals einem zweiten mitgeteilt werden kann. Mitteilbar ist die Welt der gemeinsamen Objekte, die physische; psychische Objekte können also nur dadurch andern beschreibbar gemacht werden, daß sie in einer für die Beschreibungszwecke ausreichenden Weise auf die physischen Dinge bezogen werden. Wir verlangten, daß diese Beziehung eine erkenntnistheoretisch basierte sei. Wir fanden, daß solch logisch notwendiger Zusammenhang unmittelbar nur zwischen der Vorstellung und dem durch die Vorstellung gemeinten Gegenstand besteht, weil sie beide allein aus dem identischen wirklichen Objekt abgeleitet werden. Die Sicherheit dieser Vorstellungsbeziehung wiederholt sich, wie wir fanden, bei jedem Vorstellungselement, der Empfindung. Wenn unser gesamter Bewußtseinsinhalt aus möglichen Vorstellungselementen zusammengesetzt gedacht werden kann, so wäre mithin jedes psychische Objekt durch die Beziehung auf die physische Welt beschreibbar. Da wir die Möglichkeit der Beschreibung voraussetzen mußten, wenn wir Psychologie überhaupt gelten lassen wollen, so sahen wir uns gebunden, vorauszusetzen, daß jeder Bewußtseinsinhalt thatsächlich aus Empfindungen oder begrifflich auf Empfindungen reduzierbaren Bestandteilen besteht.

Indem wir diese Erwägungen über die Mitteilbarkeit nun auch für die Erklärung ausnutzen, weil hier wie dort das Problem war, Psychisches mit Physischem eindeutig zu verbinden, haben wir den Punkt erreicht, bis zu dem die logischen Prozesse der mitteilenden Beschreibung und die der Erklärung sich decken. Weiterhin geht nun aber die Erklärung ihre eigenen Wege.

Die Bedürfnisse der Beschreibung waren nämlich hiermit vollständig befriedigt; kann die Erklärung aber ebenfalls mit solchen Verbindungen auskommen? Nehmen wir als zugegeben an, daß alles Psychische sich aus Empfindungen zusammensetzt, die als

mögliche Vorstellungselemente einer Eigenschaft des vorgestellten physischen Objekts zugeordnet sind; kann diese Zuordnung unmittelbar den Zwecken der Erklärung dienstbar gemacht werden? Hier darf nun keine Erinnerung an Spinozistische Metaphysik die Einsicht in die psychophysischen Probleme verwirren. Wir müssen uns klar darüber sein, daß an diesem Punkte Erklärung und Beschreibung auseinandergehen; die vorgestellten Objekte reichen aus, um die Vorstellungen mitteilbar zu machen, aber sie reichen nicht aus, um durch ihren Zusammenhang den Zusammenhang der Vorstellungen begreiflich zu machen.

Alle Erklärung, so sahen wir früher, schließt Existentialurteile ein; alles zu Erklärende kommt für die Erklärung als ein Einzelnes in Betracht, das in bestimmter Erfahrung gegeben ist. Die vereinfachende Gesetzformulierung wird sich mit ihren allgemeinen Begriffen auf eine ungezählte Zahl solcher gleichartiger Einzelobjekte beziehen, aber die realen Einzelvorgänge bleiben das Material, auf das sich alle Erklärung bezieht. Die Physik macht die äußere Gestalt ihrer Gesetze von allen Beziehungen auf besondere Raum- und Zeitlage unabhängig; sie gelten überall und immer, aber die Gesetze beziehen sich trotzdem nur auf Objekte, die durch bestimmte Raum- und Zeitlage in jedem Einzelfalle reale Existenz haben und deren jedes somit von jedem andern gleichartigen durch seine Stellung in Raum und Zeit unterschieden ist. In gleicher Weise müssen die Gesetze der Psychologie in ihrer allgemeinen Formulierung ohne Beziehung auf ein bestimmtes Individuum bleiben und für jeden Bewußtseinsinhalt der beschriebenen Art gelten, und dennoch ist auch hier stets der einzelne individuelle Vorgang in seiner einmaligen Existenz das Objekt der Erklärung. Er mag sich ungezählte Male in gleicher Weise wiederholen, in jedem Individuum aufs neue ablaufen und somit mag auch der Zusammenhang immer wieder der gleichartige sein, aber trotz aller Wiederholung ist es stets der in seiner Einmaligkeit von allen Wiederholungen unterschiedene reale Vorgang, den die Erklärung in einen Zusammenhang einreiht. War es in der Physik die bestimmte Raum- und Zeitlage, durch welche der Einzelfall sich von allen übrigen gleichartigen abhebt, so ist es in der Psychologie die Beziehung auf ein bestimmtes individuelles Bewußtsein. Die Psychologie kümmert sich nicht darum, ob der Vorgang in meinem oder deinem oder seinem Bewußtseinsinhalt sich abspielt, aber sie fordert, daß jeder in das Gesetz einbegriffene Fall als einem bestimmten Bewußtsein zugehörig und somit als individuell, von

allem Gleichartigen in seiner individuellen Einzigkeit, durchaus verschieden gedacht wird. Das Gesetz verlangt die Existenz solcher wirklichen Einzelfälle, und wenn es zur Erklärung des speziellen Falles kommt, so kümmern uns die im Gesetz einheitlich mitumfaßten Nebenfälle gar nicht, die zahllose Wiederholung läßt uns den Zusammenhang an sich nicht besser verstehen. Das, was wir von der Erklärung erheischen, ist, daß dieser eine Vorgang so verstanden werden kann, daß der Zusammenhang als ein notwendiger erscheint, gleichviel ob er in der Erfahrung einmal oder millionenmal vorkam. Wie allgemein auch das Gesetz sein mag, die durch das Gesetz gesuchte Erklärung bezieht sich auf den Einzelfall, dessen unbegrenzt häufige Wiederholung nicht der Erklärung dient, sondern umgekehrt aus der Erklärung folgt.

Von der beschreibenden Mitteilung gilt das durchaus nicht. Nicht nur die in der Beschreibung verwandten Begriffe sind allgemein, sondern hier ist wirklich die logische Aufgabe eine allgemeine; die Beschreibung hat nicht einen oder Millionen von Einzelfällen im Auge, sondern das Allgemeine, dessen individuelle Existenz durch die Beschreibung selbst gar nicht mitbehauptet wird. Die Behauptung, daß ein solches Objekt dort und dann existiert, kann der Beschreibung zugefügt werden, ist aber kein organischer Teil der Beschreibung selbst. Die Existentialbehauptung liegt schon vielmehr auf dem Wege zur Erklärung. Solange ich das Objekt wirklich nur beschreibe, biete ich lediglich Aufforderungen, bestimmte, direkt oder indirekt mitteilbare, Elemente vereinigt zu denken. Ich beschreibe vielleicht den einen Baum hier vor meinem Fenster; ich teile mit, welche Gestalt, welche Farben, welchen Duft er hat und jede Eigentümlichkeit übermittele ich durch Hinweis auf Objekte, die uns gemeinsam bekannt sind; aber für die Beschreibung als solche kommt dieser eine Baum gar nicht in Betracht. Ich teile nur mit, welche Elemente von anderen Subjekten verbunden gedacht werden müssen, damit sie an ein Objekt denken, das dem mir gegebenen oder dem mich beschäftigenden Objekt gleichartig ist. Ich und die anderen, die mich verstehen, haben dabei gar nicht dasselbe individuelle Objekt im Sinn; wir wollen uns dabei überhaupt gar nicht über ein individuelles Ding verständigen, weder über meinen noch über ihren Baum; ich teile überhaupt gar nichts Thatsächliches mit, sondern ich richte lediglich eine Aufforderung an sie, deren Erfüllung uns die wechselseitige Verständigung möglich macht. Sobald ich zufüge, daß ein solcher Baum hier und jetzt mir wahrnehmbar existiert, so

übermittele ich bereits einen Zusammenhang zwischen solchem Baum und anderen Dingen; die bloße Beschreibung bleibt allgemein. Sobald ich dagegen meinen Baum erklären will, so suche ich eine Auffassung von dem Zusammenhange in diesem realen Falle; ich suche zu verstehen, wie das Samenkorn unter den gegebenen Bedingungen sich zu solchem Baume entwickelte, und wenn ich meine Auffassung des Zusammenhanges anderen mitteile, so hat die Mitteilung der Erklärung nur dann ihr Ziel erreicht, wenn die Hörer und ich diesen oder irgend einen anderen wirklichen Einzelfall gemeinsam zu Grunde legen. Die Erklärung bezieht sich notwendig auf physische Objekte, die in bestimmter Raum- und Zeitlage sind oder auf psychische Objekte, die in bestimmtem Bewußtsein sind. Beide mögen unendlich häufig vorkommen und für beide mag das Gesetz, das allgemein wie der Begriff ist, keine besondere Bestimmung vorschlagen, aber auch unter den unendlich häufigen Fällen muß jeder als individuell bestimmt gedacht werden. Die Beschreibung zielt nicht dahin, über Einzelfälle der Wirklichkeit etwas auszusagen, sondern sie macht Vorschläge zur anschaulichen oder begrifflichen Konstruktion. Die populäre Auffassung, derzufolge die Beschreibung auf das Reale, die Erklärung aber auf ein Abstraktes hinzielt, hat sich uns somit schließlich ganz umgedreht. Die Beschreibung, obgleich sie vom Einzelnen ausgeht und schließlich mittelbar der Fixierung des Einzelnen dient, ist an sich nur eine logische Bestimmung für das Verhalten des Empfangenden und enthält keine Behauptung bezüglich vorhandener Einzelfälle. Die Erklärung dagegen, obgleich die von ihr verwandten Gesetze so allgemein wie die Begriffe sind, ist auf die unbestimmt gelassene Zahl von Einzelfällen gerichtet, deren jeder als konkret und individualisiert gedacht wird. Die Erklärung ist eine Auffassung, die Beschreibung ist eine Aufforderung. Die Erklärung kann ich daher auch für mich allein vollziehen, die Beschreibung muß ich an andere richten, da ich nicht mich selbst auffordern kann. Kurz die Erklärung zielt aufs Einzelne, die Beschreibung aufs Allgemeine. Von hier aus bedarf es nur eines kurzen Schrittes, um den Punkt zu erreichen, von dem das Wesen des psychophysischen Zusammenhanges klar übersehbar wird.

Die Beschreibung des Psychischen, so sahen wir, verlangte die Beziehung der psychischen Elemente auf diejenigen physischen Objekte, welche in der Vorstellung vorgestellt werden; der einzigartige logische Wert dieser Beziehung lag in der erkenntnistheoretischen Identität der Natur- und Bewußtseinsinhalte. Diese Zuordnung,

so können wir jetzt hinzufügen, mußte für die Beschreibung ausreichen, weil eben die Beschreibung als solche sich niemals auf ein einzelnes Individuelles, sondern nur auf das Allgemeine bezieht. Kann das nun aber auch für die Erklärung befriedigend sein, die durchaus auf individuelle Einzelfälle abzielt? Ich habe eine komplexe Tonvorstellung und beschreibe dieselbe, indem ich die physikalischen einzelnen Töne in ihrer Schwingungszahl und Stärke und Dauer aufzähle; für die Beschreibung ist das vortrefflich: die Tonempfindungen sind mit den physischen Tonquellen auf Grund ihrer Identität in der Wirklichkeit vollkommen eindeutig verbunden, und jeder, der die mitgeteilten Töne erfährt, weiß nun auch, wie die Tonvorstellung, von der ich in meiner Mitteilung spreche, gedacht werden soll. Die Beschreibung bezieht sich nicht auf meine oder irgend jemandes Tonvorstellung, sondern auf die Tonvorstellung im allgemeinen, die logisch dem physikalischen Tonkomplex zugehört, der ja auch nicht einem einzelnen Subjekt zugeordnet ist, sondern der Voraussetzung gemäß überindividuell ist. Will ich dagegen die Tonvorstellung, die ich in meinem Bewußtsein finde, erklären, und somit in einen psychischen Zusammenhang einordnen, so handelt es sich jetzt nicht mehr um die allgemeine Vorstellung, die ohne individuelle Zugehörigkeit gedacht wird, sondern es handelt sich um meine durchaus individuelle Vorstellung, für deren Zustandekommen die Bedingungen in meinem Bewußtsein gegeben sein müssen, während sie beim Nachbar fehlen. Aber selbst wenn noch so viele eine gleichartige Vorstellung wie die meinige besitzen, so würde die Erklärung sich doch auf jede einzige in ihrer individuellen Erscheinung im einzelnen Bewußtsein beziehen. Wie aber soll *meine individuelle Vorstellung logisch eindeutig dem physischen Objekt zugeordnet sein, das jedermanns Objekt ist?* Für die Beschreibung, bei der jede Vorstellung der Anderen für die meine gesetzt werden kann, ist die Beziehung auf den äußeren Ton ohne Fehlerquelle, für die Erklärung aber kann ich das individuelle Psychische nicht mit dem überindividuellen Physischen verknüpfen, da mit dem vorgestellten physischen Objekt die psychische Vorstellung in jedem denkbaren Bewußtsein gleicherweise verbunden ist und der Nachweis, daß die Ursachen für das physische Objekt vorhanden sind, auch die Forderung einschließen würde, daß das zugeordnete psychische Vorstellen in jedem Bewußtsein eintreten müßte.

Könnten wir voraussetzen, daß alle Subjekte in der Welt genau den gleichen psychischen Inhalt hätten, so wäre freilich gegen solche

Erklärungsweise nichts einzuwenden; die Erklärung hätte dann eben wesentlich einfachere Aufgaben vor sich. Nähmen wir beispielsweise an, daß der gesamte Bewußtseinsinhalt aller Individuen nur aus Tonempfindungen bestände und daß alle genau die gleichen Tonempfindungen in genau gleicher Anordnung erlebten, so würde es für die Erklärung in der That genügen, die Tonempfindungen den physischen Tönen eines gewaltigen Glockenspieles zuzuordnen, eines Glockenspiels, das alle hören und dessen Tonfolge die Tonempfindungsfolge begreiflich machen würde. Ordnen wir den tiefen Ton der ersten Glocke, den hohen Ton der zweiten Glocke zu, und wir können nun zeigen, wie durch physischen notwendigen Kausalzusammenhang das Hebelwerk jener Weltglocke es notwendig macht, daß die erste und zweite Glocke abwechselnd läuten, so haben wir es erklärt, warum der hohe und der tiefe Ton abwechselnd in jedem Bewußtsein zu erwarten sind. Nun ist eine solche Annahme aber nicht nur empirisch unsinnig, sondern sie widerspricht auch den Voraussetzungen. Hätten wir nämlich wirklich alle denselben Bewußtseinsinhalt, so würde ja gar keine Veranlassung vorliegen, das individuelle Objekt vom überindividuellen zu trennen, die Weltglocke und das Glockentonbewußtsein würden für immer ungetrennt bleiben; die Abfolge des einheitlichen undifferenzierten Objektes allein würde uns beschäftigen können und es würde somit nie das Problem entstehen, ein Psychisches für sich allein zu erklären. Wollen wir Psychisches erklären, so setzen wir seine gesonderte Existenz voraus und schließen dabei notwendig die weitere Voraussetzung ein, daß sich der Bewußtseinsinhalt des einen Individuums von dem des anderen unterscheidet. Selbst wenn wir die metaphysische Annahme möglich fänden, daß unbewußt in jeglichem das gesamte Widerspiel des physischen Universums vorhanden wäre, so würde daran nichts geändert, denn es wäre nun die eigentliche Erklärungsaufgabe, nachzuweisen, warum in dem einen Individuum dieser Ausschnitt, im anderen jener Ausschnitt aus der Gesamtheit bewußt würde.

Eine Erklärung mit Hilfe derjenigen physischen Objekte, die zu jedermanns Vorstellungen gleichmäßig logisch zugeordnet sind, ist somit unmöglich, und das Gleiche gilt natürlich für die Objektfaktoren und ihre Zuordnung zu den Empfindungen. Der Baum hier erinnert mich an meinen Heimatsgarten; ein lebhaftes Erinnerungsbild des blühenden Gartens taucht in meiner Erinnerung auf. Will ich es beschreiben, so ordne ich diese Erinnerungsvorstellung einfach der Formen- und Farbenmannigfaltigkeit des physischen

Gartens zu; kann ich seine Züge mit jeder Einzelheit mitteilen, so kann ich die logische Aufgabe der Beschreibung vollziehen; ich fordere dadurch die Anderen auf, sich einen so beschaffenen Garten vorzustellen, und ich verlasse mich dabei darauf, daß dieser Garten als Wahrnehmungsobjekt nicht nur meiner Vorstellung, sondern in genau gleicher Weise der Vorstellung jedes denkbaren Subjekts zugeordnet ist; wer den physischen Garten meiner Beschreibung gemäß denkt, denkt auch die zugeordnete Vorstellung meiner Aufforderung gemäß. Diese Allgemeingültigkeit der Zuordnung würde aber die entsprechenden Erklärungsversuche von vornherein unmöglich machen. Will ich meine Erinnerungsvorstellung erklären, so kann ich sie nicht in ihrer Zuordnung zu demjenigen physischen Objekt in Betracht ziehen, das in seiner überindividuellen Wesenheit jeder einzigen Vorstellung dieser Art gleichmäßig gegenübersteht. Ich habe es eben jetzt nicht mehr mit der allgemeinen Forderung, sondern mit dieser meiner konkreten Vorstellung zu thun; wenn ich sage, daß die Vorstellung dem physischen Garten zugeordnet ist und die physische Erklärung für die Entstehung des Gartens somit begreiflich machen muß, daß ich die Vorstellung vom Garten habe, so müßte ich verlangen können, daß, wenn ich das Entstehen des Gartens physisch erklärt und seine Existenz aus den vorangehenden Bedingungen als notwendig erwiesen habe, dieselbe Vorstellung, die ich habe, auch in jedem andern Bewußtsein gegenwärtig ist. Die Voraussetzung war aber gerade, daß meine Vorstellung individuell war. Das physische Objekt ist somit, insofern es als überindividuelles Wahrnehmungsobjekt in Frage kommt, prinzipiell unbrauchbar für diejenige Zuordnung, mit deren Hilfe wir die Erklärung des konkreten individuellen psychischen Geschehens anstreben. Es ist als solches unerläßlich für die Beschreibung, aber unmöglich für die Erklärung; das überindividuelle Objekt steht notwendig zum psychischen Vorgang in jedem einzigen Individuum in derselben umtauschbaren Beziehung und gerade diejenige Eigenschaft der Beziehung, durch welche der Erfolg der analysierenden Beschreibung gesichert wird, schließt somit die Möglichkeit der existentialen Erklärung aus.

Es steht für uns also fest, daß die Zuordnung des Psychischen zum Physischen für die Zwecke der Erklärung sich nicht auf das überindividuelle Wahrnehmungsobjekt beziehen darf, uud doch waren wir vorher zu dem Ergebnis gelangt, daß nur die Zuordnung zu einem Physischen für uns Erklärungswert haben kann, weil nur das

Physische in notwendigem Kausalzusammenhange steht. Vereinigen wir beide Resultate, so stehen wir vor der folgenden Forderung. Die erklärende Psychologie muß das psychische Objekt einem physischen Objekt zuordnen, das zwar dem mechanischen Kausalzusammenhang angehört, das aber nicht als überindividuelles Erfahrungsobjekt in Frage kommt. Es fragt sich, ob es solche Objekte giebt und zweitens, ob zwischen solchen Objekten und dem Psychischen ein eindeutiger logischer Zusammenhang festgestellt werden kann. Nur wenn diese beiden Voraussetzungen zutreffen, wird eine erklärende Psychologie mithin möglich sein.

Bezüglich der ersten Frage fällt die bejahende Antwort nicht schwer: ein Stück der physischen Welt, das als individuell betrachtet werden kann, ist das Innere des menschlichen Organismus. Gewiß enthält auch der menschliche Organismus kein Molekül, das nicht, der Natur alles Physischen gemäß, auch als überindividuelles Erfahrungsobjekt gedacht werden kann, aber der Körper erlaubt zugleich jene andere Betrachtungsart, in der er als ein Individuelles angesehen wird. Das meint nicht, daß er individuelles Erfahrungsobjekt ist. Wäre er das, so wäre er ja ein psychologisches und nicht ein physisches Objekt; nein, insofern als er Erfahrungsobjekt ist, kann er nur überindividuell sein. Dagegen sahen wir in verschiedenen Zusammenhängen, daß uns der Körper in ganz anderem Sinne als dem Individuum zugehörig erscheinen mag. Der Körper war uns individuell, weil seine räumlich-zeitliche Position den Kreis der dem Individuum gegebenen Objekte bestimmt und weil seine Bewegungen Ausdruck des wollenden Subjekts sind. Es erschien uns daher auch nicht zufällig, daß bei der psychophysischen Beschreibung dem wirklichen Ich der Organismus mit seinen Funktionen substituiert wird. Insofern als der Organismus als Erfahrungsobjekt in Betracht kommt, muß er aus den dargelegten Gründen für die Erklärung ebenso wertlos sein wie irgend ein anderer wahrnehmbarer Gegenstand.

Alles, was sich mir selbst an meinem Körper als Objekt darbietet, ist somit für unsere Zwecke auszuscheiden, und dahin gehört denn offenbar nicht nur die äußere Oberfläche, sondern jedes bewegliche Glied, das ich als solches wahrnehme, vielleicht durch Zug- und Druckempfindungen, jedes innere Organ, das sich mir als bestimmtes Objekt irgendwie lokalisiert bemerkbar macht. Scheide ich aber alles aus, was mir als Subjekt mögliches Objekt in meinem Körper sein kann, so bleiben lediglich die inneren Teile des

Kopfes übrig, die ich, wenn Arme und Beine und Brust, Mund und Nase und Ohr als wahrgenommene Objekte erfahren werden, niemals als Objekt erfahren kann. Die inneren Organe des Kopfes würden unserer ersten Anforderung also in der That entsprechen: sie sind als physische Objekte dem mechanischen Kausalzusammenhang untergeordnet und sie sind doch gleichzeitig individuell, weil sie für den, dessen psychische Erfahrungen erklärt werden sollen, nicht als Erfahrungsobjekte in Frage kommen, sondern durchaus nur als Teile desjenigen Körpers, der dem wollenden Subjekt erkenntnistheoretisch zugehört. Wenn es gelingen könnte, eine logisch eindeutige Verbindung zwischen dem Psychischen und den Kopforganen zu gewinnen, so würde eine solche Verbindung also alle Vorteile des indirekten Kausalzusammenhanges haben und doch allen Schwierigkeiten entgehen, die sich ergeben müssen, sobald das Psychische zum Zweck der Erklärung mit einem physischen Erfahrungsobjekt verknüpft wird. Die inneren Kopfteile dürfen dann aber im Zusammenhang der Erklärung des Psychischen auch wirklich niemals als Erfahrungsobjekte betrachtet werden. Werden die Kopforgane als Gegenstände der Wahrnehmung gedacht, so sind sie als solche ebenso ungeeignet für die Erklärung wie Arm und Bein und Mond und Sterne. Für den Anatomen ist das Gehirn solch Objekt der Wahrnehmung; als solches kann das Gehirn niemals mit einem andern psychischen Objekt verbunden sein als mit der Vorstellung vom Gehirn. So wie der Mond und die Vorstellung vom Mond logisch zusammengehören, so gehört das wahrnehmbare Gehirn und die Vorstellung vom Gehirn zusammen und für die Beschreibung der Gehirnvorstellung werden wir daher auf das physische Gehirn verweisen, für die Erklärung sonstiger Bewußtseinsinhalte wird es aber keinerlei Anhalt bieten.

Hier liegt eine Schwierigkeit, deren Nichtbeachtung ein Hauptgrund ist, warum die landläufigen psychophysiologischen Theorien dem Philosophen mit Recht so barbarisch erscheinen. Jene Theorien, die das Gehirn in Beziehung setzen zu dem gesamten Bewußtseinsinhalt, behandeln dabei das Gehirn, als käme es nur als ein Teil der wahrnehmbaren physischen Objekte in Betracht, als ein Organ wie Hand und Fuß, als ein Ding wie die anderen Dinge im Raum. Der philosophische Geist muß sich dagegen sträuben. Daß die anschauliche Vorstellung vom Mond mit dem physischen Mond zusammenhängt, ist erkenntnistheoretisch verständlich; daß dieselbe Vorstellung aber mit dem Occipitallappen des Gehirns zusammen-

hängt, also mit einem Stück Nervengewebe, das vom Standpunkt der Mechanik allen übrigen Teilen der physischen Welt koordiniert erscheint, das muß als ein materialistischer Widersinn gelten. In der That, es ist solch ein Widersinn, so lange jener Gehirnteil unter dem Gesichtspunkt der Physik, also unter dem Gesichtspunkt der überindividuellen Wahrnehmung betrachtet wird. Der wirkliche Sinn solcher Behauptung ist dann gänzlich mißverstanden. Das Gehirn muß uns als physikalisches Objekt gelten und somit vom Standpunkt des Anatomen, des Physiologen, des Biologen, des Chemikers und des Physikers untersucht werden, insofern als wir den mechanischen Kausalzusammenhang seiner Teile zur Grundlage für die Erklärung der Veränderungen machen wollen. Es muß zweitens als solch physisches Objekt betrachtet werden, insofern wir unsere Erklärung mitteilen wollen und somit eine Beschreibung der Erklärungshilfsmittel zu Grunde gelegt werden muß. Sobald aber diese doppelte Vorarbeit, die Beschreibung des physischen Vorganges und die mechanische Erklärung des physischen Prozesses vollendet ist, und nun die eigentliche Leistung der psychophysischen Erklärung einsetzen soll, also die Verbindung des Psychischen mit jenem beschriebenen und erklärten Gehirnvorgang, so muß ein ganz neuer Standpunkt eingenommen werden.

Von diesem neuen Standpunkt aus handelt es sich nun nicht mehr um die Occipitallappen im allgemeinen, sondern um das Gehirn dieser einen Person, deren Bewußtseinsinhalt erklärt werden soll, und es handelt sich nicht mehr darum, wie dieses Gehirn irgend einem beliebigen Beschauer oder Betaster erscheint, sondern was es eben für jenes individuelle Subjekt ist, dessen psychischer Inhalt kausal begriffen werden soll. Für jenes bestimmte Subjekt ist sein Gehirn nun aber niemals Objekt; es ist das einzige Ding in der Welt, das niemals für ihn, der seinen Bewußtseinsinhalt erlebt, physisches Objekt sein kann. Für ihn kommt es somit lediglich unter dem Gesichtspunkt in Betracht, Teil des individuellen Körpers zu sein, dessen Individualität nicht aus der Wahrnehmung, sondern aus der Konstellation der anderen Wahrnehmungsobjekte und aus der Beziehung zum individuellen Wollen im Handeln abgeleitet ist. Für das Subjekt, dessen Geistiges erklärt werden soll, ist der ganze Körper von individueller Bedeutung, die dem bloßen Erfahrungscharakter desselben als physisches Objekt entgegenwirkt; derjenige Teil des individuellen Körpers aber, der für das Subjekt überhaupt nie Objekt werden kann, hat dann die

Bedeutung des schlechthin Individuellen. Das Gehirn bedeutet jetzt eben gar nicht mehr, was es für den Anatomen bedeutete. Ein überindividuelles Objekt kann niemals in eindeutiger Beziehung zu nur einer individuellen Vorstellung stehen; die gleiche Beziehung müßte für die gleiche Vorstellung in jedermanns Bewußtsein gelten, als überindividuelles Objekt wäre auch das Gehirn also unbrauchbar, zu den Vorstellungen eines bestimmten einzelnen Subjekts in Beziehung gesetzt zu werden. Das Gehirn ist unter diesem anderen Gesichtspunkt aber, unter dem des erfahrenden Individuums, zugleich etwas schlechthin Individuelles und als solches wohl geeignet, mit der individuellen Vorstellung in Beziehung gebracht zu werden. Da es aber zu gleicher Zeit vom Standpunkt aller anderen Subjekte ein überindividuelles Ding ist, so ist es sowohl für die Mitteilung, wie für die kausale physische Erklärung brauchbar. Die einzige Bedingung, die noch zu erfüllen übrig bleibt, wäre dann die, daß ein logisch eindeutiger Beziehungszusammenhang zwischen dem Gehirnprozeß und der Vorstellung gefunden werden kann.

Wir kommen damit zu unserer zweiten Voraussetzung. Nun haben wir längst erkannt, daß die einzige erkenntnistheoretisch verläßliche Beziehung zwischen Psychischem und Physischem die Beziehung zwischen Vorstellung und vorgestelltem Objekt ist. Wir fragen jetzt, ob eine eindeutige Beziehung zwischen Vorstellung und Gehirn gedacht werden kann. Es bleibt uns nur der eine Weg übrig, daß wir auch vom vorgestellten Objekt ausgehen und seine Beziehungen zum individuellen Gehirn zu Grunde legen. Diese Beziehungen können nur kausale Wirkungen des Objekts auf das Gehirn sein und so werden wir in der That eine logisch begründete Beziehung gewinnen, wenn *wir die individuelle Vorstellung demjenigen individuellen Gehirnvorgang zuordnen, der von dem vorgestellten Objekt kausal hervorgerufen wird.* Meine Vorstellung vom Monde ist jetzt nicht nur mit dem Monde, sondern auch mit dem Prozeß in meinem Kopfinneren verknüpft, der durch den Mond bewirkt wird. Diese letztere Bestimmung läßt ja nun freilich einen breiten Spielraum; der Mond mag in meinem Kopfinneren viele Prozesse hervorrufen; er erregt die Netzhaut und den Sehnerv und das Mittelhirn und das Großhirn und die sensorische Erregung geht auf centrifugale Bahnen über. Das ist ganz richtig und in dieser Grenze geht die logische Eindeutigkeit in der That in eine gewisse Vieldeutigkeit über, aber in dieser Grenze finden auch die verschiedenen einander gegenüber stehenden An-

sichten ihren Spielraum. Käme das Mondbild beispielsweise nur durch Wahrnehmungsvorstellungen in unser Bewußtsein, so wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn wir die betreffende Vorstellung dem vom physischen Monde ausgelösten Netzhaut- oder Sehnervenprozesse zuordnen wollten. Nur der Umstand, daß dieses Mondbild als Erinnerungsvorstellung auch auftauchen kann, nötigt uns, diese Möglichkeit auszuschalten, da wir den Netzhautprozeß nicht in den Mechanismus der associativen Vorgänge einschalten können. Ob wir dagegen das Wahrnehmungsbild dem Sehhügel oder der Hirnrinde zuschreiben, ob nur die sensorischen oder auch die motorischen Teile beteiligt sind, ob es in den Ganglienzellen oder außerhalb derselben vor sich geht, ob wir es nur dem Hinterhauptslappen oder auch dem Stirnhirn zuschreiben, über alles das ist sich auch heute noch die Wissenschaft nicht einig, und was viel seltsamer scheint, sie empfindet diese Unkenntnis über alle diese Fragen als nicht weiter störend. Sie empfindet eben instinktiv, daß jede beliebige Antwort, trotz ihrer empirischen Wichtigkeit, prinzipiell doch nur von sekundärer Bedeutung ist und in gewissem Sinne jeder anderen gleichwertig sein kann, sofern nur jene grundsätzlichen Forderungen erfüllt werden, die wir als logisch notwendig erkannten. Wenn wir also von der logischen Eindeutigkeit der Beziehung zwischen der Vorstellung und der durch das vorgestellte Objekt hervorgerufenen Gehirnerscheinung sprechen, so soll dabei stets mitverstanden werden, daß diese Eindeutigkeit keine vollständige ist, insofern der empirischen Forschung der Spielraum bleibt, aus den Gehirnwirkungen des vorgestellten Objekts das eine oder das andere Stadium der physiologischen Prozesse festzuhalten. Mit dieser logisch bedeutungslosen Einschränkung kann die Beziehung aber nun in der That als eindeutig gelten.

Was so von der Vorstellung gilt, muß natürlich auch von dem Vorstellungselemente, der Empfindung, gelten. Auch die Empfindung kann eindeutig demjenigen individuellen Gehirnprozeß zugeordnet werden, den der durch die Empfindung gemeinte Objektfaktor physisch hervorruft. Wird so eine bestimmte Farbenempfindung dem einen Gehirnprozeß zugeordnet gedacht und eine bestimmte Tonempfindung dem anderen Gehirnvorgang, so müssen wir nachweisen können, daß nach physikalischen Gesetzen der eine Vorgang auf den anderen folgt, wenn wir erklären wollen, daß die Tonempfindung sich der Farbenempfindung zugesellt. Lassen wir dieses Schema der indirekten physiologischen Erklärung gelten, so ist es klar, daß der ganze Bewußtseins-

inhalt unter einer Bedingung erklärbar ist, nämlich unter der Bedingung, daß alles Psychische aus Empfindungen, das ist aus möglichen Vorstellungselementen, zusammengesetzt gedacht werden kann. Würde irgend ein geistiger Vorgang nicht aus möglichen Vorstellungselementen bestehen, so würde für ihn die erkenntnistheoretische Basis der psychophysiologischen Beziehung fehlen, da ja die Vorstellungen allein notwendig einem äußeren Objekt zugeordnet sind, dessen physiologische Wirkungen dann empirisch verfolgt werden können. Nun haben wir ausführlich verfolgt, wie eine solche Annahme durchführbar und berechtigt ist. Alles was wir früher im Interesse der Beschreibung forderten, kommt uns nun jetzt für die Erklärung zu gute, und kamen wir dort zum Ergebnis, daß alles Psychische als beschreibbar gedacht werden muß und somit seine Konstitution aus Empfindungen verlangt werden muß, so finden wir denn hier dieses Resultat als gegeben vor. Wir wissen jetzt, daß alles Psychische thatsächlich aus Empfindungen besteht, wenn wir auch dabei natürlich nicht vergessen, daß dieses thatsächliche „Bestehen" nichts anderes meint, als daß wir logisch genötigt sind, das wirkliche Objekt im Sinne dieser Forderung begrifflich umzudenken.

Alles Psychische besteht aus Empfindungen und aus nichts als Empfindungen; alle Empfindungen sind mögliche Elemente von Vorstellungen; alle Vorstellungen und ihre Elemente sind erkenntnistheoretisch notwendig mit den physischen Objekten verknüpft, welche in ihnen vorgestellt werden; mit Hilfe dieser überindividuellen Objekte können wir die an sich unbeschreibbaren psychischen Vorgänge beschreiben und mitteilen. Diese physischen Objekte, denen die Vorstellungen zugeordnet sind, stehen in kausalem Zusammenhange mit Gehirnprozessen, deren Auftreten als nach mechanischen Gesetzen notwendig erscheint; die Vorgänge des Gehirns sind aber nicht nur mitteilbare und erklärbare physische Vorgänge, sondern zugleich vom Standpunkt des Individuums das Stück physische Welt, das ihm nie Objekt werden kann und für das Subjekt schlechthin individuelle Bedeutung behält. Der von dem vorgestellten Objekt ausgelöste Gehirnprozeß hat also unter einem Gesichtspunkt individuellen Charakter und daher kann ihm die individuelle zu erklärende Vorstellung eindeutig zugeordnet werden; er hat andererseits vom physikalischen Standpunkt des Überindividuums überindividuellen Charakter und daher kann er in den notwendigen Kausalzusammenhang eingeschlossen gedacht werden. Das allein ist die logische Grundlage

jeder psychophysischen Beschreibung und Erklärung, und auf dieser Grundlage haben die empirischen psychophysischen Theorien aufzubauen. Alle theoretischen Vorstellungen der Vergangenheit, welche diese logischen Forderungen stillschweigend und unbewußt anerkannten, haben sich als „wahr“ erwiesen und die Entdeckungen, die sich im Sinne solcher Theorien interpretieren ließen, konnten in das Gesamtwissen aufgenommen werden; die Theorien und Thatsachen, welche sich in der entgegengesetzten Richtung bewegten, waren Vermutungen und Behauptungen, die wie so viele Irrtümer für den Fortschritt der Erkenntnis vielleicht wertvoll waren, aber selbst sich nicht erhalten konnten.

4. Der psychophysische Parallelismus.

Vergegenwärtigen wir uns nun zunächst die Natur solcher psychophysiologischen Erklärung; ihre theoretischen Konsequenzen und ihr empirischer Ausbau soll uns später beschäftigen. Der Zusammenhang des Psychischen wird also dadurch begreiflich gemacht, daß jedes psychische Element einem physischen Gehirnvorgang zugeordnet wird und der Zusammenhang dieser physischen Prozesse kausal erklärt wird durch mechanische Notwendigkeit, die im letzten Grunde aus der Forderung der Identität entsprang. Wir müssen dabei nur dauernd im Auge behalten, daß erstens das Psychische dadurch in keiner Weise selbst in einen Kausalzusammenhang eintritt. Die Erkenntnis, daß alles Psychische seiner Natur nach, der Voraussetzung seiner Konstruktion gemäß, niemals in einem Kausalzusammenhange gedacht werden kann, ist für uns endgültig und kann durch keine psychophysiologische Konstruktion rückgängig gemacht werden. Die psychischen Elemente sind nicht nur untereinander ohne kausale Verbindung, sondern auch der Zusammenhang zwischen dem psychischen Element und dem Gehirnprozeß wird vollkommen mißdeutet, wenn er als Kausalzusammenhang interpretiert wird. Ein Gehirnvorgang steht immer nur mit physischen Prozessen in kausaler Beziehung, niemals mit psychischen, genau so wie der Zusammenhang, auf den der psychophysiologische sich stützt, nämlich der Zusammenhang zwischen Vorstellung und vorgestelltem Objekt, niemals als kausaler gedacht werden darf. Würde sich die physiologische Psychologie immer darüber klar sein, daß sie ihr Recht, eine Empfindung einem Gehirnprozeß zuzuordnen, erst aus der Zuordnung jener Empfindung zum empfundenen

Objektelement in der Außenwelt ableitet, so würde der rein logische Charakter des Verhältnisses viel deutlicher hervortreten. Statt dessen wird gemeinhin jenes Zwischenglied in der Außenwelt übersehen und die Zuordnung auf eine vermeintliche Beobachtung empirischer Art gestützt; von da bis zur kausalen Interpretation, als wenn der Gehirnvorgang die Ursache der Empfindung wäre, ist der Weg natürlich nicht weit. Thatsächlich verlangt die Theorie von uns nur, daß, wenn wir den physischen Prozeß, den ein vorgestelltes Objekt in einem individuellen Gehirn verursacht, als existierend anerkennen, wir dann im psychischen Bewußtseinsinhalt jenes Individuums auch die betreffende Vorstellung als existierend anerkennen müssen. Nur wenn wir die wirkliche Welt im Geiste dieser Forderung umarbeiten, können wir das physische und das psychische Objektsystem widerspruchslos so konstruieren, daß beide durchaus erklärbar sind, das eine direkt, das andere indirekt.

Immer aber müssen wir auch ferner im Auge behalten, daß dabei alles von der Doppelstellung des Gehirns abhängt, von der Möglichkeit, das Gehirn als Erfahrungsobjekt für das Überindividuum, und doch auch als schlechthin individuell für das Individuum gelten zu lassen. Nur weil es überindividuell ist, kann es in den unerläßlichen Kausalzusammenhang für uns treten, aber nur weil es individuell ist, kann die individuelle Vorstellung und ihr Element ihr eindeutig zugeordnet werden. Vor allem ist nun aber auch ganz klar, daß die Beziehung des Psychischen zum Physischen im Falle der Erklärung eine ganz andere ist als im Falle der beschreibenden Mitteilung. Wir können jetzt sogar direkt sagen, daß die beiden Beziehungsmethoden sich wechselseitig vollkommen ausschließen. Besonders die Beziehung auf den eigenen Körper bietet dabei Schwierigkeiten, die leicht übersehen werden; gerade da müssen wir ohne Einschränkung behaupten, daß diejenigen Körperteile, die zur Beschreibung des Psychischen dienen, niemals für die Erklärung brauchbar sind und umgekehrt. Wenn es sich um äußere Dinge handelt, ist die Verschiedenheit ja auf der Hand liegend. Bei der Beschreibung meiner Wahrnehmungsvorstellung des Mondes beziehe ich sie auf den physischen Mond am Himmel, bei der Erklärung beziehe ich sie auf den Hinterhauptsteil meines Gehirnes. Der Mond an sich kann uns, wie wir sahen, niemals eine Erklärung der Vorstellung in unserem individuellen Bewußtsein geben, denn das physische Objekt, das unter keinem Gesichtspunkt individuell ist, kann nie mit einer individuellen Vorstellung eindeutig verknüpft sein; er steht in

gleicher Beziehung zu jedermanns Bewußtsein. Für die Erklärung kommt der Mond selbst also nur als Ursache für die individuelle Gehirnerregung in Betracht, und wenn wir die Gehirnerregung als existierend setzen können, so ist die Anerkennung des Mondes selbst somit überflüssig. Wir erklären das Auftreten derselben Mondwahrnehmung etwa im Traum oder in einer Suggestion oder Hallucination oder Reproduktion durch das Neuauftreten der entsprechenden Gehirnerregung, wenn das äußere Reizobjekt auch gänzlich fehlt. Umgekehrt würde auch die vollständige Darstellung des Gehirnvorganges niemals etwas zur Beschreibung der Mondvorstellung beitragen. Der Gehirnvorgang könnte hier nun seinerseits nur als Wirkung des äußeren Reizes in Frage sein und somit zu dem Ursachenkomplex hinleiten, der allein für die Beschreibung wertvoll wäre.

Prinzipiell genau dasselbe Verhältnis besteht nun aber für die verschiedenen Körperteile. Wie wir den Mond wahrnehmen, mögen wir eine Spannung in unserem Arm wahrnehmen. Jetzt ist der taktuell und muskulär wahrgenommene Arm das Objekt; die Beschreibung der Armvorstellung verlangt jetzt lediglich die Beziehung auf die in der Vorstellung unterscheidbaren Teile des Objektes, also auf die Muskeln, Gelenke, Oberfläche des Armes; die Erklärung der Armvorstellung dagegen muß auf diejenigen Gehirnprozesse hinweisen, welche von den Muskel-, Haut- und Gelenkprozessen kausal hervorgerufen wurden. In diesem Sinne muß dann aber schließlich die gesamte psychophysische Substituierung für die individuelle Persönlichkeit und ihre Selbststellungen eine andere sein, wenn wir beschreibend, eine andere, wenn wir erklärend vorgehen. Scheinbar deckt sich beides, weil wir beidemal alles auf den physiologischen Organismus beziehen, und die Psychologie trägt meistens wenig Sorge, einem völligen Ineinanderfließen beider Begriffe vorzubeugen. Thatsächlich schließen sie sich wechselseitig aus, insofern die zu erklärende Persönlichkeit durchaus Funktion des Gehirns ist, die zu beschreibende Persönlichkeit dagegen allen Teilen des Körpers mit Ausnahme des Gehirns zugeordnet ist. Für die Beschreibung des Individuums kommt lediglich jene zentrale Gruppe des Bewußtseinsinhaltes in Frage, welche im Weltbild die eigene Persönlichkeit darstellt, jene Gruppe von optischen und taktuellen Empfindungen samt Gelenk- und Muskel- und Organempfindungen, aus denen sich das Gefühl der thätigen und der leidenden Persönlichkeit zusammensetzt. Es giebt nichts anderes Psychisches zu beschreiben, das unsere empirische Persönlichkeit darstellt; wir mögen diesen Kreis erweitern oder ver-

engern, es bleibt stets ein Komplex von Bewußtseinsinhalten, die wir als Empfindungen, und somit als Objekte, zu deuten haben und die wir nur dadurch beschreiben können, daß wir sie auf die in ihnen empfundenen Objektfaktoren, die Muskelspannung, den Gelenkdruck, die Hautoberfläche und ähnliches beziehen. Das Gehirn dagegen ist in diesem Sinne niemals Objekt, und wir sahen, daß es gerade dieser Eigenschaft seine Rolle als Erklärungsprinzip verdankt. Das Gehirn kann also niemals in den Kreis derjenigen Objekte treten, denen die beschreibbaren Elemente der psychischen Persönlichkeit zugeordnet werden müssen. Wollen wir dagegen diese selbe psychologische Persönlichkeit erklären, so muß jedes dieser Elemente dem von Haut, Muskel oder Gelenk hervorgerufenen Gehirnvorgang zugeordnet werden und keine andere Beziehung als die aufs Gehirn hat dann einen erklärenden Wert. Das psychische Ich ist jetzt dem Gelenk und Muskel nicht anders zugeordnet als dem Mond und den Sternen. Das Gleiche gilt natürlich für alle einzelnen Funktionen, die auf die Persönlichkeit bezogen werden, wie etwa der Wille. Der beschreibende Psychologe muß alle Elemente der psychologischen Willenshandlung, wie wir sahen, als Empfindungen auffassen und diese nun den verschiedenen Körperorganen zuordnen, deren Funktionselemente in den Empfindungen gemeint sind; der erklärende Psychologe wird dagegen alle diese Empfindungen auf das Gehirn beziehen. Die psychophysische Substitution für das wollende Subjekt ist im Dienst der Beschreibung also das körperliche Individuum, sofern es dem Subjekt Objekt sein kann, also das körperliche Individuum ohne Gehirn; wenn es aber zur Erklärung kommt, wird dieses vorgestellte Ich ebenso wie jede andere Vorstellung durch die Beziehung auf das Gehirn allein erklärt. Betrachten wir als die letzte abschließende Substituierung für das Ich denjenigen objektiven Komplex, der die Bedingungen für den Ablauf der psychischen Erlebnisse darstellt, so ist das wahre psychophysische Individuum das Gehirn. Wir können somit sagen, daß die wollende Persönlichkeit in der Sphäre des Psychophysischen entweder durch den Körper mit Ausnahme des Gehirnes oder durch das Gehirn selbst prinzipiell vertreten wird, je nachdem wir von der Beschreibung oder von der Erklärung ausgehen, aber keinenfalls dürfen wir beides zusammenwerfen.

Wir haben nun aber bisher noch nicht einen anderen Faktor der Theorie ausdrücklich hervorgehoben, der von der größten praktischen Bedeutung für die Auffassung des psychischen Geschehens

ist: die Introjizierung. Die Erklärung erfordert es, daß jeder psychische Inhalt einem bestimmten Gehirnvorgang zugeordnet wird. Jeder Gehirnvorgang ist ein Prozeß in Raum und Zeit. Wir projizieren dadurch jeden Inhalt unseres Bewußtseins in Raum und Zeit, und da es sich um den Raum in unserem Körper und um die Zeit in unserem Leben handelt, so können wir die Projektion als Introjektion bezeichnen. Das ist keine Aufhebung dessen, was wir früher über den unräumlichen und unzeitlichen Charakter des Psychischen festgestellt. Andererseits wäre es ein irreführendes Pochen auf Worte, wenn wir bestreiten wollten, daß die logische Zuordnung der psychischen Inhalte zu den Gehirnvorgängen die Zeit- und Raumwerte nun in der That auf die Bewußtseinsinhalte überträgt. Der Bewußtseinsinhalt hat jetzt nicht nur jene zeitliche und räumliche Gestalt und Ausdehnung, die er von dem undifferenzierten wirklichen Objekt herübernahm, sondern er ist zugleich in dem einen Raum und der einen Zeit, die nach der Differenzierung für die physischen Objekte konstruiert und postuliert wurden. Insofern als die endgültige Aufgabe der Psychologie sich auf die Bearbeitung des erklärbaren Bewußtseinsinhaltes bezieht, ist das Objekt der Psychologie somit wirklich in Raum und Zeit gegeben, in tausendstel der Sekunde meßbar und in mikroskopisch wahrnehmbaren Gebilden lokalisierbar. Der Standpunkt der Introjektion wird somit notwendig der Standpunkt der speziellen Psychologie sein.

Die endgültige Beschreibung — das hatten wir ja von vornherein erkannt — muß von der Erklärung getragen werden; während sie einerseits den Anforderungen genügen muß, die aus der Voraussetzung der Mitteilbarkeit entsprangen, muß sie andererseits das Objekt so auffassen, daß es sich in den kausalen Zusammenhang einordnet. Verlangt die Erklärung eine psychophysische Auffassung, so muß die Beschreibung also das psychische Objekt als Teil eines psychophysischen Vorganges darstellen. Jetzt aber übersehen wir auch klar, daß diese Beschreibung, welche im Dienst der Erklärung steht, durchaus nicht im Widerspruch stehen kann mit den Prinzipien, mit denen die Beschreibung im Dienste der Mitteilung operierte. Alle jene Bearbeitungen, welche der Mitteilung dienten, wurden ja auch für die Erklärung notwendig, wie sehr auch die Erklärung weiterhin darüber hinausgehen mußte. Verlangte die Mitteilung des Psychischen, daß es aus Elementen möglicher Vorstellungen zusammengesetzt gedacht wird, so fanden wir, daß gerade dieses auch die Voraussetzung der Erklärbarkeit war, da in beiden Fällen nur

Kausalzusammenhange überantwortet und eine
t meistens rasch zu der Überzeugung, daß
rnehmung gilt, auch für die Erinnerung und
terial der begrifflichen Vorstellungen und so-
plexen Gedankengebilde gelten muß; die Be-
den Vorstellungen und die Beziehungen der
stellung, die Werte und Entscheidungen dagegen
elistischen Auffassung zu widersprechen. Der
idersprícht der mechanischen Notwendigkeit des
Kausalzusammenhanges, das Wertgefühl und die
derspricht der Indifferenz und der nur temporalen
siologischen Prozesse. So tritt denn die Forderung
schen Kausalität sowie einer psychischen Synthese
en Energie hervor, und der ganze Aufbau einer
Psychophysik sinkt herab zu einer Theorie der
lemente. Die Unhaltbarkeit solcher Einwendungen
ch allen bisherigen Erörterungen unmittelbar.
der inneren Entscheidung dem psychophysischen Zu-
zu entziehen, ist gleichermaßen um seiner Ursachen
r Wirkungen wegen unmöglich. Wir überzeugten uns,
dings nicht genügt, auf das Gesetz der Erhaltung der
verweisen, da die Summe der Kräfte nicht wächst und
nimmt, wenn die Entladung in bestimmten Bahnen von
sischen Bedingungen beeinflußt wird. Dagegen giebt es
nnere Entscheidung, die nicht im Ablauf der äußeren Hand-
zum Ausdruck kommt und diese Variation des körperlichen
hens muß ihre volle Ursachenreihe auf physischer Seite be-
, wenn die mechanische Naturauffassung zu Recht besteht.
n ist natürlich nichts geändert, wenn die freie innere That auf
bloße Zulenkung der Aufmerksamkeit oder auf eine Hemmung
Impulses reduziert wird. Auch die leiseste Regung und die
nzigste Verzögerung muß im System der Atombewegungen Ver-
derungen setzen und somit von physischen Vorgängen begleitet
in, wenn die Veränderungen nicht ursachlos auftreten sollen. Statt
n den Wirkungen können wir aber auch von den Ursachen aus-
hen. Jeder Willensakt, jede Entscheidung der Persönlichkeit hat
ychologische Existenz; die Psychologie verlangt ihre Erklärung;
soll mit anderen Erscheinungen so verknüpft werden, daß ihr
genwärtiges Auftreten notwendig erscheint; ein notwendiger Zu-
mmenhang zwischen zwei psychischen Erscheinungen kann nur

H. CALDERWOOD, The relations of Mind and Brain. London 1892.
P. CARUS, The Soul of Man. Chicago 1891.
F. ERHARDT, Die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Leipzig 1897.
TH. FLOURNOY, Métaphysique et Psychologie. Genève 1890.
G. S. FULLERTON, Psychology and Physiology. Psychological Review. 1896.
C. GUTBERLET, Der psychophysische Parallelismus. Philos. Jahrb. 1898.
C. HAUPTMANN, Die Metaphysik in der modernen Physiologie. Dresden 1893.
W. HEINRICH, Die moderne physiologische Psychologie. Zürich 1895.
G. HEYMANS, Zur Parallelismusfrage. Zeitschrift für Psychologie. 1898.
A. HÖFLER, Die metaphysischen Theorien von der Beziehung zwischen Leib und Seele. Wien 1897.
O. KÜLPE, Über die Beziehungen zwischen körperlichen und seelischen Vorgängen. Zeitschrift für Hypnotismus. 1898.
G. T. LADD, Elements of Physiological Psychology. London 1889.
F. A. LANGE, Geschichte des Materialismus. Iserlohn 1877.
KURT LASSWITZ, Über psychophysische Energien und ihre Faktoren. Archiv für systematische Philosophie. 1895.
S. LAURIC, Psychophysical Materialism. Mind 1894.
G. H. LEWES, The physical basis of Mind. London 1877.
E. MACH, Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. Leipzig 1897.
CH. MERCIER, The Nervous System and the Mind. London 1888.
FR. PAULSEN, Einleitung in die Philosophie. Berlin 1896.
R. PICTET, Étude critique du Matérialisme et du Spiritualisme. Genève 1897.
H. RICKERT, Psychophysische Kausalität und psychophysischer Parallelismus. Philosophische Abhandlungen. Tübingen 1900.
J. SOCOLIU, Der psychologische Monismus. Zeitschrift für immanente Philosophie. 1896.
L. SOLOMONS, The alleged proof of parallelism from the conservation of energy. Philosophical Review. 1899.
C. STUMPF, Eröffnungsrede zum III. Psychologischen Kongreß. München 1897.
R. WAHLE, Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Wien 1896.
M. WENTSCHER, Über psychische und physische Kausalität. Leipzig 1896.

Zwölftes Kapitel.

Die Apperceptionstheorie.

1. Der freie Wille.

Der Versuch, eine Bresche in das Parallelismussystem zu legen, richtet sich gemeinhin gegen die psychophysische Erklärung der Willensentscheidung oder der Wertgefühle oder der Vorstellungsformen. Das sinnliche Material des Bewußtseins wird ohne Zaudern

dem psychophysischen Kausalzusammenhange überantwortet und eine kurze Überlegung führt meistens rasch zu der Überzeugung, daß alles, was für die Wahrnehmung gilt, auch für die Erinnerung und Phantasie, für das Material der begrifflichen Vorstellungen und somit auch für die komplexen Gedankengebilde gelten muß; die Beziehungen zwischen den Vorstellungen und die Beziehungen der Elemente in der Vorstellung, die Werte und Entscheidungen dagegen scheinen der parallelistischen Auffassung zu widersprechen. Der Entscheidungsakt widerspricht der mechanischen Notwendigkeit des psychophysischen Kausalzusammenhanges, das Wertgefühl und die Beziehungsform widerspricht der Indifferenz und der nur temporalen Beziehung der physiologischen Prozesse. So tritt denn die Forderung einer rein psychischen Kausalität sowie einer psychischen Synthese und schöpferischen Energie hervor, und der ganze Aufbau einer parallelistischen Psychophysik sinkt herab zu einer Theorie der Wahrnehmungselemente. Die Unhaltbarkeit solcher Einwendungen ergiebt sich nach allen bisherigen Erörterungen unmittelbar.

Den Akt der inneren Entscheidung dem psychophysischen Zusammenhange zu entziehen, ist gleichermaßen um seiner Ursachen wie um seiner Wirkungen wegen unmöglich. Wir überzeugten uns, daß es allerdings nicht genügt, auf das Gesetz der Erhaltung der Energie zu verweisen, da die Summe der Kräfte nicht wächst und nicht abnimmt, wenn die Entladung in bestimmten Bahnen von nichtphysischen Bedingungen beeinflußt wird. Dagegen giebt es keine innere Entscheidung, die nicht im Ablauf der äußeren Handlungen zum Ausdruck kommt und diese Variation des körperlichen Geschehens muß ihre volle Ursachenreihe auf physischer Seite besitzen, wenn die mechanische Naturauffassung zu Recht besteht. Daran ist natürlich nichts geändert, wenn die freie innere That auf eine bloße Zulenkung der Aufmerksamkeit oder auf eine Hemmung des Impulses reduziert wird. Auch die leiseste Regung und die winzigste Verzögerung muß im System der Atombewegungen Veränderungen setzen und somit von physischen Vorgängen begleitet sein, wenn die Veränderungen nicht ursachlos auftreten sollen. Statt von den Wirkungen können wir aber auch von den Ursachen ausgehen. Jeder Willensakt, jede Entscheidung der Persönlichkeit hat psychologische Existenz; die Psychologie verlangt ihre Erklärung; sie soll mit anderen Erscheinungen so verknüpft werden, daß ihr gegenwärtiges Auftreten notwendig erscheint; ein notwendiger Zusammenhang zwischen zwei psychischen Erscheinungen kann nur

indirekt hergestellt werden, indem jede als Begleiterscheinung physischer Vorgänge aufgefaßt wird; auch die Willenserscheinung muß somit ein psychophysisches Geschehen sein. Nur scheinbar steht solchem Ergebnis das Gefühl des inneren Zusammenhanges, das Bewußtsein der Freiheit, das schöpferische Anwachsen der geistigen Energie gegenüber. Es ist immer wieder dieselbe Verwechselung zwischen geistiger Wirklichkeit und psychologischem Thatbestand.

Aller innere Zusammenhang verbindet die Akte der unmittelbaren Wirklichkeit, insofern als sie Bestandteile eines teleologischen Verhaltens sind, aber als solche treten sie niemals in die Sphäre des Psychologischen. Grund und Folge, Motiv und Wille gehören innerlich zusammen und zwar so unmittelbar, daß der Zusammenhang, sobald er verstanden und gefühlt wird, auf keinerlei äußere Kausalverknüpfung mehr hinweist, aber dieser Zusammenhang gilt nur für den Willen, wenn er gewollt, für die Folge, wenn sie begriffen wird. Sobald Motiv und Wille zu vorgefundenen Bewußtseinsinhalten werden, sobald Grund und Folge als erfahrbare psychische Objekte im Bewußtsein nebeneinander stehen, so hat jene innere Verbindung ihren Sinn endgültig eingebüßt. Da weist nun niemals mehr das Eine auf ein Anderes hin, sondern alles, was es ist, muß in seinem eigenen Inhalt liegen, und wenn der Psychologe sich die Arbeit dadurch bequem macht, daß er Rückerinnerungen an den logisch ursprünglichen Zusammenhang der Geschehnisse in die Auffassung der psychologischen Vorgänge hineinspielen läßt, so macht er denselben Mißgriff, der die Geschichte des Mysticismus kennzeichnet: das, was in der teleologischen Wirklichkeit durch Wertbeziehungen zusammenhängt, soll auch im Objektzusammenhang als verknüpft gedacht werden. Selbst jenes Gefühl des inneren Zusammenhanges und jenes Bewußtsein des wechselseitigen Hinweisens wird für den Psychologen notwendigerweise selbst ein Bewußtseinsinhalt und verlangt wie jede andere Gefühlsschattierung seine psychophysische Erklärung. Eine psychologische Erklärung durch Motivation und Begründung, kurz die sogenannte psychische Kausalität, ist also unmöglich, nur hat das nichts mit dem materialistischen Glauben zu thun, daß Motivation und Begründung überhaupt nur Selbsttäuschung und Illusion sei. Motivation und Begründung bilden im Gegenteil den wahren Zusammenhang aller inneren Wirklichkeit und ihr Platz ist nur deshalb nicht im Umkreis des Psychologischen, weil wir das Psychologische von der inneren Wirklichkeit aus erst durch eine begriffliche Um-

formung erreichen konnten, durch welche gerade dieser innere Willenszusammenhang ausgeschlossen werden sollte. Für den wirklichen wollenden Menschen, der seinen Motiven nachgeht, hat es keinen Sinn, nach den Ursachen seiner Willensentscheidung zu fragen, da der Wollende seinen Willen restlos versteht, so wie es für ihn auch keine unmittelbare Veranlassung giebt, seinen Willen als Ursache dem durch den Willen erreichten Effekt entgegenzusetzen und beide nachträglich durch ein kausales Band zu verknüpfen. Sein Wollen gehört einem System zu, in dem der Ursachsbegriff keinen Anhaltspunkt hat, und gerade deshalb ist sein Wollen von Freiheit getragen. Eben deshalb aber ist es auch für ihn kein Gewinn, wenn der psychologisierte Wille sich erfolgreich den psychophysischen Erklärungsversuchen zu entziehen vermag: frei im sittlichen Sinne wird uns der Wille nicht dadurch, daß wir auf seine Erklärung verzichten.

Daß Wille, Aufmerksamkeit und Apperception psychologisch einem Zusammenhange angehören, der durch den physischen Kausalbegriff beherrscht wird, bleibt schließlich auch durch alle diejenigen Betrachtungen unberührt, die auf das Wachstum der geistigen Energie und die schöpferische Neugestaltung geistiger Gebilde hinweisen. Schöpfung ist zunächst ein teleologischer Begriff, der als solcher niemals mit Aussagen über Kausalverhältnisse in Konflikt geraten kann. Wird er aber in das Gebiet der objektivierten Vorgänge herübergenommen, so bezeichnet er ein Problem und keine Lösung. Daß das Ergebnis reicher und inhaltsvoller ist als die einzelnen Eindrücke und Anregungen, von denen es seinen Ausgangspunkt nahm, widerspricht in keiner Weise den Gesetzen des physischen Naturgeschehens. Unvergleichbar scheint die Kraft des Funkens und die Kraft der Explosion, die er hervorbringt. Das Schneeflöckchen, das der Flügel eines Vogels auf der Bergesspitze lockert, schwillt zur Lawine, die im Thal ein Dorf zerstört. Niemand erblickt in solchen Ereignissen schöpferische Ausnahmen vom kausalen Naturlauf und vom Gesetz der Erhaltung der Energie. Lawinenstürze und Explosionen sind auch im psychophysischen Systeme möglich und nicht selten, aber auch hier steht ihr Auftreten in keiner Weise im Widerspruch mit den Kategorien des physischen Naturgeschehens.

Wichtiger noch ist im Geistesleben das langsame stetige Wachstum. Eine Gemütserregung wächst zum Dichtwerk aus, eine Begriffsverbindung zum wissenschaftlichen System, eine Willensnachahmung wird zum Ausgangspunkt für die Heranbildung eines neuen

Charakters, und doch auch hier zeigt uns die Natur überall das physische Gegenstück. So wächst aus dem Sprößling der Eichbaum, so schwillt der Fluß, so formt sich der Tropfstein und die Koralleninsel. Aber wir können nicht einmal sagen, daß die Veränderung in der Richtung der zunehmenden Mannigfaltigkeit für das psychologische Geschehen in höherem Maße charakteristisch sei als für das physische. Was die äußere Natur wachsen läßt, zerfällt und vergeht; so zerfallen und vergehen aber auch im Bewußtsein weitaus die meisten Inhalte, die sich aus unseren Wahrnehmungen und Erinnerungen, Gefühlen und Wollungen aufgebaut. Wie in der Natur, so ist auch hier das, was in seiner Einzelgestalt sich auflöst und verschwindet, durchaus nicht verloren für das Werden der Gesamtheit; was da zerbröckelt, wird zu neuem Baustein, was stirbt, läßt Samen zurück und was vermodert, fördert neues Wachstum. Nur in dieser Weise ist auch im psychischen Geschehen kein Fühlen und kein Empfinden ganz verloren: die Auflösung aber gehört zum psychischen Geschehen genau so sehr wie das Wachstum.

Wachstum, Fortschritt, Entwickelung sind ja freilich durchweg Begriffe, die gerade so wie Schöpfung ins Teleologische hinüberspielen; die kausale Natur kennt keine Entwickelung, sondern nur Veränderung in bestimmter Richtung, und die Bewertung solcher Richtung als Fortschritt gehört nicht der objektivierenden Wissenschaft zu. Wenn wir aber mit Wachstum wirklich nur Veränderung in der Richtuung zunehmender Mannigfaltigkeit der verbundenen Vorgänge meinen, so können wir nicht daran zweifeln, daß alles Wachsen und Sichentwickeln in der psychischen Welt unter dieselben begrifflichen Beziehungen gebracht werden kann, unter denen das physische Werden steht, von einem Zwiespalt der Kategorien auf der psychischen und der physischen Seite des psychophysischen Systems hier also nicht die Rede sein kann. Der Zwiespalt wird erst dann künstlich erzeugt, wenn wir an die Stelle des psychischen Vorganges die geistige Wirklichkeit setzen. Thatsächlich ist es aber auch dann nicht etwa der Gegensatz, daß auf der geistigen Seite die Vorgänge durch schöpferische Neuzeugung an Anzahl zunehmen, auf physischer Seite nicht; das wäre eine Hineintragung kausaler Analyse in das teleologische Gebiet des Geistes. So wie wir uns hüten müssen, in den Begriff des Wachstums Bewertungen aufzunehmen, solange wir von Natur sprechen, so müssen wir uns auch hüten, in den Begriff des Wachstums Zahlvorstellungen einzuschließen, solange wir auf subjektivierendem Standpunkt stehen. In

der geistigen Wirklichkeit ist das Gegebene kein Bündel von Elementen, die Zerlegung in Bestandteile gehört durchaus der Objektivierung zu. Wachstum bedeutet dort also nicht eine Zunahme in der Anzahl von Elementarfaktoren, sondern eine neue reichere höhere Bewertung, wie sehr auch die sprachlichen Ausdrücke, mit denen wir geistiges Leben darstellen, gemeinhin vom Begriffssystem der analysierenden Betrachtung beeinflußt sein mögen. Der Gegensatz ist also auch dann nicht Zunahme auf geistiger und Beharren auf physischer Seite, sondern wir finden in der geistigen Wirklichkeit als wesentlichste Eigenschaft eine Vertiefung der Werte, die sich auf die wirklichen Dinge bezieht. Für die vom Subjekt losgelösten Objekte kann es aber überhaupt kein Bewertungsverhältnis geben und wo es überhaupt keine Werte giebt, können sie sich weder vertiefen noch verflachen noch verharren; das gilt dann aber von den psychischen Objekten genau so wie von den physischen.

Ob wir geistiges Wachstum im Sinne der subjektivierenden oder im Sinne der objektivierenden Betrachtung auffassen, niemals kann es uns veranlassen, darin ein Argument gegen den konsequenten psychophysischen Parallelismus zu erblicken, solange wir nicht beide Betrachtungsweisen durcheinander mischen. Genau dasselbe gilt natürlich für jede andere Spielart des Begriffes geistiger Schöpfung. Besonders der Begriff der Apperception verführt leicht dazu, die konsequente Durchführung des psychophysischen Parallelismus preiszugeben. Durch die vielfältige historische Wandlung, die der Apperceptionsbegriff durchgemacht hat, haben sich in ihm in ganz besonderem Maße teleologische und kausale Faktoren fast untrennbar verwebt, und wenn wir nicht konsequent entweder zum Kantischen oder aber zum Herbartischen Gebrauch des Wortes zurückgehen, so wird die Gefahr nahe liegen, daß durch seine Verwendung zwei logisch ganz getrennte wissenschaftliche Betrachtungsweisen ohne Grenzscheide ineinander fließen. Die Apperception, wie sie vom subjektivierenden Standpunkt aus erfasst wird, deckt sich völlig mit der wirklichen Persönlichkeit, und jeder Versuch, noch hinter die Apperception als analysierender und erklärender Zuschauer zu treten, ist in sich widersprechend. Die Zerlegung in rein psychische Elemente und die Erklärung durch rein psychische Ursachen ist dann ebenso unmöglich wie die Zurückführung auf psychophysische Ursachen und Bestandteile. Die Apperception verlangt dann Verständnis, nicht Erklärung, und das Verständnis kann nicht dadurch gefördert werden, daß der Akt ursächlich verbunden wird. Wenn wir die Apperception

als frei und ursachlos anerkennen, so soll damit also nicht eine Unkenntnis bezüglich ihrer Ursachen eingestanden werden, sondern es soll jeder denkbaren Ermittelung von Ursachen der Apperception von vornherein der Stempel der Sinnwidrigkeit aufgeprägt werden. Daß in der geistigen Wirklichkeit die Apperception frei entscheidet, ist eben gleichbedeutend damit, dass es überhaupt Subjekte giebt; das ganze Wesen des Subjektes, der ganze Sinn der Persönlichkeit ist durch diese freie Apperception zum Ausdruck gebracht, kurz die teleologische Apperception hat mit der psychischen Kausalität so wenig zu thun wie mit der physischen und kann somit zu der Frage, ob die psychologischen Zusammenhänge konsequent psychophysisch oder zum Teil rein psychologisch gedacht werden müssen, auch nicht den geringsten Beitrag liefern.

Wird die Apperception dagegen wirklich als psychologisches Geschehen betrachtet, so umfaßt sie Prozesse des Aneignens, des Auffassens, des Zuwendens und andere, die außerordentlich zusammengesetzt sind und die von den gesammten Erfahrungen und Erlebnissen des Individuums abhängig sein mögen, die aber prinzipiell in Bezug auf die Voraussetzung durchgängiger Erklärbarkeit allen übrigen psychologischen Vorgängen koordiniert sind. Wird aber Erklärbarkeit gefordert, so müssen auch für diesen Vorgang die Hilfsmittel der Erklärung psychophysische sein. Gewiß wird gerade in diesem Fall die Zurückführung der Wirkung auf physiologische Dispositionen, Nachwirkungen, Einübungen und Verbindungen sich im einzelnen als praktisch undurchführbar erweisen, aber die Schwierigkeit der Lösung widerspricht nicht dem Prinzip; auch die einzelne Welle des Meeres wird kein Physiker vollständig zu ihren Ursachen und Bedingungen zurückführen können. Gewiß wird auch gerade hier die psychophysische Ursachenreihe sich leichter von der psychischen als von der physischen Seite überblicken lassen, aber, weil die psychischen Begleiterscheinungen den Überblick und die Verfolgung leichter ermöglichen, haben wir noch keine Berechtigung, dieser Seite des Parallelvorgangs die eigentliche Kausalverknüpfung zuzuweisen. Gewiß wird schließlich auch gerade hier die Ursachenreihe bis in den innersten Kreis der Persönlichkeit führen und die feinsten Wurzelverzweigungen werden auch der aufmerksamsten Selbstbeobachtung unwahrnehmbar bleiben, aber dadurch wird doch niemals die Annahme zulässig, daß irgend ein apperceptiver Vorgang vorkommt, der nicht vollständig durch die psychophysischen Ursachen bedingt ist. Eine psychologische Apperception, die ohne psycho-

physische Ursache entscheidet, gleichsam wie ein Richter ohne Aktenmaterial, widerspricht dem Sinne der Objektivierung, und keinenfalls darf ein instinktiver Respekt für die Bedeutung der teleologischen Apperception uns verleiten, dem gleichnamigen Vorgang im kausalen Gebiet eine alle Ordnung zerstörende Ausnahmerolle zuzumuten. Die psychologische Apperception ist nirgends im Widerspruch mit dem Postulat eines ausnahmslosen Parallelismus.

2. Die geistigen Werte.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den geistigen Wertbestimmungen. Auch hier scheint zunächst auf physischer Seite jedes Analogon zu fehlen. Die sinnlichen, ästhetischen, ethischen und intellektuellen Wertbestimmungen entbehren, so sagt man, parallel gehende physische Verhältnisse, weil auf die physischen Vorgänge als solche Wertprädikate nicht anwendbar sind. Und selbst, wo Unterschieden der Werte physische Unterschiede überhaupt parallel gehen, wie offenbar bei den sinnlichen Gefühlen, da ermangeln diese doch überall der Eigentümlichkeiten, mittels deren man über ihren psychischen Wert Rechenschaft geben könnte. Wer diese Grenze der psychophysischen Theorie nicht anerkenne, verfalle dem Materialismus und hindere somit den Fortschritt der wahren Psychologie. Aber auch hier stammt die Furcht, daß die psychophysische Theorie zu einer materialistischen Zerstörung aller Werte herausfordere, lediglich aus dem Umstand, daß die Aufstellungen der objektivierenden Psychologie mit den Aussagen der historischen Lebenswirklichkeit durcheiandergemischt werden. Gehen wir wieder zunächst von den Wirkungen aus, die der Objekteindruck in unserem Körper veranlaßt, so stehen wir sofort vor dem Postulat, jeglicher Wertvariation eine Variation der physiologischen Vorgänge parallel zu setzen, wenn wir nicht den ganzen Grundgedanken der Theorie preisgeben wollen. Wir dürfen nicht nur behaupten, daß es Wertbestimmungen giebt, die ebensosehr wie der qualitative Inhalt der Vorstellungen die äußeren Handlungen beeinflussen, sondern wir können geradezu voraussetzen, daß es keine einzige Bewertung giebt, die nicht irgendwie die Kontraktionen unserer Muskeln beeinflußt. Mag es auch nur die Betonung eines gesprochenen Wortes, mag es die flüchtigste Bewegung des Auges oder der Finger sein, mag auch nur die Atmung oder der Pulsschlag verändert werden, ja, mag die Wirkung auch erst nach Stunden

oder Jahren sich zeigen, niemals kann ein Wertgefühl in uns anklingen, ohne daß in dem System unserer peripheren Körperprozesse eine Änderung vor sich geht, und da diese physische Änderung ihre vollständige physische Ursachenreihe haben muß, so kann keiner Wertbestimmung das physische Parallelglied im Centralnervensystem abgesprochen werden.

Nicht mit derselben ausnahmslosen Vollständigkeit, wie von den körperlichen Wirkungen aus, kann der Beweis von den körperlichen Ursachen aus geführt werden, aber auch die Betrachtung von dieser Seite zeigt die Unhaltbarkeit des antipsychophysischen Argumentes. Wir kennen eine Reihe rein physischer Vorgänge, beispielsweise die Einführung gewisser Nervina in den Blutkreislauf oder gewisse Krankheiten und Erschöpfungszustände, welche den Inhalt der Wahrnehmungen unverändert lassen, die Wertbestimmungen aber in hohem Maße beeinflussen. Die physischen Ursachen können zunächst nur wieder physische Wirkungen haben; es müssen also physische Gehirnprozesse sein, die vom Alkohol etwa beeinflußt werden und deren Veränderung von einer Veränderung gewisser Wertbestimmungen begleitet ist.

Alle solche Betrachtungen von den Ursachen oder Wirkungen aus lassen aber den eigentlichen Kernpunkt der Frage außer Sicht; die prinzipielle Bedeutung des Einwandes liegt entschieden in jener Vermischung der Standpunkte, die zu überwinden das Hauptziel unserer gesammten Untersuchungen ist. Die Wertbestimmungen, so sagt man uns, müssen ohne physische Parallelvorgänge gedacht werden, weil die physischen Vorgänge an sich ohne Werte sind. Das Letztere ist zweifellos richtig; die physischen Vorgänge im Gehirn sind als physische Vorgänge ebenso wertfrei wie irgend eine andere Molekularverschiebung im Universum. Falsch dagegen ist die dazugehörige Ansicht, daß es sich mit den psychischen Vorgängen anders verhält. Wert kommt denjenigen Objekten zu, die Objekt für das wirkliche wollende Subjekt sind, aber nicht den Objekten, die dem psychologischen Bewußtseinssubjekt gegeben sind. Das undifferenzierte Objekt hat Wert, die aus ihm abgeleiteten physischen Atome und psychologischen Bewußtseinsinhalte haben gleichermaßen die Beziehung auf das wollende Subjekt und somit den Wertcharakter eingebüßt. Im Umkreis des Psychischen ist die Bewertung somit durchaus nicht wie in der geistigen Wirklichkeit als Bestimmung eines Objektes in Frage, sondern als ein für sich bestehender Vorgang, der zu anderen Vorgängen hinzutritt und der nun selbst wieder

wie alle psychischen Vorgänge wertfrei ist. Die Wertbestimmung als psychologischer Vorgang ist ein Bewußtseinsinhalt neben anderen Inhalten und nicht eine Beziehung des bewerteten Inhaltes zum Subjekt. Wenn wir nach dem physischen Analogon der Bewertung fragen, so meinen wir also zunächst nicht, dass die bewertete Vorstellung selbst in ihrem physischen Parallelglied notwendig selbst die physische Grundlage für die Bewertungsvorgänge enthielte, sondern wir behaupten nur, daß der hinzutretende Bewertungsvorgang für sich selbst ein physisches Analogon besitzt. Daß ein solches mit dem physischen Substrat der Vorstellung irgendwie kausal zusammenhängen wird, ist selbstverständlich, da es sonst unerklärbar wäre, daß die Bewertung sich mit dem Vorstellungsinhalt verändert, und selbst die Hypothese, daß der Bewertungsprozeß und der Vorstellungsprozeß von Vorgängen in demselben physiologischen Elementargebilde begleitet sind, werden wir später als wahrscheinlich erkennen; die Hauptsache bleibt aber, dass die Bewertung psychologisch keine Beziehung, sondern ein Inhalt ist, der zum psychologischen Subjekt in keinem anderen Verhältnis steht als die Vorstellung, und daß somit in gleicher Weise nach seiner physiologischen Grundlage gefragt werden kann.

Daß die physischen Prozesse, die den Wertgefühlen zu Grunde liegen, selbst keinen Hinweis auf Wert oder Unwert enthalten, ist ja freilich richtig, aber dasselbe gilt doch von jedem anderen psychophysischen Vorgangspaar: der physische Begleitprozeß der Farbenempfindungen enthält keinen Hinweis auf den qualitativen Unterschied zwischen rot und gelb und grün. Wertfreie quantitativ verschiedene physische Prozesse sind durchweg mit wertfreien qualitativ verschiedenen psychischen Prozessen verkoppelt und wir fordern nur, daß einer Verschiedenheit auf der einen Seite eine Verschiedenheit auf der anderen Seite entspricht, wir fordern aber nirgends in den qualitativen Elementarprozessen Hinweise auf die quantitativen Unterschiede und umgekehrt. Wir können also in dem physischen Substrat keinen Hinweis darauf erwarten, daß einmal auf qualitativer Seite Vorstellungen, ein anderes Mal Werte entstehen, wofern nur Verschiedenes stets durch Verschiedenes begleitet wird und die Glieder geeignet sind, den Zusammenhang der Erscheinungen zu erklären. Dieselben wertfreien psychophysischen Elemente, die in einer Verbindung Teile eines Wertgefühles sind, mögen in einer anderen Verbindung Teile einer Vorstellung, vielleicht der Vorstellung der eigenen Gliederbewegung und Glieder-

spannung sein. Die psychophysische Auffassung der Wertbestimmung ist also möglich, nicht weil die physischen Vorgänge auch Wertunterschiede erkennen lassen, sondern weil die psychischen Vorgänge ebenfalls wertfrei sind und die Wertbestimmung psychologisch selbst nur ein wertfreier Bewußtseinsinhalt ist. Das führt nun aber in keiner Weise zu einer spinozistischen oder gar materialistischen Leugnung der Werte; es enthält im Gegenteil die Anerkennung der Werte schon in sich, weil dieses ganze physikalisch-psychologische Umdenken der Welt in ein wertfreies System selbst eine That des Subjekts ist, die ihren Wahrheitsgehalt nur aus der Anerkennung der logischen Wertbestimmungen ableitet. Wie aber dieser logische Wert nicht auf der Auffindung von Objekten, sondern auf der Anerkennung subjektiver Akte beruht, so wird alle wirkliche Bewertung auf jenes primäre Verhältnis zurückgreifen, das der Objektivierung vorangeht und in dem das Objekt unbearbeitet dem wollenden Subjekt gegenübersteht. Das Sittliche und Religiöse und Schöne liegt dann ebenso wie die Wahrheitsbewertung jenseits vom Physischen und Psychischen und ist somit absolut unberührt durch irgend eine psychophysische Theorie. Die Ethik und Ästhetik, die vor der konsequenten Ausgestaltung der psychophysischen Theorie zittert, erniedrigt sich selbst und verwechselt ihre Aufgabe mit der objektivierenden Beschreibung der Wertbestimmungen.

3. Die inneren Beziehungen.

Schließlich müssen wir fragen, ob vielleicht das beziehende Wissen und die Formen der geistigen Synthese dafür sprechen, die Ausnahmslosigkeit der psychophysischen Theorie preiszugeben. Wir hören von den Gegnern der Psychophysik und mehr noch von den Freunden einer Kompromiß-Psychophysik immer wieder das alte Argument, daß unser geistiges Leben einen Zusammenhang, ein System von Beziehungen darstellt, das mit den physischen Verbindungen und Zusammenhängen unvergleichbar ist. Dabei wird bald an den Zusammenhang der Vorstellungsteile in der Vorstellung, bald an Beziehungen, welche der Verstand zwischen den Vorstellungen selbst herstellt, bald an die Einheit der gesamten geistigen Persönlichkeit gedacht. In allen Fällen ist aber gleichermaßen ein Argument gegen die Parallelismustheorie nur dann zu gewinnen, wenn wieder die Kategorien der teleologischen Wirklichkeit auf die psy-

chologischen Objekte bezogen werden und so der Mittelbegriff im Schlußverfahren im Obersatz einen anderen Sinn hat als im Untersatz.

Die Frage, ob die Beziehungen der psychischen Objekte sich mit den Beziehungen der physischen Parallelglieder decken, wird nun aber oft noch dadurch verwickelt gemacht, daß sie vom Boden der Psychophysik auf das Gebiet der Metaphysik hinübergetragen wird. Es ist spinozistische Metaphysik, zu sagen, daß die Ordnung der Vorstellungen zugleich die Ordnung der Dinge sei. Nun läßt sich freilich, wie wir immer betonten, eine metaphysische Frage überhaupt nicht vom Standpunkt objektivierender Betrachtung lösen; die spinozistische Frage müßte somit sofort zu einer Auffassung der Vorstellung hinführen, bei der die Sonderung zwischen Vorstellung und vorgestelltem Objekt aufgehoben wird und die Beziehungen der Objekte als Akte des Stellungnehmenden Subjekts anerkannt werden. Aber selbst wenn wir die Sonderung zwischen psychischem und physischem Objekt festhalten, so ist es doch klar, daß die Frage Spinozas nichts mit der Psychophysik zu thun hat. Der psychophysische Parallelismus sucht das physische Analogon der Vorstellung ja nicht im vorgestellten physischen Objekt selbst, sondern in der Wirkung dieses vorgestellten Objekts auf das Gehirn; die Ordnung der Vorstellungen wird also der Ordnung der Gehirnerregungen parallel gesetzt. Bei dieser Zuordnung kommt dann aber die Vorstellung gar nicht mehr als das auf das Ding Bezogene, sondern einfach als ein für sich bestehendes Gebilde in Betracht, das nun nichts anderes als die Summe seiner Teile ist und das zu anderen Gebilden nunmehr niemals in Beziehungen stehen kann, die aus dem Sinn der Vorstellung hervorgehen, sondern nur in Beziehungen, die von den Bestandteilen stammen. Die Psychophysik fragt also nicht nach der Ordnung der Vorstellungen, wenn darunter die Vorstellungen als ein Ganzes, Sinnvolles verstanden werden, sondern sie fragt nach der Ordnung der Vorstellungen als Empfindungsgruppen. Wird aber das geistige Leben als psychologischer Bewußtseinsinhalt gedacht und dieser Inhalt als Kombination von Empfindungen, so wird die psychophysische Zuordnung sicher nicht daran scheitern, daß die Beziehungen der Elemente auf psychischer Seite so ungleich denen auf physischer Seite sind, denn der beschreibende Psychologe hat dann gar keinen Grund, auf psychischer Seite eine andere Beziehung als die der qualitativen Verschiedenheit und des Zusammenseins vorauszusetzen.

Bei der Introjektion verwandelt sich das Zusammensein in zeitliche Simultaneïtät, und so sind es denn lediglich die Thatsachen der qualitativen Verschiedenheit und der zeitlichen Anordnung, die in der psychophysischen Darstellung physische Analogien verlangen.

Was die qualitative Verschiedenheit der Elemente anbetrifft, so ist hier noch nicht der Ort zu fragen, welche besonderen räumlichen Verschiedenheiten des physischen Prozesses den verschiedenen qualitativen Verschiedenheiten des Bewußtseinsinhaltes parallel gehen, aber es läßt sich schon hier übersehen, daß eine räumliche Verschiedenheit auf physischer Seite vollkommen ausreicht, um der qualitativen Verschiedenheit auf psychischer Seite ein Analogon zu geben. Dabei gelten uns natürlich die Veränderungen der Erregung bezüglich Stärke, Platz und Ausbreitung des physiologischen Prozesses in gleicher Weise als räumliche Variationen so wie der Begriff der qualitativen Verschiedenheit hier alle Variationen der Intensität und Lebhaftigkeit einschließt. Auf den ersten Blick erscheint es ja freilich, als ob die Ansetzung psychischer Mannigfaltigkeit auf der einen Seite und der räumlichen Verschiedenheit auf der anderen Seite dem Psychischen ein gewisses Übergewicht giebt, da dort nicht nur ein Verschiedenes, sondern auch ein Bewußtsein vom Verschiedenen gegeben ist. Solche Wendung ist aber zweideutig. Meinen wir damit, daß mit den verschiedenen psychischen Elementen auch schon ein Urteil über die Art der Verschiedenheit gesetzt ist, so hätte die psychische Seite in der That mehr als die physische. Das trifft aber nicht zu; das Urteil über die Verschiedenheit gehört durchaus nicht zur Existenz der psychischen Elemente. Wenn dagegen ein solches Urteil hinzutritt, so ist es einfach ein neues psychisches Gebilde, das zu den gegebenen Elementen associiert ist und das nun auch seinerseits wieder associierte physiologische Begleitprozesse erfordert. Solch Urteil ist selbst wieder eine Kombination psychischer Elemente, von denen wieder nichts ausgesagt werden kann, als das sie qualitativ verschieden sind und denen daher räumlich verschiedene Prozesse korrespondieren. Meinen wir dagegen nur, daß die verschiedenen Elemente ein Bewußtsein vom Verschiedenen insofern erwecken, als sie im Bewußtsein verschieden erscheinen, so gehört das allerdings notwendig zu ihrem Auftreten, aber es widerstreitet dann nicht mehr der psychophysischen Analogie. Daß die verschiedenen psychischen Elemente verschieden für das Bewußtseinssubjekt sind, ist eben ihre einzige Verschiedenheit, so wie die

räumlich verschiedenen Prozesse nur dadurch verschieden sind, daß sie in verschiedener Beziehung zum Koordinatensystem des Gehirnraumes stehen.

Die qualitative Verschiedenheit der psychischen Elementarobjekte ist also nicht selbst eine Beziehung, die gegen den Parallelismus spricht; es fragt sich somit nur noch, ob es mit den sonstigen Beziehungen zwischen den verschiedenen Elementen anders steht. Lassen sie sich auf reine Zeitbeziehungen zurückführen, so ist es klar, daß sie von vornherein in bester Harmonie mit den physischen Beziehungen stehen. Nun war ja unsere gesamte psychologische Analyse im Dienste der Beschreibung gerade auf diesen Punkt gerichtet und wir haben im einzelnen verfolgt, wie alle jene subjektiven Anschauungs- und Verstandesformen psychologisch durch ein Material vertreten sind, das sich ohne besondere Bewußtseinsform als beziehungsfreier Ablauf von Empfindungskombinationen darstellt. Das freilich sahen wir ja sofort, daß die Zerlegung zu einer unvergleichlich grösseren Zahl solcher Elemente führt, als wenn wir etwa von den Hauptfaktoren des wahrgenommenen Gegenstandes ausgehen, und lediglich jedem Faktor eine Empfindung parallel setzen. Wer ein Bild von hundert Farbenpunkten sieht, ein Lied von hundert Tönen hört, und davon ausgehend nur hundert Ton- oder hundert Lichtempfindungen für die Wahrnehmung in Rechnung setzt, der wird allerdings genötigt sein, von vornherein eine Fülle innerer Beziehungen zwischen diesen hundert Elementen anzunehmen. Wer dagegen von der inneren Erfahrung ausgeht, der wird, wie wir sahen, schon bei der Wahrnehmung von ein paar Tönen oder ein paar Lichtpunkten viele Tausende psychischer Elemente in Rechnung setzen und jedes objektive räumliche und zeitliche Verhältnis der wahrgenommenen Objektteile in der Wahrnehmungsvorstellung durch Empfindungskombinationen der verschiedensten Art wiedergegeben finden. Die paar Lichtpunkte, die im Raum nebeneinander liegen, lösen nicht ein paar Lichtempfindungen aus, deren Bewußtseinsbeziehung das Nebeneinander spiegelt, sondern mit ihnen kommen alle jene Bewegungsempfindungen, Spannungsgefühle, Übergangsempfindungen, Kontrastempfindungen, vor allem aber jene Halbvorstellungen, Veränderungsvorstellungen, Erinnerungsvorstellungen und Erwartungsvorstellungen, deren jede selbst wieder aus zahlreichen Empfindungen besteht, und nur das Zusammenauftreten dieser ganzen Empfindungskolonie repräsentiert die Beziehung der physischen Objekte, und Tausende der Elemente verändern sich, wenn

sich dieselben Lichtempfindungen oder Tonreize in veränderter räumlicher oder zeitlicher Ordnung darbieten.

Was so von den Anschauungsformen gilt, wiederholt sich bei allen übrigen Beziehungsformen. Das Bekanntheitsgefühl, durch das sich ein Gegenwärtiges mit einer vergangenen Vorstellung verbindet und so eine Beziehung herstellt, oder das Einheitsgefühl oder das Gegensatzbewußtsein, das Zielgefühl und das Ursachengefühl, alles löst sich in eine Reihe von Neben- und Hilfsvorstellungen, organischen Empfindungen, Associationen und Aktionsempfindungen auf, deren Aufzählung im Einzelfall mühsam sein mag, sicher aber jedesmal leichter zu geben ist als die Aufzählung aller physiologischen Gehirnprozesse, die von irgend einer Wahrnehmung in dem nervösen Zentralapparat angeregt werden. Durch solche Analyse soll also keine erfahrbare Beziehung verflüchtigt werden; jede Beziehung, die wir bewußt erleben, muß ihren vollständigen Ausdruck inmitten der psychologischen Vorgänge finden, nur muß der Ausdruck in der Sprache der Psychologie erfolgen und Empfindungskombinationen müssen so an die Stelle der Beziehungen treten.

Ist diese Umsetzung, die dem Psychologen allerdings eine unvergleichlich schwerere Arbeit zumutet als den bequemen Hinweis auf die teleologischen Beziehungen, in vollständiger Weise vollzogen, so ist das Zusammensein und Nacheinandersein die einzige Kategorie, welche die Ordnung der qualitativen Mannigfaltigkeit bestimmt, und welche doch auch gleichzeitig für die räumlich getrennten Gehirnprozesse zur Verfügung steht. Es ist also durchaus nicht die Rede davon, die erlebten Beziehungen des Geistigen für die psychischen Inhalte als Beziehungen bestehen zu lassen und dann diese Beziehungen in den Zusammenhang der physischen Begleitprozesse hineinzuprojizieren, wie die Gegner der Psychophysik es ihr mit Vorliebe andichten. Wer da glaubt, daß psychische Elemente miteinander verschmelzen oder eine Einheit oder einen Gegensatz formen oder leicht ineinander übergehen und alles das dann physisch darauf basiert wird, daß die entsprechenden physiologischen Elementarvorgänge auch eine Einheit bilden oder gegeneinander anprallen oder chemisch verschmelzen oder leicht oder schwer zu einander überführen, der begeht allerdings im Interesse der Psychophysik genau denselben Fehler, den die Gegner der Psychophysik immer wieder machen: er überträgt subjektive Kategorien auf objektive Verhältnisse. Ob ein Prozeß physisch in einen anderen leicht oder schwer übergeht, davon kann uns die psychologische

Erscheinungsreihe zunächst gar nichts sagen, ebensowenig erzählt sie uns, ob sie verschmelzen oder eine physiologische Einheit bilden. Sind beide physiologische Erregungen gesetzt, so sind die beiden Empfindungen psychisch gegeben und nichts führt dabei über die rein zeitliche Beziehung des Zusammenseins hinaus. Wenn trotzdem in dem einen Fall das Gefühl der Leichtigkeit beim Übergang oder die Empfindung der Einheit oder das Gefühl der Verschmelzung auch noch im Bewußtsein vorhanden sind, so müssen andere physiologische Begleitfaktoren hinzugetreten sein, die von jenen Beziehungsgefühlen als associierten selbständigen Gebilden auf psychischer Seite begleitet sind.

Nun wird ja der physiologische Prozeß, der die Grundlage des Leichtigkeitsgefühles bildet, irgendwie physisch mit einer größeren Leichtigkeit der Übergänge zusammenhängen, aber es ist eben diese durch den leichten Übergang hervorgerufene Nebenerregung und nicht die Leichtigkeit der Haupterregung selbst, welche das Leichtigkeitsgefühl im Bewußtsein erweckt. In gleicher Weise mag ja eine gewisse physiologische Einheit zweier Erregungen dahin wirken, daß die sich anschließenden Associationserregungen auch denjenigen physiologischen Prozeß enthalten, der von einem Einheitsgefühl begleitet ist, aber es ist wieder dieser besondere sekundäre Prozeß, und nicht die Einheit der primären Prozesse, der dem Einheitsgefühl zu Grunde liegt. Und wenn zwei Empfindungen verschmelzen, so wissen wir nichts von dem Verhältnis der physiologischen Vorgänge; erst wenn wir mit den Begriffen des psychologischen Atomismus die beiden Bestandteile in Urelemente auflösen und so Verschmelzung als teilweise Unterdrückung der Teile auffassen, erst dann kann ein entsprechendes physiologisches Verhalten vorgestellt werden, weil erst dann der ganze Prozeß auf ein zeitliches Verhalten der Elemente zurückgeführt ist und das begleitende Verschmelzungsgefühl hat natürlich dann wieder seine eigene physiologische Grundlage. Die Beziehungen der geistigen Wirklichkeit beim Übergang in die Sphäre der psychischen Objekte einfach zu ignorieren oder die geistigen Beziehungen einfach auf das physiologische Substrat zu übertragen, ist daher gleichermaßen verkehrt und beides sind trügerische Manipulationen im Dienste der Psychophysik; sie sichern der Psychophysik leichte Arbeit und somit vielleicht einen flüchtigen Erfolg, aber auf die Dauer läßt es sich nicht verbergen, daß sie mit Begriffsverwechselungen operieren. Der Psychophysik ist nur dann gedient, wenn jegliche subjektive Beziehung und Bewertung voll-

kommen berücksichtigt wird und vollständig in eine Kombination von psychischen Elementen umgesetzt wird, zwischen denen es nur die Beziehung des Zusammenseins und Nacheinanderseins giebt; sobald diese Umsetzung erfolgt ist, bedarf es natürlich auf physiologischer Seite keine andere Beziehung als die der zeitlichen Folge räumlicher Lageveränderungen.

4. Apperceptionismus und Vitalismus.

Die Bewußtseinsformen und die seelischen Beziehungen, die Wertbestimmungen und Entscheidungen, alle fügen sich somit ohne die geringste empirische Einbuße durchaus der Theorie des psychophysischen Parallelismus, sobald scharf zwischen dem psychologischen Geschehen und der subjektivierenden Wirklichkeit unterschieden wird; sobald dagegen diese notwendige Unterscheidung verloren geht, so müssen beide Teile gleichmäßig leiden: die Psychophysik muß auf jede Konsequenz verzichten und mit psychophysischen Wundern operieren und das wirkliche Leben muß durch jedes empirische Vordringen der Psychophysik in seinem Wertbestande bedroht werden. Wir sahen, daß derjenige Begriff, der am meisten sich mit allen den erwähnten Vorgängen berührt, der Apperceptionsbegriff ist; er spielt in die Entscheidungen, Willensvorgänge, Wertbestimmungen und nicht minder in die geistigen Beziehungs- und Formungsvorgänge hinein und kann gut als Repräsentant der ganzen Gruppe gewählt werden. Andererseits sahen wir, daß gerade er ganz besonders die wechselseitige Durchdringung der subjektivistischen und objektivistischen Betrachtungsweisen zum Ausdruck bringt, da er historisch bald im Dienst der einen, bald im Dienst der anderen stand und somit leicht die Sprache beider spricht. Alle Seiten der zurückgewiesenen Theorie werden daher ihren einheitlichen Ausdruck in der Bezeichnung Apperceptionstheorie finden. Apperceptionstheorie ist somit diejenige Vorstellung vom Zusammenhange des Psychischen und Physischen, welche zwar einen durchgängigen Parallelismus für die elementaren Empfindungen anerkennt, die Bewertungen, die Entscheidungen, die Beziehungen und die Bewußtseinsformen dagegen rein psychologisch ohne begleitende physiologische Vorgänge auffaßt. Hat die Apperceptionstheorie recht, so ist die Psychophysik verurteilt, für alle Zeiten so unendlich weit von dem Ziel, das sie sich gesteckt hat, zurückzubleiben, daß es für sie kaum

einen nennenswerten logischen Wert hat, überhaupt an die Arbeit zu gehen; sie würde etwa auf demselben Standpunkt wie eine Physik stehen, die von vornherein anerkennt, daß kausale Zusammenhänge nur dann für die Stoffe bestehen, wenn sie in fester Form existieren, während sie allen Kausalgesetzen entzogen sind, sobald sie in flüssige oder dampfförmige Gestalt übergehen.

Die Psychophysik unter der Herrschaft der Apperceptionstheorie wäre eine Sammlung von empirisch beobachtbaren Zusammenhängen, denen jedes erkenntnistheoretische Interesse fehlt. Die Apperceptionstheorie spielt da in der Psychologie dieselbe Rolle, welche in der Naturwissenschaft der Vitalismus spielt. Das Bemühen der Wissenschaft, alle Naturerscheinungen auf mechanische Vorgänge zurückzuführen und so konsequent den einzigen Weg zu verfolgen, den die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen für die Naturwissenschaft vorzeichnen, hat trotz aller glänzenden Erfolge immer wieder vorübergehende Gegenbewegungen erlebt. Bald waren es die chemischen, bald die physischen Vorgänge, für die durchgängige Zurückführung auf Mechanik der Atome als prinzipiell unmöglich hingestellt wurde; vor allem aber blieben es die Vorgänge der lebendigen Substanz, die der mechanischen Erklärbarkeit endgültig entrückt schienen. Man pries es geradezu als „Überwindung“ des wissenschaftlichen Materialismus, wenn man die Behauptung, daß auch die Lebensvorgänge mechanisch zu erklären seien, selbst als hilfreiche Arbeitshypothese unerbittlich zurückwies. Die Theorien, die an die Stelle der biologischen Kausalerklärung zu treten bereit sind, sind selbst zwar freilich von sehr ungleicher Art, je nachdem sie auf chemischem, physikalischem, botanischem oder zoologischem Boden emporgewachsen sind, stets aber handelt es sich darum, zielstrebige, zwecksetzende, richtunggebende Kräfte in den Ablauf der Naturvorgänge eingreifen zu lassen.

Auch hier, genau wie bei der Apperceptionstheorie, wird uns immer die Versicherung gegeben, daß für die kausale Forschung doch noch genug zu thun übrig bliebe; so wie beim Apperceptionismus nur die Wertbestimmungen und Auffassungen und Beziehungen dem psychophysischen Kausalsammenhang entzogen sind, der Psychophysiologe aber noch immer genug zu thun übrig behält, wenn er die sinnlichen Empfindungen kausal aneinanderreiht, so tröstet uns auch der Vitalismus immer wieder, daß die Materie und die Energie ruhig als konstant anerkannt werden können und die Lebensenergien ihr zu Zielen hinstrebendes Werk somit verrichten können, ohne

daß die Arbeit des Physikers vergeblich wird. Zu Gunsten solcher vitalistischen Hypothese spricht nur ein einziger Umstand; sie hat den Vorzug, daß „sie die Tausende und Millionen von Rätseln der organischen Natur mit einem einzigen Schlage auflöst". Aber löst sie die Probleme wirklich auf? Begnügt sie sich nicht einfach damit, die Millionen ungelöster Probleme unter eine gemeinsame Überschrift zu bringen? Scheinbar ist es ja einfacher, einen Vorgang als Wirkung kosmischer Intelligenz zu denken, als ihn aus dem Zusammenwirken der mannigfaltigsten Teilursachen verständlich zu machen, in Wahrheit aber ist die Intelligenz dabei entweder teleologisch genommen und somit überhaupt kein Hilfsmittel der Erklärung oder sie ist als Ursache gedacht, reiht sich damit selbst in die Kausalreihe ein und verlangt somit selbst eine Erklärung aus Ursachen, ohne daß die vitalistische Theorie auch nur den geringsten Versuch macht, solche Erklärung zu liefern.

Genau das Gleiche gilt vom Apperceptionismus. Auch hier werden scheinbar Millionen von Rätseln mit einem Schlage aufgelöst, während sie thatsächlich nur mit gemeinsamem Namen benannt werden. Auf ihre Lösung wird entweder prinzipiell verzichtet, indem die Apperception als logische Absicht und nicht als psychologischer Vorgang aufgefaßt wird, oder die Lösung wird, wenn die Apperception selbst in die Kausalreihe eingeordnet wird, einfach in ein Gebiet zurückgeschoben, das unbekannt genug ist, um jeden Versuch einer Verfolgung der verschlungenen Pfade von vornherein aussichtslos erscheinen zu lassen. Wer aber wirklich ernsthaft daran ginge, das Apperceptionsvermögen in die Kausalreihen einzuordnen, der müßte sofort den äußerlich einheitlichen Vorgang in zahllose Reihen von Einzelprozessen auflösen, deren jede auf die psychophysischen Erfahrungen und Gewöhnungen zurückführt, so daß der Gesamtvorgang sich doch wieder als das automatische Resultat der gesamten Anlagen und Reizwirkungen erweisen würde. Der Apperceptionsvorgang würde dann nicht mehr ein außerhalb stehender Faktor sein, der überkausal in die Schicksale der psychophysischen Elemente eingreift, sondern nur ein einheitlicher Ausdruck für das gesamte Zusammenwirken aller Faktoren des psychischen Geschehens; Apperception ist dann nicht mehr ein autokratischer Herrscher, sondern ist einfach der Name für die Konstitution, nach der das psychische Völkchen sich selbst regiert. Ist aber jeder einzelne Teilfaktor des psychischen Kausalzusammenhanges zugleich ein physiologischer, so geht die Gesamtheit der Gehirnprozesse in den Apperceptionsvorgang

ein, die Apperceptionstheorie hat aber dann ihre eigenen Voraussetzungen vollständig preisgegeben.

Das alles soll nun aber durchaus nicht den Wert und die Bedeutung der beiden verwandten Theorien herabsetzen oder gar bestreiten. Es ist wahr, der Vitalismus in der Naturwissenschaft und der Apperceptionismus in der Psychologie sind keine fördernden Arbeitshypothesen, und wäre ihnen das letzte Wort gelassen, so würde es notwendig bald dazu kommen, daß die empirische Forschung die Weisung zu allgemeinem Stillstand erhielte. Ihre Aufgabe ist eine andere: sie sollen warnen gegen die schädliche Hast, mit der die Auffindung von ein paar neuen Kausalzusammenhängen sofort als Lösung der tiefsten Probleme ausgegeben wird, sie sollen warnen gegen die Oberflächlichkeit, mit der Erklärungsprinzipien, die sich auf einem Gebiete fruchtbar erweisen, schablonenhaft auf ganz andersartige Gebiete übertragen werden, kurz warnen vor dem Wahn, daß wir am Ziele sind, wenn wir einen Schritt vorwärts gekommen. Die Gefahr, Probleme für gelöst zu erklären, weil irgend ein Bruchteil der Lösungsschwierigkeiten beseitigt ist, steht in der That kaum zurück hinter der Gefahr, Probleme für unlösbar zu erklären, weil ihre Lösung noch Schwierigkeiten darbietet. Die letzte Gefahr ist notwendig mit allen teleologischen Naturtheorien verbunden, die erste Gefahr aber trat gerade in unserer Zeit so nahe an den Wissenschaftsbetrieb heran, daß die Neubelebung teleologischer Theorien ein wertvolles und bedeutsames Warnungszeichen wurde. Wenn die Erfolge der organischen Chemie und der Darwinistischen Biologie den Glauben aufkommen lassen, daß die Entstehung und Vererbung des Lebens kein Problem mehr sei, wird es zur historischen Notwendigkeit, daß der Vitalismus sich erhebt und mit trotziger Übertreibung die Dinge so darstellt, als wären die eigentlichen Probleme der Lösung heute nicht näher als zuvor. In gleicher Weise ist der Apperceptionismus die gesunde konservative Gegenbewegung gegen die oberflächliche Überschätzung der Associationstheorie. Das Bemühen, eine konsequente psychophysische Theorie auszubilden, in der alle psychischen Erscheinungen psychophysisch erklärt werden, findet in den Vorgängen der Gedächtnisverknüpfung mittels physiologisch basierter Association die nächstliegende und bequemste Handhabe. Der Associationsvorgang reiht sich wirklich ziemlich einfach der psychophysischen Theorie ein; wird daraus aber der Wahn, daß mit dem Hinweis auf die Aneinanderreihung von Associationen schon das gesamte Spiel des

geistigen Lebens erklärt sei, so wird es zur Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die Verhältnisse viel verwickelter liegen und die zentralsten Probleme vom Associationismus noch kaum berührt werden. Diese rein negative Aufgabe kommt der Apperceptionstheorie zu. Hat sie ihre Mission erfüllt, ist das Unzureichende der Associationstheorie erkannt, so wird die Apperceptionstheorie selbst nun nicht weiter den Gang der Forschung bestimmen dürfen, sie würde als Arbeitshypothese, wie wir sahen, notwendig unfruchtbar bleiben. Anstatt also mit ihr die Möglichkeit einer konsequenten psychophysischen Theorie zu leugnen und die Erklärung auf unkausale Gebiete abzuwälzen, wird die empirische Wissenschaft vielmehr dahin arbeiten müssen, psychophysisch konsequent zu denken und trotzdem die Fehler und Unzulänglichkeiten der Associationstheorie zu vermeiden. Sie wird die Warnungen der Apperceptionstheorie beherzigen und doch die Erfolge der Associationstheorie sich zu nutze machen; vor allem sie wird das Verlangen nach konsequenter psychophysischer Vorstellung unbeirrt festhalten müssen, wie sehr sie auch der Apperceptionstheorie zugeben mag, daß der Associationismus das Ziel noch nicht erreicht hat.

So liegt denn vor uns die Aufgabe, die vorliegenden psychophysischen Theorien zu prüfen und, wenn möglich, zu ergänzen; wir werden speziell uns der Associationstheorie zuwenden müssen, und der Versuch, im Rahmen konsequenter Psychophysik über sie hinauszugehen, wird uns zu einer Anschauungsweise führen, die als Aktionstheorie bezeichnet werden mag. Ehe wir aber zu dieser unserer letzten Aufgabe vorschreiten, muß offenbar noch eine Vorfrage erledigt werden. Wir suchen eine abschließende konsequente psychophysiche Theorie: wir haben bisher die Einwendungen geprüft, welche die Apperceptionstheorie im Interesse des psychischen Thatbestandes gegen jede ausnahmslose Durchführung des psychophysischen Prinzips erhebt. Wir haben dieselben als praktisch wichtig und beachtenswert, aber als prinzipiell unhaltbar erkannt. Wir können auf rein psychischem Gebiet also keine Thatsachen finden, welche einer Durchführung des psychophysischen Prinzips widersprechen. Ehe wir zu der speziellen Durchführung vorschreiten, müssen wir nun aber auch der anderen Seite gerecht werden und fragen, ob nicht die Physiologie ihrerseits Einspruch erhebt. Es wäre ja denkbar, daß die psychischen Thatsachen sich glatt einer psychophysischen Auffassung fügen, die physischen Thatsachen sich aber als prinzipiell unzureichend erweisen. Unsere Vorfrage muß also dahin

zielen, zu ermitteln, ob die konsequente Durchführung der psychophysischen Theorie von physischer Seite gesehen überhaupt möglich erscheint. Wir werden diese Frage bejahen und erst dann werden wir uns der Untersuchung und Ergänzung der besonderen psychophysischen Vorstellungen zuwenden. Zunächst also stehen wir vor der Frage, ob die physikalischen Einwendungen der Naturwissenschaft gegen den psychophysischen Parallelismus haltbarer sind als die psychologischen Einwendungen der Apperceptionstheorie.

Vergleiche die Litteratur zum zehnten, elften, vierzehnten und fünfzehnten Kapitel; außerdem:

G. Bunge, Vitalismus und Mechanismus. Leipzig 1886.
H. Höffding, Über Wiedererkennen, Association und psychische Aktivität. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1890.
R. Hönigswald, Zum Begriff der exakten Naturwissenschaft. Leipzig 1900.
W. James, Human Immortality. Boston 1898.
J. Kodis, Zur Analyse des Apperceptionsbegriffes. Berlin 1893.
O. Külpe, Die Lehre vom Willen in der neueren Psychologie. Philosophische Studien. 1890.
A. Marty, Über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung. Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie. 1886—1889.
H. Münsterberg, Beiträge zur experimentellen Psychologie. Heft 1. Freiburg 1889.
J. Reinke, Die Welt als That. Berlin 1899.
G. E. Rindfleisch, Ärztliche Philosophie. Würzburg 1888.
O. Staude, Der Begriff der Apperception. Philosophische Studien. 1886.
W. Wundt, Über psychische Kausalität und das Prinzip des psychophysischen Parallelismus. Philosophische Studien. 1894.

Dreizehntes Kapitel.

Die biologische Erklärung.

1. Der Parallelismus und die Naturwissenschaft.

Die Forderungen, die der psychophysische Parallelismus in Bezug auf die physische Welt erhebt, dürfen nicht leicht genommen werden und dürfen vor allem nicht durch inkonsequente Zugeständnisse heruntergedrückt werden. Mit vollkommener Ausnahmslosigkeit sollen die Handlungen und Ausdrucksbewegungen des Menschen aus physischen Ursachen erklärt werden; die psychischen Begleiterscheinungen

sollen ohne den geringsten Einfluß auf den Ablauf der körperlichen Vorgänge bleiben: es kann somit kein Finger gerührt, kein Wort gesprochen werden, ohne daß der gesamte Bewegungsvorgang mit den Hilfsmitteln der Wissenschaft vom Physischen erklärt werden muß. Wir haben gesehen, daß diese rein physische Erklärung der menschlichen Bewegungen nicht die einzige und nicht die wichtigste Aufgabe der psychophysischen Theorie ist; wir erkannten ihre Hauptaufgabe in der indirekten Kausalverknüpfung der psychischen Objekte miteinander. Diese für uns wichtigste Seite kommt aber für den Naturforscher nicht in Betracht; es ist eine Nebenfunktion der physischen Auffassung menschlicher Bewegungen, daß sie sich den logischen Interessen des Psychologen anpaßt. Vom Standpunkt der Naturwissenschaft ist somit derjenige Bestandteil der Theorie, den der Psychologe nur als Konsequenz fordert, der hauptsächlichste Faktor der Theorie. Nur darin können Psychologie und Physik übereinstimmen, daß die psychophysische Theorie nicht haltbar ist, wenn ihr auf physischer Seite unübersteigbare Schwierigkeiten gegenüberstehen.

Wir dürfen die Schwierigkeiten nicht an der falschen Stelle suchen. Auf den ersten Blick mag es scheinen, als wenn die überwältigende Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens schon durch die bloße Menge der Bestandteile und durch die entsprechende Überfülle von Ausdrucksformen alle Aussicht vereitelt, in den Nervenvorgängen Parallelprozesse zu den geistigen Vorgängen und Ursachen für die physiologischen peripheren Aktionen zu finden. Aber solche numerischen Argumente können nicht standhalten. Wenn die Anatomen auf Grund von Zählungen und Berechnungen allein im Großhirn viele Millionen arbeitender Zellen annehmen und wenn jeder Fortschritt der Färbungsmethoden die Verzweigungen der Zellenausläufer immer komplizierter erscheinen läßt, so kann die Zahl der Elemente und Verbindungsweisen dem Psychophysiker keinen Anlaß zur Zaghaftigkeit geben. So oft auch rein psychologische Kausalsysteme konstruiert worden sind, die Anzahl der vorausgesetzten Einzelglieder und der postulierten Verbindungsweisen war niemals annähernd so groß wie diejenige, welche der Gehirnphysiologe thatsächlich vorfindet.

Noch weniger sollte uns das scheinbare Mißverhältnis zwischen äußerer Ursache und äußererer Wirkung schrecken. Der physische Naturlauf, so hat man oft gesagt, zeigt quantitative Gleichheit zwischen Ursache und Wirkung: wie soll es mit rein physischen

Erklärungen begreiflich werden, daß der Schallreiz eines leisen Wortes, der Lichtreiz von ein paar geschriebenen Buchstaben eine Fülle der energischsten Bewegungen, eine Kette von Handlungen, vielleicht eine Umwandlung des ganzen Menschen hervorzubringen vermag? Es scheint leicht begreiflich, daß die Seele, voll von Verlangen, so ganz anders auf den Körper einwirkt, wenn sie ein verheißendes Ja vernimmt, als wenn ein Nein alle Hoffnungen zertrümmert; dagegen scheint es unfaßar, daß im rein Physischen solch kleiner Schallunterschied so ungeheuere Wirkungsunterschiede hervorruft. Das traditionelle Beispiel der Psychologen ist das Telegramm, das der Kaufmann empfängt: eine einzige Ziffer sagt ihm, daß seine Habe verloren und der eine Reiz, der sein Auge trifft, genügt, um die wildesten Erregungen des Zornes und des Schmerzes in Muskelerregungen hervorbrechen zu lassen, deren physische Energie millionenfach die Energie des vorangehenden Lichtreizes übertrifft. Der Gedanke rein physischer Umsetzung erscheint um so mehr ausgeschlossen, als genau der gleiche Lichtreiz, genau dasselbe Depeschenwort bei dem Nachbar, dem es Gewinn verspricht, eine Kette ganz anderer lebhafter Handlungen erzeugen mag. Aber sind damit wirklich die Kategorien der Physik und Physiologie irgendwie verleugnet? Wenn Ja und Nein mit so verschiedener Wirkung unser Ohr erregen, so meinen wir ja nicht, daß der akustische Unterschied ohne Zwischenvorgänge zu so ungleichen Handlungen führt, sondern wir nehmen von vornherein an, daß die beiden kleinen Anstöße zunächst kleine Verschiedenheiten der Wirkung bedingen, die nun ihrerseits im Organismus die Bedingungen für neue und neue Unterschiede der weiteren Wirkungen vorfinden. So und nicht anders gehen die Prozesse im Körper vor sich, wenn statt einer Dosis Zucker eine gleiche Quantität Arsenik verschluckt wird; der chemische Unterschied der wenigen Gramm genügt, einen Unterschied der Wirkung in den Milliarden Zellen des Organismus hervorzurufen. Wenn aber der optische Reiz des Telegrammes zwei Individuen so ganz verschieden beeinflußt und die Wirkung so außerordentlich die Energie des Reizes übertrifft, so genügt es daran zu denken, wie sehr verschieden der Funke wirkt, je nachdem er in eine Tonne Wasser oder in ein Pulverfaß fällt und wie die Pulverexplosion Energien darstellt, neben der die Energie des Funkens fast verschwindet. Die Explosion ist das Vorbild aller physiologischen Reizwirkung, und nicht nur die Nervenzellen, nein, alle Körperzellen arbeiten unter äußeren Reizen so, daß latente Kräfte ausgelöst

werden. So wenig wie die Pulverexplosion gegen das Gesetz von der Erhaltung der Energie spricht, so wenig spricht es gegen die Annahme rein physischer Zwischenglieder, wenn ein Retinareiz im Gehirn Energien auslöst, die mit dem optischen Reiz an Stärke unvergleichbar sind. Daß unser Nervenapparat stetig Energien aufspeichert, ist ja physiologisch durchaus verständlich, und nicht nur die Energien, die der ernährende Blutstrom zuträgt, stehen bereit, um vom Nervenreiz ausgelöst zu werden, sondern die sensorischen Nervenprozesse, welche nicht die Bedingungen für unmittelbare zentrifugale Entladung vorfinden, werden selbst zur Ansammlung latenter Energien beitragen. Die Zahl der ausgelösten Energieeinheiten ist also ebenso wie die Zahl der vorausgesetzten Elemente und Vermittelungen durchaus im Einklang mit den Thatsachen der Naturwissenschaft, und die quantitative Seite des physischen Prozesses bietet somit keine Schwierigkeiten prinzipieller Art. Alle ernsthaften Bedenken stammen aus der Betrachtung der qualitativen Gestaltung unserer Handlungen.

Unsere Handlungen sind zweckmäßig; sie sind ausgewählt im Dienste unserer Ziele, und wollen wir die Mannigfaltigkeit unserer Bewegungen, wie sie sich beim Sprechen und Schreiben, Wirken und Schaffen fortwährend abspielen, auch nur irgendwie übersehbar machen und zusammenordnen, so werden wir notwendig auf Kategorien des geistigen Lebens zurückgehen. Daß jede Handlung sich als Muskelkontraktion auffassen läßt, wird niemand bestreiten, aber daß solche Muskelkontraktionen auch dann, wenn sie den Erwägungen der Weisheit oder den Geboten der Sittlichkeit gehorchen, doch durch physisches Kräftespiel allein hinreichend erklärt werden können, das scheint den Widerspruch geradezu herauszufordern. Da abschwächende Kompromisse hier von vornherein ausgeschlossen sind, so kann es sich mithin nur darum handeln, ob das, was hier für den ersten Blick unmöglich erscheint, sich bei näherer Betrachtung doch als denkbar erweisen mag; falls die wissenschaftliche Untersuchung die prinzipielle Ablehnung aufrecht erhalten muß und mit dem „gesunden Menschenverstand" gemeinsame Sache macht, so hat die psychophysische Theorie keine Existenzberechtigung.

Die Betrachtung darf freilich nicht durch unsachliche Motive beeinflußt werden, Motive, die sich hier aufdrängen und doch nur auf Mißverständnissen beruhen. Es scheint so entwürdigend, bei der Erklärung unserer Leistungen auf die Berücksichtigung der psychischen Größen zu verzichten und allen Zusammenhang aus dem

Physischen abzuleiten; aber die Diskussion der Apperceptionstheorie erinnerte uns von vornherein daran, daß die Erklärungsfaktoren sich ja überhaupt nicht auf unsere geistige Wirklichkeit beziehen, daß für unsere wirklichen Akte, an die allein sich logische, ethische und ästhetische Bewertung anschließt, niemand psychophysischen Parallelismus beansprucht und daß andererseits der Mechanismus psychischer Elemente als Mechanismus nicht erhebender und nicht würdiger sein kann als der Mechanismus physischer Vorgänge. Überdies ist es klar, daß, selbst wenn die Naturwissenschaft sich als fähig erweist, eine physische Erklärung alles Handelns durchzuführen, daß damit die psychischen Vorgänge durchaus nicht aus dem Kreise der zur Handlung hinführenden Prozesse ausgeschlossen sind. Ihnen wird zwar nicht die Verantwortung für den Kausalnexus zugeschoben, aber der verantwortliche physische Prozeß ist offenbar selbst nur dann vollständig beschrieben, wenn seine psychische Begleiterscheinung mitberücksichtigt wird. Sie mag für den Zusammenhang als solchen ohne Bedeutung sein und der Physiker darf daher von ihr abstrahieren, der Psychophysiker dagegen wird niemals außer acht lassen, ob es sich um physische oder um psychophysische Prozesse handelt.

Wir betrachten das physikalische Problem, da es sich um die Physik von Lebewesen handelt, vom Standpunkt der Physiologie und Biologie. Ist es eine biologisch zulässige Annahme, daß die gesammten Muskelleistungen des Menschen trotz ihrer Angepaßtheit und Zweckmäßigkeit doch rein physisch erklärbar seien? Zunächst erscheint das Problem als ein rein physiologisches. Ist die Maschine des Organismus geeignet, unter den gegebenen Bedingungen die beobachtete Reihe von Bewegungen hervorzubringen? Aber die Maschine ist zu kompliziert, um in ihrer Wirkungsweise verstanden zu werden, so lange es an Anhaltepunkten für eine vereinfachende Schematisierung fehlt. Die Vereinfachung muß durch eine vergleichende Betrachtung gewonnen werden; das voll entwickelte Individuum muß mit dem kindlichen Organismus, vor allem aber der Mensch mit dem Tier, das höhere Tier mit dem niederen, das Wirbeltier mit dem wirbellosen, das Vielzellige mit dem Einzelligen verglichen werden und der komplizierte Apparat mit seinen Funktionen so als Differenzierung des übersichtlich Einfachen begriffen werden. Das Problem hat sich dadurch in der Hand der Naturforschung in ein entwickelungsgeschichtliches verwandelt und kann als solches sich alle Methoden zu nutze machen, mit deren Hilfe die Biologie im Zeitalter Darwins

voranschritt. Vergegenwärtigen wir uns zunächst, wo die Grenzen des Problems liegen.

Eines müssen wir von Anfang an festhalten: es ist nicht Aufgabe der Naturwissenschaft, die Entstehung des Bewußtseins zu erklären. Kommt, von ihrem besonderen Standpunkt aus, der psychophysische Akt nur als physischer in Betracht, so ist die Untersuchung, wann und wo in der Entwickelung der Lebewesen in der Stammesgeschichte oder im Individuum das psychische Mitklingen einsetzt, eine logisch unberechtigte Frage. Alle Versuche, das Auftreten des Bewußtseins selbst, etwa auf Grund biologischer Zweckmäßigkeit, naturwissenschaftlich zu erklären und als notwendig abzuleiten, sind somit prinzipiell verfehlt; das, was durch sie bewiesen wird, ist immer nur die Notwendigkeit gewisser Reaktionstypen, die, vom Standpunkt der Psychologie aus betrachtet, besonderes Interesse bieten mögen, deshalb aber doch unter dem Gesichtspunkt der natürlichen Entwickelung lediglich physische Funktionen sind. Das Gleiche gilt offenbar von allen den gequälten Versuchen der Biologie, äussere Kennzeichen für das Vorhandensein des Bewußtseins aufzufinden. Immer wieder wird der Nachweis geführt, daß Bewußtsein vorhanden sein müsse und dabei mehr oder weniger stillschweigend vorausgesetzt, daß die Nützlichkeit der Reaktion oder, neuerdings mit Vorliebe, die Mitwirkung früherer Reizungen als Beweismittel ausreichend sei. Aus der Nützlichkeit wird auf bewußte Wahl und aus der Nachwirkung wird auf bewußtes Gedächtnis geschlossen und doch handelt es sich in beiden Fällen nur um eine rein äußerliche Analogie mit unseren bewußten Handlungen, eine Analogie, die denn auch ohne Schwierigkeit weit über die Grenze des Tierischen oder überhaupt des Organischen hinausgeführt werden kann. Vom Standpunkt der Naturwissenschaft verändert sich das eigentliche Problem in keiner Weise durch das Hineinziehen solcher Analogien; die Handlung, welche dem Organismus zweckmäßig ist oder welche bei der Auslösung der latenten Kräfte von den Nachwirkungen vorangehender Erregungen beeinflußt wird, hat dadurch nicht aufgehört, ein mechanisches Problem zu sein. Wir haben jetzt also jegliche Rücksicht auf den psychischen Thatbestand auszuschließen. Es wäre pedantisch, deshalb auch alle Wortbezeichnungen auszuschließen, die aus der Psychologie stammen; das, was in psychologisierender Ausdrucksweise kurz zusammengefaßt werden kann, würde mit physiologischer Terminologie schwerfällige Beschreibungen verlangen.

Wir können die Aufgabe aber noch weiter einengen. Wer die

Handlungen der Lebewesen als rein physiologische Reaktionen erklären will, hat deshalb nicht die Verpflichtung, auch noch so nebenbei alle übrigen Probleme der Biologie zu lösen. Zu oft ist die Diskussion von der Spezialaufgabe zu den allgemeinsten Fragen übergegangen, hat die Probleme der Urzeugung und der Vererbung, der Übertragung erworbener Eigenschaften und der Germinalselektion und vieles andere hineingezogen, obgleich nicht eine dieser Fragen vom besonderen Standpunkt der Reaktionslehre erledigt werden kann und stetige Rücksicht auf alle botanisch-zoologischen Verhältnisse somit unerläßlich wird. Eine Stellungnahme zu den allgemeinbiologischen Fragen belastet die Spezialuntersuchung mit Verantwortlichkeiten, die hemmend auf sie zurückwirken müssen. Wir müssen die Thatsachen der Entstehung der Lebewesen, der Fortpflanzung und Vererbung und alle die allgemeinen Prinzipien, mit welchen die Biologie unserer Zeit heute operiert, in ihrer unerklärten Allgemeinheit hinnehmen, gleichviel welche der vielen streitenden Theorien uns die wahrscheinlichste Erklärung zu versprechen scheint. Die Frage darf für uns nur die sein, ob wir die Bewegungen der Organismen, von den Protoplasmakontraktionen des Protozoon bis hinauf zu den sozialethischen Handlungen des Kulturmenschen, in derselben Art begreifen können, wie der Biologe die übrigen am Körper ablaufenden Prozesse begreift, die Ernährung, die Athmung, die Formgestaltung. Ob der Zoologe bei der phylogenetischen Erklärung der Assimilationsvorgänge, trotz aller chemischen Analyse der Stoffwechselprozesse, nicht doch noch im Faktor der Vererbung etwa sehr rätselhafte Faktoren in die Rechnung einsetzt, das kommt für uns nicht in Frage; entscheidend ist für uns nur, daß alle Bestandteile, welche in solche Erklärung des Ernährungsvorgangs eingehen, als durchaus physische anerkannt sind, also nirgends ein psychisches Element versteckt ist, und wir müssen daher befriedigt sein, wenn wir mit denselben logischen Hilfsmitteln nun die Bewegungserscheinungen in derselben Weise verstehen können, ohne zu psychischen Erklärungsfaktoren zu greifen. Die Erklärung kann also beim gegenwärtigen Stande der Naturforschung gar nicht mehr als eine relative sein; von einer absoluten Wegräumung aller Schwierigkeiten ist gar nicht die Rede, sondern nur von der Überwindung derjenigen Schwierigkeiten, die aus der Verschiedenheit der Reaktionsfunktionen von den übrigen Körperfunktionen stammen. Stehen die Bewegungsvorgänge erst einmal in Reih und Glied mit den Stoffwechselvorgängen, so hat die Naturwissenschaft keine Be-

denken mehr gegen den Parallelismus zu erheben, selbst wenn in der sogenannten Erklärung schon die einfachsten Vererbungsprozesse als unbekannte Größen vorkommen.

2. Die Entwickelung der tierischen Handlungen.

Eines wird die Biologie von vornherein beanspruchen: die Vorgänge, die unter psychologischem Gesichtspunkt gerade in ihrer Isoliertheit Interesse erwecken, dürfen jetzt nur als Teile umfassenderer Gesamtvorgänge in Betracht kommen. So wie der Biologe über die physiologische Einzelbetrachtung, etwa der Magenfunktionen, hinausgeht, dieselbe der Erörterung des gesamten Ernährungsapparates unterordnet und erst aus dem Zusammenwirken aller vegetativen Funktionen die biologische Bedeutung des einzelnen Apparates ableitet, so wird nun auch der Bewegungsakt als solcher oder der isolierte Gehirnprozeß oder ein Reizungsvorgang im Sinnesorgan dem Biologen unerklärbar sein. Die Lebensfunktion ist nicht, gereizt zu werden oder sich zu bewegen oder eine zentrale Reizung in einen zentralen Impuls umzusetzen, sondern jener Gesamtprozess, der mit der Reizung der Sinnesflächen durch die Umgebung anfängt und mit der Verschiebung der Körperteile durch zentral angeregte Bewegungen endigt. Dieser Reaktionsvorgang mag sekundär in einen zentripetalen, einen zentralen und einen zentrifugalen Teil zerlegt werden; zunächst kommt er in seiner Einheitlichkeit in Betracht. Die phylogenetische Entwickelung, die der Biologe zu begreifen sucht, ist somit die Entwickelung des Reaktionsprozesses vom einzelligen Organismus, der die chemischen, mechanischen, thermischen und elektrischen Reizungen mit Ausstreckung oder Zusammenziehung von Pseudopodien, mit Flimmerbewegungen oder Kugelung beantwortet, bis hinauf zum Kulturmenschen, den die Vorgänge auf dem ganzen Erdenrund erreichen und erregen und der in unendlich komplizierter Reaktion durch Wort und That auf die umgebende Welt zurückwirkt.

Der Versuch, diese Entwickelung als ein naturwissenschaftliches Problem zu behandeln, und die Erscheinungen in eine stetige Reihe von zunehmender Kompliziertheit zu ordnen, ist durch die neueren Untersuchungen über tierische Instinkte, wie wir sie Löb, Bethe, Verworn, Morgan, Jennings und anderen verdanken, in hohem Maße erleichtert worden. Die tierischen Instinkthandlungen waren

bisher von den einfachen Reizreaktionen der Tiere scharf gesondert. Im Instinkt, so schien es, vollzieht der Organismus Leistungen, die über die bloße Beantwortung der einwirkenden Reize weit hinausgehen; der Impuls mußte somit von besonderen Centren ausgehen, deren Leistung es nicht ist, einfach Erregungen in Reaktionen umzusetzen, sondern in denen Stammeserfahrungen konzentriert sind, und in denen ein psychischer Instinkt unbewußt auf Ziele hindrängt, die gar nicht in die Erfahrungssphäre des Organismus gelangen. Die experimentelle Analyse der Erscheinungen hat mit dieser Auffassung prinzipiell aufgeräumt. Es wird die Aufgabe der speziellen Psychologie sein, diese Auflösung der Instinkte im einzelnen zu verfolgen; überall führt sie zu demselben Ergebnis, daß jede besondere Handlung sich als unmittelbare Reflexaktion auf wirkliche Körperreize auffassen läßt, und daß diese Reaktionen nur deshalb einem weiter abliegenden Ziele zugerichtet scheinen, weil normaler Weise der Reiz als Teil einer Umgebung auftritt, in welcher die Reizreaktion zweckdienlich ist. Wird die Umgebung künstlich verändert, so daß die Reaktion wertlos oder schädlich würde, so tritt sie doch mit Sicherheit auf, sobald der Reiz gesetzt wird, und selbst die kompliziertesten Instinkte verwandeln sich so in eine Kette von Reaktionen, deren jede nur auf einer elementaren Übertragung eines bestimmten Reizes in eine bestimmte Bewegung beruht.

Die Würmer und Insekten verkriechen sich in Ritzen und Spalten, nicht um sich zu schützen vor den Blicken der Feinde, sondern weil ihre stereotropische Reizbarkeit eine Hemmung der Bewegungen auslöst, sobald der Körper von mehreren Seiten von festen Objekten berührt wird; das Experiment zeigt daher, daß sie sich unter durchsichtigen Glasplättchen ebenso verkriechen, wie unter undurchsichtigen Gegenständen. Die Fliege legt ihre Eier auf solche Stoffe, in denen die auskriechenden Larven die passende Nahrung finden; das Experiment zeigt, daß es bestimmte chemische Diffusionen sind, die in der Fliege die zur Eiablage führende Muskelkontraktion reflektorisch auslösen, chemische Diffusionen, die vom Fleisch etwa, aber nie vom Fett ausgehen. Oder wir sehen unter dem Mikroskop, wie Paramäcien ihrem „sozialen Instinkt“ folgen und sich somit an der Stelle, wo einige versammelt sind, mehr und mehr allmählich ansammeln. Das Experiment zeigt, daß es sich nur um die chemische Wirkung der Kohlensäure handelt, die von den Paramäcien ausgeschieden wird und sich in ihrer Nähe im Wasser verbreitet, während Kohlensäure als Hemmungsreiz für

ihre Vorwärtsbewegung dient, so daß ein Tier, das zufällig in diesen Diffusionskreis der Ausscheidungen eingetreten, denselben nicht mehr verlassen kann, und somit sich den anderen zugesellen muß; jedes künstliche Kohlensäurebläschen hat dieselbe Wirkung. Wir sehen, wie die Ameisen eine hineingesetzte Ameise vom fremden Stamm feindlich angreifen, aber die zurückgebrachte vom eigenen Stamm herzlich willkommen heißen; da zeigt uns das Experiment wieder, daß auch die Ameise vom eigenen Stamm die feindliche Angriffsreaktion vollkommen auslöst, wenn das befreundete Tier in einer Lösung vom Saft der feindlichen Ameisen gebadet wurde; der Angriff ist somit unmittelbare Geruchsreaktion.

Statt Beispiele zu häufen, können wir allgemein sagen: Der Begriff des Instinkts hat heute keine physiologische oder psychologische Bedeutung mehr; er ist ein rein biologischer Begriff. Das heißt: Es giebt im Umkreis der Instinkte keinen psychologischen oder physiologischen Vorgang, der sich seiner Konstitution nach von den gewöhnlichen Reizreaktionen und Triebimpulsen unterscheidet, und auch der komplizierteste Instinkt setzt sich aus einer Kette solcher sinnlichen Reflexe zusammen. Erst der Biologe, der nicht nach der Konstitution des Vorgangs, sondern nach seiner Bedeutung für den Lebenshaushalt fragt, wird gewisse Gruppen dieser Reflexe unter den besonderen Gesichtspunkt bringen, daß sie für weiter abliegende Lebenszwecke wertvoll sind. Unter diesem biologischen Gesichtspunkte hört dann aber die Scheidung zwischen Triebhandlungen und Willenshandlungen auf; auch die komplizierteste Willenshandlung kann dann unter die Kategorie des Instinkts gebracht werden, da auch sie oft sozialbiologischen Zielen dient, die weit jenseits der vom Willen ergriffenen Aufgabe liegen. Der Biologe mag die Werbung des Mannes um die Frau unter den Gesichtspunkt bringen, daß dadurch Nachkommenschaft erzielt wird; der Psychologe und Physiologe hat aber damit nichts zu schaffen.

Löst sich so die Instinkthandlung in eine Kette direkter Reizreaktionen auf, so fällt damit denn auch die Nötigung fort, für die besonderen Instinkte besondere psychophysische Centren vorauszusetzen. Der Physiologe wird dadurch genötigt, die ganze Lehre von den tierischen Bewegungsimpulsen in dem Sinne zu revidieren, daß der wechselseitige Zusammenhang koordinierter Reflexapparate in den Vordergrund tritt. Solche Auffassung bringt dann notwendig auch das Nervensystem der höheren Tiere und des Menschen näher an das segmentierte Nervensystem der niederen Tiere heran, und,

statt die phylogenetische Reihe der Handlungen immer nur von oben nach unten zu betrachten, und so das tierische Geistesleben nach dem Vorbild der menschlichen Hierarchie der Funktionen zu beurteilen, lernen wir nun auch von unten nach oben zu blicken, das menschliche Gehirn selbst in seiner segmentalen Anordnung zu begreifen und das komplizierteste Geistesleben aus elementaren psychophysischen Reaktionsprozessen aufzubauen.

Die Frage steht jetzt also folgendermaßen. Alle tierischen Organismen von der Amöbe bis zum Menschen beantworten die Reize der Umgebung durch Bewegungen. Die physikalischen und chemischen Prozesse, durch welche die Umgebungsreize eine Erregung im Inneren des Organismus hervorrufen, mögen im einzelnen noch vielfach unklar sein, bieten aber keine prinzipielle Schwierigkeit. Desgleichen ist die Bewegung als Resultat centralen Impulses den physikalisch-chemischen Theorien durchaus zugänglich; die Bewegung bei elektrischer Hirnrindenreizung zeigt, daß das Problem jedenfalls ein rein physiologisches ist und nicht auf psychische Faktoren zurückweist. Die Erregung von aussen her und die Bewegung nach außen hin ist also physiologisch verständlich. Die Frage ist somit nur: können wir es auch vom physischen Standpunkt begreifen, daß diese Erregungen gerade diese Bewegungsanstöße auslösen? Selbst wenn sich alle Handlungen auf Reizbeantwortungen zurückführen lassen, kann die Auswahl der Antwort, die Entscheidung für den bestimmten Bewegungsanstoß, dem bloßen Funktionieren des physischen Apparates zugeschrieben werden? Hält der Naturforscher dabei an der Voraussetzung mechanischer Erklärbarkeit des Universums fest, so muß er die Frage von vornherein bejahen und hat dann die Verpflichtung, zu zeigen, wie es möglich ist, daß sich ein Apparat entwickelt hat, der gerade diese Leistung zu verrichten vermag. Die Frage lautet dann also schließlich: Wie konnte sich ein Apparat entwickeln, der im Organismus von der sensorischen Erregung zu den thatsächlich auftretenden Bewegungen hinüberführt? Läßt sich ein solcher Apparat etwa in demselben Sinne erklären, in dem der Biologe die Entwickelung des vegetativen Apparates zu erklären vermag?

Die Antwort des Naturforschers wird dahin gehen, daß alles dieses, dem Geist der heutigen Biologie gemäß, möglich ist, aber nur unter einer einzigen Bedingung, nämlich daß die Leistungen des Apparates normaler Weise dem Träger oder seinen Nachkommen nützlich sind. Ist ein solcher Nutzen und Zweckmäßigkeit nicht

nachweisbar, so ist der Versuch, solchen Apparat physisch zu erklären, aussichtslos; im anderen Falle verhält es sich mit diesem Apparat nicht anders als mit all den anderen Organen des tierischen Körpers, die der Ernährung oder der Atmung, dem Schutz oder der Zeugung zweckmäßig dienen und um dieser Zweckmäßigkeit willen sich leicht in das Erklärungssystem der modernen Naturwissenschaft einfügen. Wie sehr auch die speziellen biologischen Theorien voneinander abweichen mögen — und wir waren übereingekommen, auf diese Streitpunkte hier nicht einzugehen — so wird es doch allseitig anerkannt, daß etwa die schützende Bekleidung und Färbung des Tieres sich gerade aus dieser Schutzwirkung im Kampfe ums Dasein erklären läßt.

Nun ist es auf den ersten Blick einleuchtend, daß die weitaus meisten Bewegungen der Tiere in der That zweckmäßig für ihre Erhaltung sind. Gerade ihre Zweckmäßigkeit veranlaßt uns ja, selbst schon den niedersten Wesen ein dämmerndes Empfinden und Fühlen zuzuschreiben, und ihre Zweckmäßigkeit verlangte auf jeder Stufe die Interpretation durch psychische Faktoren. Das Verhältnis hat sich damit vollständig umgekehrt. Es war die Nützlichkeit der Bewegungsauswahl, welche zu fordern schien, daß der physiologische Apparat durch psychische Intelligenz ergänzt wird, und jetzt sehen wir, daß es gerade diese Nützlichkeit der Leistung ist, die uns ermöglicht, den Apparat mit seinen gesamten Leistungen rein physiologisch zu erklären. Dabei wird es ganz sekundär sein, ob wir mit denen gehen, die den Apparat von der niedersten Stufe aus auf ein besonderes Nervengewebe beschränken und somit ein unsichtbares Nervenplasma schon im einzelligen Organismus in feinsten Fäden von der Peripherie durch den Körper gehen lassen, oder mit denen, die jene Reaktionsdisposition bei den niedersten Lebewesen im ganzen Protoplasma vorhanden denken und daher auch das höhere Tier als reaktionsfähig in seiner ganzen Substanz ansetzen oder schließlich mit denen, welche auf niederer Stufe dem ganzen Organismus zuschreiben, was auf höherer Stufe der Differenzierung zur Spezialfunktion des Nervengewebes wird.

Ausgangspunkt bleibt also die Thatsache, daß auch die niedersten Lebewesen in einer für ihre Erhaltung zweckmäßigen Weise auf äußere Reize reagieren. Dabei wird nicht jede Reizreaktion, die der Physiologe bei mikroskopischen Protistenstudien feststellen kann, von gleicher biologischer Bedeutung sein. So wie der Anatom für jedes innere Organ der Tiere eine Farbe feststellen kann, ohne daß

die Färbung der inneren Teile biologische Bedeutung besitzt, so wird auch die physiologische Untersuchung irgend ein Verhalten der Substanz bei jeglicher Einwirkung feststellen können, ohne daß wir der Reaktion auf solche künstlichen Einwirkungen Bedeutung für die organische Stammesentwickelung zuschreiben dürfen. Berücksichtigen wir nur die für den Lebenslauf praktisch wirksamen Reize, so können wir zwei Gruppen trennen, erstens diejenigen Einwirkungen, welche selbst für den Organismus nützlich oder schädlich sind, und zweitens diejenigen, welche für sich allein zwar für die Lebenszwecke des Organismus indifferent wären, normaler Weise aber Teile eines Reizkomplexes sind, der schädigenden oder fördernden Wert besitzt. Im ersteren Falle muß die Reaktion, um nützlich zu sein, offenbar in direkter Beziehung zum Reizinhalt stehen; es wird die Aufgabe der Reaktion sein, die Einwirkung des schädlichen Reizes abzukürzen, zu schwächen, zu beseitigen, und die Einwirkung des fördernden Reizes zu verstärken und zu verlängern. Im zweiten Falle dagegen wird der Reiz zwar die Reaktion auslösen müssen, die Reaktion selbst aber wird sich nicht auf den Reiz, sondern auf die gesamte Situation beziehen, von welcher der Reiz ein Element ist. Es gilt in diesem Falle, nicht dem Reiz zu entfliehen oder den Reiz festzuhalten, sondern der gesamten Situation zu entgehen, für die der Reiz als Anzeichen dasteht oder den Vorteil einer Situation auszunutzen, für die der Reiz als Signal wirkt. In beiden Fällen ist die angepaßte Reaktion so unbedingt nützlich, die Unfähigkeit zu solcher Reaktion so unbedingt schädlich und vernichtend, vor allem die geringste Tendenz in der einen oder der anderen Richtung muß einen so entscheidenden Einfluß auf die natürliche Auslese haben, daß, wenn organische Selektion irgend einen Apparat im Tierkörper züchtet, sie sicherlich diesen Reaktionsapparat zur Entwickelung bringen muß. Auf der tiefsten Stufe der Differenzierung wird die direkte Reizreaktion der ersteren Art für die Erhaltung genügen, bei wachsender Differenzierung des Körperbaues wird das zweite Prinzip immer mehr in den Vordergrund treten, da es imstande ist, das Individuum einem größeren Komplex von Lebensbedingungen anzupassen. Andererseits ist die Vorbedingung für die zweite Wirkungsweise offenbar, daß die Umgebung relativ konstant bleibt, derselbe Reiz also auch wirklich stets Anzeichen derselben Situation ist. Die Entwickelung solchen Apparates der zweiten Art hat somit gewisse biologische Grenzen, und wir sehen es daher unter den einfacheren Lebensbedingungen der Tierwelt, be-

sonders der niederen, wirksamer als beim höheren Tiere und beim Menschen. Solch angeborener Apparat, der auf eine komplexe Situation unter der Einwirkung eines einzelnen Reizes antwortet, ohne die übrigen Reize überhaupt erfahren zu haben, ist ja nun eben das Substrat des biologischen Instinktes.

Werden die Lebensbedingungen mehr variabel, so genügt die Komplizierung in der angegebenen Richtung nicht mehr. Es genügt dann nicht, einen Apparat zu besitzen, der den nützlichen oder schädlichen Reiz direkt beantwortet oder auf einen einzelnen indifferenten Reiz mit einer Reaktion antwortet, die für den ganzen konstanten Reizkomplex paßt; es wird sich vielmehr ein Apparat entwickeln müssen, der auf mehr als einen Reiz antwortet, der also ein Zusammenwirken der Reize bei der Hervorrufung der Reaktion ermöglicht. Erst dann kann sich der Organismus einer ganzen Situation anpassen, ohne daß die Situation für alle Organismen gleich bleibt. Die Entwickelung des direkten einfachen Reaktionsapparates zum Instinktapparat hin, der auf Signale reagiert, ist also für gewisse Fälle die einfachste Lösung der Aufgabe, ist aber durchaus einseitig und in ihrer Anwendung beschränkt; die höhere Entwickelung muß von dem Apparat, der auf einen Reiz reagiert, zu dem Apparat, der auf viele Reize gemeinsam reagiert, hinführen. Die Reize, welche die Situation bilden, sind über Raum und Zeit verteilt; besonders die zeitliche Distanz verlangt ganz neue biologische Einrichtungen. Soll der vorangegangene Reiz mit dem gegenwärtigen Reiz zusammenwirken, um die nützliche Reaktion auszulösen, so muß im Inneren des Organismus sich ein Organ entwickelt haben, in welchem der frühere Reiz irgendwie nachwirkt, so daß die Nachwirkung gegenwärtige Teilursache des Bewegungseffektes wird. Die räumliche Verteilung der Reize andererseits verlangt ein System von Verbindungen, durch welche die Gesamtheit der gegenwärtigen Erregungen gemeinsam auf den motorischen Auslösungsapparat einwirkt. Führt die Überleitung des einfachen Reizes in die einfache Reaktion schnell zur Ausbildung einer besonders differenzierten Überleitungsbahn, der Nerven, so führt die Anpassung an die aus räumlich und zeitlich verteilten Reizen bestehende Situation zur Ausbildung des Zentralnervensystems. Gleichviel aber, ob es sich um einfachen Reflex oder komplizierte Gehirnleistung handelt, gleichviel, ob es sich um direkte Triebreaktion auf den Reiz oder um Instinktreaktion auf die konstante Situation oder um „Gedächtnis-“ und „Verstandesreaktion“ auf die variable komplexe Situation handelt, der Typus der Reaktion

bleibt doch immer derselbe, es handelt sich stets um die Beseitigung der Gefahr und die Festhaltung und Ausnutzung der fördernden Umstände.

Bei den Protozoen werden die Bewegungen im Sinne der Annäherung und Zurückziehung, der Oberflächenverkleinerung durch Zusammenballung und der Oberflächenvergrößerung durch Ausläufer im wesentlichen ausreichen. Soll das differenziertere Tier sich ebenso erfolgreich erhalten, so werden verschiedene Reize nun verschiedene Bewegungen, vor allem lokal begrenzte Reize auch lokalisierte Bewegungen hervorrufen müssen. Jedenfalls aber wird die Organisation stets ein festes Wechselverhältnis von physischer Reizbarkeit und Bewegungsfähigkeit aufweisen müssen. So weit auch die Komplikation eines Geschöpfes fortschreiten mag, die Biologie wird von vornherein voraussetzen können, daß — so wie sich die Respiration nicht ändern kann ohne Änderung der Zirkulation, ein Teil des Verdauungsapparates nicht ohne Änderung des anderen — so auch die Fähigkeit des Körpers, von Reizen erregt zu werden, nicht zunehmen kann, ohne daß die Fähigkeit zunimmt, zu reagieren und daß ebenso eine neue Fähigkeit der Reaktion sich nicht herausbilden kann, wenn nicht neue Apparate zur Reizaufnahme und Reizverarbeitung hinzutreten. Während das auf Berührungsreize beschränkte Tier nur die Beute verschlingt, die an seine Körperoberfläche getrieben wird, kann das mit Sinnesapparaten ausgestattete Tier sich der Beute nähern, die in seiner weiteren Umgebung Licht- oder Duft- oder Schallreiz veranlaßt, wie es andererseits dem Widerstand ausweichen kann, ehe die schädigende Berührung eingetreten ist. Hierhin gehört das Holen, Erjagen, Überfallen, Heranlocken der sichtbaren Beute, andererseits das Fliehen, Verkriechen, Ausweichen, Verteidigen. Wenn aber durch die zunehmende Differenzierung die Chancen der Gefährdung wachsen und die Objekte, die im Sinnesumkreis liegen, nicht mehr zur Nahrung ausreichen, so tritt jene Fähigkeit des sensorischen Zentralapparates ein, frühere Erregungen zu reproduzieren, die vergangenen Reize somit associativ mitwirken zu lassen, und dem entsprechend dann Bewegungen der Entfernung oder Annäherung auszulösen für Objekte, die sich augenblicklich überhaupt noch nicht in der Sphäre der Sinneswahrnehmung befinden. Hierhin gehört das Umhersuchen auf Beutejagd, das Beschleichen, Stehlen und Fallenlegen, das Bauen von Wohnungen, das Schutzsuchen, Verstecken und vieles andere. Daß der Selektionsprozeß der Natur diese Reaktionsapparate fortwährend züchtet, ist zweifellos. Ein Tier, bei dem der Duft der giftigen Pflanze Annäherung hervor-

ruft, ein Junges, dem der Reiz der berührenden Nahrung keine Saug- und Schluckbewegungen auslöst, ein Geschöpf, das, abweichend von seiner Art, auf den entscheidenden Bedingungskomplex nicht durch die zum Nestbau oder Gespinst nötigen Bewegungen reagiert, sie oder ihre Nachkommen haben geringere Erhaltungschancen. Ein Vogel, in dessen Nervenapparat die herbstliche Natur nicht die Bewegungen für die südliche Wanderung auslöst, ist nicht besser daran als einer, der ohne Flügel geboren ist. Alles das gilt aber für den Menschen nicht anders. Wen der infizierende Schmutz oder der Alkohol besonders zur Annäherung veranlaßt, hat geringe Erhaltungschancen; wer in seinen Handlungen nicht von den Nachwirkungen früherer Erfahrungen mitgeleitet wird und sich nur auf den nächstliegenden Reizkomplex stützt, der ist in wesentlichem Nachteil im Kampf ums Dasein. Wenn wir ihn nur als dumm und beschränkt bezeichnen, so werden wir bei ganz besonders mangelhafter Verbindung zwischen Erregung und Bewegung von Geisteskrankheit sprechen.

3. Die Entwickelung der menschlichen Handlungen.

Das psychophysische Leben des Menschen geht unendlich weit über dieses einfache Reaktionsschema hinaus; es fragt sich, ob sich das biologische Prinzip durch die Weiterentwickelung verändert hat oder ob auch die reichere Form sich genügend der untermenschlichen Entwickelung angliedert, um ebenfalls in allen ihren Leistungen als physischer Apparat ohne psychologische Zuthat begriffen zu werden. Vieles ist nun natürlich lediglich eine Weiterentwickelung der direkten Reaktionsvorgänge, deren Ausbildung zu immer umfassenderen Associationsprozessen und immer komplizierteren Bewegungskombinationen sicherlich kein neues Prinzip einschließt. Dahin gehört auch die unter sozialpsychologischem Gesichtspunkt so außerordentlich wichtige und interessante Reaktionsform der Nachahmung. Die Nachahmung läßt sich auch in ihren höchsten Formen in verhältnismäßig einfache Erregungsreaktionen auflösen, und daß sie, gleichviel was sie unter anderem Gesichtspunkt bedeuten mag, biologisch dem Nachahmenden für seine Erhaltung nützlich ist, hat noch niemand bestritten. Ein Nervenapparat, der zur Nachahmung führt, ist eine Waffe im Kampf ums Dasein, und für Nachahmung unbegabt sein, ist ein Hemmnis stärkster Art. Daß der Mißbrauch des Organs oder der Gebrauch unter abnormalen

Bedingungen schädlich sein kann, ist selbstverständlich; es giebt keine nützliche Vorrichtung des Organismus, die nicht durch Überfunktionierung verderblich wirkt oder unter abnormalen Umständen hinderlich werden kann. Diejenige Verknüpfung sensorischer und motorischer Bahnen, aus der als mechanischer Effekt die Nachahmung hervorgeht, würde durch physische Selektion gezüchtet werden, auch wenn kein Teil des Prozesses von psychischen Erscheinungen begleitet wäre.

Es ist daher eine Vermischung von Gesichtspunkten, wenn die Nachahmung neuerdings häufig als ein Ausleseprinzip besonderer Art, verschieden von den physischen Hilfsmitteln der Natur, bezeichnet wird. Gewiß können wir vom Standpunkt des nachahmenden Subjektes aus von einer bewußten Auslese unter den wahrgenommenen Handlungen sprechen und sagen, daß die nachgeahmte Handlungsweise durch diese Auslese erhalten bleibt. Eine solche mehr oder weniger bildliche Ausdrucksweise darf aber nicht dazu verleiten, zu glauben, daß hier nun der natürliche Ausleseprozeß durch einen Prozeß anderer Art ersetzt ist. Die objektive Natur hat es gar nicht mit der Auslese und Erhaltung von bestimmten Handlungsformen zu thun, sondern mit der Auslese und Erhaltung von Organismen, welche durch die Nachahmungsreaktion gewisse Bewegungsformen annehmen müssen; auch die Nachahmungsprozesse lassen sich vollkommen als notwendige Funktionen eines durch physische Auslese gezüchteten Apparates erklären. In gleicher Weise biegt der physische Ausleseprozeß durchaus nicht ins Psychische um, wenn etwa die Begünstigung oder Beeinträchtigung im Kampfe ums Dasein durch den Geschmack oder das Urteil oder die Vorurteile anderer Menschen erfolgt. Alle diese Arten freundlicher oder feindlicher Stellungnahme repräsentieren biologisch offenbar wieder nur gewisse Handlungen von Organismen, die für den Geförderten und Geschädigten lediglich als Reizkomplexe hier in Frage kommen.

Zu dieser eigenartigen Weiterbildung des Reaktionsapparates kommen nun aber besonders zwei wesentliche Faktoren, welche das Menschenleben charakterisieren, wenn sie auch auf niedrigeren Stufen der Entwickelung nicht völlig fehlen. Es ist erstens die Ausbildung der Arbeitsteilung und zweitens die Ausbildung technischer Hilfsmittel als Anhänge an den sensorisch-motorischen Nervenapparat. Nur wenn die Funktionen des nervösen Mechanismus sich auch in diesen Beziehungen als zweckmäßig und notwendig für die eigene Erhaltung erweisen, nur dann werden wir die Behauptung, der

Apparat, der die Handlungen des Menschen hervorbringt, sei als zweckmäßige Anpassungserscheinung erklärbar, ernsthaft verteidigen und verallgemeinern dürfen.

Die Arbeitsteilung ist nun offenbar keine Ausnahme vom Anpassungsprinzip, sondern vielmehr ein Hilfsmittel der Anpassung, das die Natur zur Lösung der verschiedensten Aufgaben verwendet. Die Gewebe im Organ, die Organe im Organismus und so nun die menschlichen Organismen als Zellen im sozialen Körper stehen alle im Verhältnis wechselseitiger Arbeitsteilung. Die Arbeitsteilung der Menschen verlangt, daß der Reaktionsapparat des einzelnen Individuums mehr Leistungen verrichtet, als für die Erhaltung des Individuums und seiner Nachkommen direkt nützlich ist und zwar Leistungen, welche für die Förderung anderer Individuen nötig sind. Wäre dieser altruistische Überschuß an Leistung der einzige Faktor des Verhältnisses, so könnte es nicht bestehen bleiben; die solchem Verhältnis eingefügten Organismen müßten zu Grunde gehen, da sich in der Natur kein Organ entwickeln kann, dessen Leistungen nicht dem Träger, sondern dessen Mitbewerbern zu gute kommt. Aber das Verhältnis schließt einen anderen, nicht weniger charakteristischen Faktor ein: der Handelnde giebt nicht nur, sondern empfängt auch, und, was er empfängt, sind die Leistungen fremder Reaktionsapparate, die für ihn förderlich sind und deren Erträgnis er nicht durch eigene Bewegungen erzielen könnte. Es mögen sensorische oder zentrale oder motorische Leistungen sein, die der andere an seiner Statt verrichtet, stets muß es seine Erhaltungschancen vergrößern, wenn sich sein Reaktionsapparat einer auf Arbeitsteilung beruhenden Organisation einfügt. Dabei wird der Gewinn ein doppelter sein. Einmal wird das Individuum, dessen sensorisch-motorischer Apparat sich in die Arbeitsteilung einer Gruppe einfügt, unmittelbaren Vorteil daraus für sich selbst ziehen; außerdem aber wird es zum Gedeihen der Gruppe beitragen, da die durch Arbeitsteilung verbundene Organisation der zersplitterten Gruppe gegenüber im Vorteil sein muß, und diese Förderung der Gruppe muß auf jedes Einzelglied derselben fördernd zurückwirken.

Die Arbeitsteilung kann nun, je nach den Leistungen, die in Frage stehen, die verschiedensten Formen annehmen, vor allem aber muß ein Scheidungsprinzip berücksichtigt werden, das vom psychologischen Standpunkt größte Bedeutung besitzt, die Sonderung in solche Arbeitsteilungen, bei denen der Austausch selbst ein bewußtes Motiv für die Leistung ist und solche, bei denen die Reaktion voll-

zogen wird, ohne daß die Vorstellung von dem durch Austausch zu gewinnenden Erfolge vorher ins Bewußtsein tritt. Wir dürfen nicht sagen, daß dieser Unterschied physiologisch überhaupt nicht existiere, denn auch die antizipierte Endvorstellung muß ihr physiologisches Gegenglied besitzen. Dagegen haben wir es auf physiologischer Seite dabei mit einem ganz unwesentlichen Unterschied zu thun, für den es nirgends eine scharfe Grenze geben kann, während auf psychischer Seite kein Unterschied tiefer reichen kann. Wir haben im einen Falle die selbstischen Handlungen des volkswirtschaftlichen Verkehrs und im anderen Falle die selbstlosen Handlungen des Rechts und der Sittlichkeit. Der volkswirtschaftliche Verkehr bezieht sich zunächst auf die Bearbeitung der Natur. Kein Mensch kann die zu seiner Selbsterhaltung nötige Naturbearbeitung selbst vollführen, also nur bei wechseleitiger Anpassung der Reaktionsleistungen kann jeder seine Bedürfnisse befriedigt sehen. Stehen die Bewegungen, welche der Brauchbarmachung der Natur dienen, im Vordergrund des Wirtschaftsverkehrs, so sind doch alle ausgetauschten Muskelkontraktionen im Interesse des Schutzes, der Ausbildung, der Beförderung demselben Prinzip untergeordnet, und wenn wir von den motorischen auf die sensorischen Leistungen blicken, so finden wir die Arbeit dessen, der mehr Eindrücke auf sich wirken läßt, mehr Kenntnisse sammelt, als er zur Ermöglichung seiner Erhaltung gebrauchen würde. Im wechselseitigen Austausch erhält nun jeder für seine Arbeitsleistung andere Werte, die er sich selbst nicht schaffen konnte, und so können bei steigender Differenzierung des Verkehrs die Bedürfnisse des Einzelnen immer mehr wachsen, die Ersparnis an Zeit und Mühe für die einzelne Arbeit wird immer größer, jedes besondere Talent wird immer größeren Spielraum zur Nutzbarmachung seiner Kräfte finden, und auch in der kompliziertesten Form des Wirtschaftsverkehrs wird der Vorteil jedes Einzelnen unendlich besser gewahrt bleiben als im Zustand der Isolierung.

Nicht anders liegt die Situation bezüglich der selbstlosen Arbeitsteilung in Staat und Moralgemeinschaft. Der Zweck aller Staaten ist Herstellung des Rechtsschutzes nach innen und Organisation der Macht nach aussen; alle übrigen Zwecke, für die der Kulturmensch die Hilfe des fertigen Staates in Anspruch nimmt, gehören nicht zu seinem Wesen, jedoch ein Staat ohne Recht für seine Unterthanen und ohne Organisation gegen seine Feinde ist nicht denkbar. Aber beide Aufgaben wurzeln in demselben Prinzip wechselseitiger Unterstützung zur Abwehr von Angriffen. Die Gesamtheit

wendet sich in kriegerischer Leistung gegen den Feind, gleichviel welcher Teil angegriffen ist, aber auch die gegen den Rechtsverletzer sich wendende Staatsgewalt ist ja nicht die bei der wirtschaftlichen Arbeitsteilung mit der Thätigkeit des Richtens betraute Person, sondern die Gesamtheit des Volkes. Die Gesamtheit ist es, die dem Einzelnen das Recht zugesteht, zu sein und die Arbeitsprodukte zu haben; wer dieses Recht angreift, steht außerhalb der zu wechselseitigem Rechtsschutz verbundenen Gesamtheit. Der Staat ist somit ein in stetiger Differenzierung entstandenes Schutz- und Trutzbündnis, in welchem der Einzelne Pflichten leistet und Rechte beansprucht und während er die Pflichten leistet, ohne an die Gewährung der Rechte zu denken, empfängt er doch mehr, als er giebt. Die für seine eigene Erhaltung überflüssige Leistung, die er für den Schutz der Anderen opfert, ist gering im Vergleich mit dem Gewinn des Schutzes, den die Gesamtheit ihm gegen äußere und innere Angriffe leistet, Angriffe, denen er allein machtlos gegenübergestanden hätte. Die Zweckmäßigkeit des im Staatsleben gegebenen Bewegungskomplexes für die Erhaltung des Einzelnen kann also nicht bestritten werden.

Das Zurücktreten des Austauschgedankens ist nun geradezu unerläßlich für den ethisch Handelnden, und die Untersuchung des seelischen Thatbestandes kann die moralische Handlung nur bis zu ihren sozialen und humanen Wirkungen verfolgen. Das schließt nun aber nicht aus, daß die naturwissenschaftliche Betrachtung noch darüber hinausgeht und diese Wirkungen selbst wieder als Ursachen weiterer Wirkungen untersucht. Als solch sittlich indifferenter, thatsächlich aber überall eintretender Erfolg muß nun die Rückwirkung gelten, welche von der Gesellschaft und der ganzen Menschheit ausgeht. Wer durch seine Handlungen sich als Glied einer Moralgemeinde erweist, der ist aller der ihm nützlichen Liebeshandlungen und der werkthätigen Hilfe gewiß, die keiner sich selber schaffen kann. Der Tausch der eigenen Leistung gegen die fremde ist kein unmittelbarer, aber der Nutzen, den der Einzelne für seine Erhaltung durch das Vorhandensein moralischer Gesetze mittels der Anderen empfängt, ist normaler Weise unendlich größer als der Schaden, den er durch seine der Gesamtheit nützliche Leistung auf sich nimmt. Für die biologische Betrachtung kann dabei in der That nur das entscheidend sein, was normaler Weise eintritt, die bei der großen Zahl zuweilen auftretenden Schwankungen ins Übernormale sind wie jedes Überfunktionieren dem Organismus verderblich, wenn sie auch vom ethischen Standpunkt, als reinste Bethätigung

der moralischen Gesinnung, den Höhepunkt des Sittlichen darstellen mögen. Der Märtyrertod als übernormal ist daher dem Einzelnen ebenso verderblich wie das unternormale moralische Irresein, aber die normale ethische Leistung bewährt sich fortwährend für den Moralischen selbst als bester Schutz im Leben. Kein Mensch kann sich direkt durch eigene Arbeit alle die seiner Selbsterhaltung geradezu notwendigen Vorteile verschaffen, die ihm durch die Treue, Gerechtigkeit, Dankbarkeit, Opferbereitschaft seiner Mitmenschen erwachsen; wer sie genießen will, muß die kleinere Leistung vollbringen, selbst treu und gerecht und hilfsbereit zu sein. Auch die soziale Menschenumgebung ist somit ebenso wie die anorganische Welt für den einzelnen menschlichen Organismus eine unendlich mannigfaltige Reizquelle, welche in seinem sensorisch-motorischen Apparate notwendig diejenigen Bewegungen hervorruft, welche für die Erhaltung des Individuums oder seiner Nachkommen zweckmäßig sind. Wenn aber so sämtliche Leistungen, die der vom Sinnesorgan durch den Zentralapparat zum Muskel führende animalische Mechanismus auf äußere Reize auslöst, für den Organismus nützlich sind, so ist offenbar dieser Apparat genau so zweckmäßig wie der für die Saftströmung oder der für die Ernährung. Es kann daher kein Bedenken vorliegen, auch auf ihn alle diejenigen Erklärungsprinzipien anzuwenden, welche Darwin und seine Nachfolger für die Erklärung der Entwickelung zweckmäßiger Organe zum Besitztum der Naturforschung gemacht haben.

Die Nachahmung und die Arbeitsteilung sind aber nicht die einzigen Faktoren, die den biologischen Fortschritt des Menschen charakterisieren. Wir müssen uns vergegenwärtigen, was die Entwickelung des Werkzeuges bedeutet. Auch das Werkzeug entsteht nicht erst mit dem Menschen; so wie wir bei manchen Tieren weitgehende Nachahmung, bei anderen weitgehende Arbeitsteilung finden, so wissen wir auch, wie das Tier in seinem Nest oder seinem Gespinst und vielem anderen sich wertvolle technische Hilfsmittel zur Förderung seiner Lebenszwecke schafft. Aber erst beim Menschen verwendet die Natur das Werkzeug als wichtigste Vorrichtung zur Erhaltung der Organismen. Das Werkzeug, im denkbar weitesten Sinne des Wortes, ist eine Weiterbildung des sensorisch-motorischen Reaktionsapparates, eine Weiterbildung, die mechanisch vom Organismus abgelöst ist, biologisch aber zum Organismus hinzugehört, wie die Schale zum Muscheltier, das Haus zur Schnecke. Der Soziologe legt Wert darauf, daß der Mensch sich das Werkzeug

nach seinen Plänen für seine Zwecke schafft; der Biologe sieht in diesem Planen und Schaffen eine Gehirnaktion und somit eine Körperfunktion, durch welche das Werkzeug selbst zum Körperprodukt wird. Daß dabei das Material des Werkzeuges nicht Ausscheidungsprodukt des Körpers, sondern von außen gegebener Stoff ist, ergiebt sich als physiologisch notwendig, ist biologisch aber sekundär, so wie biologisch kein Unterschied zwischen dem Gespinst der Spinne und dem Nest des Vogels besteht; im einen Falle ist das äußerliche Material außerhalb des Körpers geblieben, im anderen Falle ist es durch den Körper hindurch gegangen und vermittelst vegetativer Prozesse umgearbeitet.

Jede Funktion des Reaktionsapparates kann durch das Werkzeug vervollkommnet werden, die Reizaufnahme, die Aufbewahrung der Reiznachwirkungen, die Verbindung der Reizwirkungen und ihre Überführung in Impulse und vor allem die Bewegung selbst. War jede dieser Leistungen zweckmäßig, als der fungierende Apparat in dem Körperinnern lag, so wird die Leistung für den Organismus nicht weniger zweckmäßig sein, wenn ein Teil des fungierenden Mechanismus außerhalb der Epidermis liegt. In der That ist ja das technische Werkzeug selbst immer nur ein Teil des ganzen Apparates, der andere Teil bleibt ja auch beim Menschen im Organismus selbst; das Mikroskop und Teleskop selbst ist wertlos, wenn es nicht mit einem optischen Nerven vereinigt ist als einheitlicher Reizaufnahmeapparat, und die Fabrikationsmaschine oder die Kanone formen oder zerstören im Interesse des Organismus nur, wenn ein Muskelapparat sie in Bewegung setzt. Dabei mag der körperliche Teil des Apparates für sich allein ohne Schaden für das Individuum stehen beiben oder zurückgebildet werden, wenn nur die aus der Zusammenwirkung von Körper und Werkzeug entstehende Funktion sich stetig weiter entwickelt. Der Mensch bedarf nicht der Vogelaugen, wenn er künstliche Linsen benutzt, er gebraucht nicht die Flossen des Fisches, wenn er Schiffe hat, nicht die Beine des Hirsches, wenn er Lokomotiven hat, nicht die Waffen des Elephanten, wenn er Schießpulver hat, und selbst der Reproduktionsmechanismus des Zentralapparates kann nicht leisten, was seine Bücher für ihn zu leisten vermögen. Es ist daher ein ganz unbiologischer Gedanke, die menschliche Kultur so zu betrachten, als wenn sie ein Verlassen der natürlichen Entwickelungswege bedeutet, als wenn die Richtung des Fortschrittes vom Protozoon zum Menschen hier plötzlich umbiegt und als wenn wir daher den Fingerzeigen der Biologie besser

gehorchten, wenn wir die menschliche Kultur mit ihrer sittlichen Arbeitsteilung und ihrer Werkzeugsausbildung zertrümmerten und statt dessen den rein körperlichen Menschen zum Übermenschen hinaufzüchteten. Natur thut das nach ihren eigensten Gesetzen überall, denn der biologische Übermensch ist eben der Mensch mit Werkzeuganhängen. Die Weiterentwickelung über den Naturmenschen hinaus konnte von der Natur nicht durch Umwandelung der Körperzellen allein erreicht werden; der Fortschritt, der durch die Entwickelung differenzierter technischer Gehirnanhänge über Sinnesapparate und Muskelapparate hinaus gewonnen wurde, hat aber deshalb nicht weniger den Charakter eines biologischen Fortschrittes. Der Kulturmensch, der durch Kabel und Zeitung, Mikroskop und chemische Reagentien alles erfährt, was im weitesten Umkreise sich abspielt, die kleinsten Objekte und die innerste Zusammensetzung der Stoffe erkennt und der mit seinen Bauten und Maschinen, mit seinem Handel und seiner Industrie die Umgebung umformt und auf die entlegensten Dinge einwirkt, der aus Jahrtausenden Erfahrungen sammelt und für Jahrtausende aufbaut und gestaltet, er steht biologisch höher über dem Naturmenschen als dieser über dem Tiere steht.

Daß sich Kultur in ihrer Wirklichkeit nicht biologisch erfassen läßt, versteht sich von selbst; wir haben immer wieder betont, daß sie sich nicht einmal psychologisch verstehen läßt und daß der subjektivistisch-historische Standpunkt allein ihrem eigentlichen Wesen gerecht wird. Betrachten wir sie aber objektivierend, so verstehen wir leicht, daß auch die Kulturentwickelung nur eine geradlinige Weiterbewegung in der Richtung der gesamten phylogenetischen Entwickelung war und bleiben wird. Unter diesem Gesichtspunkt ist dann aber auch das gesprochene oder geschriebene oder gedruckte Wort ebenfalls nur ein produziertes Werkzeug, mit dem der Mensch auf den Reaktionsapparat anderer Individuen einwirkt. Das Wort hat seine lange Vorgeschichte in allen animalischen Äußerungen, durch die irgendwie ein anderes Individuum auf Objekte aufmerksam gemacht wird, das heißt zum Reagieren auf gewisse Reize angeregt wird; dabei ist der geäußerte Schall dann selbst wieder ein vom Körper abgelöstes physisches Werkzeug, das für die verschiedensten Formen der Arbeitsteilung dem Tiere unerläßlich ist. Auch in seiner vollen Entwickelung, die es ja nur bei Menschen findet, ist dieses feinste aller Werkzeuge ein Instrument, den Zentralapparat anderer Individuen in diejenige Einstellung überzuführen, in der

die Reaktion auf bestimmte Objekte erfolgt. Immer mehr wird dabei das Wort zum Symbol, das für eine unbegrenzte Zahl ähnlicher Objekte steht und somit Reaktionen anregt, die von keinem einzelnen Dinge angeregt werden könnten. Ursprünglich also nur wirksam, um Objekte der Umgebung so hervorzuheben, daß sie die für die Arbeitsteilung notwendige Reaktion im Nachbar auslösen, differenziert es sich in immer wachsendem Maße, aber selbst inmitten eines wissenschaftlichen Buches etwa verliert es nicht seine biologische Bedeutung, sobald es überhaupt vom biologischen Standpunkt betrachtet wird. Es ist ein Werkzeug, das im Dienst der Arbeitsteilung und Arbeitserleichterung im Zentralapparat des Vernehmenden neue Einstellungen für die spätere Auslösung zweckmäßiger Reaktionen hervorruft.

In einer Beziehung freilich bedeutet dieser Kunstgriff der Natur, den Naturmenschen durch das Werkzeug zur höheren Spezies des Kulturmenschen umzuzüchten, nun thatsächlich doch die Anwendung eines neuen Prinzips. Das Werkzeug ist ablösbar vom Organismus; es wird nicht zerstört durch den Tod des Individuums und ist auch, so lange der Erzeuger des Werkzeuges lebt, nicht an seinen Organismus gebunden. Es kann sich von dem einen ablösen und auf den anderen übergehen. Es ist kein glückliches Wort, wenn dieser Vorgang neuerdings oft als „soziale Vererbung" bezeichnet wird, zumal wenn damit gemeint ist, daß er mit der physischen Vererbung alles Wesentliche gemein hat, als sozialer Faktor dagegen im Gegensatz zu physischen Prozessen steht. Daß der Vorgang ein sozialer ist, meint durchaus keinen Gegensatz zu den Naturprozessen; haben wir erst einmal den biologischen Standpunkt gewählt, so muß auch das soziale Geschehen innerhalb der Natur liegen und physisch verständlich sein. Dagegen wird es irreführend sein, von Vererbung zu sprechen, wenn der Übergang von Eltern zu Kindern nur ein zufälliger Einzelfall ist und unzählige andere Fälle von Übertragung durch Austausch und Hingabe zwischen Nahestehenden und Fernstehenden gleichberechtigt daneben vorkommen. Es ist also weder Vererbung noch ist es antiphysisch, aber es bleibt doch als besonderes Hilfsmittel der Entwickelung bestehen. Was die Natur mit der Ablösbarkeit dieser Gehirnanhänge gewinnt, ist einleuchtend. Das, was der Einzelne in individueller Entwickelung erreicht, kann dadurch anderen Individuen nutzbar gemacht werden. Soweit es keine Werkzeuge giebt, muß jedes Individuum neu anfangen und die Fortschritte, die während des Lebens des Einen erreicht werden, sind

verloren für den anderen. Selbst von den Eltern auf die Nachkommenschaft können die erworbenen Eigenschaften nicht vererbt werden, sofern es sich um Erwerbungen im Innern des Organismus, um Dispositionen und Associationen handelt. Das Werkzeug dagegen ist eine individuelle Leistung, die nicht nur von den Eltern auf die Kinder, sondern von jedem Individuum auf jedes andere übergehen kann, so daß nun keiner mehr von vorne anfängt, sondern mit den Errungenschaften aller anderen weiterarbeitet. Erst dadurch kann die Leistung des Einzelnen zu der Höhe der Kultur emporgetragen werden. So wie in der Entwickelung des Einzelnen die höheren Leistungen nur dadurch möglich werden, daß die untergeordneten Funktionen immer müheloser ablaufen, kein Erwachsener seinen Lebenszwecken nachleben könnte, wenn die Geh- und Sprach- und Schreibbewegungen ihm so mühsam wären, wie sie in seiner Kindheit waren, so könnten die Menschen auf höherer Kulturstufe ihre Leistung nicht vollbringen, wenn nicht die Kulturarbeit der niederen Kulturstufen als fertige Werkzeuge zu ihrer Verfügung stände.

Aber auch das ist klar, daß ein anderer Faktor der natürlichen Züchtung durch die Einführung dieses Hilfsmittels verloren geht. Ist das Werkzeug ablösbar von seinem Verfertiger und somit unabhängig von dem einzelnen körperlichen Individuum, und ist es doch andererseits ein höchst wichtiges Hilfsmittel für die Erhaltung des Individuums, so muß die Individualauslese jetzt erheblich dadurch beeinflußt werden. Das untaugliche Individuum mag im Besitz des fördernden Werkzeugs sein, das wertvollste Individuum mag durch den Mangel an Werkzeugen leiden, und während in zahllosen Beziehungen die natürliche Individualauslese der Tüchtigsten stetig weitergeht, wird somit das Werkzeug dahin führen, dieser Individualauslese in gewissen Grenzen entgegenzuarbeiten. Das Werkzeug, das jedem zu Gebote stehen kann, wird genugsam den nicht bloß physisch, sondern kulturell Schwachen schützen, um eine Nivellierung anzubahnen, kurz, die Auslese wird mehr Gruppenauslese als Individualauslese werden. Die weitgehende Differenzierung wird dabei die individuellen Unterschiede freilich aufs deutlichste hervortreten lassen, aber solche Variationen, wie das Talent und Genie, werden weniger die Fortschrittsrichtung der Rasse bezeichnen, als die Fortschritte des Werkzeugs mit seinem nivellierenden Gesellschaftseinfluß.

So zeigt denn auch die höchste Kultur nirgends einen Vorgang, der sich nicht dem biologischen Schema widerspruchslos einordnet.

bestreiten, zugleich ein Versuch sein, die Psychologie selbst zu erschüttern. Die Apperceptionstheorie strebt dieses an und die Physiologie scheint dabei zu sekundieren. Wir sahen, daß beide im Unrecht sind. Weder die naturwissenschaftliche Auffassung des Nervensystems noch die subjektivierende Auffassung des inneren Geisteslebens können irgendwie beweisen, daß die konsequente ausnahmslose Durchführung des Parallelismusprinzips unmöglich sei. Wir haben somit keinen Grund, die erklärende Psychologie preiszugeben und allen Grund, den psychophysischen Parallelismus als ausnahmslos gültig vorauszusetzen.

Wer die Theorie als gültig voraussetzt, tritt nun an die einzelnen Thatsachen natürlich nicht mit der Frage heran, ob sie für oder gegen den Parallelismus sprechen, sondern lediglich mit der Frage, ob sich der thatsächlich vorhandene Parallelismus für den besonderen Thatsachenkreis im einzelnen nachweisen läßt. Da aber diese Voraussetzung der Gültigkeit, bei philosophischer Vertiefung des Problems, doch wiederum nur bedeutet, daß wir die Pflicht haben, die Erscheinungen erst dann als erkannt anzusehen, wenn es uns gelungen ist, sie im Sinne parallelistischer Theorie umzuarbeiten und in Verbindung zu setzen, so wird auch die Beschäftigung mit den Einzelheiten durchaus ein zielbewußtes Transformieren sein müssen. Die Erscheinungen selbst bieten sich nirgends als psychophysische dar, da wir ja sahen, daß der einzige ursprünglich gegebene Zusammenhang von Psychischem und Physischem, der Zusammenhang der Vorstellung und des vorgestellten Objekts, im psychophysischen Zusammenhange keinen Platz hat. Jede psychophysische Zusammenfügung setzt somit Umarbeitungen voraus, und eben deshalb ist es durchaus nicht entmutigend für die Anhänger der Theorie, daß eine zweifelsfreie Durchführung der parallelistischen Anschauung heute noch in keiner Einzelfrage erreicht ist. Würde es sich einfach um zerstreute beobachtbare Thatsachen handeln, so müßte man hoffen, daß wenigstens die eine oder die andere Thatsache sicher gestellt wäre; langsam mögen sich dann auch die anderen Thatsachen einstellen. So liegt es aber nicht. Gerade weil das Ziel in einer Umarbeitung liegt, in der ein ausnahmsloser Parallelismus hergestellt wird, und weil andererseits alles von der logischen Bearbeitung und Interpretation abhängt, kann da nichts endgültig festgestellt sein, ehe nicht Aussicht ist, daß sich das Einzelne mit allen übrigen Forderungen verträgt. Das Einzelne muß sich da vollständig dem Ganzen unterordnen und das gestern scheinbar Gewonnene muß

W. Preyer, Elemente der allgemeinen Physiologie. Leipzig 1883.
W. Preyer, Die Bewegungen der Seesterne. Berlin 1887.
G. A. Reid, The present evolution of man. London 1896.
Th. Ribot, L'hérédité psychologique. Paris 1890.
W. H. Rolph, Biologische Probleme. Leipzig 1882.
G. J. Romanes, Mental Evolution in Animals. London 1883.
G. J. Romanes, Mental Evolution in Man. London 1888.
G. H. Schneider, Der tierische Wille. Leipzig 1880.
G. H. Schneider, Der menschliche Wille. Berlin 1882.
F. Schultze, Vergleichende Seelenkunde. Leipzig 1897.
H. Spencer, The Principles of Psychology. London 1890.
E. L. Thorndike, Animal Intelligence. New-York 1898.
M. Verworn, Psychophysiologische Protistenstudien. Jena 1889.
M. Verworn, Die Bewegung der lebendigen Substanz. Jena 1892.
M. Verworn, Allgemeine Physiologie. Jena 1895.
T. Vignoli, La legge fondamentale dell' intelligenza nel regno animale. Milano 1877.
A. Weismann, Aufsätze über Vererbung. Jena 1892.
L. Zehnder, Die Entstehung des Lebens. Freiburg 1899.

Vierzehntes Kapitel.

Die Associationstheorie.

1. Die psychophysischen Forderungen.

Die Theorie des psychophysischen Parallelismus war für uns nicht Ergebnis empirischer Beobachtungen und Entdeckungen, sondern eine logische Forderung, die sich notwendig ergab, sobald die Natur der psychischen Objekte und das Ziel der psychologischen Bearbeitung klar erkannt war. Ein solches Postulat muß seinen Sinn einbüßen, wenn die Ausnahmslosigkeit seiner Geltung prinzipiell geleugnet wird. Wäre es nur eine empirische Verallgemeinerung von Laboratoriumsexperimenten und klinischen Erfahrungen, so würde die Begrenzung der Theorie selbst der empirischen Untersuchung zufallen und die Anerkennung der verschiedensten Ausnahmen würde den Sinn der Theorie nicht beeinträchtigen. Sobald es aber einleuchtet, daß die Psychologie ihre besondere Aufgabe überhaupt nicht erfüllen kann, falls sie nicht den psychophysischen Parallelismus zu Grunde legt, so muß der Versuch, die Ausnahmslosigkeit zu

bestreiten, zugleich ein Versuch sein, die Psychologie selbst zu erschüttern. Die Apperceptionstheorie strebt dieses an und die Physiologie scheint dabei zu sekundieren. Wir sahen, daß beide im Unrecht sind. Weder die naturwissenschaftliche Auffassung des Nervensystems noch die subjektivierende Auffassung des inneren Geisteslebens können irgendwie beweisen, daß die konsequente ausnahmslose Durchführung des Parallelismusprinzips unmöglich sei. Wir haben somit keinen Grund, die erklärende Psychologie preiszugeben und allen Grund, den psychophysischen Parallelismus als ausnahmslos gültig vorauszusetzen.

Wer die Theorie als gültig voraussetzt, tritt nun an die einzelnen Thatsachen natürlich nicht mit der Frage heran, ob sie für oder gegen den Parallelismus sprechen, sondern lediglich mit der Frage, ob sich der thatsächlich vorhandene Parallelismus für den besonderen Thatsachenkreis im einzelnen nachweisen läßt. Da aber diese Voraussetzung der Gültigkeit, bei philosophischer Vertiefung des Problems, doch wiederum nur bedeutet, daß wir die Pflicht haben, die Erscheinungen erst dann als erkannt anzusehen, wenn es uns gelungen ist, sie im Sinne parallelistischer Theorie umzuarbeiten und in Verbindung zu setzen, so wird auch die Beschäftigung mit den Einzelheiten durchaus ein zielbewußtes Transformieren sein müssen. Die Erscheinungen selbst bieten sich nirgends als psychophysische dar, da wir ja sahen, daß der einzige ursprünglich gegebene Zusammenhang von Psychischem und Physischem, der Zusammenhang der Vorstellung und des vorgestellten Objekts, im psychophysischen Zusammenhange keinen Platz hat. Jede psychophysische Zusammenfügung setzt somit Umarbeitungen voraus, und eben deshalb ist es durchaus nicht entmutigend für die Anhänger der Theorie, daß eine zweifelsfreie Durchführung der parallelistischen Anschauung heute noch in keiner Einzelfrage erreicht ist. Würde es sich einfach um zerstreute beobachtbare Thatsachen handeln, so müßte man hoffen, daß wenigstens die eine oder die andere Thatsache sicher gestellt wäre; langsam mögen sich dann auch die anderen Thatsachen einstellen. So liegt es aber nicht. Gerade weil das Ziel in einer Umarbeitung liegt, in der ein ausnahmsloser Parallelismus hergestellt wird, und weil andererseits alles von der logischen Bearbeitung und Interpretation abhängt, kann da nichts endgültig festgestellt sein, ehe nicht Aussicht ist, daß sich das Einzelne mit allen übrigen Forderungen verträgt. Das Einzelne muß sich da vollständig dem Ganzen unterordnen und das gestern scheinbar Gewonnene muß

heute wieder ganz aufgegeben werden, wenn es sich nicht mehr in den Plan des Ganzen einfügt.

So können denn, auch bei weitreichender Übereinstimmung bezüglich der physischen oder der psychischen Thatsachen, die psychophysischen Zuordnungen selbst ganz zweifelhaft bleiben. Die Ganglienzelle, die der eine als Sitz der Empfindung bezeichnet, hat für den anderen nur nutritive Funktion; Erinnerung und Wahrnehmung, die der eine im selben Körpersubstrat unterbringt, sind für den anderen an ganz verschiedene Vorgänge gebunden; die Hirnrinde, deren Zellen für den einen nur psychische und motorische Endstationen enthalten, besteht nach anderer Anschauung in ihrem größeren Teil nur aus Associationszellen, die weder sensorisch noch motorisch sind; die subkortikalen Gehirnzentren, die für den einen Quelle der Empfindungen sind, erscheinen dem anderen ohne Bewußtsein; die Zunahme der Empfindung, die der eine auf das Anwachsen der Erregung in der Zelle bezieht, verbindet der andere mit der räumlichen Ausdehnung über größere Bezirke; die strenge Lokalisation der Funktion, die der eine fordert, giebt der andere vollkommen preis; kurz, selbst wenn wir von allen feineren Einzelfragen absehen, scheint an keiner Stelle wirklich Gesichertes festgestellt. Alles das spiegelt nur den Charakter des Problems. Für eine Aufgabe, bei der es sich nicht wirklich um Entdeckung bestehender Beziehungen, sondern um zweckmäßige Zuordnung handelt, kann nichts Einzelnes endgültig festgestellt sein, ehe nicht das ganze Gebiet geordnet ist, und so lange die Einzelerkenntnis auf der physischen oder psychischen Seite fortschreitet, bleibt somit die Möglichkeit, daß eine vollkommene Neuordnung und Neuverteilung Bedürfnis wird. Die Empfindung ist an der einen Stelle des Gehirns so wenig wie an der anderen; lediglich die logische Zweckmäßigkeit muß entscheiden. Gewiß hat das den Nachteil, daß unsere Erkenntnis der parallelistischen Phänomene im einzelnen vielfach unsicher bleiben muß und nie vor Umwälzungen geschützt ist. Andererseits hat es aber den Vorteil, daß wir die Zuordnung wie ein logisches Problem immer wieder von neuem umarbeiten können. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich in dieser Art die Vorstellungen über die besonderen Zusammenhänge des Psychischen mit dem Physischen noch oft vollkommen umgestalten mögen und daß vielleicht vollkommen neue Ansätze nötig werden; keine der Hilfsvorstellungen, mit denen wir heute arbeiten, ist an sich notwendig und überall liegen Transformationen zu Grunde, die in einem anderen Zusammenhange

durch andere ersetzt werden könnten. Jede wissenschaftliche Periode muß sich damit begnügen, die Aufgabe jener Zuordnung mit dem zur Zeit bekannten Material so weit wie möglich zur Lösung zu bringen.

Dabei bleibt immer vorausgesetzt, daß wir überhaupt Psychologie wollen. Denkbar wäre es ja, daß der Fortschritt unserer empirischen Kenntnisse auf physiologischem Gebiet nicht nur zu solcher Umwandlung der psychophysischen Anschauung führt, sondern auch zur vollständigen Elimination der Psychologie. Haben wir doch früher erörtert, wie alles praktische Interesse sich einerseits auf das Verständnis der geistigen Subjekte und andererseits auf die Vorherbestimmung der physischen Objekte bezieht; das psychische Objekt war uns ja nur das Residuum, das vom wirklichen Objekt übrig blieb, wenn wir das physische Objekt aus ihm herausgearbeitet haben; das psychische Objekt selbst hatte also keinen praktischen Wert und wir suchen seinen Kausalzusammenhang nur, weil der Gedanke, den handelnden Menschen völlig als physischen Apparat so zu begreifen, daß jede That und jedes Wort vorher berechenbar wäre, uns heute noch so unendlich weit abliegt. Sollte die Physiologie sich diesem Ziele aber wirklich hinreichend nähern, so würde die erklärende Psychologie dadurch in der That faktisch zurücktreten und die Beschäftigung mit Psychologie hätte dann nur noch theoretisches Interesse. Wir dürfen uns also darüber nicht täuschen, daß Psychologie, im Gegensatz zu den subjektivierenden Interessen am Geistigen und im Gegensatz zur Physik, nicht nur vom Unwirklichen handelt — das thut Physik auch —, sondern mit einer unnatürlichen Frage anfängt; vom Standpunkt letzter Erkenntniszwecke ist die Frage nach dem Kausalzusammenhange des Psychischen überflüssig und deshalb unberechtigt.

Daß eine solche unnatürliche Frage auch unnatürliche Antwort erheischt, ist klar; mag auch jeder Schritt von der Frage zur Antwort erkenntnistheoretisch begründet sein, so wird die Antwort doch keinen Platz in den letzten Erkenntnissen finden, wenn die Frage keine logisch notwendige war. Wenn der psychophysische Parallelismus uns glauben macht, daß die Vorstellungen von gewissen chemischen Vorgängen in Körperzellen abhängen, oder daß vielleicht die Empfindungen in gewissen feinsten Fibrillen sitzen, so stehen wir eben vor Verbindungen, die für relativ künstliche Zwecke logisch ersonnen sind und in das ideale abschließende System der Erkenntnis nicht hineingehören würden; es ist die provisorische Antwort auf

die provisorischen Fragen einer provisorischen Wissenschaft, die wir freilich für praktisch unbegrenzte Zeit nicht werden entbehren können. Ein Hinweis auf diesen logisch vorübergehenden, fast können wir sagen rein rechnerischen Charakter dieses Zusammenhanges hilft uns aber denn auch andererseits am besten gegen die Versuchung, solche Zuordnung als materialistisch abzulehnen. Solange wir erklärende Psychologie wollen, muß der rechnerische Ansatz solcher Parallelisierung gemacht werden und das System der aus der Fragestellung erkenntnistheoretisch abgeleiteten Forderungen als erfüllbar gedacht werden.

Die Forderungen, bei denen wir endeten, waren erstens, daß jeder Bewußtseinsinhalt aus möglichen Vorstellungselementen, also aus Empfindungen, zusammengesetzt gedacht wird, zweitens, daß jeder Variation des Bewußtseinsinhaltes eine Variation des Nervensystems entspricht und drittens, daß jedes Vorstellungselement auf einen Nervenvorgang bezogen wird, der mit dem vom Vorstellungselement gemeinten physischen Objektfaktor der Außenwelt kausal zusammenhängt. Gerade in diesem letzten Faktor liegt der weite Spielraum für die widerstreitenden psychophysischen Theorien. Wir müssen uns nun vergegenwärtigen, wie die allgemeine Parallelismustheorie sich heute vielleicht durchführen ließe und in welcher Richtung die üblichen Anschauungen sich ergänzen lassen. Auch hier werden für uns zunächst nur die Prinzipien in Betracht kommen. Nachdem wir also gesehen, was der psychophysische Parallelismus fordert, und nachdem wir uns überzeugt, daß seiner Durchführung prinzipielle Bedenken, wie sie der Apperceptionismus oder die Biologie erhoben, nicht gegenüberstehen, fragen wir nun nach der praktischen Ausgestaltung der Theorie. Der Umstand, daß die Ergebnisse unnatürlich und gekünstelt bleiben müssen, darf uns nicht abschrecken, mit vollstem Ernst und bester Kraft an die Aufgabe heranzutreten. Die Ergebnisse mögen niemals Teile einer endgültig abschließenden Erkenntnis werden, aber selbst wenn einmal die Stunde käme, in der die Psychophysik überflüssig wird, weil die objektivierende Psychologie von der Physiologie absorbiert wird und der andere Mensch für uns somit nur noch als wirkliches Subjekt oder als Körperding in Betracht kommt, selbst dann wäre kein erfolgreicher Schritt der Psychophysik vergeblich gewesen, weil nur die Psychophysik solch ideal vollständiges System der in der Handlung wirksamen Körpervorgänge vorbereiten und ausgestalten könnte. Kann die gekünstelte Zuordnung von psychischem Objekt und Gehirnvorgang also wirklich

einmal aufgegeben werden, so würde es ein Fortschritt sein, den wir gerade der Psychophysik zu verdanken haben; je getreulicher sie ihre Aufgabe erfüllt, desto eher wird es denkbar, daß die psychophysischen Hilfsvorstellungen einmal entbehrlich werden mögen und geistiges Leben nur in seiner ursprünglichen subjektiven Wirklichkeit in Betracht kommt, sodaß die Transformierung des Geistigen in psychische Objekte nur die negative Funktion dann erfüllt, die Herausarbeitung des Physischen zu ermöglichen, nicht aber das Psychische selbst Gegenstand kausaler Verkettung wird.

Die eine Voraussetzung des Parallelismus, daß der gesamte Bewußtseinsinhalt, die Vorstellungen wie die Selbststellungen, Gruppen von Empfindungen sind, kann uns nach allen vorangegangenen Erörterungen als erfüllt gelten; wie weit können wir nun allen Variationen der Empfindungen ausnahmslos Variationen der nervösen Vorgänge als parallel zuordnen? Das Psychische repräsentiert dabei ein System unräumlicher, unzeitlicher, qualitativer Mannigfaltigkeit, das Physische ist ein System räumlich-zeitlich geordneter Bewegungsvorgänge. Wir müssen uns klar werden, welche Prinzipien den gegenwärtigen Anschauungen der physiologischen Psychologie in den verschiedenen Parallelisierungsversuchen zu Grunde liegen.

2. Die Zeit- und Raumwerte der psychophysischen Prozesse.

Vollständige Übereinstimmung findet sich vielleicht nur in einem Punkt der Parallelismustheorie, der freilich wichtig ist und die Durchführung ein weites Stück Weges fördert: die Empfindungen, welche im Bewußtsein zusammen sind, werden physischen Vorgängen zugeordnet, welche zeitlich simultan sind. Es mag zweifelhaft scheinen, ob wir diesen Akt der Zuordnung als Ergebnis allgemeiner Übereinstimmung darstellen dürfen oder ob es nicht richtiger sei zu sagen, daß diese Zuordnung nirgendwo Widerspruch findet. Sie wird nämlich gemeinhin überhaupt nicht als bewußter Akt vollzogen und die Abwesenheit des Widerspruchs stammt nicht aus übereinstimmender Erwägung, sondern aus Mangel an klarem Verständnis dafür, daß da überhaupt eine Zuordnung vorliegt. Sobald nämlich das Psychische selbst von vornherein als zeitliche Größe betrachtet wird, das Zusammen von vornherein als simultan gedeutet wird und noch vor jeder psychophysischen Zuordnung in die objektive Zeit projiziert wird, so handelt es sich bei der zeit-

lichen Angliederung des Psychischen an das Physische offenbar garnicht mehr um eine Zuordnung im Dienst bestimmter logischer Aufgaben, sondern um eine chronologische Feststellung ohne jede erkenntnistheoretische Tragweite. Wir wissen nun aber, daß es nicht so ist. Eine Mannigfaltigkeit psychischer Objekte ist in einem einzigen Zeitpunkt oder in einer Reihe successiver Zeitpunkte genau so wenig wie in einem Raumpunkt oder in einer Fläche. Die Projizierung in die Zeit fällt zusammen mit der Projizierung in den Organismus und seine zeitfüllenden Funktionen, und hier gilt nun als Prinzip, daß wir in simultane Körperakte alles projizieren, was psychisch zusammen gegeben ist: zusammen aber ist alles gegeben, was dem Objektkreis eines einheitlichen Subjektaktes zugehört.

Die wirklichen Objekte, auf deren Gesamtheit sich der ursprüngliche einheitliche Subjektsakt richtet, haben vielleicht Vergangenheitswert oder Zukunftswert in Bezug auf den Akt selbst oder sie mögen ohne besondere Zeitbeziehung in zeitlich unbestimmter Allgemeinheit ergriffen werden; aber alles, was so zusammen erfaßt ist, muß in seinen psychischen Repräsentanten Gegenwartswert annehmen, sobald die Introjizierung vollzogen wird. Das vergangene Objekt wird jetzt zur gegenwärtigen Erinnerungsvorstellung, das zukünftige Objekt wird zur gegenwärtigen Erwartungsvorstellung, das zeitlose Objekt wird zur gegenwärtigen Begriffsvorstellung und die Wahrnehmung des Gegenwärtigen wird zur gegenwärtigen Wahrnehmung. Alles gleichmäßig Gegenwärtige ist damit natürlich ein Gleichzeitiges, das mit dem gegenwärtigen physischen Vorgang simultan ist und somit zeitlich auf diesen bezogen wird. Werden die wirklichen Selbststellungen auch psychologisiert und somit objektiviert, so muß für sie dasselbe gelten; insofern als sie als Objekte, als Bewußtseinsinhalte, gedacht werden, werden sie für den subjektiven Akt der betrachtenden Aufmerksamkeit selbst Teile eines gemeinsamen Objektkomplexes, und weil sie mit den anderen Teilen des Komplexes zusammengehören, gelten sie nun auch als zugehörig zu gleichzeitigen Körpervorgängen und werden somit selbst mit den Objekten simultan. Der subjektive Übergang von einem Akt der Stellungnahme zum anderen bezieht sich somit nun auf eine successive Reihe von Bewußtseinsobjekten, und der Rhythmus dieses inneren Geschehens wird nun einfach dadurch bestimmt sein, daß jedesmal die Wahrnehmungsvorstellung als simultan gedacht wird mit der Körperwirkung des wahrgenommenen Objekts.

Notwendig ist eine solche Zuordnung durchaus nicht. Denkbar

bliebe auch manche andere Betrachtungsweise. Wir könnten beispielsweise das geistige Zusammen in ein räumliches Zusammen projizieren und auf die Berücksichtigung der Zeitverhältnisse unserer physiologischen Vorgänge ganz verzichten. Die Frage, welche psychischen Vorgänge simultan und welche successiv waren, würde dann ebenso sinnlos bleiben wie die Frage nach dem Gewicht der Empfindungen. Wollten wir aber in dieser Weise der Zeitlage unserer Gehirnvorgänge gar keine Beziehung zur Konstellation der begleitenden Bewußtseinsinhalte zuschreiben, so würden wir von den beiden Faktoren der physischen Objekte den einen vollkommen preisgeben, und der Versuch, eine parallelistische Theorie mit dem anderen allein, mit dem Raume, durchzuführen, würde somit noch größere Schwierigkeiten vor sich finden. Die Beziehung der physischen Gleichzeitigkeit auf die psychische Gemeinsamkeit ist andererseits aber nicht die einzige mögliche Ausnutzung der Zeitbeziehungen. So wäre es an sich durchaus denkbar, daß wir das Zusammengehören der Bewußtseinsinhalte auf eine bestimmte räumliche Ordnung der Gehirnvorgänge beziehen und den zeitlichen Ablauf der physiologischen Prozesse den qualitativen Unterschieden der Empfindungen zuordnen. Wir müßten in solchen Fällen annehmen, daß jeder einzigen Empfindungsqualität ein bestimmter Rhythmus der Nervenerregung zugeordnet wäre.

Die Erwägung solcher logischen Möglichkeiten zeigt am besten, daß die Parallelsetzung von psychischem Zusammensein und physischer Gleichzeitigkeit durchaus nicht so selbstverständlich ist und ganz bestimmte, durchaus nicht einfache Umformungen voraussetzt. Andererseits ist der Umstand, daß die Wissenschaft, der naiven Auffassung folgend, instinktiv stets gerade an dieser Zuordnung festhielt und sie gemeinhin ungeprüft als selbstverständlich ansah, ein genügender Grund für die Annahme, daß diese Zuordnung in der That durch keine zweckmäßigere ersetzt werden könnte.

Die Anwendung dieses Prinzips in der modernen physiologischen Psychologie läßt sich in den folgenden Richtungen näher bestimmen. Erstens ist das Zusammensein der Bewußtseinsinhalte lediglich durch die Gleichzeitigkeit der nervösen Erregungen und durch nichts anderes bestimmt. Zweitens ist die Zeitordnung der nervösen Erregungen lediglich der Zusammengehörigkeit der Empfindungen und keiner anderen Beziehung der Bewußtseinsinhalte parallel zu setzen. Auf der einen Seite lehnen wir damit also alle Versuche ab, irgend welche Zusammengehörigkeit der Bewußtseinsinhalte auch noch ins

Räumliche zu übertragen. Zwei Empfindungen gehören zusammen als Teile eines ursprünglich einheitlichen Bewußtseinsaktes, wenn die begleitenden Gehirnerregungen zeitlich nahe liegen; ob sie räumlich nahe liegen, kümmert uns nicht, und würden sie sich selbst im selben Ganglion, in derselben Zelle, ja, im selben Molekül abspielen, so würde die innere Zusammengehörigkeit nicht besser erklärt sein, als wenn sie durch den Gehirndurchmesser getrennt sind. Das alles bezieht sich natürlich nur auf die Zusammengehörigkeit der Bewußtseinsinhalte selbst und nicht auf die Zusammengehörigkeit der vorgestellten äußeren Objekte; wie wir wiederholt erörterten, verlangt die letztere eine psychische Wiedergabe durch komplexe qualitative Kombinationen und ist somit durch bloße Gleichzeitigkeit der Erregungen durchaus nicht bestimmbar.

Wir bestritten andererseits aber auch, daß der Zeitverlauf der Gehirnerregungen Grundlage für irgend eine sonstige Beziehung oder Beschaffenheit der Bewußtseinsinhalte ist. Vor allem ist, wie wir ebenfalls früher erörterten, die zeitliche Andauer des Gehirnprozesses, welcher der Vorstellung parallel geht, durchaus nicht der Vorstellung solcher Zeitdauer parallel zu setzen. Wenn die Gehirnerregung andauert, so mag sie neue und neue Nebenerregungen hervorrufen und dadurch neue Bewußtseinsqualitäten wachrufen, welche die Vorstellung bestimmter Zeitdauer bilden, aber das bloße Andauern der Erregung selbst kann dem psychischen Inhalt nichts Neues zufügen. In gleicher Weise mag das zeitliche Andauern zur Ermüdung, zur Steigerung oder zur Schwächung des centralen Prozesses führen, aber auch dann ist es die Veränderung des physiologischen Vorganges, nicht die Andauer der Erregung, welche der Veränderung der Empfindung parallel gesetzt werden muß.

Erst durch diese zeitliche Projizierung wird nun auch das Psychische selbst zum Vorgang. Wir mögen zweifelhaft sein, ob wir nicht den wirklichen Subjektsakt mit Rücksicht auf seine Aktualität als Vorgang bezeichnen können; der objektivierte Bewußtseinsinhalt, den die Psychologie vorfindet, ist aber zweifellos zunächst nicht ein Vorgang, sondern ein Objekt, und zwar ebenso sehr wie das physische Objekt. Solange wir uns rein beschreibend im Zeitlosen bewegen, liegt nun auch gar kein Grund vor, den Objektbegriff für das Psychische zu modifizieren. Daß das psychische Objekt im einen Akt niemals identisch gesetzt werden kann mit dem gleichartigen psychischen Objekt, das aus einem anderen Akt abgeleitet wird, das widerspricht nicht dem Objektcharakter, wie sehr es auch das psychische Objekt vom physischen scheiden mag. Sobald nun aber das

Psychische in den zeitfüllenden Organismus verlegt wird, so muß sich die Situation verändern. Die Wahrnehmungsvorstellung muß jetzt so lange andauern, wie die parallel gehende physiologische Erregung anhält. Seelisch wissen wir ja von diesem Anhalten nichts, denn die Vorstellung des Anhaltens war uns ja eine neue Vorstellung, die sich in keiner Weise auf das Anhalten der Vorstellung zurückführen ließ, für die Selbstbeobachtung kann sich also an dem zeitlosen Charakter des Psychischen natürlich nichts durch die psychophysische Theorie verändern. Objektiv dagegen müssen wir jetzt das Psychische als zeitlich andauernd vorstellen, und damit beginnt die Schwierigkeit, daß wir ein Objekt als andauernd begreifen sollen, das der Definition gemäß niemals in zwei Wahrnehmungen identisch gesetzt werden kann. Es ist ein Versuch, diesen notwendigen Widerspruch aufzuheben, wenn wir das Psychische nun nicht mehr als Objekt, sondern als Vorgang bezeichnen; eigentlich meinen wir aber gar nicht einen Vorgang, sondern vielmehr eine Reihe in jedem Zeitmoment neu entstehender gleichartiger Objekte. Ein wirklicher Vorgang ist die Veränderung an einem beharrenden Objekte; hier aber beharrt nichts. Mit dem Vorgang hat solche Reihe in jedem Zeitteil neu sich erzeugender gleicher Objekte dann also nur das Eine gemein, daß in keinem Zeitteil der Inhalt des vorangehenden Zeitteils beharrt: beim physischen Vorgang hat das Objekt sich *verändert*, beim sogenannten psychischen Vorgang ist es fortwährend durch neue Objekte *ersetzt*. Wenn wir unter dem Einfluß der parallelistischen Postulate davon sprechen, daß der physiologische Vorgang dem psychischen Vorgang zugeordnet wird, so müssen wir uns also bewußt bleiben, daß der Begriff des Vorganges in den beiden Fällen nicht genau der gleiche ist, wenn auch gewisse Merkmale übereinstimmen. Sind wir uns aber erst einmal klar, in welchem Sinne das Psychische ein Vorgang ist, so läßt sich der Ausdruck wohl beibehalten, wenn er auch eine ziemlich gekünstelte Anschauungsweise aufnötigt. Es gilt eben von dieser zeitlichen Auseinanderzerrung des Psychischen dasselbe, was wir von der räumlichen Zerlegung sagten; es ist eine unnatürliche Antwort auf eine unnatürliche Frage, aber solange wir die Frage nicht entbehren können, müssen wir zufrieden sein, wenn die Antwort richtig ist, selbst wenn sie keine abschließende Erkenntnis enthält und uns solche, nur rechnerisch zulässige, Vorstellungen zumutet wie die Lagerung psychischer Empfindungen in räumlichen Fibrillen und die fortwährende Neugestaltung des psychischen Objektes in einer Reihe

succedierender Zeitteile. Der Bewußtseinsinhalt als zeitfüllender Vorgang und als raumfüllende Ganglieneinlagerung gehören zusammen. Ist aber diese Vorgangsauffassung erst einmal anerkannt — und ein anderer Ausweg bleibt uns kaum, um die gegensätzlichen Forderungen zu versöhnen — so liegt kein Grund vor, warum nicht die Zeitdauer dieser psychischen Vorgänge als eine scheinbar vom physiologischen Prozeß unabhängige zeitliche Größe mit allen Hilfsmitteln der Untersuchung bestimmt werden sollte. Die chronoskopischen und chronographischen Untersuchungen gewinnen nun ihr Recht.

Sobald die Zeitbeziehungen der Körpervorgänge bei der Verteilung an die psychische Mannigfaltigkeit einmal vergeben sind, so bleiben uns natürlich nur Raumbeziehungen für alle noch unerklärten Variationen des Psychischen übrig. Nun haben wir bisher nur das Zusammensein der psychischen Elemente berücksichtigt, alle Unterschiede der Art, der Intensität, der Lebhaftigkeit und alle daraus sich ergebenden Kombinationen müssen somit der räumlichen Gruppierung der Massenteile zugeordnet werden. Da diese räumliche Gruppierung aber nicht nur die Lageverhältnisse der sichtbaren physiologischen Einheiten, sondern auch die innere chemische Konstitution der einzelnen Gebilde in bestimmtem Zeitpunkt einschließt, so bleibt ein Spielraum, der auch den weitestgehenden Bedürfnissen der psychophysischen Theorie genügen mag. Wir werden uns dabei am besten orientieren, wenn wir von der verbreitetsten Theorie ausgehen und uns dann die verschiedenen Versuche vergegenwärtigen, mit denen die physiologische Psychologie über das gar zu einfache Schema dieses heute landläufigen Anschauungstypus weiter vorzudringen sucht. Jenes Grundschema, das den Hausgebrauch der heutigen Psychologie bestreitet und für die oberflächliche Anordnung der Thatsachen in der That durchaus geeignet und für die Anregung zum weiteren Erforschen durchaus fruchtbar ist, bildet bekanntlich diejenige Theorie, die, im Gegensatz zur Apperceptionstheorie, als Associationstheorie bezeichnet werden mag.

Man mag darüber streiten, ob alle Züge, die sich im Durchschnittsbild der Associationslehre vorfinden, auch wirklich für dieselbe unentbehrlich sind, beispielsweise, ob die Lehre von der spezifischen Energie notwendig in die Associationstheorie hineingehört, aber der eigentliche Grundgedanke ist einleuchtend. Die Associationslehre reduziert alle psychologischen Mannigfaltigkeiten auf die zwei Unterscheidungen der Qualität und Intensität; der quali-

tativen Verschiedenheit entspricht dann eine verschiedene Raumlage des physiologischen Substrates, das gemeinhin als einzelne Ganglionzelle gedacht wird, und der Intensitätsverschiedenheit entspricht die quantitative Zunahme der nervösen Erregung. Nur bei den minderwertigen Spielarten der Theorie wird dabei als Element nicht die Empfindung, sondern die gesamte Vorstellung betrachtet; dadurch wird die Analyse des Bewußtseinsinhaltes zwar vereinfacht, die Projizierung eines so komplizierten Gebildes in das physiologische Element macht aber dafür jede Erklärung illusorisch. In den ernsthafteren Formen wird solche Oberflächlichkeit vermieden und jeder Zelle nur eine einzige Empfindung zugeordnet, so daß die Vorstellung stets auf eine Kombination von Zellen hinweist. Die Verschiedenheit der Raumlage dieser Zellen wird nun wieder durch die verschiedene Beziehung zur Peripherie des Körpers bestimmt. Die Erregung eines bestimmten sensorischen Endapparates, etwa eines bestimmten elementaren Aufnahmeapparates in der Gehörschnecke, muß eine räumlich bestimmte Zelle in der Gehirnrinde erregen und diese antwortet mit einer bestimmten Empfindungsqualität. Wird diese selbe Zelle nicht von der Peripherie aus, sondern durch centrale Ursachen in Erregung versetzt, so muß wieder diejenige Empfindung entstehen, die für die Zelle vermöge ihrer bestimmten räumlichen Beziehung zum peripheren Sinnesorgan charakteristisch war.

3. Das Prinzip der Association.

Zu der Projektion der Empfindungen in Zeit und Raum tritt nun diejenige Annahme, welche den eigentlichen Grundgedanken der Theorie enthält: jedes beliebige Paar solcher Ganglienzellen ist durch eine nervöse Leitungsbahn verknüpft, und, wenn die beiden Zellen, welche die Bahn verbindet, gleichzeitig in Erregung geraten, so verändert sich die molekulare Disposition der Bahn derart, daß sie zur Bahn geringsten Widerstandes wird, und somit künftig, wenn eine der beiden Zellen erregt wird, die Erregung auf die andere überleitet. In dieser Weise muß eine Empfindung die andere erwecken, und da die Zahl der anatomischen Verbindungswege in dem centralen Netzwerk praktisch unbegrenzt ist, so kann nach diesem Schema der gesamte Mechanismus des psychischen Lebens interpretiert werden. Solange die Erfahrung zeigt, daß unser Bewußtsein keine Inhalte birgt, deren Elemente nicht aus der sinnlichen Wahrnehmung stammten, und solange jede seelische Verbin-

dung in der That auf Erfahrungsassociationen zurückweist, wird der Grundgedanke dieser Theorie kaum gänzlich verworfen werden können, so sehr auch andere Thatsachen es nötig machen mögen, ihn umzugestalten und zu ergänzen.

Auf den ersten Blick mag es ja freilich scheinen, als müßte solche Associationskonstruktion schon von vornherein daran scheitern, daß jenes physiologische Schema der Neuerweckung durch Verbindungsbahnen nur für einen engen Kreis der möglichen Associationen Verwendung finden kann, nämlich für die sogenannten Berührungsassociationen, bei denen die verknüpften Teile wirklich gleichzeitig oder in unmittelbarer Aufeinanderfolge in der früheren Erfahrung gegeben waren. Neben diesen Berührungsassociationen stehen aber die Ähnlichkeitsassociationen, welche auf einen inneren Zusammenhang hinweisen. Die Vorstellung, welche eine andere auslöst, weil sie ihr über- oder untergeordnet ist, oder weil sie eine innere Verwandtschaft mit ihr hat oder durch Zweckbeziehungen mit ihr verknüpft ist, scheint dem äußerlichen Mechanismus der Bahneinübung unerreichbar zu bleiben. Wenn mich ein Ding an ein ähnliches anderes Ding erinnert, so meine ich deshalb doch niemals, daß beide in meinem Bewußtsein vorher zusammen gegeben waren, psychologisch also simultan auftraten. Solch ein Einwand wird aber hinfällig, sobald wir uns klar machen, daß die zwei ähnlichen Vorstellungen als solche zwar niemals im Bewußtsein zusammen gewesen sein mögen, daß es aber andererseits keinen Sinn hat, sie ähnlich zu nennen, wenn sie nicht gewisse gemeinsame Elemente besitzen, Elemente, welche nun in der That in der einen Vorstellung mit einer Gruppe, in der anderen Vorstellung mit einer anderen Gruppe von Empfindungen in einem äußerlichen Zusammenhang der Simultaneität stehen. Die innere Verwandtschaft läßt sich dadurch für die Zwecke der Psychophysik in eine Berührungsassociation der Vorstellungsbestandteile auflösen, und damit ist die Möglichkeit gewonnen, auch die Aehnlichkeit zu den Leitungsbahnen geringsten Widerstandes in Beziehung zu setzen. Für die anderen inneren Associationen gilt das Gleiche, wenn auch die Berührungsassociation der Bestandteile zuweilen noch weitere Zwischenglieder fordert; häufig freilich besteht neben der inneren zugleich auch noch eine äußere Association der gesamten Vorstellungen: so ist Ursache und Folge fast stets schon durch äußere Verkoppelung auch ohne die indirekte Bestandteilsassociation mit einander psychologisch verbunden. Nicht selten fällt bei solcher Teilverknüpfung die ent-

scheidende Rolle den organischen Empfindungen zu, etwa den Bewegungs- und Spannungsempfindungen, die in die räumlich-zeitlichen Gestaltqualitäten eintreten und die in zwei ähnlichen Figuren oder Melodien die einzigen gemeinsamen Hauptelemente sein mögen.

Man ist zuweilen wohl noch weiter gegangen und hat die psychophysische Associationslehre nicht nur deshalb bestritten, weil neben den äußerlichen auch innerliche Associationen vorkommen, sondern weil selbst jene äußerlichen im Grunde auf innerliche Verbindungen gestützt sein müssen. Man sagt, daß, wenn eine Vorstellung eine andere hervorruft, weil das Objekt der gegenwärtigen Wahrnehmung in früherer Erfahrung mit dem Objekt der anderen Vorstellung in räumlicher Berührung stand, es doch zunächst nötig sei, daß die jetzige Wahrnehmungsvorstellung die ihr gleichartige Erinnerungsvorstellung desselben Objekts erweckt und erst diese kann dann weiterhin die Berührungsassociation auslösen. Die Erinnerungsvorstellung steht dann aber zu der jetzigen Wahrnehmung in einer rein innerlichen Beziehung, die nicht selbst wieder auf Berührungsassociation zurückgeführt werden kann. Aber solche Argumentation ist trügerisch. Die Wahrnehmung ruft gar nicht erst die ihr inhaltlich gleiche Reproduktion früherer Wahrnehmung hervor. Die frische Wahrnehmung soll ja eben von der Erneuerung desjenigen Gehirnvorganges begleitet sein, der die ältere Wahrnehmung begleitete; mit seinem neuen Auftreten ist somit unmittelbar die Bedingung für die associativen Prozesse gegeben. Das eine identische Exemplar der früheren Wahrnehmungsvorstellung ließe sich ja doch niemals wieder ins Leben rufen; das gehört ja zum Wesen des Psychischen, daß niemals dasselbe, sondern immer nur ein Gleichartiges wiederkehrt. Die Berührungsassociation verlangt also niemals Verknüpfung zwischen zwei bestimmten Exemplaren irgendwie aufgespeicherter Vorstellungen, die in den ursprünglichen Originalen ins Bewußtsein zurückgebracht werden müssen, sondern immer nur Verknüpfung zwischen zwei Vorstellungstypen, deren jede in immer neuen Exemplaren frisch geschaffen wird, sobald die zu Grunde liegenden Gehirnvorgänge sich erneuern.

Das Prinzip der psychophysischen Association, das sich in seinem physiologischen Teil offenbar dem Prinzip der nervösen Einübung unterordnet, ist somit sehr wohl geeignet, die Herbeischaffung des Gedächtnis- und Phantasiematerials den Anforderungen der Parallelismustheorie gemäß darzustellen, und somit, in dem erörterten Sinne, die Vorgänge selbst zu erklären. Aber die Herbei-

schaffung des geistigen Materials ist nicht die Gesamtheit unseres geistigen Lebens. Ein bloßer Hinweis auf die Zahl der Möglichkeiten genügt da nicht; auch die millionenfache Komplizierung des Associationsschemas kann nicht darüber täuschen, daß es unvermögend ist, die wirkliche Gestaltung und Organisation der psychischen Mannigfaltigkeit verständlich zu machen. Die mechanische Association ist an sich ein zu ärmliches Element, um aus bloßer Anhäufung desselben ein Ganzes zu gewinnen, das von der Reichhaltigkeit des psychischen Geschehens zeugt. Die Associationstheorie ist denn auch nirgends aufgetreten, ohne daß in irgend einer Form die Apperceptionstheorie sich als Reaktion gegen sie erhob. Daß die Apperceptionstheorie durch ihren prinzipiellen Grundgedanken psychophysisch unhaltbar sei, davon haben wir uns hinlänglich überzeugt, aber daß sie rein psychologisch mit ihrer Darstellung des geistigen Lebens der Associationstheorie gegenüber im Recht sei, daran läßt sich nicht zweifeln. Erst die Apperceptionstheorie trägt in das Associationsbild alle die Züge ein, die auf die Aufmerksamkeit und die bewußte Wahl, auf die Lebhaftigkeit der Inhalte und die innere Hemmung hinweisen; sie spricht nicht nur von der associativen Überfülle des Materials, sondern von der beschränkenden Auswahl desselben, nicht von der Herbeischaffung nur, sondern auch von der Unterdrückung, nicht von dem wechselseitigen Verhältnis der Einzelglieder unserer Erfahrung, sondern von ihrer Beziehung zu der Gesamtheit unserer Persönlichkeit. Daß sie alle diese ordnenden Einwirkungen einer physiologisch nicht determinierten psychischen Potenz zuschrieb, machte uns ihren Verbesserungsversuch unbrauchbar, aber daß ihre Anklage gegen die Dürftigkeit der Associationslehre gut begründet war, steht fest.

Nun hat ja freilich auch die Associationstheorie stets sich bemüht, diesen Forderungen entgegenzukommen und für diesen Zweck Hilfssätze aufgestellt, welche die Bevorzugung gewisser Associationen vor anderen begreiflich machen. Sie konnte das um so besser, je mehr sie sich von den veralteten Vorstellungen entfernte, welche die nervöse Leitung nach dem Vorbild der elektrischen Leitung in Drähten auffaßten. An ihre Stelle traten biologisch-chemische Anschauungen, und es wurde begreiflich, daß der stärkere Eindruck vor dem schwächeren, der neuere vor dem älteren, der häufig wiederholte vor dem seltenen, der vielfach vermittelte vor dem einfach verbundenen den Vorzug hat. Wenn die Associationspsychologie aber noch weiter geht und etwa in ihre Theorie das Konstellationsprinzip

aufnimmt, demzufolge zwei gleichzeitige Associationszentren nur diejenigen Vorstellungen erwecken, welche von beiden Zentren aus gemeinsam angeregt werden, während alle übrigen Associationen, welche einem der beiden Zentren allein zugeordnet sind, von vornherein gehemmt werden, so stützt sie sich zweifellos auf einen richtigen Thatbestand, vermag aber aus ihren eigenen Anschauungen keine Erklärung dafür zu liefern. Sie geht da über sich selbst hinaus und wird sich bewußt, daß sie für die Auswahl durch Verstärkung nur sehr unzureichende, und für die Auswahl durch Unterdrückung gar keine physiologischen Grundlagen in ihrem Schema vorfindet. Die Aufgabe wird also die sein, die Associationstheorie so auszugestalten, daß sie allem gerecht werden kann, was bei weitester Ausdehnung des Begriffes unter die Kategorie der Apperception fällt.

4. Neuere Vorstellungen über den psychophysischen Prozeß.

Die Versuche, über den gekennzeichneten elementarsten Typus der Associationslehre psychophysisch hinauszukommen, bewegen sich in den verschiedensten Richtungen und betreffen notwendig teils die Vorstellungen über den nervösen Prozeß, welcher dem psychischen Element zu Grunde liegt, teils die Vorstellungen über die Fortpflanzung der Erregung, welche für die Auswahl der psychophysischen Prozesse entscheidend sein soll. Wir lassen dabei selbstverständlich alle diejenigen Bewegungen außer acht, welche in der Richtung der befehdeten Apperceptionstheorie vorwärts schreiten, im Prinzip also die Associationstheorie nicht weiterbilden, sondern durchlöchern.

Zunächst müssen wir natürlich rückhaltlos die Bereicherungen anerkennen, welche der glänzende Fortschritt der Anatomie im letzten Jahrzehnt uns gebracht hat. An die Stelle der Ganglienzelle ist das Neuron getreten mit seinen Protoplasmafortsätzen und seinen Kollateralen; an die Stelle der direkten Verbindungen traten die freien Anlagerungen, und die Fortpflanzung vom Element des Sinnesapparates zum Gehirn wird nicht mehr nach dem Schema der Leitung in einer einzigen isolierten Bahn gedacht, sondern eher unter dem Bilde eines lawinenhaften Anschwellens. Die psychophysischen Möglichkeiten haben sich mit den neueren anatomischen Anschauungen in ungeahnter Weise erweitert, aber was uns auch Golgi und Cajal und das Heer ihrer Nachfolger über den feineren

Bau des Nervensystems gelehrt haben, an sich ist es weder eine Bestätigung noch eine Verleugnung des Associationsprinzipes. Die psychophysische Interpretation hängt da im wesentlichen von den physiologischen Vorstellungen ab, deren Entwickelung nicht mit den anatomischen Kenntnissen Schritt gehalten hat. Da aber die physiologischen Spekulationen sich selbst wieder meistens auf Analogien mit psychischen Phänomenen stützen, so wird der Psychologe nur mit großer Vorsicht Prinzipienfragen durch mikroskopische Präparate entscheiden lassen, so wie er nur ungern sein psychophysisches System an histologische Einzelheiten anknüpfen wird, wenn er sieht, wie rasch heute die Anschauungen der Anatomen sich umgestalten. Dabei wird andererseits die Psychologie es nur willkommen heißen, wenn auch der Naturwissenschaftler in seinem Gebiet bleibt und zunächst einmal die Probleme als rein physische behandelt. Wenn etwa die Anatomen darüber streiten, ob in der Nervensubstanz das Spongioplasma oder das Hyaloplasma das Reizbare sei und noch heute dabei ernsthaft mit dem Argumente rechnen, daß die seelischen Empfindungen nicht in einer flüssigen Masse für Gedächtniszwecke fixiert sein können, wohl aber in den Fäserchen, so kann solche Rücksichtnahme auf die vermeintlichen Bedürfnisse der Psychologie für beide Teile nur schädigend sein. Es wird also im wesentlichen sich auch heute noch, wie vor der Neuronenzeit, darum handeln, daß die Psychologie ihre Forderungen formuliert, und gewisse allgemeine physiologische Grundprozesse aufsucht, welche diesen Forderungen genügen und den relativ sicher gestellten anatomischen Thatsachen nicht geradezu widersprechen. Im einzelnen wird es oft überhaupt kaum möglich sein, anzugeben, wie weit die psychologischen Forderungen, wie weit die anatomischen Thatsachen, wie weit die physiologischen Beobachtungen und wie weit die psychophysischen Spekulationen das schließliche Ergebnis beeinflußt haben. Selbstverständlich bleibt es auch eine in gewissem Sinne künstliche Trennung, wenn wir die Vorstellungen über die Natur des psychophysischen Prozesses von den Vorstellungen über die Auslösungsbedingungen der psychophysischen Prozesse trennen. Physiologisch gehören beide Vorgänge offenbar aufs engste zusammen; nur der Psychologe sollte nicht mit der Achtlosigkeit, die hier nicht selten vorherrscht, zwei Vorgänge durcheinandermischen, von denen der eine im Umkreis des Psychischen abläuft und der andere völlig außerhalb desselben.

Solche Variationen über die Natur des psychophysischen Pro-

zesses können nun zunächst dahin führen, daß die Parallelsetzung von Empfindungsqualität und Raumlage des Zellenprozesses aufgegeben wird und zwar entweder so, daß das ganze Gehirn an jeder psychischen Leistung beteiligt gedacht wird oder so, daß die Vorgänge zwar lokalisiert bleiben, aber zugleich von der Qualität des Reizes abhängig werden. Die alte FLOURENS'sche Vorstellung, daß das ganze Gehirn an jeder psychischen Leistung beteiligt sei, ist sicherlich auch heute noch berechtigt, wenn es einen Widerspruch gegen jene modernen Phrenologen bedeutet, welche komplizierte intellektuelle Leistungen in einen eng begrenzten Gehirnwinkel oder gar in eine einzelne Zelle projizieren wollen. Schon die Analyse einfacher Vorstellungen zeigte uns, wie Tausende der verschiedensten Empfindungen in ihnen zusammenwirken, Empfindungen, die auch bei strengster Lokalisation die verschiedensten Teile des Gehirnes in Thätigkeit versetzen müssen. Das Tierexperiment scheint daher auch sehr wohl mit solcher Anschauung vereinbar. Die Lehre wirft uns aber zu längst überwundenen Anschauungen zurück, wenn sie eine Leugnung der Lokalisation bedeutet. Nicht nur weist gerade das Tierexperiment und die klinische Beobachtung unzweideutig auf die lokale Differenzierung der Funktionen hin, sondern vor állem wird dadurch die mühsam errungene Erklärbarkeit der centralen Reproduktionen vollkommen wieder preisgegeben. Wenn zwei psychische Zustände an die Erregungen zweier räumlich getrennter Organe gebunden sind, so können wir in der That verstehen, wie die eine psychophysische Erregung die andere erwecken muß, sobald eine räumliche Bahn die Nerventhätigkeit von dem einen Gebilde zum anderen hinüberträgt. Handelt es sich aber um zwei nicht lokalisierte Vorgänge in demselben Organ, so müssen offenbar die physiologischen Vorgänge selbst qualitativ verschieden gedacht werden, um verschiedenen psychischen Qualitäten parallel zu gehen; dann fehlt uns aber jeglicher Anhalt, um physikalisch zu verstehen, warum später der eine Zustand in den anderen übergeht. Wir würden also wohl imstande sein, die Wahrnehmung, nicht aber die centrale Hervorrufung, die Association, den Zusammenhang zu begreifen; gerade um des Zusammenhanges willen hatten wir aber überhaupt ein Interesse, uns nach physiologischen Begleiterscheinungen der psychischen Zustände umzusehen.

Genau das Gleiche gilt nun aber von der moderneren Theorie, daß jedes Wahrnehmungselement durch die Beziehung zum Sinnesorgan genau räumlich begrenzt ist, seine Qualität aber von der

besonderen Art der peripheren Reizung abhängt und somit dieselbe Zelle unter verschiedenen Bedingungen qualitativ verschiedene psychophysische Erregungen durchmacht. Man hat dabei die Beziehung vom Sinnesorgan zum sensorischen Centrum mit der Beziehung der motorischen Centren zu den Muskeln verglichen; sowie die Bewegungscentren durch ihre verschiedenartigen Anregungen die verschiedenen Wirkungen im Muskelsystem auslösen, so sollen die Sinnesapparate das psychophysische System beherrschen. Man hat das als dynamische Theorie der Associationstheorie gegenübergestellt. Wendet sich solche dynamische Auffassung nur gegen die Übertreibungen, welchen die Lehre von den spezifischen Energien zuweilen ausgesetzt war, vor allem gegen die Ansicht, daß die psychophysische Leistung der sensorischen Zelle ohne vorangehende periphere Anregung denkbar sei, so ist sie durchaus im Recht. Darüber hinaus aber führt sie völlig in die Irre. Der Vergleich mit dem Muskelsystem sollte uns gerade den durchgängigen Unterschied zwischen den beiden Gebieten darthun, denn im Muskelgebiet ruft eine Kontraktion niemals direkt die andere hervor, jede Abfolge successiver Bewegungen ist vielmehr durch den Ablauf centraler motorischer Erregungen bedingt. Das analoge Verhältnis im sensorischen Gebiet würde dann gegeben sein, wenn unser gesamter Bewußtseinsinhalt nur aus direkten Wahrnehmungen bestände. Solange aber das, was wir durch psychophysische Konstruktionen erklären wollen, aus Nichtwahrnehmungen besteht, kann uns die Analogie mit dem Bewegungsapparat nicht helfen. Wir finden auf diesem Wege nicht die geringste Erklärung, warum, wenn zwei qualitativ verschiedene Reize hintereinander dieselbe Neurongruppe erregten, bei späterer Erneuerung der ersten Erregung auch eine Reproduktion des zweiten Vorganges zu erwarten sein soll.

Wenn auch in abgeschwächtem Maße, so gilt doch prinzipiell das Gleiche von jeder Theorie, welche die unbedingte Geltung der Lehre von den spezifischen Energien einschränkt. Gewiß lassen sich einige Thatsachen der experimentellen Tierphysiologie bequemer so interpretieren, daß den Centralteilen weitgehende Indifferenz der Funktion zugeschrieben wird, und vor allem läßt sich nicht leugnen, daß uns auf den meisten Sinnesgebieten noch jede Einsicht in die anatomische Grundlage fehlt. Wir kennen weder die getrennten Wege der postulierten Lichterregungsprozesse noch die Substrate der verschiedenen Geruchsempfindungen und selbst für die Tonwelt können wir konkrete anatomische Vorstellungen im

Sinne der spezifischen Energie nur dann aufweisen, wenn wir die Associationstheorie in einer Form in Kauf nehmen, welche nicht unerheblichen psychologischen Bedenken unterliegt. Zunächst aber läßt sich nicht bestreiten, daß auf einigen Gebieten, wie etwa dem der Tast-, Temperatur- und Schmerzempfindungen, gerade die neueren Entdeckungen der Anatomie und Physiologie jener Lehre neue Stützen verliehen. Auch die physiologischen Experimente, bei denen nach Zerstörung eines Gehirnteiles der motorische Ausfall nach einiger Zeit wieder verschwindet, machen durchaus noch nicht die allerdings am nächsten liegende Annahme nötig, daß die sensorischen Funktionen der exstirpierten Teile von anderen Gehirncentren übernommen worden sind. Der Übergang vom Reiz zur Bewegung mag dabei auf Nebenbahnen vor sich gehen, die auch schon vor der Zerstörung der Hauptbahn in gleichem Sinne mitwirkten und nach der Zerstörung den Dienst allein versehen, ohne deshalb die speziellen psychischen Begleiterscheinungen der Hauptbahnen mitzuübernehmen. Aber selbst wenn manche Thatsachen sich vorläufig nur unwillig fügen und die traditionellen Behauptungen über die spezifischen Wirkungen der allgemeinen mechanischen und elektrischen Reize vielleicht nicht in ihrem ganzen Umfange haltbar sind, so haben wir doch noch lange nicht das Recht, einen Erklärungsweg, der sich fruchtbar erwiesen hat, um empirischer Schwierigkeiten willen sofort aufzugeben.

Die Lehre von der spezifischen Energie war ja durchaus nicht im Dienste der Associationstheorie aufgestellt, aber erst im Zusammenhange mit der Associationstheorie gewinnt sie ihre volle Tragweite und gerade in ihrem Dienste scheint sie zunächst unersetzbar. Der Schwerpunkt der Lehre liegt für uns freilich dann nicht genau dort, wo ihn die Physiologie sucht. Für uns besagt die Lehre, daß die psychophysische Funktion jeder centralen physiologischen Einheit bezüglich der psychischen Qualität nur durch die räumliche Beziehung des Neurons zur Peripherie bestimmt wird. Heben wir diese Zuordnung wieder auf und halten wir die Möglichkeit offen, daß genau das gleiche psychische Element an verschiedene physiologische Substrate sich anlehnen kann und dasselbe Neuron verschiedene psychische Leistungen vollziehen kann, so sind die Errungenschaften der Associationstheorie wieder aus der Hand gegeben. Die Wahrnehmungstheorie würde sich ein paar Schwierigkeiten ersparen, die Reproduktionstheorie aber würde zunächst wieder von vorne anzufangen haben, ohne die geringste Aussicht, ein gleichwertiges Erklärungsprinzip auffinden zu können. Soll aber die

Sinneswahrnehmung allein über die psychophysischen Anschauungen entscheiden, so wäre es sehr viel einfacher, das Lokalisationsprinzip ganz aufzugeben und die Variation des psychophysischen Prozesses lediglich der qualitativen Variation des äußeren Reizes entsprechen zu lassen, so wie die Schwingungen der Platte im Empfangstelephon den Vibrationen der Platte im Aufgabetelephon entsprechen, ohne daß eine Verteilung auf verschiedene Bahnen stattfindet. Dann würde eine einzige akustische Zelle ausreichen, um die ganze Symphonie zu hören, ja, wenn die Anatomen nicht widersprechen würden, könnten dann die Eindrücke aller Sinne sich in einer einzigen Zelle treffen. Ja, solange wirklich lediglich die Wahrnehmung in Frage wäre, könnte der Psychologe von seinem Standpunkt aus garnichts dagegen haben, wenn alle psychophysischen Prozesse noch einmal wieder in die Zirbeldrüse verlegt werden. Wer da meint, daß eine psychophysische Theorie nur eine Zusammenfassung empirischer Beobachtungen ist, der wird freilich überzeugt sein, daß auch die Untersuchung der Wahrnehmungsvorgänge niemals auf dem Telephonstandpunkt stehen geblieben wäre, weil das Studium der Einzelheiten eben jene Thatsachen der spezifischen Energie enthüllt haben würde. Wer dagegen einsieht, daß solche Theorien aus logischen Bedürfnissen entstehen, in deren Dienst die Objekte umgeformt werden, bis die Gedankenaufgabe lösbar wird, der wird vielmehr annehmen, daß alle jene Thatsachen niemals in den Gesichtskreis der Forschung getreten wären und so als Erkenntnisse nie existiert hätten, wenn die logischen Bedürfnisse der Wahrnehmungstheorie allein maßgebend gewesen wären. Erst das Verlangen nach einer Erklärung des Associationsvorganges hat die Forschung instinktiv in die Richtung gedrängt, in der sich die sogenannten Thatsachen einfanden, die nun nötig waren; und so darf denn die Forschung sich auch nicht durch vorübergehende Schwierigkeiten ablenken lassen: die logische Voraussetzung, daß die Verschiedenheit der psychischen Qualität dem Unterschied der räumlichen Beziehung zur reizbaren Körperperipherie entspricht, muß unbedingt festgehalten werden.

Alles das spricht nun selbstverständlich auch gegen die Vorstellung, daß Wahrnehmung und Erinnerungsvorstellung, oder richtiger, peripher angeregte Empfindung und central ausgelöste Reproduktion der Empfindung anatomisch verschiedenen Sitz haben. Der Umstand, daß unter gewissen Bedingungen die Sinneserregung schon im subkortikalen Centrum Reaktionsbewegungen auslösen kann, während alles dafür spricht, daß die reproduzierte Erregung in der

Großhirnrinde abläuft, scheint ja zunächst solche Auffassung zu begünstigen. Unser allgemeinstes logisches Postulat, daß die Empfindung von einer Gehirnerregung begleitet sei, welche mit dem in der Empfindung empfundenen äußeren Objektfaktor kausal verbunden ist, würde ja allerdings auch bei solcher Auffassung befriedigt werden. Die Erregung im Mittelhirn ist mit dem äußeren Lichtpunkt ebenso kausal verknüpft wie die Erregung im Hinterhauptslappen. Für den Psychologen wäre daher das eine so brauchbar wie das andere, aber es muß eines von beiden sein, wenn er nicht wieder das ergänzende Associationsprinzip in seiner Fruchtbarkeit beschränkt sehen will. Die Weiterverfolgung läßt dann freilich keinen Zweifel, daß die subkortikalen Centren es sind, die den Anspruch auf psychische Begleiterscheinungen aufgeben müssen. Die pathologischen Beobachtungen an Menschen sprechen da eine deutliche Sprache, während die tierischen Reaktionen durch rein physische Reflexverbindungen erklärbar sind. Der Unterschied zwischen Wahrnehmung und Erinnerung wird dadurch natürlich nicht geleugnet, nur liegt der Unterschied nicht in der Qualität der Elemente.

Das alles soll nun durchaus nicht sagen, daß die physiologische Erregung in der sensorischen Endstation nur bezüglich ihrer Stärke und in keiner anderen Beziehung veränderlich sein darf; was wir fordern, ist nur, daß keine Veränderung des Prozesses innerhalb des physiologischen Elementes eine Veränderung in der psychischen Qualität bedingt. Andere psychische Änderungen, wie etwa Variationen der Lebhaftigkeit, mögen sehr wohl von physiologischen Variationen desselben Elements abhängen, ohne das Associationsschema zu zersprengen; wir werden selbst gerade in dieser Richtung die Fortführung der Theorie anstreben. Ebenso mag die Zelle neben der psychophysischen Aktion physiologische Prozesse durchmachen, die von ungleicher, vielleicht antagonistischer Art sind; die Associationstheorie bleibt davon unberührt, solange diese anderen Erregungen kein psychisches Gegenglied fordern. Charakteristisch sind in dieser Beziehung die Spekulationen über die chemische Natur des Neuronprozesses; daß es sich dabei thatsächlich um Spekulationen handelt, wird sich kaum bestreiten lassen. Man ist da auf allen Seiten geneigt, einen Wechsel von Assimilation und Dissimilation anzunehmen; ob nun aber der aufbauende oder der zersetzende Prozeß es ist, an den alles Psychische geknüpft ist, das scheint zwar für die Thatsachensucher höchst fundamental, für die psychophysische Theorie aber recht sekundär, solange nur eine ein-

zige Qualität mit dem einen Raumgebilde verkoppelt wird. So kommt es denn, daß in solcher und vielen ähnlichen scheinbar grundlegenden Fragen ganz widersprechende Aufstellungen heute ruhig nebeneinander in der Wissenschaft bestehen können. Die psychische Funktion scheint den Zerfall der komplexen Moleküle in der centralen Nervensubstanz zu begleiten, nicht etwa wie populäre Materialisten es darstellen, weil die psychischen Vorgänge selbst Arbeitsleistungen sind, in denen potentielle Energien sich in aktuelle umsetzen, sondern weil der psychophysische Vorgang die motorische Entladung hervorruft, in der in der That physische Spannkräfte frei werden. Auf der anderen Seite kann man aber darauf hinweisen, daß die sensorische Erregung gerade den Aufbau der komplexen Moleküle anregen muß, da der Fortfall der Sinnesreize, etwa durch Zerschneidung der sensorischen Bahn, den Zerfall der sensorischen Centren hervorruft. Ist der psychophysische Vorgang ein Dissimilationsprozeß, so geht die Assimilation ohne psychische Begleiterscheinung vor sich; im anderen Falle würden die Kohlenstoff- und Wasserstoffatome ihre Affinität zum Sauerstoff gewissermaßen stillschweigend befriedigen, ohne sich psychisch bemerkbar zu machen.

Man kann nun aber auch eine vermittelnde Auffassung annehmen, derzufolge vielleicht die mäßig starken Reize die Ansammlung physischer Energie begünstigen, die starken Reize aber die komplexen Moleküle zerstören und somit der psychophysische Prozeß bei stetigem Anwachsen des Reizes mit Assimilationen beginnt und in Dissimilationen übergeht. Ein gewisser Anhalt für solche Theorie scheint in der Veränderung des Gefühlswertes gegeben; solange der Reiz angenehm ist, gilt er als biologisch förderlich und muß somit zum Aufbau des Organismus beitragen, während der schmerzhafte Reiz zerstörend wirkt. Dabei ist dann aber stillschweigend die sehr bedenkliche Voraussetzung gemacht, daß ein Reiz, der für den Organismus förderlich ist, deshalb auch direkt für dasjenige Nervenelement förderlich sein muß, auf das der Reiz zunächst einwirkt und daß der Reiz, welcher für den ganzen Körper gefährlich ist, deshalb auch direkt das Element zerstört, das der ersten Einwirkung ausgesetzt ist. Möglich wäre es natürlich auch, daß der angenehme und unangenehme, der fördernde und schädigende Reiz gleicherweise zunächst bei der Sinneseinwirkung Nervenkraft verbrauchen, um dann erst weiterhin im Organismus antagonistische Funktionen auszulösen, durch die dann der Organismus sich gegenüber dem schädigenden Reiz vor dem dauernden Kraftverlust schützt und beim fördernden

Reiz sich den dauernden Kraftzuwachs zu nutze macht. Es wäre das ja eine biologisch wohl verständliche Arbeitsteilung in der Zellenwelt, wenn die Vorpostenarbeit der Wahrnehmungszellen bei nützlichem und schädlichem Reize gleichermaßen mit Kraftverlust für die Zellen selbst verbunden ist, so wie die optischen Centren selbst nicht direkt Leid oder Förderung erfahren, wenn sie das Bild des Feindes oder Freundes vermitteln.

Diese willkürliche Voraussetzung, daß der biologische Wert des Reizes für den Organismus zugleich den organischen Wert für die wahrnehmende Sinneszelle anzeigt und so die Natur des Zellenprozesses erleuchtet, hat nun aber andere auch zu ganz entgegengesetzten Ansichten geführt. Der fördernde Reiz, sagt man, stärkt den Organismus in seiner Leistungsfähigkeit, der schädigende Reiz setzt seine Leistungsfähigkeit herab; gerade der fördernde Reiz muß also eine intensive centrale Thätigkeit in der psychophysischen Zelle anregen, während der schädigende Reiz auch in der gereizten Zelle einen Stillstand der Funktion bedingt. Die Steigerung der Zellenaktion soll dann geradezu die physiologische Grundlage für das Lustgefühl des Eindrucks sein und die Unterdrückung der gesunden Aktion die Grundlage für das Unlustbewußtsein. Die erste Hypothese nahm also an, daß der schädigende Reiz die Wahrnehmungszelle schädigt, deshalb ihre Moleküle zersetzt und somit die aufgespeicherten Kräfte zur Entladung bringt, kurz die Dissimilation bedingt; die zweite Hypothese dagegen will, daß der schädigende Reiz die Zelle dadurch schädigt, daß er ihre normale Funktion hemmt und so die Dissimilation aufhebt. Das Verhältnis zwischen lusterregendem schwachem Reiz und schmerzerregendem starkem Reiz ist dadurch völlig umgekehrt, und doch ist auch hier das entscheidende Moment eine bedenkliche Analogie zwischen Neuron und Organismus. Gewiß schädigt der Unlust erregende Reizkomplex schließlich die Leistungsfähigkeit des Organismus und setzt somit seine Aktivität herab; das schließt aber durchaus nicht aus, daß er in der centralen Zelle zunächst das Maximum von Arbeitsleistung anregt und dort die gesamten vorhandenen Spannkräfte zur Explosion bringt, um so durch die außerordentliche Kraftanstrengung den Organismus als Ganzen vor dem Kraftverlust zu schützen. Das Widerspiel solcher Erörterungen zeigt deutlich, wie sehr diese scheinbar empirischen Fragen von logischen Forderungen beherrscht werden.

Nur theoretische Gründe sind es denn auch wieder, die im Wege

stehen, wenn es gilt, diesen Antagonismus assimilatorischer und dissimilatorischer Centralprozesse für die Erklärung antagonistischer Qualitäten auszunutzen. An sich liegt es ja nahe, sich vorzustellen, daß, wenn etwa die blaue und gelbe Farbenempfindung auf Assimilation und Dissimilation einer peripheren chemischen Substanz beruht, dieser Gegensatz sich zum Centrum hin fortpflanzt. Hier müssen wir aber doch wohl wieder daran festhalten, daß der verschiedenen Qualität räumlich gesonderte Substrate entsprechen und so der Sinnesapparat irgendwie vorsorgen muß, daß sich der periphere Assimilationsprozeß auf andere Bahnen hin fortpflanzt als der antagonistische Vorgang. Wenn andererseits Hilfshypothesen ersonnen werden könnten, vermöge deren es anschaulich wird, warum bei centraler Reproduktion der Impuls von koordinierten Neuronen aus einmal Assimilation und ein andermal Dissimilation im selben Gebilde hervorruft, warum also das Wort Gelb associativ den einen, das Wort Blau den entgegengesetzten chemischen Prozeß in derselben Zelle anregt, so würde kein Grund ersichtlich sein, warum nicht beide Qualitäten in demselben Neuron zusammen untergebracht sein sollten. Daß der psychische Zustand irgendwie auch dann sich verändern mag, wenn die Zelle ermüdet oder frisch ist, wenn sie schon in Erregung begriffen oder relativ ruhend ist, wenn sie von erweiterten oder verengerten Blutgefäßen versorgt wird, ist klar; solange die psychische Veränderung sich nicht auf die Qualität bezieht, wird weder die Lehre von der spezifischen Energie noch das System der Associationstheorie dagegen Einwand erheben. Wir dürfen das Verhältnis aber nicht umkehren. Wir dürfen nicht sagen, daß stets, wenn der physiologische Vorgang im psychophysischen Prozeß nach irgend einer Richtung variiert, daß dann auch die Empfindung sich verändern muß. Es muß stets von den besonderen Zielen der Zuordnung abhängig bleiben, welche Seiten des physischen Prozesses wir dem psychischen Vorgang zu Grunde legen; die erwähnten Variationen, wie etwa Hyperämie und Anämie, stehen dem Psychophysiker zur Verfügung, er ist aber nicht gezwungen, sie zu berücksichtigen.

Noch in einer anderen Richtung ließe sich die Zellenfunktion veränderlich denken, ohne daß die Associationslehre aufgehoben würde. Die Associationslehre steht und fällt mit der Ansicht, daß die von der Peripherie aus angeregte Erschütterung eine physiologische Spur hinterläßt; die molekulare Disposition muß durch die Erregung irgendwie verändert werden, sonst könnte sich keine ver-

aufnimmt, demzufolge zwei gleichzeitige Associationszentren nur diejenigen Vorstellungen erwecken, welche von beiden Zentren aus gemeinsam angeregt werden, während alle übrigen Associationen, welche einem der beiden Zentren allein zugeordnet sind, von vornherein gehemmt werden, so stützt sie sich zweifellos auf einen richtigen Thatbestand, vermag aber aus ihren eigenen Anschauungen keine Erklärung dafür zu liefern. Sie geht da über sich selbst hinaus und wird sich bewußt, daß sie für die Auswahl durch Verstärkung nur sehr unzureichende, und für die Auswahl durch Unterdrückung gar keine physiologischen Grundlagen in ihrem Schema vorfindet. Die Aufgabe wird also die sein, die Associationstheorie so auszugestalten, daß sie allem gerecht werden kann, was bei weitester Ausdehnung des Begriffes unter die Kategorie der Apperception fällt.

4. Neuere Vorstellungen über den psychophysischen Prozeß.

Die Versuche, über den gekennzeichneten elementarsten Typus der Associationslehre psychophysisch hinauszukommen, bewegen sich in den verschiedensten Richtungen und betreffen notwendig teils die Vorstellungen über den nervösen Prozeß, welcher dem psychischen Element zu Grunde liegt, teils die Vorstellungen über die Fortpflanzung der Erregung, welche für die Auswahl der psychophysischen Prozesse entscheidend sein soll. Wir lassen dabei selbstverständlich alle diejenigen Bewegungen außer acht, welche in der Richtung der befehdeten Apperceptionstheorie vorwärts schreiten, im Prinzip also die Associationstheorie nicht weiterbilden, sondern durchlöchern.

Zunächst müssen wir natürlich rückhaltlos die Bereicherungen anerkennen, welche der glänzende Fortschritt der Anatomie im letzten Jahrzehnt uns gebracht hat. An die Stelle der Ganglienzelle ist das Neuron getreten mit seinen Protoplasmafortsätzen und seinen Kollateralen; an die Stelle der direkten Verbindungen traten die freien Anlagerungen, und die Fortpflanzung vom Element des Sinnesapparates zum Gehirn wird nicht mehr nach dem Schema der Leitung in einer einzigen isolierten Bahn gedacht, sondern eher unter dem Bilde eines lawinenhaften Anschwellens. Die psychophysischen Möglichkeiten haben sich mit den neueren anatomischen Anschauungen in ungeahnter Weise erweitert, aber was uns auch Golgi und Cajal und das Heer ihrer Nachfolger über den feineren

erregten Neuronen selbst harmonisch umgestimmt werden, sondern eine dritte Zelle, zu der sie beide ausstrahlen, unter ihrer gemeinsamen Einwirkung eine Umlagerung erleidet, durch welche sie zu psychophysischer Thätigkeit disponiert gemacht wird. So wie die einfache Sinneszelle psychophysisch nicht in Betracht kommt, bis erst einmal der Reiz von der Peripherie aus auf sie eingewirkt hat, so würde diese Aufnahmezelle höherer Ordnung psychophysisch unthätig sein, bis die zwei in sie ausstrahlenden Großhirnzellen gleichzeitig auf sie eingewirkt haben. Mangel an anatomischem Material spricht nicht dagegen, da ja nach Abzug der direkten Sinneszellen die noch unbesetzten Zellen nach Milliarden zählen. Jede einzige dieser übergeordneten Sinneszellen würde durch ihre anatomische Beziehung zu den untergeordneten Neuronen eine vollkommen bestimmte räumliche Lage besitzen und da sie wieder nur einer psychophysischen Leistung zugeordnet wäre, könnte sie somit ohne weiteres in das Associationsschema eingefügt werden.

Vom Standpunkt unserer erkenntnistheoretischen Forderungen ist zunächst nichts gegen solchen Gedanken einzuwenden. Die logische Forderung ging ja nur dahin, daß die psychophysische Erregung kausal mit dem äußeren Vorstellungsgegenstand zusammenhängt. Das ist erfüllt; die getrennten Sinneszellen, welche den beiden Einzelreizungen zu Grunde liegen, sind dann eben nur Zwischenglieder in der Bahn zur sensorischen Endstation, auf welche der äußere Doppelreiz eindringt. Auch unsere weitere Forderung, daß die gleiche Qualität nicht an zwei verschiedene Substrate gebunden sein darf, bleibt hier durchaus erfüllt; es ist hier nicht, wie bei dem unmöglichen Vorschlag, dieselbe Empfindung in subkortikalen Centren und zugleich in der Gehirnrinde entstehen zu lassen. Der Bewußtseinsinhalt, welcher der Zelle höherer Ordnung entspricht, soll ja nicht einfach identisch mit der Summe der beiden getrennten Sinneserregungen sein, sondern ein ganz neuer Inhalt, für den das Zusammenfallen der beiden Einzelempfindungen gewissermaßen nur der Anlaß war. Daß dieser neue Inhalt psychologisch komplex ist, widerspricht an sich noch nicht der Zuordnung zu einem physiologisch einfachen Gebilde, wofern nur dieser Komplex für die Zwecke der Erklärung als nicht weiter auflösbare Einheit anerkannt wird. Das wäre hier aber durchaus möglich, denn dieser neue psychische Zustand, den der Doppelreiz auslöst, erscheint als ein Komplex ja erst dadurch, daß wir ihn mit einem der beiden psychophysischen Einzelvorgänge vergleichen, die zu ihm hinführen. An sich kann

zesses können nun zunächst dahin führen, daß die Parallelsetzung von Empfindungsqualität und Raumlage des Zellenprozesses aufgegeben wird und zwar entweder so, daß das ganze Gehirn an jeder psychischen Leistung beteiligt gedacht wird oder so, daß die Vorgänge zwar lokalisiert bleiben, aber zugleich von der Qualität des Reizes abhängig werden. Die alte FLOURENS'sche Vorstellung, daß das ganze Gehirn an jeder psychischen Leistung beteiligt sei, ist sicherlich auch heute noch berechtigt, wenn es einen Widerspruch gegen jene modernen Phrenologen bedeutet, welche komplizierte intellektuelle Leistungen in einen eng begrenzten Gehirnwinkel oder gar in eine einzelne Zelle projizieren wollen. Schon die Analyse einfacher Vorstellungen zeigte uns, wie Tausende der verschiedensten Empfindungen in ihnen zusammenwirken, Empfindungen, die auch bei strengster Lokalisation die verschiedensten Teile des Gehirnes in Thätigkeit versetzen müssen. Das Tierexperiment scheint daher auch sehr wohl mit solcher Anschauung vereinbar. Die Lehre wirft uns aber zu längst überwundenen Anschauungen zurück, wenn sie eine Leugnung der Lokalisation bedeutet. Nicht nur weist gerade das Tierexperiment und die klinische Beobachtung unzweideutig auf die lokale Differenzierung der Funktionen hin, sondern vor allem wird dadurch die mühsam errungene Erklärbarkeit der centralen Reproduktionen vollkommen wieder preisgegeben. Wenn zwei psychische Zustände an die Erregungen zweier räumlich getrennter Organe gebunden sind, so können wir in der That verstehen, wie die eine psychophysische Erregung die andere erwecken muß, sobald eine räumliche Bahn die Nerventhätigkeit von dem einen Gebilde zum anderen hinüberträgt. Handelt es sich aber um zwei nicht lokalisierte Vorgänge in demselben Organ, so müssen offenbar die physiologischen Vorgänge selbst qualitativ verschieden gedacht werden, um verschiedenen psychischen Qualitäten parallel zu gehen; dann fehlt uns aber jeglicher Anhalt, um physikalisch zu verstehen, warum später der eine Zustand in den anderen übergeht. Wir würden also wohl imstande sein, die Wahrnehmung, nicht aber die centrale Hervorrufung, die Association, den Zusammenhang zu begreifen; gerade um des Zusammenhanges willen hatten wir aber überhaupt ein Interesse, uns nach physiologischen Begleiterscheinungen der psychischen Zustände umzusehen.

Genau das Gleiche gilt nun aber von der moderneren Theorie, daß jedes Wahrnehmungselement durch die Beziehung zum Sinnesorgan genau räumlich begrenzt ist, seine Qualität aber von der

besonderen Art der peripheren Reizung abhängt und somit dieselbe Zelle unter verschiedenen Bedingungen qualitativ verschiedene psychophysische Erregungen durchmacht. Man hat dabei die Beziehung vom Sinnesorgan zum sensorischen Centrum mit der Beziehung der motorischen Centren zu den Muskeln verglichen; sowie die Bewegungscentren durch ihre verschiedenartigen Anregungen die verschiedenen Wirkungen im Muskelsystem auslösen, so sollen die Sinnesapparate das psychophysische System beherrschen. Man hat das als dynamische Theorie der Associationstheorie gegenübergestellt. Wendet sich solche dynamische Auffassung nur gegen die Übertreibungen, welchen die Lehre von den spezifischen Energien zuweilen ausgesetzt war, vor allem gegen die Ansicht, daß die psychophysische Leistung der sensorischen Zelle ohne vorangehende periphere Anregung denkbar sei, so ist sie durchaus im Recht. Darüber hinaus aber führt sie völlig in die Irre. Der Vergleich mit dem Muskelsystem sollte uns gerade den durchgängigen Unterschied zwischen den beiden Gebieten darthun, denn im Muskelgebiet ruft eine Kontraktion niemals direkt die andere hervor, jede Abfolge successiver Bewegungen ist vielmehr durch den Ablauf centraler motorischer Erregungen bedingt. Das analoge Verhältnis im sensorischen Gebiet würde dann gegeben sein, wenn unser gesamter Bewußtseinsinhalt nur aus direkten Wahrnehmungen bestände. Solange aber das, was wir durch psychophysische Konstruktionen erklären wollen, aus Nichtwahrnehmungen besteht, kann uns die Analogie mit dem Bewegungsapparat nicht helfen. Wir finden auf diesem Wege nicht die geringste Erklärung, warum, wenn zwei qualitativ verschiedene Reize hintereinander dieselbe Neurongruppe erregten, bei späterer Erneuerung der ersten Erregung auch eine Reproduktion des zweiten Vorganges zu erwarten sein soll.

Wenn auch in abgeschwächtem Maße, so gilt doch prinzipiell das Gleiche von jeder Theorie, welche die unbedingte Geltung der Lehre von den spezifischen Energien einschränkt. Gewiß lassen sich einige Thatsachen der experimentellen Tierphysiologie bequemer so interpretieren, daß den Centralteilen weitgehende Indifferenz der Funktion zugeschrieben wird, und vor allem läßt sich nicht leugnen, daß uns auf den meisten Sinnesgebieten noch jede Einsicht in die anatomische Grundlage fehlt. Wir kennen weder die getrennten Wege der postulierten Lichterregungsprozesse noch die Substrate der verschiedenen Geruchsempfindungen und selbst für die Tonwelt können wir konkrete anatomische Vorstellungen im

der schwachen vielleicht dadurch sich unterscheide, daß der psychophysische akustische Prozeß mit dem Anschwellen des Tones sich im Centrum ausbreite. Die neuere Auffassung der nervösen Zusammenhänge, derzufolge jede periphere Elementarreizung eine ganze Gruppe centrosensorischer Neuronen erregen muß, lenkt die Aufmerksamkeit aufs neue zu diesem Faktor zurück. Auch daran hat man gedacht, diese räumliche Ausbreitung der Eindringlichkeit des psychischen Zustandes zuzuordnen, also dem, was wir als Lebhaftigkeit beschrieben. Nun sollten in diesen Diskussionen zwei Dinge getrennt werden, einmal die räumliche Ausdehnung der centralen Erregung, die für die einfache Empfindung in jedem Falle notwendig ist, und andererseits diejenige Ausbreitung, die über dieses Minimum hinausgeht. Nach CAJAL leitet etwa ein Zapfen in der Fovea die Erregung zunächst zu einer Zelle der retinalen Ganglienschicht, und der Nervenfortsatz dieser Ganglienzelle verzweigt sich im Vierhügel so reichlich, daß die Erregung schon dort über eine beträchtliche Zahl von Zellen verbreitet wird; die Axencylinder dieser Zellengruppe aber enden in der Occipitalrinde, wo sie mittels ihrer Verzweigungen die Endbüschel einer noch weit größeren Anzahl Pyramidenzellen berühren. Das Gleiche soll vom Gehör- und Riechapparat gelten. Schließen wir uns solchen anatomischen Betrachtungen an, so würden wir mithin für die einfachste Empfindung ein anatomisch komplexes Substrat zu Grunde legen; die einzige Spekulation, die sich daran anschließen könnte, würde dann auf die atomisierenden Betrachtungen zurückgehen, zu denen wir schon von rein psychologischer Seite aus geführt waren: wir müssen nämlich schließen, daß die psychologische Begleiterscheinung der einzelnen Zelle einfacher als die empirisch bekannte Empfindung ist. Wir werden später diese Betrachtungsweise noch einmal aufnehmen, jedenfalls aber hat diese Frage nichts mit der anderen zu thun, wie sich der psychische Zustand verändert, wenn die centrale Erregung sich über die für die Empfindung nötige Zellengruppe hinaus verbreitet. Wir können, so wie wir in der empirischen Psychologie die Empfindung als psychologische Einheit anerkennen, auch die Zellengruppe, die für die Empfindung unentbehrlich ist, als anatomische Einheit in der Psychophysik betrachten: die Frage ist, wie sich der psychische Zustand verändert, wenn der centrale Prozeß über diese anatomische Einheit hinausgeht.

Sind wir hier nun aber wirklich berechtigt, noch frei über die räumlichen Nachbargebiete zu verfügen? Sind wir nicht verpflichtet,

die Ausbreitung im Centralapparat zu der Ausbreitung in dem Sinnesapparat in Beziehung zu setzen? Sicher kann davon nicht die Rede sein, daß etwa die räumliche Anordnung der Gesichts- und Tastcentren eine geometrische Projektion der Retina und der Haut darstellt. Gerade unsere atomisierende Betrachtung verlangt, daß die Projektionen der einander nebengeordneten Elemente der Peripherie im Rindenapparat einander teilweise decken und durchdringen, und die Formverhältnisse mögen so wenig gewahrt bleiben, wie das Umschaltebrett der centralen Telephonstation das Straßenbild der angeschlossenen Häuser zeigt, aber trotz alledem muß das räumliche Beieinander der Einheiten im Sinnesapparat irgendwie einem räumlichen Beieinander der centralen Substrate entsprechen. Damit ist natürlich noch nicht gesagt, daß die bloße Ausbreitung des centralen Prozesses für die Wahrnehmung des räumlich ausgedehnten Reizes genüge; andere associative Faktoren und Bewegungen müssen hinzutreten, aber diese anderen Faktoren werden eben gerade durch jene räumliche Ausbreitung der centralen Erregung erweckt, und so ist die räumliche Ausdehnung der centralen Erregung denn in der That unentbehrliche Bedingung für die Wahrnehmung des Ausgedehnten. Wenn sich der centrale Prozeß, der der Zapfenreizung entspricht, über seine Grenze ausdehnt, so wird er nicht eine lebhaftere Empfindung, sondern eine irradiierende hervorrufen; ob ein solches centrales Irradiieren bei normalem Funktionieren überhaupt vorkommt, interessiert uns hier nicht; die normale Lichtirradiation ist wohl jedenfalls peripheren Ursprungs, die räumliche Tastirradiation aber vermutlich central.

Nun scheint sich von allen Sinnen einer nicht dem zu fügen, der Gehörsinn. Es ist auch wohl kein Zufall, daß gerade an ihn sich zuerst die Vorstellung anknüpfte, daß die räumliche Ausdehnung des centralen Prozesses mit dem Anschwellen der Empfindung zu thun haben möge. Die Raumwerte des Gehörsinnes scheinen sich in der That zunächst grundsätzlich von denen des äußeren oder inneren Tastsinnes, des Lichtsinnes, des Geschmackssinnes u. s. w. zu unterscheiden. Der Schall wird ja freilich lokalisiert und zwar sehr viel feiner, als wir gemeinhin annehmen, aber die Lokalisation hat anderen Charakter. Wir können völlig absehen von der Bestimmung der Schallentfernung, die durchweg von empirischen Motiven, Verlöschen der Obertöne und ähnlichem abhängt, Faktoren, die dem Einfluß von Schatten, Farbentönungen und ähnlichem bei der räumlichen optischen Beurteilung entsprechen. Die eigent-

liche akustische Lokalisation ist dagegen bekanntlich nur Richtungsbestimmung und nicht auch Wahrnehmung der flächenhaften Ausbreitung wie bei Gesicht oder Getast. Wenn der gleiche Ton an mehreren Orten zugleich erzeugt wird, so hören wir nicht den Ton mit der Stärke des Einzelschalls über die größere Strecke ausgedehnt, sondern wir hören ihn an einem einzigen dazwischen liegenden Orte, aber in vervielfachter Stärke.

Nun ist die Richtungsbestimmung offenbar keine direkte Funktion der centralen räumlichen Ausbreitung. Man mag darüber streiten, wie weit die Verschiedenheit der Schneckenreizung, wie weit die Ohrmuschel und Gesichtshaut, wie weit vielleicht auch die Kanäle den entscheidenden inneren Prozeß anregen, dieser innere Prozeß ist aber wohl jedenfalls ein motorischer Impuls der Kopfbewegung. Der ganze Vorgang entspricht daher in seiner allgemeinen Natur in hohem Maße dem Vorgang der optischen Distanzbestimmung durch Konvergenz der Augen, die ihrerseits durch die Verschiedenheit der Netzhautreizung in den beiden Augen ausgelöst wird. Unter diesen Umständen scheint für denjenigen Raumwert der Haut oder der Retina, welcher aus der bloßen Ausbreitung entsteht, jedes Analogon beim Ohre zu fehlen.

Aber ist nicht vielleicht unsere gesamte psychoakustische Theorie durchgreifender Umgestaltungen fähig? Können wir uns darüber täuschen, daß wir dem Gehörsinn auch in jeder anderen psychophysischen Beziehung bisher immer eine sehr sonderbare Ausnahmestellung eingeräumt haben, welche dem Fortschritt der Analyse vielleicht hinderlich ist. Während beispielsweise der Reichtum der Lichtempfindungen auf Intensitätsveränderungen von nur sechs Empfindungen zurückgeführt werden kann, bleiben wir bei den Tönen noch immer bei den tausenden verschiedenen Qualitäten stehen. Wollten wir aber hier etwa auch der farbigen Reihe und der farblosen Reihe entsprechend die Mannigfaltigkeit auf eine Zweiheit der Reihen zurückführen, so würden sich die scheinbaren Schwierigkeiten vielleicht nicht als unüberwindlich erweisen. Wir würden eine Skala des reinen Höhenbewußtseins annehmen, die wie das farblose Licht vom Dunklen zum blendenden Strahl, hier nun ohne jeden Musikwert vom dumpfen Tiefenbewußtsein zum schrillen Ton hinführen, sowie die höchsten Töne ja thatsächlich für jeden nur Höhenwerte, nicht musikalische Werte besitzen. Während dieses Höhenelement von der Schwingungszahl ábhängt, würde dann der den Farbenerregungen entsprechende Faktor von den Schwingungs-

verhältnissen abhängen. Wir würden annehmen, daß er nirgends allein, sondern stets in Verbindung mit dem Höhenbewußtsein vorkommt und daß er auch niemals isolierte Elemente, nirgends musikalische Grundfarben, sondern stets Mischungen aufweist. Es würde dieselbe Mischung sein, die in verschiedener Verbindung mit verschiedenem Höhenbewußtsein als höhere und höhere Oktave wiederkehrt. Wir könnten so das ganze akustische System aus wenigen Bestandteilen aufbauen und eine sehr viel breitere Grundlage für das Verständnis der musikalischen Beziehungen gewinnen, aber das ist klar, daß die Intensitätsverschiedenheiten der Elemente sich dann nicht mehr auf die Stärke und das Anschwellen der Schalleindrücke beziehen. Die Wirksamkeit in der Tonfarbenmischung und die Schrillheit des Höhenbewußtseins repräsentiert jetzt die stärkere Intensität und würde psychophysisch somit der stärkeren Erregung des nervösen Elementes entsprechen. Die Intensitätszunahme der centralen akustischen Erregung würde dann also nichts mit der Stärkezunahme des Tones zu thun haben; die letztere würde somit eine neue physiologische Grundlage beanspruchen.

Hier dürfte nun die Stelle sein, wo das Prinzip der räumlichen Ausdehnung der akustischen Erregung einsetzen mag. Das Anwachsen und Anschwellen des Tones würde dann diejenige Variation des Schalles sein, die der Flächenausdehnung des Tast- oder Lichteindruckes analog ist. Wir würden somit annehmen, daß mit der Amplitude der Schallwellen zunächst nicht die Stärke des chemischen Prozesses, sondern die Ausdehnung des ergriffenen Centralgebietes wächst. Ist die Lokalisation des Schalles motorische Einstellung auf Grund der Intensitätsverschiedenheiten in beiden Hörapparaten, so wäre sie also psychophysisch eine motorische Reaktion auf die Verschiedenheit der Ausdehnung des Prozesses in den beiden Hörsphären, genau wie die Konvergenz eine Reaktion auf die räumliche Verschiedenheit der Eindrücke in den beiden Sehsphären ist. Wie weit eine solche Theorie durchführbar ist, darf uns hier nicht beschäftigen; hier galt es nur zu zeigen, daß die Psychophysik des Hörens durchaus nicht notwendig sich von den anderen Sinnen unterscheidet und auch dort die räumliche Ausdehnung des centralen Prozesses ebenso wie bei allen anderen Sinnen mit dem Anwachsen des akustischen Reizes in Verbindung gebracht werden kann. Daß die räumliche Ausdehnung der centralen Prozesse noch einer weiteren Funktion, wie etwa der Lebhaftigkeit, zugeordnet würde, scheint somit nicht empfehlenswert.

Schließlich müssen wir noch eine psychophysische Zuordnung erwähnen, die freilich ihre Rolle im wesentlichen ausgespielt hat, prinzipiell aber wichtig ist. Man glaubte, daß nicht nur die centrosensorische Erregung, sondern auch die centromotorische Innervation von einer psychischen Qualität begleitet wäre, der Impulsempfindung, die dem motorischen Anstoß vorangeht. Man sprach daher auch von einer Innervationsempfindung. Wir wissen, daß die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen der Psychologie solche Auffassung des Impulsgefühls unmöglich machen. Der Bewegungsanstoß in seiner unmittelbaren Willenswirklichkeit ist ja kein Objekt der beschreibenden und erklärenden Wissenschaft; wird er aber objektiviert, so ist es ein psychischer Zustand, dessen Inhalt die körperliche Bewegung ist. Dann kann sein physiologisches Gegenglied aber auch nur eine Gehirnerregung sein, die von der gemeinten Bewegung kausal abhängig ist, nicht aber eine Erregung, die selbst erst Ursache der Bewegung ist. Dem entspricht nun völlig die empirische Analyse. Die sogenannte Innervationsempfindung ist die anticipierte Vorstellung von dem Bewegungseffekt und sie genügt jenem erkenntnistheoretischen Postulat, da diese Vorstellung psychophysisch als Nachwirkung der früher vollzogenen Bewegung auftritt. Der erstmaligen Bewegungsausführung geht daher kein Innervationsgefühl voran; für jede Bewegung, die wir aktiv oder passiv vollzogen haben, kann dagegen die passiv erlebte Bewegungsempfindung reproduziert werden und, sobald sie dem neuen Bewegungsvollzug vorangeht, als Impulsempfindung in den Willenskomplex eintreten. Die Ursache, auf welche die Impulsempfindung im Dienste der Erklärung bezogen werden muß, ist somit die früher erlebte Bewegung, nicht die kommende Bewegung; sie begleitet mithin nicht die Innervation des neuen Impulses, sondern die Reproduktion der früheren sensorischen Erregung, welche durch die Muskelkontraktion, den Gelenkdruck und die Sehnenspannung erzeugt wird. Eine Innervationsempfindung ist somit unhaltbar; ist damit aber gesagt, daß der Vorgang der motorischen Innervation überhaupt keine psychophysische Bedeutung habe? Wäre es nicht möglich, daß die motorische Entladung schon in der sensorischen Zelle eine psychophysische Variation bedingt, so daß zwar keine spezifische Innervationsempfindung, wohl aber eine Variation der Reizempfindung die Innervationsvorgänge begleitet? Auch diesen Faden werden wir sofort noch einmal aufnehmen müssen.

5. Neuere Vorstellungen über die Verbindung der psychophysischen Prozesse.

Von den psychophysischen Prozessen selbst wenden wir uns zu den physiologischen Vorgängen, welche zwischen den psychophysischen Erregungen vermitteln; sie müssen die Erklärung liefern, warum im bestimmten Zeitpunkt gerade diese und nicht jene Zellengruppe zur Funktion kommt. Wie sahen, daß die Associationstheorie im wesentlichen damit auskommen will, daß die Verbindungsbahnen zwischen den psychophysischen Centren durch Einübung den Widerstand gegen die Fortpflanzung der Erregung aufgeben, so daß, wenn zwei Zellen gleichzeitig in Erregung waren, bei der Erneuerung des einen Prozesses der Vorgang auf die andere übergreift. Die Weiterentwickelung dieses Prinzipes wird nun zunächst dahin führen, daß diese verbindende Leitungsbahn komplizierende Formen annimmt. Wir werden dahin jeden Versuch rechnen müssen, bei welchem rein physiologisch wirkende Zellengruppen zwischen die psychophysischen Prozesse eingeschaltet werden. Das kann natürlich hinaufführen bis zu den verwickeltsten Systemen, denn selbst diejenigen Theorien, welche etwa das ganze Stirnhirn als einen physiologischen Apperceptionsapparat betrachten, der selbst keine psychischen Begleiterscheinungen hat, sondern nur auswählend und verstärkend auf die sensorischen Centren einwirkt, müssen konsequenter Weise auch hierin nur ein sehr komplexes Netzwerk chemischer Leitungsbahnen sehen. Gewiß unterliegen solche Konstruktionen leicht der Versuchung, inkonsequent zu werden. Der kontrollierende Hirnteil, obgleich ohne bewußte Begleiterscheinung, wird da leicht zum Sitze einer unbewußt wirkenden Seele und aus dem Sitz der Seele wird dann bald ein Instrument derselben, sodaß alle eigentliche Verbindung und Auswahl dann doch wieder dem Spiel der physischen Kräfte entzogen ist. Die inneren Widersprüche solcher Variationen der Apperceptionstheorie haben wir ausführlich dargelegt; in unserem jetzigen Zusammenhange kommen die inkonsequenten Spielarten der physiologischen Hypothesen nicht in Betracht, wir müssen uns an diejenigen Anschauungen halten, welche den Mut haben, auch große Gehirnteile als rein physische Zwischenglieder zwischen psychophysische Neuronen eingeschaltet zu denken.

Irgend eine prinzipielle Schwierigkeit liegt nun in dieser Richtung nicht. Wir müssen uns nur gegenwärtig halten, daß solange wir

kein prinzipiell neues Hilfsschema einführen, es sich immer nur um eine zunehmende Verwickelung des Leitungsnetzes handeln kann. Ob die Übertragungen, Umschaltungen, Verteilungen und Vereinigungen der Erregungen in der weißen Substanz mit ihren Millionen von verflochtenen Bahnen oder in den Zellen der grauen Substanz sich abspielen, ist mithin, solange auch die Zelle nur als Knotenpunkt von Bahnen gedacht wird, für das psychophysische Verständnis von sehr sekundärer Bedeutung. Die Organisation und Natur der Zelle ermöglicht es nun freilich, in solche Anschauung Faktoren einzuführen, die für die Leitungsbahnen allein nicht in Frage kommen; wir können die wechselnde Blutdurchströmung oder Ermüdung oder Kraftaufspeicherung oder motorische Wirksamkeit und vieles andere hineinziehen, aber damit suchen wir dann eben neue Prinzipien auf, die in der Associationslehre zunächst noch nicht anerkannt waren. Wir mögen also sehr wohl, etwa mit Flechsig, annehmen, daß der größere Teil des Großhirns nicht aus Sinnescentren, sondern aus Associationscentren besteht, die nicht etwa selbst psychophysische Träger der psychologischen Associationen sein sollen, sondern rein physiologisch zwischen den direkt oder indirekt angeregten Vorgängen in den Sinnescentren vermitteln. Betrachten wir so etwa das mächtige Gebiet, das die gesamten Scheitelwindungen, den Präcuneus, Teile des Gyrus lingualis, die Spindelwindung und die zweite und dritte Schläfenwindung umfaßt, als ein hinteres Associationscentrum, die vordere Hälfte der ersten und den größten Teil der zweiten Stirnwindung als ein vorderes Associationscentrum und die Insula Reilii als ein mittleres, so werden damit die Ergebnisse der anatomischen Entwickelungsgeschichte einerseits, die Beobachtungen bei lokalisierten Gehirnstörungen andererseits vortrefflich zusammengefaßt; was aber für die psychophysische Erklärung von solchen Auffassungen gewonnen wird, hängt ganz davon ab, wie wir die Funktion der Zellen in jenen Centren interpretieren. Sind sie lediglich verwickelte sensorische Leitungsbahnen, so mögen sie vielleicht unsere Furcht vor der unheimlichen Anzahl von Leitungsbahnen, die wir für die Associationstheorie zu postulieren hatten, ein wenig abstumpfen, da wir jetzt an Stelle einer unendlichen Mannigfaltigkeit einfacher Gebilde nur eine begrenzte Anzahl organischer Einheiten vorauszusetzen haben; aber für ein tieferes Verständnis, warum gerade diese Vorstellung jetzt jene hervorruft, ist dadurch nichts gewonnen. Und selbst die Hoffnung auf bessere Übersehbarkeit ist illusorisch, da die Be-

schränkung in der Zahl der anzunehmenden Elemente doch nur dadurch gewonnen wird, daß diese Elemente, die Zellen, nun selbst in der hier allein in Betracht kommenden Eigenschaft, nämlich als Leitungswege, unendlich kompliziert gedacht werden müssen.

Was wir wirklich gebrauchen, um vorwärts zu kommen, ist also ein über das nackte Associationsprinzip hinausführendes Schema. Wir müssen das beliebig verzweigte Leitungssystem als gegeben voraussetzen und uns dann nach weiteren Hilfsmitteln umsehen, um zu erklären, warum im gegebenen Moment unter den vielen möglichen Associationen gerade die eine auftritt und andere gar nicht zur psychophysischen Erregung kommen. An hypothetischen Vorstellungen, die sich in dieser Richtung bewegen, ist nun kein Mangel. Man hat an eine Interferenz der Erregungen gedacht nach dem Vorbild der Wellenbewegungen; von den physiologischen Hemmungserscheinungen ausgehend, hat man Hemmungsmechanismen für alle Gehirnteile vorausgesetzt; als Gegenstück hat man Prozesse der Bahnung angenommen; andere wieder haben an die wechselnde Hyperämie und Anämie der Zellen gedacht, noch andere an chemische normale Giftwirkungen, welche die Zelle ausschalten; man hat auch von Erholung und Herabsetzung des Neuronenschwellenwertes gesprochen, und schließlich interessiert man sich überall für die amöboiden Eigenbewegungen der Zelle, durch die ihr Kontakt mit den Nachbargliedern verändert wird. Es würde nicht schwer fallen, die Liste der Vorschläge noch zu verlängern und selbst dann wäre es vielleicht bei keinem einzigen Vorschlag nötig zu bestreiten, daß er einen berechtigten Kern enthält. Aber alle diese und ähnliche Vorschläge haben den einen großen gemeinsamen Fehler, daß sie das eigentliche Problem nicht lösen. Sie alle geben uns Mittel an, wie eine nervöse Erregung überwirksam oder unterwirksam gemacht werden kann, wie eine Zellenfunktion verstärkt oder gehemmt wird; was wir aber wissen wollten, ist, warum gerade diese eine und nicht irgend eine andere Erregung gesteigert oder erstickt wird, warum im bestimmten Zeitpunkt gerade diese Zelle und nicht ihre Nachbarin anämisch ist.

An der Möglichkeit jener vorgeschlagenen Schemata läßt sich in der That wohl kaum zweifeln, wenn auch für die empirische Durchführung im einzelnen uns meistens noch die sichere Grundlage fehlt. Nur die Behauptung, daß die Hemmung und Unterdrückung associativer Prozesse auf einer Interferenz der nervösen Wellen beruhe, kann heute wohl nichts anderes beanspruchen als ein Gleichnis

zu sein. Dagegen wird sich zweifellos nicht bestreiten lassen, daß Vorgänge der Hemmung und Bahnung das gesamte Nervensystem beherrschen. Zahllose Experimente der vivisektorischen Forschung, Beobachtungen am Krankenbett und im normalen täglichen Leben, beweisen, daß sensorische Erregungen Einfluß auf die Erregbarkeit anderer Centralteile haben. Es bedarf nur der Erinnerung an die cerebromedullären Verbindungen, die es bewirken, daß ein Reflex im Rückenmark gesteigert wird, wenn die Verbindungen zerschnitten sind, und gehemmt wird, wenn die verbindenden Fasern im Gehirn gereizt werden. Die Erregbarkeit des niederen Reflexcentrums muß also durch die Gehirnthätigkeit beeinflußt werden. Vor allem aber zeigen die inneren Erfahrungen diese Hemmungs- und Steigerungsvariationen der sensorischen Gebiete durch den Einfluß anderer Erregungen auf Schritt und Tritt. Physiologen, die, um nicht materialistisch zu erscheinen, gerne für die Phänomene der Aufmerksamkeit eine, dem Physiologen unzugängliche, Reservation abgrenzen, sind meist geneigt, diese Hemmungs- und Förderungsmechanismen an Beispielen zu demonstrieren, in welche kein Aufmerksamkeitselement hineinspielt. Nachdem wir aber einmal den konsequenten psychophysischen Parallelismus anerkannt haben, liegt kein Grund vor, das Material der Willens- und Aufmerksamkeitserscheinungen oder die Phänomene der Suggestion und Hypnose von der Betrachtung der Gehirnprozesse auszuschließen. Der Eindruck, der uns fesselt, macht uns für andere Eindrücke blind und taub; der Gedanke, der uns suggeriert ist, macht uns unfähig, den entgegengesetzten Gedanken anzuerkennen; ist aber die Aufmerksamkeit, vielleicht unter der Führung von Gemütsbewegungen, auf ein erwartetes Ziel gerichtet, so kann die Aufnahmefähigkeit und Erregbarkeit für große Eindrucksgruppen aufs höchste gesteigert sein. Es ist also nicht eine Frage, ob Hemmung und Förderung centraler Vorgänge durch die Wirksamkeit anderer Gehirncentren existiert, sondern die Frage kann nur sein, wie sie zustande kommt. Und darüber müssen wir uns eben klar sein, daß diese Frage nicht zureichend beantwortet ist, wenn wir den Endeffekt physiologisch beschreiben.

Ob wir da an jede Zelle zwei verschiedene Neuronen herantreten lassen, von denen das eine nur Träger des erregenden, das andere nur Träger des hemmenden Irritamentes ist, oder ob wir Verstärkung und Hemmung durch die Wirksamkeit derselben Leitungsbahn mit verschieden gerichteten chemischen Prozessen, assimilatorischen und dissimilatorischen, hervorgebracht denken, oder ob wir irgend eine

andere physiologische Hypothese bevorzugen, das ist im Grunde psychophysisch sekundär, denn keine dieser Hypothesen giebt uns das geringste Verständnis für die Auswahl der Verstärkungen und Hemmungen. Wenn wir alle solche Vorgänge in die Sprache der Neuronentheorie übersetzen, so können wir davon sprechen, daß die Erregbarkeitsschwelle für jedes Neuron im Organismus erhöht oder vertieft werden kann und daß die Erregung jeglichen Neurons irgend einen Einfluß auf die Schwellenwerte jedes einzigen Neurons im ganzen Körpersystem haben kann. Für den Kliniker ist die Feststellung solchen Verhältnisses eine hinreichende Förderung. Wenn er die Erscheinungen der Hyperästhesie, der Neuralgie, der Neurasthenie, der Hyperalgesie, der Hyperkinesie und ähnliches auf eine Vertiefung gewisser Neuronschwellen zurückführt, und anästhetische Zustände auf eine Erhöhung der Schwelle, so hat er eine wertvolle Basis für seine therapeutischen Maßnahmen gewonnen. Die weiter zurückliegenden Ursachen, warum gerade diese Neuronkolonie das Gleichgewicht des Nervensystems störte, sind für ihn erst in zweiter Linie wichtig; er findet die vertiefte Neuronschwelle und mit ihm etwa die Schmerzempfindlichkeit vor und soll sie beseitigen. Der Psychophysiker hat gerade dieses rückblickende Interesse, wenn die Lehre von der Hemmung und Förderung ihm irgend etwas nützen soll. Mit welchen Hilfsmitteln der Weg gebahnt oder versperrt wird, ist ihm unwichtig, wenn er nur erst wüßte, wer im einzelnen Fall den Befehl giebt, gerade diesen und nicht jenen Weg zu versperren; und da er nun einmal den Glauben an die rein psychologisch entscheidende Apperception aufgegeben hat, muß er darauf bestehen, daß auch diese tiefer zurückliegenden Vorgänge im Rechenschaftsbericht des Physiologen beleuchtet werden.

Wir dürfen uns auch darüber nicht täuschen, daß der Hinweis auf Cirkulations- und Ernährungsverhältnisse im Gehirn uns ebenfalls nicht über diese Schwierigkeiten hinweghilft, genau so wenig wie etwa die Einsicht in die histologischen Bedingungen der Erregungsverteilung. Gewiß kann der Anatom auf viele Faktoren hinweisen, die für die ungleiche Ausbreitung der nervösen Erregung zum Teil verantwortlich sein müssen, etwa auf die ungleiche Entwickelung der Protoplasmafortsätze, der Kollateralen und Endbüschel der Achsencylinder in den verschiedenen Neuronen oder auf die verschiedene Medullarisierung der Nervenfasern, da die stärkere Markhülle eine wirksamere Isolierschicht für die Nervenerregung sein wird, oder auf die verschiedene Entwickelung des interstitiellen

Kittes, der vielleicht auch die Aufgabe hat, das Zusammenfließen der nervösen Erregungen auszuschließen. Daneben mag der Physiologe noch diejenigen Faktoren aufzählen, die nicht dauernd sind, sondern sich leicht und schnell verändern. In diesem Sinne kommen dann in der That die Cirkulationsverhältnisse vor allem in Betracht. Daß eine lokale Erweiterung der Blutgefäße eine Kongestion der nervösen Substanz bedingt, welche der Funktion günstig ist, während die Blutleere die Erregungsschwelle erhöht, das läßt sich kaum bezweifeln. Auch sind wir durchaus nicht mehr genötigt, solche Veränderung jedesmal auf große Bezirke zu beziehen, wie etwa bei der Ohnmacht, dem Schlaf, der Hypnose, der Gemütserregung. Wenn wir mit Cajal annehmen, daß perivaskuläre Neurogliazellen zu den Kapillaren der grauen Substanz Fortsätze aussenden und sich an der äußeren Fläche des Endothels so inserieren, daß jede Kapillare Tausenden dieser Pseudopodien zur Insertion dient und daß durch Kontraktion dieser Fortsätze lokale Erweiterung des Gefäßes ensteht, so kennen wir das Instrument, durch das fördernde und hemmende Einflüsse die Erregbarkeit der einzelnen Zellen verändern können. Aber diese varriierende Bedingung erklärt uns den eigentlichen Vorgang doch ebenso wenig, wie jene dauernden anatomischen Bedingungen, da wir doch eben nicht wissen, warum gerade diese perivaskulären Neurogliazellen im bestimmten Zeitpunkt in Erregung geraten. Sind es die Blutgefäße, welche durch ihre Dilation und Kontraktion das Spiel der psychophysischen Erregungen beherrschen, so müssen wir unbedingt fragen, warum ein Wort, das unsere Aufmerksamkeit fesselt, eine Suggestion, eine Idee Tausende der Kapillaren erweitert und andere Tausende verengert, und alles das nicht in zufälliger pathologischer Unordnung, sondern in einer Feinheit der Zusammenwirkung und mit einer Zuverlässigkeit der wechselseitigen Ergänzung, die jeden Gedanken an bloße Fortleitung auf vorgebildeten Bahnen von vornherein ausschließen sollte.

Genau dasselbe gilt dann schließlich von den Theorien über die Beweglichkeit der Nervenzellen, Theorien, die in den letzten Jahren so reichlich emporgeschossen sind und eine vielgestaltige Litteratur erweckt haben. Daß die anatomische Erforschung solcher amöboiden Veränderungen das lebhafteste Interesse erweckt, ist natürlich, und daß besonders der psychologische Dilettantismus in solcher Zellenveränderung das letzte Geheimnis der psychophysischen Thätigkeit sucht, kann auch nicht wundernehmen. Vorläufig sind die Histologen allerdings noch so uneinig, daß es zweifelhaft sein

mag, ob die Psychophysiologen weise daran thun, ihre Theorien gar zu sehr bestimmten anatomischen Vorstellungen anzupassen. Wir hören, daß die Zellen bei der geistigen Arbeit sich zusammenziehen und die besten Tierexperimente scheinen in der That dafür zu sprechen, daß die Erregung zur Einziehung der Fortsätze führt. Von anderer Seite aber hören wir, daß die geistige Thätigkeit gerade auf der Ausstreckung der Ausläufer beruhen muß, weil gerade dadurch die Neuronen in Kontakt gebracht werden und so die Fortleitung ermöglicht wird. Und andere wieder bleiben dabei, daß die Nervenzellen und ihre Ausläufer überhaupt unveränderlich sind, daß dagegen die Neurogliazellen der grauen Substanz in Zustände der Kontraktion und der Erschlaffung übergehen können. Während des Zustandes der Erschlaffung soll dann die stromisolierende Substanz der Neurogliafortsätze sich zwischen die Verzweigungen der Nervenzellen schieben und so die psychophysischen Verbindungen aufheben, während die Einziehung der Pseudopodien den Kontakt der psychophysischen Substrate herstellen soll. Es ist nicht Sache der Psychologie, anatomische Probleme zu entscheiden, nur darüber muß sich die Psychologie klar sein, daß hier in der That die Verhältnisse nicht besser liegen als bei der Annahme funktioneller Hyperämie und Anämie oder bei der Hypothese von den antagonistischen chemischen Prozessen. Solange wir nicht annehmen dürfen, daß ein dem Kausalgesetz entzogener Geist über den Neurogliazellen schwebt und die Gliafortsätze immer zur rechten Zeit gerade da vorschiebt, wo die sachliche Beziehung der psychischen Inhalte eine Trennung verlangt, kann auch die Retraktionstheorie uns nur die Hilfsmittel der Ausführung, nicht aber die Ursachen der Auswahl erklären.

Vergleiche:

A. Allin, Über das Grundprinzip der Association. Berlin 1895.

G. Aschaffenburg, Experimentelle Studien über Associationen. Psychologische Arbeiten. 1896.

Azoulay, Psychologie histologique et texture du système nerveux. L'année psychologique. 1896.

L. F. Barker, The nervous system and its constituent neurones. New-York 1899.

W. v. Bechterew, Bewußtsein und Hirnlokalisation. Leipzig 1898.

W. v. Bechterew, Die Leitungsbahnen im Gehirn und Rückenmark. Leipzig 1899.

R. v. Cajal, Neue Darstellung vom histologischen Bau des Centralnervensystems. Archiv für Anatomie und Entwickelungsgeschichte. 1893.

R. v. Cajal, Les nouvelles idées sur la structure du système nerveux. Paris 1895.

M. W. Calkins, Association. New-York 1896.
A. Christiani, Zur Physiologie des Gehirns. Berlin 1885.
K. Deffner, Die Ähnlichkeitsassociation. Zeitschrift für Psychologie. 1898.
H. H. Donaldson, Central Nervous System, in Howells American Textbook of Physiology. Philadelphia 1897.
L. Edinger, Vorlesungen über den Bau der nervösen Centralorgane. Leipzig 1896.
S. Exner, Großhirnrinde, in Hermanns Handbuch der Physiologie. Leipzig 1881.
D. Ferrier, The Functions of the Brain. London 1886.
P. Flechsig, Gehirn und Seele. Leipzig 1896.
A. Forel, Gehirn und Seele. Bonn 1894.
M. Foster, The Nervous System. London 1897.
J. Gad und Heymans, Physiologie des Menschen. Berlin 1892.
J. Gaule, Was ist unser Nervensystem. Zeitschrift für Psychologie. 1892.
J. van Gieson, Neuron Energy. Archives of Neurology and Psychopathology. New-York 1898.
A. Goldscheider, Die Bedeutung der Reize im Lichte der Neuronlehre. Leipzig 1898.
C. Golgi, Sulla fina anatomia degli Organi Centrali del Sistema Nervoso. Milano 1886.
Fr. Goltz, Der Hund ohne Großhirn. Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie. 1892.
H. Held, Beiträge zur Struktur der Nervenzellen und ihrer Fortsätze. Archiv für Anatomie und Entwickelungsgeschichte. 1897.
E. Hering, Zur Theorie der Nerventhätigkeit. Leipzig 1899.
A. Herzen, Psychophysiologie. Leipzig 1889.
Hodge, Some effects of stimulating ganglion cells. American Journal of Psychology. 1890.
V. Horsley, The energy developed by a nerve centre. Brain. 1898.
A. v. Kölliker, Über die Hypothese von R. v. Cajal. Würzburg, Ph. Med. Gesellschaft. 1896.
A. v. Kölliker, Handbuch der Gewebelehre des Menschen. Leipzig 1896.
J. v. Kries, Die Natur gewisser mit den psychischen Vorgängen verknüpfter Gehirnzustände. Zeitschrift für Psychologie. 1894.
J. v. Kries, Über die materiellen Grundlagen der Bewußtseinserscheinungen. Freiburg 1898.
M. v. Lenhossek, Der feinere Bau des Nervensystems. Berlin 1893.
Mathias-Duval, L'amoeboisme des cellules nerveuses. Rev. scientif. 1898.
Th. Meynert, Psychiatrie. Wien 1884.
H. Münsterberg, Association. In Gads Reallexikon der medizinischen Propädeutik. Wien 1892.
H. Munk, Über die Funktionen der Großhirnrinde. Berlin 1890.
H. Munk, Über die Fühlsphären der Großhirnrinde. Sitzungsberichte der Berliner Akademie. 1893 ff.
Fr. Nissl, Die Hypothese der spezifischen Nervenzellenfunktionen. Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie. 1897.
H. Obersteiner, Bau der nervösen Centralorgane. Wien 1896.
R. Odier, Les mouvements de la cellule nerveuse. Genève 1898.

M. Offner, Über die Grundformen der Vorstellungsverbindung. Philosophische Monatshefte. 1892.
Ch. Pupin, Le neurone et les hypothèses histologiques. Paris 1896.
J. Soury, Les Fonctions du Cerveau. Paris 1891.
M. Stefanowska, Les appendices terminaux des dendrites cérébraux. Bruxelles 1897.
J. Ward, Assimilation and Association. Mind 1894.
R. Weinmann, Die Lehre von den specifischen Sinnesenergien. Hamburg 1895.
W. White, Retraction Theory. New-York 1899.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Aktionstheorie.

1. Die Aufgabe der Aktionstheorie.

Unsere Umschau hat uns zu den verschiedensten Versuchen geführt, das unzureichende Schema der Associationstheorie zu erweitern und zu ergänzen, aber alle jene Ansätze zu neuen Theorien haben die eigentlichen Grundfehler, die uns in der Associationstheorie entgegentraten, doch nicht aufgehoben. Manche der Versuche lehnten wir als unhaltbar ab, andere erkannten wir als wertvoll und zutreffend, aber eine abschließende psychophysische Theorie liegt uns noch immer in weiter Ferne. Anregend und fördernd waren dabei die berechtigten und die unberechtigten Hypothesen, aber zufriedenstellend waren sie nicht. Auf der einen Seite haben wir noch immer kein physiologisches Substrat für diejenigen Variationen des psychischen Elements, welche über die Veränderungen der Art und der Stärke hinausgehen; vor allem die Veränderung der Lebhaftigkeit, von der Eindringlichkeit des aufmerksam Erfaßten bis herab zum Verschwindungspunkt des Gehemmten, ist noch immer ohne physiologische Grundlage. Selbst der Ausblick auf die zuletzt erörterten Vorgänge der Zellenanämie oder Zellenkontraktion kann uns da nicht helfen, denn besonders die Erscheinungen der Hypnose und Hysterie und viele andere in normaler Breite zeigen deutlich, daß eine Vorstellung gehemmt sein mag und dennoch ein physiologischer Prozeß zu Grunde liegen muß, da sie später unter anderen Umständen nachträglich erweckt werden kann; die gehemmte

Vorstellung war also nicht einfach eine nicht vorhandene Erregung. Als psychophysischer Vorgang war sie nicht vorhanden, als physiologischer Prozeß muß sie existiert haben, da sonst keine Spur zurückgeblieben wäre. War die Zelle überhaupt gelähmt und aufnahmeunfähig, so kann sie auch nicht der gehemmten Vorstellung gedient haben. Auch der gehemmten Vorstellung muß also ein bestimmter physiologischer Prozeß zu Grunde liegen, und so haben wir denn in dem Übergang von stärkster Eindringlichkeit durch alle Grade der Lebhaftigkeit herab bis zum Zustand völligen Gehemmtseins eine Skala von Werten, für die uns bisher die physiologische Basis fehlte. Sie wurde bisher entweder mit der Intensitätsreihe und ähnlichem zusammengeworfen, oder in unhaltbarer Weise der räumlichen Ausdehnung der Erregung zugeordnet, was für die völlige Hemmung, der positiven Nachwirkung wegen, wieder ganz unmöglich ist, oder im Geiste der Apperceptionstheorie der nur psychischen Aufmerksamkeit überwiesen.

Auf der anderen Seite fehlt uns noch immer der Einblick in den Mechanismus, der die Auswahl der psychophysischen Erregungen vollzieht. Wir lernten die verschiedensten Hilfsmittel kennen, die möglicher Weise eine Zelle zu verstärktem Funktionieren anregen oder funktionsunfähig machen, aber wir gewannen von alledem nicht einmal einen Wink, wie wir es erklären können, daß gerade diese verstärkt und gerade jene gelähmt wird. Die Associationstheorie bot doch wenigstens ein Prinzip dar: erweckt wird alles, was in früherer Erfahrung gleichzeitig ins Sensorium trat. Die Ergänzungshypothesen, daß gewisse Associationen verstärkt und gewisse unterdrückt werden, sei es durch chemische Prozesse oder durch Cirkulationsbedingungen oder durch Retraktion, versuchen überhaupt keine prinzipielle Erklärung, alles bleibt dem Zufall überlassen und nur der Endeffekt wird in physiologischen statt in bloß psychologischen Begriffen beschrieben. Dieser zweite Fehler der Theorien steht aber unverkennbar in engem Zusammenhange mit dem ersten. Die Verstärkung und Unterdrückung, für die wir die weiter zurückliegenden Ursachen wissen wollen, bedingen offenbar gerade jene Variationen der Lebhaftigkeit von stärkster Eindringlichkeit herab zur totalen Hemmung, für welche wir die physiologischen Begleiterscheinungen suchten. Die nicht überwundenen Schwierigkeiten der Associationstheorie sind somit im Grunde nur eine einzige: wir entbehren eine Psychophysik der Lebhaftigkeitswerte. Zu solcher Psychophysik gehört dann natürlich sowohl die Beschrei-

bung der Prozesse, welche der psychischen Lebhaftigkeitsschwankung zu Grunde liegen, als auch die Aufzeigung ihrer zurückliegenden Ursachen. Solange wir den Prozeß selbst nicht kennen, ist das Suchen nach seinen Ursachen notwendig ziemlich hoffnungslos, da Ursache und Effekt vermutlich zu derselben Gruppe von Phänomenen gehören werden.

Nun giebt es eine Gruppe nervöser Phänomene, welche bisher in der That in ganz überraschender Weise bei der Erklärung der psychophysischen Prozesse vernachlässigt wurde: die *motorischen Prozesse*. Die Apperceptionstheorie und die Associationstheorie samt allen psychophysischen Variationen, die wir diskutierten, sind prinzipiell durch und durch *sensorische Theorien*. Hier haben wir den Punkt erreicht, wo unser Widerspruch sich nicht gegen diesen oder jenen Vorschlag, sondern gegen die gesamten bisherigen Anschauungen richten muß. Hier muß Wandel geschaffen werden: wir werden niemals eine konsequente psychophysische Theorie besitzen, die wirklich dem gesamten geistigen Leben gerecht wird, bis wir die rein sensorischen Anschauungen durch sensorisch-motorische ersetzen. Die Apperceptionstheorie wurde der geistigen Mannigfaltigkeit gerecht, war aber psychophysisch nicht konsequent; die Associationstheorie war psychophysisch konsequent, wurde aber selbst mit allen ihren angehängten Ergänzungshypothesen dem Reichtum des psychischen Geschehens nicht gerecht. Sie konnte es nicht werden, weil sie das Psychische nur von den sensorischen Prozessen abhängig sein ließ und die biologische Grundthatsache außer acht ließ, daß der nervöse Vorgang stets ein sensorisch-motorischer ist, daß unser Gehirn in jeder Erregung Handlungen vorbereitet und daß diese Aktionen des Organismus für die centrale Funktion des Gehirns genau so entscheidend sein müssen wie die Impressionen. Die Apperceptionstheorie und die Associationstheorie waren vom psychophysischen Standpunkt gleicherweise Impressionstheorien; wir stellen ihnen die *Aktionstheorie* gegenüber, welche von der *Associationstheorie die Konsequenz der psychophysischen Anschauung* erben soll, von der *Apperceptionstheorie* aber die *Berücksichtigung der aktiven Seite des geistigen Lebens, der Aufmerksamkeits- und Hemmungserscheinungen* herübernimmt. Nur, während die Associationstheorie mit ihrer Konsequenz bei den centripetalen Prozessen stehen blieb, will die Aktionstheorie sie auf die centrifugalen übertragen; und während die Apperceptionstheorie jene aktiven Funktionen lediglich ins rein Psychische ver-

gte, so daß die Stellungnahme des Bewußtseins selbst die Entscheidungs- und Lebhaftigkeitswerte bedingte, will die Aktionstheorie die motorische Gehirnfunktion, also die wirkliche Aktion des Organismus, den Phänomenen zu Grunde legen.

Dieser Vorwurf, daß die motorische Seite des Gehirnlebens bisher zu sehr oder gar vollständig für die Psychophysik vernachlässigt wurde, sei nun nicht mißverstanden. Es soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß in den bisherigen Diskussionen über die psychophysiologischen Thatsachen keine Rücksicht auf die centrifugalen Funktionen des Nervensystems genommen worden sei; solche Behauptung würde nicht nur unhaltbar, sondern geradezu unsinnig sein, da es sich leicht zeigen läßt, daß die Untersuchung der motorischen Phänomene einen großen Raum in den bisherigen Arbeiten einnimmt. Das Tierexperiment, auf das alles Studium der psychophysiologischen Einzelvorgänge ja in erster Linie angewiesen ist, hat offenbar gar keine andere Möglichkeit als die Untersuchung der Bewegungen des Tieres unter wechselnden Bedingungen; alle die wertvollen Ergebnisse über die psychophysische Lokalisation, über Reizung und Hemmung und vieles andere sind daher vor allem durch die Analyse der Bewegungen und der centralen motorischen Funktionen gewonnen worden. Das hat nun aber nichts mit unserer Behauptung zu thun, denn die Berücksichtigung der Bewegungen für die Erforschung der psychophysischen Prozesse bedeutet ja nicht, daß die Bewegungsantriebe selbst *als Bestandteile des psychophysischen Prozesses* berücksichtigt wurden. Es ist ein sehr verschiedenes Ding, ob ich die Abwesenheit gewisser optischer Reaktionsbewegungen feststelle und aus den Bewegungen schließe, daß das Tier blind ist, oder ob ich den Fortfall der Bewegungen für den Ausfall der optischen Vorstellungen verantwortlich mache. Für die bisherige Physiologie waren die Bewegungen Reagenzmittel zum exakten Studium der centralen sensorischen Prozesse, aber eine Abhängigkeit des sensorischen Prozesses von den Bewegungen war nicht anerkannt; die psychophysische Theorie hielt daran fest, daß zunächst der sensorische Prozeß fertig sein müsse, ehe die Impulse zu den motorischen erteilt werden und daß dieser motorische Vorgang dann ein rein physiologischer sei, der direkt die Psychologie nichts angeht.

In zwei Formen hatte freilich auch die psychophysische Theorie doch motorische Faktoren eingeschlossen. Erstens hatte sie eine große, manchmal vielleicht zu große Rolle den *Muskelempfin-*

dungen zugeschrieben und zweitens hatte sie die Innervationsempfindung, wie wir sahen, zuweilen als Begleiterscheinung des motorischen Impulses interpretiert. Aber auch diese beiden Versuche boten nicht das, was wir suchen. Gewiß sind die Muskelempfindungen, Gelenkempfindungen, Sehnenempfindungen, gleichviel ob sie uns direkt Vorstellungen der Bewegung, Spannung, Thätigkeit liefern oder als Teile in die Raum- und Zeitvorstellungen, Gefühle und Gemütsbewegungen eintreten, stets von den Aktionen des Organismus abhängig, aber die Abhängigkeit ist keine andere als die der Lichtempfindungen von den Lichtstrahlen. Nicht der centrifugale Impuls, der zur Bewegung führt, gewinnt da psychophysische Bedeutung, sondern die centripetale Erregung, die von der Muskelkontraktion oder dem Gelenkdruck oder der Sehnenspannung hervorgerufen ist. Die Verwertung der Muskelempfindung ist wichtig für die vollständige Analyse des psychophysischen Prozesses, aber über die rein sensorischen Theorien führt sie prinzipiell nicht hinaus.

Das gilt nun natürlich nicht für die Hypothese, daß der centrale motorische Impuls selbst von einer bestimmten Bewußtseinsqualität, der Innervationsempfindung, begleitet sei, eine Hypothese, die wohl zuerst von Meynert eingeführt wurde und eine Zeitlang von Wundt und anderen verteidigt wurde. Hier war nun in der That ein centrifugaler Prozeß Grundlage für einen bestimmten psychischen Inhalt, aber wir haben die Gründe erörtert, warum solche Interpretation des Impulsgefühls völlig unhaltbar ist und thatsächlich nahezu von allen Seiten aufgegeben wurde. Die Innervationsempfindung muß allen übrigen Empfindungen koordiniert werden; sie ist die anticipierte Reproduktion früherer Bewegungsempfindung, ihr qualitativer Inhalt darf also prinzipiell nicht anders erklärt werden als der Inhalt der Tast- oder Lichtempfindungen. Von einer Wiederaufnahme dieser verfehlten Theorie kann hier also keinenfalls die Rede sein. Und dennoch läßt sich nicht bestreiten, daß die Theorie der Innervationsempfindungen noch am ehesten sich in der Richtung bewegt, in der wir das Ziel suchen. Wenn jene Theorie meinte, daß die Innervationsempfindungen eine Gruppe von Empfindungen seien, die prinzipiell von allen anderen Empfindungen verschieden sind und somit verschiedene psychophysische Erklärung verlangen, so war das ein Mißverständnis; wenn die Theorie aber besagt, daß die centrifugale Entladung selbst Bestandteil psychophysischer Erregung ist, so wird die Aktionstheorie völlig beistimmen, ja, sie wird darüber hinaus behaupten, daß es überhaupt keine Empfindung giebt, der nicht

ein motorischer Impuls zu Grunde läge und daß somit in diesem Sinne jede einzige Empfindung und daher jedes Element des gesamten Bewußtseinsinhaltes eine Innervationsempfindung sei.

Ehe wir auf den genaueren Sinn dieser Behauptung eingehen, sei aber auch das sofort gesagt: der neue Vorschlag kann sich nicht rühmen, daß ihm neue psychophysische Beobachtungen zu Grunde liegen. Er sucht von den rein physiologischen Thatsachen diejenigen aus, an welche sich die psychologischen Forderungen am besten anlehnen lassen. Mehr hat keine der anderen Theorien gekonnt; auch die Associationstheorie hat keine psychophysischen Beobachtungen zu ihrer Verfügung. Wer sich vergegenwärtigt, daß jede psychophysische Theorie notwendig eine logische Konstruktion ist, in der die beobachtbaren physischen und die beobachtbaren psychischen Vorgänge einander so zugeordnet werden, daß gewisse logische Zwecke erfüllt werden können, der sieht darin keinen Nachteil, sondern eine notwendige und selbstverständliche Voraussetzung. Dabei ist auch hier, wie bei allen psychophysischen Konstruktionen, die Psychologie durchaus in der Führerrolle: wir wissen von den psychischen Objekten so sehr viel mehr als von den physiologischen. Die Psychologie stellt ihre Forderungen auf und die Thatsachen der Physiologie werden dann auf ihre psychophysische Verwertbarkeit hin gesichtet. Im wesentlichen wird es sich daher auch hier nur um eine neue Aufstellung der physiologischen Forderungen handeln, welche die Psychologie stellen muß, um von ihrem Standpunkt aus einer psychophysischen Theorie zustimmen zu können. Mit welchen konkreten physiologischen Thatsachen diesen psychophysischen Mindestforderungen heute entsprochen werden kann, ist auch für uns eine sekundäre Frage, und je weniger wir uns an bestimmte mikroskopische Entdeckungen anlehnen, desto größer wird die Aussicht sein, das neue Prinzip wissenschaftlich fruchtbar zu machen. Je ängstlicher sich der Psychologe auf die allerletzten histologischen Entdeckungen verläßt, desto mehr ist er in Gefahr, die logischen Gesichtspunkte preiszugeben; wenn dagegen seine Grundgedanken richtig sind, so ist keine Sorge, daß auch die Physiologie und Anatomie ihr Material schließlich der Theorie anpassen können.

2. Die Prinzipien der Aktionstheorie.

Die Bewußtseinsthatsachen, von denen wir ausgehen wollten, waren die der Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit, der Verstärkung

und Hemmung, der Förderung und Unterdrückung. Die physiologischen Prozesse, denen wir sie zuordnen wollten, waren die der centrifugalen Aktion. Wir wollen dabei keine Errungenschaft der Associationstheorie wieder preisgeben. Die Associationstheorie hatte gelehrt, daß der gesamte Bewußtseinsinhalt aus Empfindungen bestände, deren Qualität von der räumlichen Lage der sensorischen Endstation, und deren Intensität von der Stärke der zur Endstation hingeführten Erregung abhängt. Will die Aktionstheorie diese Grundlage festhalten und auf ihr weiter bauen, und will sie die Lebhaftigkeitswerte eben dieser Empfindungen erklären und sie auf centrifugale Aktion zurückführen, so wird sie auf die von der sensorischen Endstation zum motorischen Apparat ausströmenden Erregungen hinweisen müssen. Der erste Satz der Aktionstheorie wird daher besagen und fordern, daß die Empfindung in der sensorischen Endstation bezüglich ihrer Qualität von der räumlichen Beziehung der zuführenden Bahn, bezüglich ihrer Stärke von der Quantität der zugeführten Erregung, bezüglich ihrer Lebhaftigkeit aber von der Stärke der fortgeführten centrifugalen Erregung abhängt. Es würde damit gesagt sein, daß die physiologische sensorische Erregung an sich überhaupt nicht von psychischen Vorgängen begleitet sei, sondern erst beim Übergang in die Entladung psychophysisch würde. Die sensorische Erregung ohne Entladung würde dann dem niedrigsten Grade der Lebhaftigkeit, also der vollständigen Hemmung entsprechen; je vollständiger die Entladung, desto lebhafter die Empfindung. Dabei bleibt es wieder natürlich gleichgültig, ob die sensorische Reizung von der Peripherie aus, oder associativ von koordinierten Centralteilen aus erfolgt.

Die Bedingung für den psychophysischen Vorgang wäre somit die Möglichkeit der centrifugalen Entladung; je mehr die molekulare Disposition der Ausführungsbahn die Entladung begünstigt, desto lebhafter muß die Empfindung ins Bewußtsein treten. Ist die Ausführungsbahn molekular so disponiert, daß sie der Entladung einen Widerstand leistet, den die sensorische Erregung nicht überwinden kann, so haben wir den Zustand der Hemmung, in dem auch die periphere Erregung unbemerkt bleibt. Wenn wir dabei von Bereitschaft oder Widerstand der von der Rinde fortführenden Bahn sprechen, so ist das natürlich nur ein Gleichnis, für das beliebige andere untergeschoben werden können; wir könnten ebensowohl von einer Bahnung und Versperrung der Wege, oder von offenen und

verstopften Kanälen sprechen; die Theorie soll keinenfalls mit der Verantwortlichkeit für eine bestimmte Auffassung des Nervenprozesses belastet werden. Andererseits ist das klar, daß, wie wir auch den Vorgang im Nerven uns vorstellen mögen, der Vorgang in der Zelle in jedem Moment unbedingt von der cellofugalen Thätigkeit ebensosehr beeinflußt sein muß wie von der cellopetalen. Wir mögen uns das System einfach oder kompliziert denken, niemals werden wir die Variationen in einem Centralgebiet, das Einführungs- und Ausführungswege besitzt, wirklich bestimmen können, wenn wir nur die Zufuhr und nicht die Ausfuhr berücksichtigen. Hier haben die üblichen Theorien schlechthin mit einer Fiktion gerechnet. Was auf der Kopfstation einer Bahnlinie vorgeht, muß stets aus Einfahrt und Ausfahrt zusammen berechnet werden.

Daß jegliche psychophysische Erregung wirklich Ausgangspunkt centrifugaler Prozesse ist, wird nun auf Schritt und Tritt von der empirischen Physiologie bestätigt. Keine Sinnesempfindung taucht im Bewußtsein auf, ohne das System unserer Bewegungen und Spannungen irgendwie zu variieren, und sei es auch nur eine Blickbewegung oder eine Wortinnervation, eine Einstellung der Stimmbänder oder die Beugung eines Fingers; und gleiches gilt für jede associierte Vorstellung und jeden Gedanken. Aber selbst wenn das äußerlich sichtbare Spiel unserer Muskeln nicht so beständig jede innere Regung widerspiegelte, die Physiologie könnte unschwer den Nachweis führen, daß eine Fülle körperlicher Veränderungen jederzeit im Organismus sich abspielen, die von den Bewußtseinsvorgängen beherrscht sind, aber nicht die motorische Peripherie erreichen. So zeigt die feinere Untersuchung bekanntlich, daß die Erweiterung und Verengerung der Blutgefäße und die Funktionen der verschiedensten Drüsen von den centrifugalen Impulsen der psychophysischen Arbeit reguliert werden, und das Studium der Sehnenreflexe zeigt eine so vollständige Abhängigkeit der niederen Reflexcentren vom Bewußtsein, daß der gesamte Organismus in jedem Augenblick von den Rindenimpulsen beherrscht erscheint.

Die Physiologie vermittelt uns aber auch die weitere Erkenntnis, daß die Hirnrinde nicht etwa direkt ihren Impuls zum peripheren Muskel sendet, sondern zunächst auf subkortikale Centren einwirkt, die ihrerseits wieder den Impuls vielleicht zu medullaren Ganglien hinabschicken mögen. Man hat diese Über- und Unterordnung der motorischen Centren zuweilen mit einer Hierarchie oder einer Heeresorganisation verglichen, aber der Vergleich führt in die Irre. Solche

Vergleiche würden auf ein Verhältnis hinweisen, bei dem die untergeordneten Schichten die größte Zahl der Elemente aufweisen und jede höhere Schicht weniger und weniger bis hinauf zu einer einheitlichen Centralstelle. Für unseren psychomotorischen Apparat gilt das Umgekehrte. Gerade die oberste beherrschende Schicht ist die breiteste und gliederreichste, und die Serie von untergeordneten Systemen verengert sich stetig. Die Situation ist das genaue Gegenstück zum sensorischen Vorgang. Ein vereinzelter Schall- oder Licht- oder Tasteindruck erregt das sensorische System derart, daß die Erregung zur Hirnrinde hin fortdauernd anschwillt und dort mit den erweckten Associationen Hunderttausende von Elementen im Cortex funktionieren läßt; solche Hunderttausende von Rindenelementen arbeiten dann wieder zusammen, um centrifugal die Erregung einem kleineren untergeordneten Kreise mitzuteilen, und diese koncentrieren die Erregung so, daß der schließliche Anstoß vielleicht nur ein paar Ganglien im Vorderhorn des Rückenmarks trifft. Die Rinde des Großhirns ist also gewissermaßen die Basis und die periphere Sinneszelle oder die medulläre Bewegungszelle die Spitze eines Kegels von Leitungsbahnen; in dem sensorischen Kegel pflanzt sich die Erregung von der Spitze zur Basis, im einzelnen motorischen Akt von der Basis zur Spitze fort. Meist wird auch die Spitze selbst abgeflacht sein und eine gewisse Breite haben: Hunderte von Lichtreizen mögen uns gleichzeitig treffen, und Hunderte von Bewegungsanstößen mögen gleichzeitig resultieren, aber der Grundtypus bleibt derselbe. Die übergeordnete Hirnrinde bleibt stets die umfassendste Mannigfaltigkeit im gesamten System und die immer wieder sich hineinmischende Vorstellung, als wenn auch im Physiologischen Überordnung notwendig zugleich Vereinfachung meine, ist endgültig aufzugeben: die Hierarchiegleichnisse sind Überlebsel einer unhaltbaren Seelentheorie.

Das motorische System ist also kein Armeekorps mit einem einzigen General an der Spitze; es hat viel mehr Generäle als Gemeine, aber die Anordnung in übergeordnete und untergeordnete Funktionssysteme muß unbedingt festgehalten werden. Die Großhirnrinde, in der allein die psychophysischen Erregungen ablaufen, muß auf subkortikale Centren einwirken, um Bewegungsanstöße auszulösen. Hier findet nun die Aktionstheorie ihre weiteren Anhaltspunkte. Um es zunächst in die Form eines einfachen Schemas zu bringen, können wir sagen, daß in jenen subkortikalen Centren die ganze Mannigfaltigkeit ein sehr einfaches Ordnungsprinzip überall aufweist, näm-

lich daß jedes motorische Centrum zunächst zu einem antagonistischen Centrum in Beziehung steht. Wir kennen keinen centralen Bewegungsanstoß, dem nicht ein entgegengerichteter entspräche: ihren typischsten Ausdruck findet diese Erscheinung in dem Verhältnis der Beuger und Strecker, aus deren Zusammenwirken die meisten unserer Handlungen hervorgehen. Aber auch da, wo es sich nicht um Streckung und Beugung handelt, sondern etwa um Drehung des Augapfels, um Erweiterung und Verengerung der Mund- oder Augenöffnung, um Ein- und Ausathmung, um das Spiel der Gesichtsmuskulatur, überall läßt sich leicht die gleiche Gegensätzlichkeit der motorischen Impulse verfolgen, überall ist die paarweise Anordnung der Centren eine notwendige Voraussetzung.

Die Aktionstheorie nimmt nun an, daß dieser unleugbare Gegensatz der motorischen Funktionen die eigentliche Grundlage für alle fördernden und hemmenden, bahnenden und versperrenden, kurz alle antagonistischen Funktionen des Nervensystems ist und somit auch alles Verstärken und Unterdrücken, Auswählen und Beseitigen der psychophysischen Vorgänge auf diesem Gegensatz der Handlungen beruht. Es giebt keinen psychophysischen Vorgang, der als solcher einem anderen psychophysischen Vorgang entgegengesetzt ist, es giebt keine zwei Vorstellungen, die als psychische Gebilde einander ausschließen, es giebt keine zwei Empfindungen, in deren Wesen es liegt, daß sie nicht zusammen im Bewußtsein vorkommen können. Deshalb allein war es so vollkommen hoffnungslos, das Spiel des wechselseitigen Förderns und Hemmens aus dem Verhältnis der sensorischen Prozesse selbst abzuleiten. Wir vermochten da wohl den Vorgang der Funktionsaufhebung durch Anämie oder durch Interferenz oder durch Einziehung der Fortsätze in der sensorischen Zelle zu beschreiben, aber einen Grund zu finden, warum die eine Zelle die andere und gerade diese eine andere zum Stillstand zwang, das mußte allezeit aussichtslos bleiben. Es giebt nur einen Gegensatz, der mit dem Anspruch mechanischer Notwendigkeit auftritt: wir können nicht eine Handlung und gleichzeitig die antagonistische ausführen, wir können nicht nach rechts und gleichzeitig nach links gehen, wir können nicht die Augen heben und gleichzeitig senken, wir können nicht einatmen und gleichzeitig ausatmen, wir können nicht die Hand ausstrecken und gleichzeitig zurückziehen, kurz eine Handlung allein bewegt sich in Gegensätzen, eine Vorstellung niemals; eine Aktion allein

kann niemals gesetzt sein, ohne daß damit eine entgegengerichtete Bewegung ausgeschlossen wird, während eine psychophysische Erregung an sich mit jeder anderen psychophysischen Erregung vereinbar wäre und in ihrer Konstitution kein physiologischer Grund auffindbar ist, der die Unterdrückung einer koordinierten sensorischen Erregung notwendig machen könnte. Es wiederholt sich da im Physiologischen, was wir früher im subjektiven Erlebnis der geistigen Wirklichkeit fanden; im wirklichen Geistesleben giebt es auch keinen Gegensatz der Objekte, sondern nur einen Gegensatz der Willensrichtung; Wille meint Gegensatz. Der logische Gegensatz der Begriffe war daher nicht eine Funktion der Begriffe als Objekte, sondern resultierte aus der subjektiven Stellungnahme: wir können nicht den einen wollen, ohne den anderen nicht zu wollen. Wir haben es hier jetzt im letzten Grunde mit derselben Thatsache nur in objektivierter Form zu thun; der Akt der unmittelbaren Wirklichkeit ist hier ins Psychophysische projiziert. Wir müssen klar erkennen, daß alle sensorischen Erregungen des Gehirns als solche friedlich nebeneinander bestehen könnten; nur die Handlungen, die ihnen entsprechen, lassen sich niemals zusammen ausführen. So wie es die inneren Beziehungen des Willens sind, die Verknüpfung und Trennung in die logischen, ethischen und ästhetischen Inhalte des Geistes bringen, so sind es die physiologischen Beziehungen der subkortikalen motorischen Centren, die Verstärkungen und Hemmungen, und alle apperceptiven Funktionen in das System der psychophysischen Rindenprozesse tragen.

Schon im Anfange des Jahrhunderts hatte Charles Bell deutlich erkannt, daß eine nervöse Verbindung zwischen den antagonistischen Muskeln so vermitteln müsse, daß immer der eine erschlafft, wenn sich der andere zusammenzieht. Er fügt schon ausdrücklich hinzu, daß diese Verbindung nicht nur für die Muskeln gelten müsse, die am selben Gliede vereinigt sind, sondern auch für solche, die wie die Atemmuskeln weit voneinander getrennt liegen. Erst eine spätere Zeit hat das Problem experimentell aufgenommen und durch sinnreiche Versuche die Existenz dessen nachgewiesen, was Sherrington „reciprocal innervation“ nennt. Von einer klaren Einsicht in die Einzelheiten des Vorganges sind wir ja auch heute noch weit entfernt, und die Psychologie darf sich keinenfalls erlauben, der Physiologie hier vorzugreifen, da die beiden irgendwie verbundenen Prozesse in den subkortikalen Regionen offenbar rein physiologische sind. Nun mag es noch völlig dunkel sein, wie es kommt, daß die

Erregung eines Beugecentrums hemmend auf das korrespondierende Streckcentrum einwirkt, aber das ist klar, daß sich hier nicht etwa dieselben Schwierigkeiten wiederholen, denen wir bei der Betrachtung der Rindenprozesse begegneten. Als wir die Rindenhemmungen untersuchten, war unsere Schwierigkeit nicht die, daß wir den Hemmungsmechanismus nicht kannten; im Gegenteil, die verschiedensten brauchbaren Vorschläge standen uns zur Verfügung. Die wahre Schwierigkeit war, zu verstehen, warum eine Rindenzelle auf tausend andere bald erregend, bald hemmend einwirkt. Davon ist nun hier bei den subkortikalen motorischen Centren gar nicht die Rede; hier können wir einen unveränderlichen anatomisch prästabilierten Zusammenhang voraussetzen, der immer nur eine kleine Zellenkolonie mit einer einzigen anderen verbindet. Wie dieses Postulat der wechselseitigen Verbindung physiologisch erfüllt wird, ist dann für unsere Zwecke ganz gleichgültig.

Wir haben nunmehr also zwei Thesen vor uns, eine psychophysische und eine physiologische. Die psychophysische sagt, daß die Lebhaftigkeit der Empfindung davon abhängt, ob die sensorische Erregung in der Rinde die kortikofugalen Entladungsbahnen mehr oder weniger offen findet; bei günstiger Entladungsdisposition sollte die Empfindung das Maximum der Eindringlichkeit erreichen, bei versperrter Entladungsbahn sollte die Empfindung gehemmt sein. Die physiologische Thesis dagegen sagt, daß die Erregung eines subkortikalen motorischen Centrums zugleich eine Hemmung im antagonistischen Centrum hervorruft. Was haben wir nun aber unter solcher physiologischen Hemmung eines motorischen Centrums zu verstehen? Offenbar bedeutet sie nur, daß die von übergeordneten Neuronen dem Centrum zufließenden Erregungen jetzt nicht mehr wirksam sind, das gehemmte Centrum also der von der übergeordneten Rinde ausgehenden Entladung jetzt Widerstand entgegensetzt. Damit haben aber die beiden Thesen sich so vollständig einander genähert, daß sie sich ergänzen und wechselseitig durchdringen; ihre Einheit ist der Grundgedanke der Aktionstheorie. Empfindungen, so werden wir jetzt sagen, sind lebhaft und eindringlich, wenn die Entladungsbahn der sensorischen Erregung in dem subkortikalen motorischen Centrum, zu dem sie führt, keinen Widerstand findet. Die Empfindung andererseits ist gehemmt, wenn die Entladungsbahn der sensorischen Erregung zu einem subkortikalen motorischen Centrum führt, welches wegen der gleichzeitig ablaufenden Erregung des antagonistischen Centrums selber gehemmt ist und so der Ent-

ladung Widerstand entgegensetzt. Das gesamte Spiel der Verstärkungen und Hemmungen in den Millionen der psychophysischen Elemente ist so bedingt durch die reciproken Hemmungswirkungen der antagonistischen reinphysiologischen Bewegungscentren unterhalb der Rinde.

Es ist einleuchtend, daß mit dieser Formulierung nur das Prinzip der Theorie in seiner abstraktesten Form gegeben ist und seine Fruchtbarkeit erst aus der weiteren Ausführung sich ergeben kann. So haben wir beispielsweise bisher nur von der paarweisen Anordnung der Antagonisten gesprochen und doch ist es klar, daß die physiologischen Bewegungscentren in sehr viel reicherer Weise einander zugeordnet sind und jede dieser Beziehungen die Anwendung unseres Prinzipes beeinflußt. Jeder Bewegungsimpuls bringt eine Reihe anderer zugeordneter und untergeordneter Bewegungsimpulse mit sich und die Unterdrückung eines Impulses wirkt entsprechend auf die zugeordneten und untergeordneten motorischen Centren weiter. Jede dieser mitklingenden motorischen Zellen hat nun wieder ihren Antagonisten; jede miterregte motorische Innervation setzt also neue motorische Hemmungen, jede miterfolgende Hemmung setzt neue antagonistische Erregungen, und jede einzige dieser im motorischen System sich abspielenden Wechselwirkungen wirkt nun, der Aktionstheorie gemäß, rückwärts auf die psychophysischen Rindenvorgänge und schattiert hier die Lebhaftigkeit der sensorischen Erregungen von völliger Unbemerkbarkeit bis zu koncentriertester Eindringlichkeit. Wir müssen uns vor allem aber stets gegenwärtig halten, daß unser Gehirn kein ruhendes System ist, welches erst durch äußere Reize in Erschütterung gerät und in allen übrigen Teilen selbst dann noch unberührt bleibt. Wer sich das Gehirn nicht in allen Teilen lebendig und stetig funktionierend vorstellt, wird niemals der Erscheinungsfülle gerecht werden können. Schon der Tonus unserer Muskeln und Gefäßwände zeigt, wie in jedem Augenblick Tausende der niederen Centren Kontraktionsanregungen aussenden und somit jeder neu eintreffende Impuls eine komplizierte Mannigfaltigkeit von Erregungsvorgängen vorfindet. Jeder neue von der Rinde herabkommende Anstoß bedingt somit nicht eigentlich eine Erregung in unerregtem Gebiet, sondern eine Erregungsveränderung im positiv oder negativ thätigen System. Das Gleichgewicht der Gehirnteile ist somit das Gleichgewicht eines Systems bewegter Massen, und gerade aus diesem Umstand verstehen wir seine außerordentliche Plasticität. Während ein ruhendes System

durch einen äußeren Anstoß leicht aus seinem Gleichgewicht gebracht werden würde, kann das bewegte System sich durch Erregungsschwankungen weitgehenden Variationen anpassen. Man hat es mit einem bewegten Kreisel verglichen, der, solange er bewegt ist, auf seiner Spitze stehen bleibt, auch wenn er einen seitlichen Anstoß erhält, während er in Ruhe beim geringsten Anhauch umfallen würde.

Die in jedem Augenblick thatsächlich ausgesandten Impulse samt ihren zugeordneten Erregungen, so vielgestaltig und abgestuft sie auch sein mögen, dürfen aber durchaus nicht allein berücksichtigt werden, wenn wir uns den subkortikalen Zustand klar machen wollen. Die molekulare Disposition, welche der neue Anstoß vorfindet, wird in noch höherem Grade durch die vorhandenen chemischen Spannkräfte bestimmt sein, die jedem motorischen Neuron in bestimmtem Zeitpunkt einen bestimmten Grad der Entladungsbereitschaft und einen bestimmten Grad der Widerstandsfähigkeit geben müssen. In diesen Spannkräften würden einerseits die Effekte der vorangehenden trophischen Vorgänge, des normalen Aufbaues, der Ermüdung und ähnliches zum Ausdruck kommen, andererseits die ganze Reihe früherer Einübungen und Zuordnungen. Alles, was sich je in diesen subkortikalen Schichten abgespielt hat, muß seine Spuren in chemischen Umstimmungen und molekularen Neudispositionen hinterlassen haben und dazu beitragen, daß die kortikalen Träger der sensorischen Erregungen ein sich fortwährend neu gestaltendes System von guten und schlechten Leitern für ihre Entladungen in den niederen Hirnschichten vorfinden. Jeder gute Leiter steigert dabei die Eindringlichkeit der übergeordneten psychophysischen Funktion und jeder widerstandsetzende schlechte Leiter unterdrückt und hemmt sie. Diese fortwährende Umstimmung im Spiel der niederen Schichten erklärt es dann auch, warum dieselben sensorischen Reize unter verschiedenen Bedingungen so ganz verschiedene Bewegungen auslösen können und vor allem, warum dieselbe Bewegung aus so verschiedenen Reizungen erfolgen mag. Die schließlich auftretende periphere Bewegung ist eben nur das letzte Ergebnis aus dem komplizierten Wechselspiel aller motorischen Dispositionen und gegenwärtigen Erregungen. Dabei müssen sich fortwährend die verschiedensten Formen der Reizreaktion im Gehirn durchkreuzen und so das, schon durch die Mannigfaltigkeit der Dispositionen so vielgestaltige, System in eine kaum übersehbare Bewegungsmannigfaltigkeit versetzen.

Wir bringen uns dieses Widerspiel der Bewegungen näher, wenn wir sie unter biologischem Gesichtspunkt betrachten. Wir können dann die Haupttypen vielleicht in folgender Weise überblicken. Ein von außen kommender Reiz löst einerseits Adaptations-, andererseits Reaktionsbewegungen aus. Die Adaptation bringt den Reiz, dessen Förderungs- oder Schädigungswert noch nicht empfunden wurde, zu deutlicherer Wahrnehmung. Die Anpassung wird sich dabei nicht nur auf die Muskeln der Sinnesorgane beschränken, sondern weite Körpergebiete ergreifen. Ist aber der Lust-Unlustwert fühlbar, so tritt die Reaktion ein. Wir müssen dabei natürlich nicht an die sogenannten Reaktionsbewegungen der Psychophysik denken, bei denen etwa ein Schallreiz mit einer vorbestimmten Fingerbewegung beantwortet wird; das ist gar keine eigentliche Reaktion auf einen Reiz, sondern auf eine komplexe Situation, die von der Reizerregung und einer ganzen Serie associativer Vorstellungen gebildet wird. Wir sprechen hier nur von der direkten Reaktion auf den Reiz selbst. Da lassen sich nun wieder zwei Fälle unterscheiden. Entweder ist der Reiz ein von uns unabhängiges Objekt, dann ist die typische Reaktionsbewegung, wenn der Reiz lustbetont ist, eine Streckbewegung, wenn er unlustbetont ist, eine Beugung, jener Gegensatz der Bewegung, den wir von den Pseudopodienbewegungen der Protisten bis zum Menschen durch die ganze Tierreihe verfolgen können. Diese grundlegende Tendenz kreuzt sich nun mit einer anderen, die biologisch ebenso wichtig ist. Der Reiz kann nämlich zweitens ein von uns abhängiges Objekt sein, indem er durch unsere eigene Thätigkeit hervorgebracht wird. Dieses von uns selbst produzierte Objekt, etwa ein gesungener Ton, bringt, wenn er lustbetont ist, eine Steigerung der produzierenden Bewegung und wenn er unlustbetont ist, ein Abbrechen der Bewegung durch Innervation der Antagonisten. War der unwillkommene Reiz durch eine Beugungsbewegung produziert, so muß die Reaktion in diesem Falle also eine Streckung sein.

Gleichviel ob wir es mit Reaktionen vom ersten oder vom zweiten Typus oder mit Adaptationen zu thun haben, stets muß nun die ausgelöste Bewegung ferner nicht nur durch die Qualität des Reizes, sondern auch durch seine Raumlage und seine zeitliche Dauer bestimmt werden; jede Verschiebung der Reizquelle muß also Variationen der Reaktion hervorrufen. Ein einzelner einwirkender Reiz kann nun aber nur der erste Ausgangspunkt für die schematische Betrachtung sein. Stets ist zunächst eine Mehrheit von Reizen ge-

geben, in räumlicher und zeitlicher Aneinanderordnung, die dadurch ausgelöste Bewegung muß also die Resultierende aus allen von den Einzelreizen angeregten Impulsen sein. Andererseits gesellen sich nun aus der centralen Nachwirkung solcher gleichzeitigen Reize durch associative Prozesse reproduzierte Reizerregungen den unmittelbaren hinzu. Die reproduzierte sensorische Erregung muß nun aber wieder dieselben Adaptationen und Reaktionen anregen, welche vom Original ausgingen, und die thatsächlich erfolgenden Bewegungen werden nunmehr zu Resultierenden aus den Gesamtanregungen der Reize und der Associationen; der Vorgang hat sich damit praktisch fast unübersehbar kompliziert und trotzdem ist das schließlich nur das Grundthema zu den Variationen. Einmal nämlich verkoppeln sich succedierende Bewegungen, die einer zeitlichen Reihe von Reizen entsprechen, derart, daß künftig eine Bewegung die ganze motorische Reihe auslöst. Zweitens stellen sich in den subkortikalen Schichten associative Bahnen zwischen den niederen sensorischen Centren und den motorischen Neuronen her, so daß der Reiz, wenn er wiederholt eine Bewegung auf dem Wege durch die Rinde hervorgerufen hat, allmählich dieselbe Bewegung auslöst, noch ehe er die Rinde erreicht hat. Vergegenwärtigen wir uns schließlich, daß jede solcher ausgeführten Bewegungen irgendwie die molekulare Disposition des Apparates umstimmt, daß die Erregungen, auch wo sie nicht zu peripheren Bewegungen führen, doch centrale Umlagerungen und Einstellungen hervorrufen müssen, die sich in späteren Bewegungen dann geltend machen und daß unser ganzes Leben sozusagen in jedem Akt Ausgleichungen zwischen den eingeübten Bewegungen und den durch die neuen Reizkomplexe der neuen Situation angeregten Reaktionen mit sich bringt, so wird uns nun anschaulicher, welch ein millionenfaches Hinundwiederspiel der Erregungen und Hemmungen jederzeit in unserem Gehirn von statten geht. Gerade darauf stützt sich die Aktionstheorie, denn erst die Mannigfaltigkeit dieser notwendig vorhandenen Unterschiede in der Funktion der motorischen Centren kann die unendliche Mannigfaltigkeit in den Lebhaftigkeitswerten der übergeordneten psychophysischen Empfindungen erklären, denen gegenüber die Associationstheorie auch nicht das geringste Hilfsmittel des Verständnisses besaß.

Wir haben bei alledem die speziellen anatomischen und chemischen Vorstellungen unerörtert gelassen: die Psychologie muß zufrieden sein, wenn von jener Seite kein Grund für direkten Widerspruch zu den psychologischen Forderungen vorliegt, aber sie schwächt

ihre eigene Position, wenn sie für strittige Spezialbehauptungen der Nachbarwissenschaften Stellung nimmt. Nun fügen sich die Thatsachen der Anatomie durchaus ein, wofern sie nur nicht willkürlich in entgegengerichteter Weise interpretiert werden. Wenn aus jeder Rindenstelle, deren Reizung eine bestimmte Bewegung hervorruft, ein nicht-sensorisches rein motorisches Centrum gemacht wird, dann würde unsere psychophysische Anschauung ja sicherlich auf gewisse Schwierigkeiten stoßen. Dazu liegt aber kein Grund vor. Jede Bewegung kann von der Hirnrinde aus erweckt werden, nur bedarf es für gewisse Bewegungen dazu lediglich eines einfachen Sinnesreizes, während andere eine komplexe Zusammenwirkung von Reizen verlangen. Besonders die unmittelbaren Adaptationsbewegungen müssen als unmittelbare Antwort auf den Reiz betrachtet werden, während die komplizierten Reaktionsbewegungen nur da entstehen können, wo die verschiedenen Faktoren der gesamten Situation zusammen auf das niedere Centrum einwirken. Daher erscheint es denn wohl, als ob die Extremitätenbewegungen, die von der Tastsphäre, oder die Kopf- und Augenbewegungen, die von den Seh- und Hörsphären ausgelöst werden, prinzipiell anderen Ursprung haben als die komplexen Reaktionen. In beiden Fällen ist es die Hirnrinde, deren psychophysische sensorische Erregungen kortikofugal weiterwirken müssen, um in subkortikalen Centren direkt oder im wechselseitigen Ausgleich die Bewegung anzuregen.

Ebenso ist es nur ein Scheineinwand, wenn man der Aktionstheorie entgegenhalten wollte, daß die Eindrücke gerade desto weniger lebhaft werden, je leichter sie in Bewegung übergehen und scheinbar ganz gehemmt sind, wenn die Bewegung ohne jeden Widerstand sich vollzieht. Wären wir wirklich zu der anatomischen Auffassung gezwungen, daß die mechanisierte Reaktion noch immer durch die kortikalen sensorischen Centren führte, so wäre die Aktionstheorie in der That unhaltbar. Je leichter und vollständiger die sensorische Rindenzelle sich entladen kann, desto lebhafter und eindringlicher sollte die Empfindung sein. Solche anatomische Interpretation ist aber offenbar unhaltbar. Die Mechanisierung des Übergangs von centripetaler zu centrifugaler Erregung bedeutet die Ausbildung subkortikaler Verbindungen, vermöge deren die von der Peripherie kommende Erschütterung zu Ausführungsbahnen hingeleitet wird, noch ehe sie den psychophysischen Rindenapparat überhaupt erreicht. Die Unbewußtheit des automatischen Vorgangs und die Hemmung des sensorischen Rindenvorgangs sind somit vollkommen

unvergleichbar. Solange der Reiz wirklich zur Rinde gehen muß. wird er auch durch die häufigste Wiederholung niemals unbewußt, Das findet offenbar dann statt, wenn die nützliche Reaktion sich nicht einem bestimmten Signalreiz zugesellen kann, sondern immer von der gesamten Situation abhängig bleibt, deren Zusammenwirken nur durch die Rinde ermöglicht wird. Ist dagegen ein einzelner Faktor der Situation für die Auswahl der Bewegung entscheidend, so wird er zum Signalreiz, der sich bald unterhalb der Rinde mit der motorischen Reaktion verkoppelt; dann wird der Vorgang automatisch und die entlastete Rinde wird zu komplexeren Aufgaben befähigt. Trifft das aber nicht zu, so ist die sensorische Erregung, falls sie überhaupt zur motorischen Entladung kommt, auch bei der tausendsten Wiederholung noch wohlbemerkt und lebhaft.

Was aber die chemischen Vorgänge betrifft, so hat die Physiologie ja auch hier offenbar keinen Grund, die Forderungen der Psychologie abzulehnen, so sehr sie auch zögern mag, eine bestimmte Hypothese zu bevorzugen. Wir haben uns daher absichtlich hier mit dem denkbar ärmlichsten Schema begnügt, einfach von kortikalen und subkortikalen Centren, von kortikopetalen und kortikofugalen Bahnen gesprochen und die Prozesse als Erregungen und Entladungen bezeichnet. Wir hätten statt dessen natürlich in anschaulicherer Weise von den Protoplasmafortsätzen und Kollateralen des Neurons sprechen können, aber damit würde nun auch die Verpflichtung erwachsen, bezüglich der Prozesse selbst an die Stelle des Schemas eine anschauliche Vorstellung zu setzen, und damit die ganze Serie von Problemen aufzurollen, die mit der Theorie der centralen Innervation zusammenhängen. Andererseits kann das, was wir forderten, schließlich in der Sprache jeglicher Theorie beschrieben werden. Wir verlangten ja nur, daß die Erregung eines subkortikalen motorischen Centrums hemmend auf seinen Antagonisten einwirkt und daß dieser verschiedene Zustand der niederen Bewegungscentren die Entladungsvorgänge der übergeordneten entsprechenden Rindencentren beeinflußt, ihre Entladung begünstigt, wenn die motorischen Centren erregt sind und ihre Entladung aufhält, wenn die motorischen Centren gehemmt sind. Gewiß ist die Konstruktion solcher Beziehungen hypothetisch, aber das gilt genau so für die physiologischen Vorgänge, die der Associationstheorie oder der Apperceptionstheorie zu Grunde gelegt werden. Selbst wenn wir uns das centrale Nervensystem in primitivster Weise nur wie ein System von Flüssigkeitsbetten vorstellen, so würde der durch den Achsen-

cylinder kortikofugal fließende Abführungsstrom des Rindenzellenreservoirs zum Stillstand kommen, wenn das niedere Reservoir, zu dem er fließt, gefüllt ist und keinen Abfluß hat. Wird der Abzug des niederen Bassins geöffnet, so daß der Strom in die Bahn zum Muskel fließen kann, so kann sich nun auch der Strom von der Rinde her ergießen, die Öffnung des Abzugsrohres im niederen Centrum verändert somit sofort die Situation in dem oberen Reservoir. Solange das untere Bassin verstopft ist, kann es in dem oberen Bassin keine Strömung geben, soviel Flüssigkeit auch aus den Zuleitungskanälen in das obere Reservoir einfließen mag. Und wenn es gerade die Strömung ist, von der es abhängt, daß das psychische Mühlrad geht, so steht die Mühle still, wenn das niedere Bassin verstopft ist und beginnt zu klappern, wenn dort unten die Schleuse geöffnet wird. Wir müßten dann nur noch weiter verlangen, daß jenes untere Reservoir mit einem benachbarten in antagonistischer Verbindung steht, so daß die Öffnung der Schleusen beim einen automatisch die Schleusen des anderen schließt.

Ziehen wir chemische Vorstellungen vor, so werden wir von assimilativen und dissimilativen Vorgängen, von negativer und positiver Molekulararbeit sprechen. Auch hier werden die verschiedensten, zum Teil sehr ungleichartigen Hilfsvorstellungen möglich sein. Erwägungen mannigfacher Art scheinen zu Gunsten der folgenden Hypothese zu sprechen, welche den Vorgang mit einfachen Mitteln illustrieren würde. Wir können uns auch hier wieder auf ein einfaches Schema beschränken, um das Prinzip zum Ausdruck zu bringen. Wir wissen, daß das typische Gehirnneuron aus der Ganglienzelle, den Protoplasmafortsätzen und dem am Ende aufgebüschelten Achsencylinder besteht, daß die Zelle vermittelst des Ernährungsstromes Spannkräfte ansammelt, indem sie in negativer Molekulararbeit komplexe organische Verbindungen aufbaut, und daß die Erregung der Protoplasmafortsätze einen Zerfall dieser Verbindungen anregt, der sich durch den Achsencylinder hin fortpflanzt und die Spannkräfte in Arbeit umsetzt. Nur die Zelle selbst kann die Assimilation dieser losen Verbindungen verrichten; wird der Nervenfortsatz von der Zelle getrennt, so zerbröckelt der Nerv und degeneriert. Aber andererseits ist auch die Zelle nicht unabhängig vom Nerven; die des Nerven beraubte Zelle zerfällt ganz allmählich ebenfalls. Das legt den Gedanken nahe, daß der Axencylinder, der die freiwerdenden Zellkräfte stets nur von der Zelle fortleitet, auch in entgegengesetzter Richtung Erregungen zur Zelle hinleiten kann

mit dem Effekt, die Aufbauthätigkeit der Zelle anzuregen, so daß sich die losen Verbindungen bis in die Protoplasmafortsätze hinein ausbreiten und vielleicht zu den angelagerten Endbüscheln der Nachbarzelle vordringen, um von hier aus das nächste Neuron wieder zellenwärts anzuregen. Unsere Hypothese würde also sagen, daß die Anregung zur Assimilation in jedem Neuron der Fortpflanzung der Dissimilation räumlich entgegengerichtet ist und daß, so wie sich die Verbrennung der komplexen organischen Verbindungen von Zelle zu Zelle fortpflanzt, nun in umgekehrter Richtung die Anregung zum Aufbau der losen Verbindungen von einer Zelle auf die andere übergeht.

Bei solcher Annahme würde sich das folgende Verhältnis ergeben. Eine kortikale Zelle, in der Spannkräfte angesammelt sind, wird von der Peripherie durch einen Reiz, der nach vielen Vermittelungen ihre Protoplasmafortsätze angreift, in Erregung versetzt. Die angesammelten Verbindungen zerfallen, die positive Molekulararbeit pflanzt sich durch den Axencylinder zu dem zugeordneten subkortikalen motorischen Centrum fort. Sie wirkt hier auf die Fortsätze einer Zelle, deren aufgespeicherte Kräfte nun ebenfalls frei werden und durch den Axencylinder auf einen Muskel wirken, der beispielsweise die Beugung eines Gliedes bewirkt. Das Freiwerden der Kräfte in der subkortikalen Beugezelle ruft nun aber, unserer Voraussetzung gemäß, wenn wir bei dieser unmöglichen Einfachheit des Schemas zunächst bleiben, einen Aufbau von komplexen organischen Verbindungen in der antagonistischen Streckzelle hervor. Diese negative Molekulararbeit in der Streckzelle bedeutet nun aber nicht nur, daß keine Kontraktion in den Streckmuskeln vor sich geht, sondern, unserer Hypothese gemäß, daß von den Protoplasmafortsätzen der subkortikalen Streckzelle die Anregung zum Aufbau durch die Endbüschel in den Axencylinder der übergeordneten Rindenzelle übergeht und dort somit jeder von außen kommenden Anregung zur Dissimilation entgegenwirkt. Die mit der Streckzelle verknüpfte sensorische Rindenzelle kann somit jetzt den zugeführten Reiz nicht entladen. Die psychophysische Erregung also ist gehemmt. Die eine sensorische Zelle hat also nicht direkt die andere sensorische Zelle gehemmt, die Unterdrückung resultierte vielmehr lediglich daraus, daß sie beide mit antagonistischen Handlungsimpulsen verbunden waren; *es war nicht die Bewegung, welche unterblieb, weil die Empfindung gehemmt war, sondern die Empfindung unterblieb, weil der vorhandene*

antagonistische Bewegungsimpuls die Möglichkeit für die der Empfindung entsprechende Entladung aufhob.

Umgekehrt hat aber das Freiwerden der Spannkräfte in unserer subkortikalen Beugezelle, vermöge der eingeübten Verbindungsbahnen, auch in anderen zugeordneten Beugezellen den Zerfall der Verbindungen angeregt. Wir haben kein Recht anzunehmen, daß auch dieser Verbrennungsprozeß sich rindenwärts fortpflanzt; positive Molekulararbeit tritt in den Achsencylinder nur von seiner Zelle her ein. Deshalb kann aber doch auch dieses Freiwerden von Spannkräften im niederen Centrum auf das höhere Rindencentrum zurückwirken, in dem Sinne, daß nunmehr die leiseste associative Anregung eine lebhafte Entladung ermöglicht und somit die Einstellung des untergeordneten motorischen Centrums die Aufnahme und Eindringlichkeit der übergeordneten Empfindung vorbereitet und begünstigt. Eine solche Vorstellungsweise kann nun leicht auch den kompliziertesten Verhältnissen angepaßt werden. Auch wenn Hunderttausende von Neuronen in solcher chemischen Wechselwirkung stehen, verändert sich an der Sachlage nichts. Die Rindenzellen werden durch die Reize und die intrakortikalen Associationserregungen zur psychophysischen Thätigkeit angeregt, und die von ihnen ausgelösten Bewegungsimpulse in den niederen Centren bedingen durch die positiven Miterregungen anderer Bewegungszellen einerseits und die negativen Unterdrückungen antagonistischer Bewegungszellen andererseits den Lebhaftigkeitswert der ihnen übergeordneten Empfindungen. Das psychophysische Material selbst wird also durch die Reize und die Associationen, genau der Associationstheorie gemäß, herbeigetragen; ob es aber zu eindringlicher Lebhaftigkeit oder zur Hemmung oder irgend einem Zwischenstadium gelangt, das hängt von der Intensität der kortikalen Entladung ab, die ihrerseits von der Assimilation und Dissimilation, vom Widerstand und der Bewegungsbereitschaft der subordinierten motorischen Centren und ihrem antagonistischen Spiel kontroliert wird.

Von hier aus können wir aber noch einen wichtigen Schritt weitergehen. Wir haben bisher lediglich von der Lebhaftigkeit und ihrem Minimum, der Hemmung, gesprochen und ihnen die Intensität der kortikalen Entladung parallel gesetzt. Nun hatten wir aber früher bei der Diskussion der psychischen Mannigfaltigkeit den Lebhaftigkeitswert als eine unter anderen Wertqualitäten anerkannt, freilich schon damals ohne endgültige Überzeugung, daß die Kon-

struktion der anderen Wertqualitäten für die Psychologie wirklich unentbehrlich sei. Wir gingen von dem ursprünglichen Wirklichkeitsverhältnis aus und fanden, daß dort die Objekte nur als Objekte für subjektive Akte gegeben waren. Bei der Objektivierung wurden dann die Objekte zunächst in Bezug auf ihren Inhalt dargestellt und das führte zu den Inhaltsqualitäten der Art und Stärke. Dann wurden die Akte selbst objektiviert und ebenfalls als qualitativ bestimmbare Inhalte dargestellt, gleichviel welche Substitutionen dafür notwendig wurden. Und dann blieb als dritte Aufgabe, wenn die wirklichen Objekte und die wirklichen Akte psychologisiert waren, von denjenigen Eigenschaften des Objektes Rechenschaft zu geben, die von der Beziehung des Objektes zum Subjekt abhängen, die also erst durch die Akte der Stellungnahme gesetzt waren. Da wir aus erkenntnistheoretischen Gründen dem Bewußtseinssubjekt keine Stellungnahme zuschreiben konnten, so mußte auch diese subjektive Seite des Objektes nunmehr eine objektive Qualität werden und wir nannten sie die Wertqualität der Empfindungen. Der Grundtypus war uns die Lebhaftigkeit, in welcher allgemein ausgedrückt ist, daß das Subjekt überhaupt im Verhältnis aktueller Stellungnahme zum Objekt steht; die allgemeine Intensität dieser Stellungnahme ist dann durch die verschiedenen Grade der Lebhaftigkeit ausgedrückt bis herab zur vollständigen Hemmung. Mit dem Urteil über die Lebhaftigkeit der Stellungnahme war aber noch nichts über die Art der Stellungnahme gesagt. Die Rücksicht auf diese verschiedenen Arten der Aktualität erzeugt das System der übrigen Wertqualitäten. Hierhin gehört der Gefühlston, der den Akt der Zustimmung oder Ablehnung begleitet, der Bekanntheitston und Unbekanntschaftston, der die Stellungnahme der Überraschung und der Handlungsgeübtheit charakterisiert; hierhin gehört der räumliche und zeitliche Richtungswert, der Gültigkeitswert der Begriffsverbindungen und anderes mehr. Wir sagen auch jetzt nicht, daß die Psychologie gezwungen ist, diese qualitativen Wertnuancen als endgültig anzuerkennen, denn erstens mag es teilweise gelingen, sie auf Kombinationen von Akten, Intensitäten und Lebhaftigkeiten zurückzuführen, vor allem mag es zweitens für die praktische Bestimmung der zu erwartenden Handlung genügen, statt der Wertqualität des Objektes die psychologisierte Darstellung des Aktes selbst in die Rechnung einzusetzen. Der Akt selbst ist ja psychologisch ein Empfindungsinhalt, den wir aus Muskel- und Sehnen- und Gelenk- und Tastempfindungen beschreiben können und der selbst zu-

nächst keine Wertnuancen besitzt. Für die Bestimmung der Folgeerscheinungen mag es somit überflüssig erscheinen, bei der Psychologisierung des wirklichen Vorganges die Aktualität des Subjekts gewissermaßen zweimal in die Darstellung hineinzubringen, einmal als qualitativ beschriebenen Akt, und zweitens als Wertvariation des Objektes, auf das sich der Akt richtet. Gemeinhin wird diese Wertnuance daher einfach ignoriert, aber darüber kann kein Zweifel sein, daß die psychologische Rekonstruktion der Wirklichkeit sehr viel näher kommt, wenn sie der Bestimmung der Qualitäten, Intensitäten und Lebhaftigkeitsgrade auch noch die Bestimmung der Wertnuancen zugesellt. Für die praktischen Zwecke mag es ein Umweg sein, der durch die bloße Einsetzung der Akte selbst für die Berechnung abgekürzt werden kann; für das logische Interesse des vollständigen psychologischen Rechenschaftsberichtes bleibt es notwendig, auch den Werten gerecht zu werden, wenn das psychologische Bild ideale Vollständigkeit anstrebt. Wir sahen ja früher schon, wie es kommt, daß gerade in der Psychologie das logische und das praktische Interesse sich nicht immer decken.

Ob die Annahme der Wertqualitäten aufrecht zu erhalten ist oder nicht, wird nun aber zum Teil auch wieder von der Frage abhängig sein, ob wir im stande sein werden, auch für sie eine psychophysische Anschauung zu gewinnen. Läßt sich eine physiologische Begleiterscheinung für die Wertnuancen des Gefühlstones, der Bekanntheit, der Gültigkeit, der Zukünftigkeit, der Raumrichtung und anderer subjektiver Bewertungen wahrscheinlich machen? Daß die Associationstheorie dazu nicht im stande ist, versteht sich nach dem Vorangegangenen von selbst; sie kann immer wieder nur die dahin führenden Akte beschreiben, also dem Lustton etwa gewisse associierte Streckmuskelempfindungen, dem Unlustton associierte Beugemuskelempfindungen substituieren, aber nicht die an dem Gefühlsempfindungsinhalte selbst sich abspielende Veränderung registrieren. Die Aktionstheorie dagegen wird hier keine prinzipielle Schwierigkeit auf ihrem Wege finden, denn sie wird das von vornherein behaupten dürfen, daß diejenigen Variationen der Entladung, die wir im Bisherigen berücksichtigt haben, nicht alle empirisch gegebenen Variationen des kortikalen Entladungsprozesses sind. Wir haben mit der Abstraktion operiert, daß die Ganglienzelle sich in einer einzigen Bahn entlade. Solange wir uns nur um die Intensität der Entladung kümmerten, konnte solch ein Schema genügen; in Wirklichkeit aber werden wir annehmen müssen, daß schon in

der einzelnen Zelle die Entladung zu verschiedenen Fibrillen gehen mag und vielleicht auch in verschiedenen Kollateralen enden mag. Wir wissen ja von dem feineren Bau der Nervenzelle nur wenig und von den feineren Bahnen der chemischen Vorgänge fast nichts außer theoretischen Konstruktionen. Der praktische Effekt zwingt uns aber anzunehmen, daß die Erregung einer Zelle, je nach der Intensität des Reizes oder der gleichzeitigen Einwirkung von anderen Zellen, oder dem Ernährungszustand oder dem Widerstand der untergeordneten Bahnen, auf verschiedene Entladungsbahnen übergehen kann und somit räumlich verschiedene Entladungsvorgänge in derselben Zelle möglich sein müssen. Wenn etwa die Stärke eines räumlich konstanten Reizes anwächst, so daß die Empfindung von lustbetonter Schwäche zu unlustbetonter Intensität anschwillt, so verändert sich nicht nur die Stärke, sondern auch die Tendenz der Entladung, und neue Muskelgruppen werden zur Reaktion angeregt. Das kann nicht sein, ohne daß der Entladungsvorgang in der Rinde selbst irgendwie räumlich variiert wird. Die Aktionstheorie wird nun fordern, daß es diese räumlichen Variationen der Entladung sind, welche den wechselnden Wertnuancen der Empfindungen zu Grunde liegen, und daß es die konstanten räumlichen Beziehungen der Entladungsbahnen sind, welche den konstanten Wertnuancen, wie etwa den Raumrichtungswerten, die physiologische Unterlage geben. Damit ist denn aber auch zugleich erklärt, warum die Psychophysiologie diese Wertnuancen für praktische Zwecke ungestraft vernachlässigen darf, wofern sie nur die entsprechenden Akte zu qualitativer Beschreibung bringt. Ist die Wertnuance psychophysisch die kortikale Innervation, die schließlich zu einer bestimmten Bewegung führt, so wird für die Ableitung der weiteren Entwickelung es genügend sein, eben jene Bewegung, wie sie sich in der Bewegungsempfindung darthut, zu registrieren; wir würden dann also einen bestimmten optischen Raumwert durch die aus den vollzogenen Akten entstammenden Empfindungen der Augenmuskeln beschreiben, anstatt außerdem der psychophysischen Erregung im Occipitalhirn noch jene besondere Wertnuance beizulegen, die daher stammt, daß jener Rindenvorgang sich zu den Centren dieser Augenbewegungen hin entladet.

Die Aktionstheorie in ihrer umfassendsten Form würde somit besagen, daß jede Empfindung und somit jedes Element des Bewußtseinsinhaltes dem Übergang von Erregung zu Entladung im Rindengebiet zugeordnet ist und zwar derart,

daß die Qualität der Empfindung von der räumlichen Lage der Erregungsbahn, die Intensität der Empfindung von der Stärke der Erregung, die Wertnuance der Empfindung von der räumlichen Lage der Entladungsbahn und die Lebhaftigkeit der Empfindung von der Stärke der Entladung abhängt; dabei wird die Erregung von den peripheren Reizen und den eingeübten Associationsbahnen bestimmt, während die Entladung vom Zustand der in reciproker Innervationsbeziehung stehenden subkortikalen motorischen Centren beherrscht wird.

3. Die Anwendung der Aktionstheorie.

Ob die Aktionstheorie Existenzrecht hat oder nicht, läßt sich nicht durch das Mikroskop entscheiden; das Gleichgewicht ihrer logischen Bestandteile könnte auch dann erhalten bleiben, wenn klarere Vorstellungen über die anatomischen Zusammenhänge äußerliche Umgestaltungen verlangen und der Fortschritt der Physiologie bessere Hilfshypothesen nahe legen würde. Die allein entscheidende Frage ist, ob die Theorie bei der Ausführung im einzelnen psychophysisch fruchtbar ist. Es kann nicht die Aufgabe der allgemeinen Prinzipienlehre sein, die Durchführung der Theorie für die einzelnen Probleme zu versuchen: das muß der speziellen Psychologie überlassen bleiben. Der allgemeine Teil hatte nur die logischen Bedingungen festzustellen, unter denen das Studium der speziellen Aufgaben steht. War uns die Aktionstheorie somit hier nur Ausdruck eines prinzipiellen Grundgedankens, so bedeutet dementsprechend ein flüchtiger Blick auf ein paar Einzelanwendungen hier nicht eine spezialistische Untersuchung, die durchaus der späteren Darstellung zukommt, sondern lediglich eine Illustrierung und Verdeutlichung des Prinzips selbst. Wir machen zu dem Zweck den Grundgedanken am besten von allen besonderen physiologischen Zuthaten frei. Wir können dann sagen, die Aktionstheorie verlange, daß jeder Bewußtseinsinhalt Begleiterscheinung eines nicht nur sensorischen, sondern sensorisch-motorischen Vorgangs ist und somit von den vorhandenen Dispositionen zur Handlung ebensosehr abhängt wie von peripheren und associativen Zuführungen.

Beginnen wir mit dem Phänomen, das am meisten für die Apperceptionstheorie und gegen die Associationstheorie zu sprechen schien, nämlich mit der Aufmerksamkeit, so ist es leicht, die

Gesamtheit der Züge der Aktionstheorie unterzuordnen. Unbemerkt bleibt das, wofür die Handlung nicht vorbereitet ist, bis die Stärke der Erregung die Handlung erzwingt; von der Aufmerksamkeit erfaßt dagegen ist das, was die Bedingungen der motorischen Entladung bereit findet. So wie im Wettstreit der Sehfelder die ausgeführte Bewegung dasjenige Bild im Stereoskop in den Vordergrund drängt, dessen Konturen der Bewegung entsprechen, so ist nun überall aufmerksam ergriffen, was sich in Bewegungsantriebe umsetzt. Alle wesentlichen Faktoren der Aufmerksamkeit ergeben sich daraus notwendig. Einerseits nimmt mit der Entladung die Lebhaftigkeit zu, andererseits erfolgt durch die Entladung jene Spannung der Sinnesorgane, durch welche die Schärfe der Wahrnehmung gesteigert wird. Drittens aber wird nun alles Ablenkende, Entgegenstehende, Antagonistische gehemmt und gerade dadurch indirekt die Auffassung konzentriert. Das Entgegengesetzte, Aufmerksamkeit Hindernde ist nun der Aktionstheorie zufolge immer dasjenige und nur dasjenige, das zu antagonistischen Handlungen führt; es ist die reciproke Versperrung der Bewegungskanäle, welche so die Zerstreuung der Aufmerksamkeit hindert. Im Gegensatz dazu muß dann die Miterweckung zugeordneter Bewegungsimpulse die Erweckung unterstützender Associationen begünstigen, so daß im Grunde alle Teilerscheinungen der Aufmerksamkeit sich aus der Stimmung der Bewegungscentren ableiten lassen, sobald die verschiedenen Corollarien der Aktionstheorie, besonders die Rückwirkung der motorischen Hemmung auf die übergeordneten sensorischen Funktionen anerkannt ist.

Nur besondere Formen der Aufmerksamkeit sind uns dann in der Suggestion und schließlich in der Hypnose gegeben. Die suggerierte Vorstellung hat ja gar kein anderes Charakteristicum, als daß sie die entgegengesetzten Vorstellungen hemmt, und das gilt von den Suggestionen des täglichen Lebens, in Erziehung und Kunst und Politik, so gut wie von den abnormen Erscheinungen bei gesteigerter Suggestibilität in der Hypnose. Überall hier bleibt der Begriff des Gegensatzes ungreifbar und das Wesen der Suggestion somit unerklärbar, bis die motorische Situation im weitesten Sinne berücksichtigt wird: entgegengesetzt in der Vorstellungswelt ist immer nur das, was antagonistische Handlungen anregt. Die Suggestion stimmt die motorischen Centren für gewisse Handlungsgruppen so um und setzt sie so in Bereitschaft, daß die Innervation der antagonistischen Bewegungen unmöglich gemacht wird und da-

durch rückwirkend die der entgegengesetzten Handlung entsprechenden Vorstellungen bei etwaiger sensorischer Einwirkung nicht zu motorischer Entladung gelangen können. Erst bei solcher Auffassung wird dann aber auch andererseits verständlich, warum die nicht wahrgenommenen Reize dennoch unter geeigneten Bedingungen nachträglich zum Bewußtsein gebracht werden können; sie waren eben auch vorher schon wirksam gewesen und hatten auch während der Hypnose oder während der hysterischen Periode die sensorischen Centren erregt, nur ihre psychophysische Wirksamkeit war unterblieben, weil die Entladung ausgeschlossen war.

Geht die Aufmerksamkeit in die Apperception im engeren Sinne über, so werden wir annehmen, daß in den motorischen Centren durch die vorangehenden Einübungen eine molekulare Disposition existiert, vermöge derer der Reiz eine komplexere Reaktion auslösen kann, als seiner isolierten Einwirkung an und für sich entsprechen würde; die Reaktion ist die Antwort auf eine ganze Situation, für die der gegebene Reiz dann nur als Repräsentant dasteht und diese reichere Reaktion in ihrer psychophysischen Rückwirkung auf die sensorischen Vorgänge ist die Grundlage für den Unterschied zwischen Apperception und Perception. Wir fassen ein Objekt auf, heißt, daß wir zu einem bestimmten Handlungstypus übergehen. Der Seelenblinde reagiert auch auf die optischen Eindrücke, aber er reagiert wie auf Farbenflecke; der Lichteindruck erweckt nicht diejenige Handlungsreaktion, die Vertrautheit mit dem Zweck des Dinges bekundet, und ebendeshalb entsteht rückwirkend nicht diejenige Kombination von Hemmungen und Lebhaftigkeiten, welche die Apperception kennzeichnet. Alle die sensorischen Theorien kommen eben niemals prinzipiell weiter, als zu sagen, daß auf Grund sensorischer Verknüpfungen der Eindruck in bestimmter Weise aufgefaßt wird und daß dann in einem zweiten Folgestadium diese Auffassung eine bestimmte Handlungsweise hervorruft; erst die sensorisch-motorische Aktionstheorie kann der Einheit beider Vorgänge gerecht werden: die besondere Art der motorischen Stellungnahme ist die Basis für die besondere Art der Auffassung. So ist denn auch die Bedeutung des Wortes lediglich als eine motorische Einstellung aufzufassen. So wie wir beim lauten Sprechen nicht etwa erst die Wortvorstellungen im Psychischen zusammentragen und dann nachträglich die Bewegungen zur Aussprache anschließen, sondern gerade beim Aussprechen erst der Worte bewußt werden, so macht auch beim Hören die Art unserer Reaktion den

eigentlichen Sinn des Wortes und das, was dabei ins Bewußtsein tritt, mag eine ganz lückenhafte Spiegelung dieser entscheidenden Vorgänge sein.

In gleicher Weise ist dann die Abstraktion beherrscht durch die allgemeine typische Innervation, und der Begriff wird von derjenigen motorischen Einstellung beherrscht, die der ganzen im Begriff zusammengedachten Objektgruppe gemeinsam zukommt; solange die spezielle auf das Einzelding gerichtete Reaktion gelähmt ist, bleibt alle anschauliche Ausfüllung des Begriffsschemas psychologisch unwirksam und jedes beliebige Einzelobjekt kann so den Begriff im Bewußtsein vertreten. Und um sofort vom Begriff zum Urteil überzugehen, sei auch hier darauf hingewiesen, wie ohnmächtig jede sensorische Urteilstheorie sein muß. Das, was den Urteilsvorgang von der bloßen Vorstellungsverbindung unterscheidet, ist nicht ein associiertes Gültigkeitsgefühl oder ein aus der Konformierung der sensorischen Centren stammendes Zusammengehörigkeitsgefühl; beide würden sowohl in ihrer Entstehung als auch vor allem in ihrer tiefgreifenden Wirkung auf den psychischen Verlauf ganz rätselhaft sein. Der Unterschied beruht auf der neuen motorischen Einstellung, die jeden Urteilsakt begleitet; es ist diese neue Einstellung, durch die jede künftige Handlung dem im Urteil anerkannten Thatbestande angepaßt wird, und die damit rückwirkend jene Neuverteilung von Hemmungen und Lebhaftigkeitswerten bedingt, welche, zusammen mit den muskulären Spannungen des Entscheidungsaktes, die Bewußtseinsvertretung der Bejahung und Verneinung darstellen. Damit erklärt sich denn auch die, für alle sensorischen Theorien so rätselhafte Substitution neuer und neuer Vorstellungen, die für die psychischen Urteilsvorgänge, aber auch schon für das einfache Besinnen, und in kompliziertester Form für das logische Denken, charakteristisch ist. Jegliche Vorstellung kann substituiert werden, welche den gleichen motorischen Einstellungswert in Bezug auf die bestimmte Situation besitzt. Die anschauliche Vorstellung kann so an die Stelle der unanschaulichen, die Folgerung an die Stelle der Prämissen treten; es ist das Wechselverhältnis der entsprechenden motorischen Entladungen, welche die sichere Führung dieser Vorstellungsverschiebungen gewährleistet. Die motorische Hauptinnervation wird zunächst gesichert, indem alle Antagonisten gehemmt werden und in der Grenze dieser motorischen Situation können nun neue und neue motorische Nebeninnervationen immer neue Vorstellungen lebhaft werden lassen.

In ganz verwandter Weise liegt dann die partielle Identität der Reaktion auch allen Auffassungen der Ähnlichkeit zu Grunde. Die Physiologen haben sich vergeblich damit abgemüht, durch Hilfshypothesen zu erklären, wie es kommt, daß ähnliche Objekte teilweise gleiche motorische Reaktionen hervorrufen. Sie haben das Problem am falschen Ende aufgenommen: diejenigen Eindrücke, welche teilweise gleiche Reaktionen erzeugen, sind es eben, die wir ähnlich nennen, und die Wertnuance der Verwandtschaft ist nur die Begleiterscheinung der identischen Entladung. So ist denn auch die Bekanntheit durchaus kein sensorisches Phänomen; es ist das Eingespieltsein der Reaktion, das mit der Leichtigkeit der Entladung das Bekanntheitsgefühl setzt. Die Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit der Bewegungen entscheidet über die Assimilation oder Dissoziation der Vorstellungen; dem gesonderten Rhythmus der Bewegung entspricht die Abhebung der besonderen Vorstellung vom Empfindungshintergrund und der Einheit der Reaktion die Einheit der Objektvorstellung. Erst durch das Erlernen der getrennten Reaktion lernen wir, die Dinge zu zerlegen; nur durch die Einübung einheitlicher Reaktion lernen wir das Gesonderte zusammenzufassen und psychisch zu verbinden. Und bei alledem hat nun Einheit und Gegensatz einen konkreten, klar bestimmbaren Sinn. Solange wir von der Einheit sensorischer Zustände sprechen, ist der Begriff willkürlich und unbestimmt und geht fast unbemerkt in den Begriff der teleologischen Einheit über, mit dem die Psychophysik nichts zu thun haben sollte. Die Einheit unserer Reaktionen aber ist dann gesetzt, wenn keine Entladung zu antagonistischen Innervationscentren hin erfolgt. Die völlige Identität der Reaktion hebt dann schließlich jede Verschiedenheit des Bewußtseinsinhaltes auf; so sind die Schalleindrücke der beiden Ohren, die Lichteindrücke der beiden Augen nur einfach empfunden, und die Reaktionsschwelle entscheidet über die Unterschiedsschwelle. Das gilt für die Intensität des Reizes, das gilt für die Zeitlage und das gilt für den Raum. Mit der Feinheit der muskulären Reaktionsfähigkeit der verschiedenen Körperteile muß daher auch die Feinheit der Unterschiedsempfindlichkeit für die Tasteindrücke zunehmen: was keine verschiedene Entladung hervorruft, kann sensorisch nicht unterschieden werden.

Die Mannigfaltigkeit unserer Innervationsreihen andererseits muß über die Dimensionenzahl unserer räumlichen Empfindungswerte entscheiden. Von zwei Tast- und Lichteindrücken am selben Raumpunkt bis hinauf zu den fünf Akten einer Tragödie ist es die Ein-

heit des Reaktionssystems, die allein der Einheit der Auffassung psychophysisch zu Grunde liegt. So ist es denn schließlich auch die Einheit unseres gesamten Reaktionssystems, auf dem die Einheit unserer Welt beruht, sowie die Wirklichkeit der Welt auf der Realität unserer Reaktionen basiert. Auch die unwirkliche Phantasie- und Erinnerungswelt bringt kortikale Entladungen mit sich und die Vorstellungen sind daher bewußt, aber die Impulse zu den niederen Centren werden wohl in die Adaptationsbahnen gelenkt, in den Reaktionsbahnen aber gehemmt. So gehen ja auch im Traum, der Aktionstheorie gemäß, notwendig die kortikalen Entladungen vor sich; andernfalls müßte der Schlaf traumlos sein. In den subkortikalen Centren dagegen muß der Zusammenhang mit den Bewegungsbahnen gelöst sein; dadurch unterbleibt einerseits die volle motorische Entladung, dadurch wird aber andererseits das kortikale Spiel der Hemmungen und Verstärkungen nicht weniger beeinflußt. Der Unterschied zwischen Wahrnehmung und Erinnerung ist somit prinzipiell ein Unterschied in der centralen Entladung; öffnen sich die Entladungsbahnen vollständig, so geht die Reproduktion in die Illusion oder Hallucination über.

Erst in der speziellen Psychologie können solche Andeutungen zur Ausführung kommen; was hier lediglich den Sinn der Theorie erleuchten soll, muß dort zur begründeten Darstellung gebracht werden. Erst dort wird sich dann vor allem zeigen, wie die Lehre von den Gefühlen, von den Gemütsbewegungen, von den Temperamenten und Leidenschaften, von den Begierden und den Wollungen, und schließlich von der Persönlichkeit eine konsequente psychophysische Erklärung nur bei steter Rücksicht auf den motorischen Faktor findet und zwar nicht derart, daß der motorische Teil als eine Nachwirkung sich anschließt, sobald der psychophysisch-sensorische Vorgang erledigt ist, sondern so, daß der motorische Vorgang oder die motorische Disposition selbst Teil der Bedingungen für den psychophysischen Vorgang ist, wie es die Aktionstheorie verlangt. Haben wir erst einmal den Blick für diese grundlegende Beziehung gewonnen oder richtiger wiedergewonnen, und uns so von der künstlichen Fiktion befreit, daß es sensorische Eindrücke ohne Reaktionen gäbe und daß der Zusammenhang unserer Bewußtseinsinhalte dem Zusammenhange unserer Handlungsimpulse unabhängig voranginge, so wird sich uns alles Lernen und Nachahmen und Heranbilden, alles abnorme Variieren und pathologische Verhalten, und schließlich die phylogenetische Entwickelung und die soziale Differenzierung

psychophysisch einfach dem Prinzip unterordnen. Erst bei solcher Auffassung wird dann, wie wir es anstrebten, der konsequente Parallelismus der Associationstheorie mit den berechtigten Forderungen der Apperceptionstheorie organisch verbunden und die logische Aufgabe der erklärenden Psychologie erfüllt.

4. Die Psychophysik der Elemente.

Die Analyse des psychischen Objektes hatte ihren spekulativen Abschluß in den Betrachtungen zur psychologischen Atomistik gefunden. Die Empfindungen, so sahen wir, sind keine Urelemente, bei denen die Analyse notwendig stehen bleiben muß, und die Thatsachen der Ähnlichkeit und Verschmelzung der Empfindungen und anderes geben sehr wohl empirischen Anhalt, die Zerlegung theoretisch weiterzuführen. Dagegen erkannten wir deutlich, daß vom Standpunkt der Mitteilung solche Erörterung ein theoretischer Luxus bleiben müsse, der für die praktischen Aufgaben der Fixierung überflüssig ist. Die Empfindung mußte für die reine Beschreibung das letzte Ziel der Analyse sein, denn die Empfindung war der einfachste Bestandteil der Vorstellung, für den die noëtische Beziehung zwischen den psychischen Faktoren und den durch das Psychische vorgestellten physischen Faktoren erhalten blieb. Die Empfindung entsprach wirklich noch einem Faktor des vorgestellten Dinges, stellte aber den Grenzpunkt dieser Beziehung dar. Sobald der physische Faktor weiter zerlegt wurde, wie es die Physik thut, so entsprach kein Element der Vorstellung mehr den Zerlegungsprodukten; und in entsprechender Weise war auf physischer Seite kein noëtisches Korrelat mehr, wenn wir spekulativ die Empfindung psychologisch weiter zerfaserten. Gerade auf dieser noëtischen Beziehung aber beruhte, wie wir sahen, alle Mitteilung, und wo dieses Verhältnis aufhört, hat die mitteilende Beschreibung ihren Anhalt verloren. Jede beschreibende Darstellung der physischen Atome muß also aus erkenntnistheoretischen Gründen auf der Mitteilung der Empfindungen basiert sein; die Elemente müssen vermittels der Empfindungen beschrieben werden, die Empfindungen sind niemals durch die Elemente beschreibbar.

Sobald es sich nun aber um Erklärung und um eine auf Erklärung hinzielende Beschreibung handelt, müssen sich auch in dieser Frage die Verhältnisse ändern. Jetzt ist die Empfindung

ja nicht mehr direkt dem durch die Empfindung gedachten Faktor des physikalischen Objektes zugeordnet, sondern demjenigen physischen Vorgang, der durch jenen empfundenen äußeren Faktor im Inneren des centralen Nervensystems hervorgerufen wird. Während jener äußere Faktor aber für die Zwecke der Psychologie als unzerlegbar vorausgesetzt wurde, gilt das nun offenbar für diesen physiologischen Prozeß durchaus nicht. Im Gegenteil, wir betonten von Anfang an, daß die Erregung lawinenartig von der Peripherie zum Centrum hin anschwillt und somit der elementaren Reizung eine sehr wohl zerlegbare, viele physiologische Einheiten umfassende centrale Erregung entspricht. Für die Erklärung wurde, wieder aus erkenntnistheoretischen Gründen, gerade diese physiologische Zuordnung die entscheidende. Der für die Beschreibung elementare Bestandteil des Bewußtseinsinhaltes ist somit vom Standpunkt der Erklärung von vornherein 'auf ein physisches Objekt bezogen, das komplex ist und physiologische Zerlegung verlangt. Es liegt somit völlig in der Richtung des psychophysischen Grundgedankens, wenn wir nun auch die Elemente der Empfindung auf diese Elemente des zu Grunde liegenden physischen Vorganges beziehen und somit als Begleiterscheinung der Erregung in der physiologischen Einheit nicht die Empfindung, sondern das psychische Urelement betrachten, das wir aus der vergleichenden Analyse der Empfindungen theoretisch ableiteten.

Die psychophysische Erklärung würde dann als die Elemente des Systems die kortikalen Entladungen der Neurone betrachten, denen psychisch die letzten Elemente der Empfindungen entsprechen, Elemente, die, wie wir sahen, einander schlechthin unähnlich aber durch alle Grade der Lebhaftigkeit variierbar sind. Wir würden annehmen, daß solche Elemente überhaupt niemals isoliert zur Erfahrung gelangen, was den Verhältnissen der centripetalen Erregung und Association durchaus entspräche; wir werden aber andererseits nicht nur diejenigen Kombinationen anerkennen, die wir auf Grund ihrer noëtischen Beziehung als Empfindung herausheben, sondern in den „Fransen“ der Vorstellungen und Gefühle, in den Halbtönen und Zwischentönen des Bewußtseins das Mitklingen solcher Elemente erwarten, die sich noch nicht zu Empfindungen zusammengeschaart haben. Die eigentliche Aufgabe der psychophysischen Atomistik würde dann aber die sein, aus den physiologischen Zusammenhängen das Entstehen der Elementkombinationen so zu erklären, daß die wesentlichen Eigenschaften der Empfindungen daraus notwendig

folgen, so wie die Eigenschaften der Vorstellungen aus dem Zusammenwirken der Empfindungen folgen. Die Thatsache der Verschmelzung beispielsweise, die wir vom Standpunkt der Empfindungslehre voraussetzen, und die für die deskriptive Atomistik nur Ausgangspunkt der Spekulation war, muß nun selbst psychophysische Erklärung finden. Wir werden da die Vorgänge der Hemmung und Verstärkung durch die Offenheit oder Versperrtheit der motorischen Bahnen von den Empfindungen auf die psychischen Atome übertragen und etwa die Verschmelzung zweier Empfindungen daraus erklären, daß beim Zusammentreten gewisse Bestandteile in jeder der beiden Empfindungen wegen antagonistischer Innervationsbeziehungen gehemmt werden. Mit der Entladungsdisposition des Neurons wächst dann die Lebhaftigkeit des Elementes und aus den Lebhaftigkeitsvariationen der Elemente entstehen dann die neuen und neuen Variationen der Empfindungen. Ob die Zeit schon gekommen ist, einer solchen psychophysischen Atomistik wirklich näher zu treten, ist natürlich eine ganz andere Frage; hier galt es nur, die Stelle aufzuweisen, an der die logische Aufgabe steht.

Übrigens ist auch dabei selbstverständlich die Zerlegung des Physischen nur so weit angestrebt, als es für den psychophysischen Zweck nötig ist; mit der Zerlegung in physische letzte Bestandteile hat die Aufgabe also zunächst nichts zu thun. Nur wenn die Zahl der Neurone, die bei einer einzelnen Empfindung mitspielen, nicht groß genug angenommen werden könnte, um der Zahl der psychischen Atome der Empfindung zu entsprechen, so müßte die Erklärung vom Neuron analysierend weitergehen und etwa im Neuron die Molekülgruppen sondern, welche mit dem Ursprung der verschiedenen Fibrillen im Nervenfortsatz zusammenhängen. Mit dem physischen Atom kann die psychophysische Atomistik dagegen nichts zu thun haben, da die isolierte physiologische Fortleitung der unentbehrliche Anhaltspunkt für die ganze Theorie bleibt und die physikalische Zerlegung in Atome keinen logischen Zusammenhang mit der Zerlegung des physiologischen Apparates in seine physiologischen Elemente hat. Die spezielle Psychologie findet somit Elemente vor, die den elementarsten physiologischen Entladungsapparaten der Hirnrinde zugeordnet sind und deren Qualitäten und Intensitäten aus der Raumlage und der Stärke der Erregung, und deren Lebhaftigkeit und Wertnuance aus der Stärke und der Raumlage der Entladung bestimmbar ist, die aber in ihrem isolierten Inhalt

unbeschreibbar sind, so daß ihre Bestimmung und Charakterisierung sich völlig auf die bekannten, mit den Faktoren der Aussenwelt noëtisch verknüpfbaren, Empfindungen stützen muß. Für die letzten Zwecke der Beschreibung können wir also jedes psychische Urelement vollständig als ein psychophysisches auffassen und den physischen Bestandteil des psychophysischen Vorganges empirisch zur Darstellung bringen; den psychischen Teil dagegen können wir nicht in gleicher Weise empirisch beschreiben, sondern müssen ihn rein logisch aus seinen Verbindungen, den Empfindungen, determinieren.

5. Die Psychophysik der Gesellschaft.

Kann die Psychophysik so nach unten hin die Empfindungslehre durch eine psychophysische Atomistik ergänzen, so wird sie vor allem nach oben hin die Grenze des individuellen Bewußtseinsinhaltes überschreiten und von der Psychophysik der Persönlichkeit zur Psychophysik der Gesellschaft vordringen. Die allgemeinen psychologischen Prinzipien werden dabei unverändert bleiben und, gleichviel ob wir den sozialen Bewußtseinsinhalt aus dem Ineinanderwirken der verschiedenen psychischen Persönlichkeiten von vornherein ableiten oder aber ihn zunächst einem besonderen sozialen Bewußtseinssubjekt logisch zuordnen, in jedem Falle wird die Beschreibung und Erklärung auf die Funktionen der Individuen zurückgeführt werden müssen. Und auch hier wird die Beschreibung auf den noëtischen, die Erklärung auf den psychophysiologischen Zusammenhang abzielen. Der soziale Bewußtseinsinhalt wird dabei dem sozialen Organismus nicht anders zugeordnet sein als der individuelle Inhalt dem einzelnen Gehirn. Das individuelle Gehirn tritt dann in den Zusammenhang als ein soziales Neuron ein, dessen Protoplasmafortsätze im System der Sinnesorgane gegeben sind und dessen Entladungsbahn durch den gesamten peripheren motorischen Apparat vertreten ist. Auch die einzelligen Neurone des Einzelgehirns sind ja nicht miteinander verwachsen, sondern nur so aneinander gelagert, daß eines irgendwie das andere beeinflußt. Gerade so beeinflussen die sozialen Neurone einander, und aus dem Wechselspiel ihrer Zuordnungen und Gegensätzlichkeiten entwickelt sich das psychophysische Leben der Gesamtheit. Auch hier sind es die Erregungen und Entladungen, die

Associationen und Verschmelzungen, die Reaktionen und Hemmungen, die Einübungen und Einstellungen, die Unterordnungen und Nebenordnungen, die trophischen Einwirkungen und die abnormen Variationen, die über die psychophyischen Gesamtvorgänge entscheiden und auch hier sind es die Qualitäten und Intensitäten, die Lebhaftigkeitsgrade und die Wertnuancen, die dem Inhalt des Gesamtbewußtseins Mannigfaltigkeit geben. Und alles soziale Nachahmen und Lernen, Erfinden und Überwinden, Wetteifern und Vereinigen, Herrschen und Dienen, Fortbilden und Umstürzen wird sich auf die Grundverhältnisse der Elemente im Individuum zurückführen lassen; nicht um das viel mißbrauchte Gleichnis vom sozialen Organismus weiter zu führen, sondern um auch die verwickeltsten sozialpsychologischen Vorgänge nach psychophysischen Prinzipien konsequent zu erklären.

Die spezielle Psychologie wird so von den Elementen zu den Vorstellungen und Selbststellungen aufsteigen und aus ihrem Ineinanderwirken die Persönlichkeit aufbauen; dann aber, so wie sie mit den Verschiedenheiten der Elemente die Individualpsychologie einleitet, nun mit den Verschiedenheiten der Persönlichkeiten die Sozialpsychologie vorbereiten und darauf systematisch aus dem Zusammenwirken der Persönlichkeiten die Gestaltungen des sozialen Lebens synthetisch darstellen. Wissenschaft und Kunst, Sprache und Sitte, Religion und Moral, Staatsleben und Recht werden so nach psychophysischen Gesetzen ihre Erklärung finden und sich wechselseitig ergänzen und durchdringen, so daß als die umfassendste psychophysische Erscheinung schließlich die Geschichte der Menschheit aus dem Ineinandergreifen der Faktoren hervorgeht, nicht anders als wie der Entwickelungsgang des Individuums sich aus den Einzelfunktionen erklären ließ. Auch hier darf uns keine sozialpsychologische Nachahmung der individual-psychologischen Associationstheorie glauben machen, daß eine Darstellung, die von den aktiven Funktionen abstrahiert, den Thatsachen gerecht werden kann, und keine Nachahmung der Apperceptionstheorie darf uns vergessen lassen, daß wir den ganzen Sinn der Erklärungsaufgabe preisgeben, wenn wir der konsequenten Kausalbetrachtung untreu werden. Auch im sozialen Organismus wird sich die Aktionstheorie im Recht erweisen: auch der soziale Organismus muß handeln, um zu wissen, muß schaffen, um zu lernen, und in seiner Bereitschaft zu wirken liegt die Bedingung für die Eindringlichkeit und den Wert der sozialen Bewußtseinsinhalte.

Vor allem wird aber auch die Sozialpsychologie niemals und nirgends den psychophysischen Parallelismus verleugnen, wenn sie wirklich Erklärungen bieten will. Vom Spiel der Kinder bis zum Wettstreit der Nationen, vom flüchtigen Geplauder bis zum Wissenschaftsaustausch des Erdkreises, vom Freundeskreis bis zum Staatenbund, jedes sozial-psychologische Phänomen will psychophysisch erklärt sein, oder es wird überhaupt nicht erklärt, falls unsere erkenntnistheoretischen Untersuchungen uns recht geführt. Immer wieder wird es ja freilich uns locken, und hier im Umkreis des Sozialen noch stärker locken als im Gebiet des Individuellen, den Standpunkt zu vertauschen und an Stelle des objektivierenden den subjektivierenden vorzuziehen. Immer wieder werden wir unwillkürlich versucht sein, die Erscheinungen zu interpretieren und zu würdigen, anstatt sie zu erklären; wir wollen ihren Sinn aufweisen, anstatt ihre Elemente aufzuzählen, wir wollen ihrer Bedeutung gerecht werden, anstatt ihre Ursachen aufzusuchen; wir wollen historisch und ethisch, logisch und ästhetisch die Menschheit behandeln und nicht zum Standpunkt des Psychologen herabgezogen werden. Es ist nicht Sache des Erkenntnistheoretikers, Standpunkte, die wissenschaftlich notwendig sind, zu preisen oder zu tadeln; er kann nur feststellen, was jedem Standpunkt eigen ist; er kann auch für den psychologischen Standpunkt nur behaupten, daß wer ihn einnehmen will, auf Bewertung und subjektivierende Interpretation verzichten muß und daß, wer die Werte nicht psychophysisch erklären, sondern mit lebenswirklicher Stellungnahme historisch oder normativ würdigen will, gar nicht mehr von sozialpsychologischen Vorgängen spricht und somit die angestrebte Aufgabe preisgegeben hat. Das Leben der Menschheit ist kein psychologischer und kein psychophysischer Mechanismus, das Leben der Menschheit ist durch kein kausales Gesetz bemeßbar; das Leben der Menschheit strebt in zeitloser Freiheit seinen Zielen zu. Aber wenn es ein sittlich notwendiges Ziel wird, die Daseinswirklichkeit so zu bearbeiten, daß zeitliche kausalverbundene Objekte an ihre Stelle treten, so kann es in der Welt dieser Umformungsprodukte nicht auch wieder noch Freiheit geben und zwischen den Objekten kann nicht irgendwo noch wieder ein Stück subjektive Willenswirklichkeit übrig geblieben sein: andernfalls wäre die vom freien Willen gesetzte Aufgabe nicht erfüllt. Daß die Aufgabe der Psychologie einer wertvollen Zielsetzung entspricht, haben wir klar erkannt; wie sie lösbar ist, haben wir durch unsere ganze Untersuchung ermittelt. Nicht jeder kann jedes treiben; der eine mag

das Leben leben, ohne es zu überdenken, der andere mag es so überdenken, daß die Objekte seiner Gedanken die wirklichen Akte und Dinge ursprünglicher Lebenswirklichkeit sind; wir kreuzen nirgends seinen Pfad, der zur Geschichte und zur Philosophie hinführt. Wer aber das Leben so überdenken will, daß die Objekte seiner Gedanken kausal zusammenhängende Objekte sind, die mit der Lebenswirklichkeit in jener logisch wertvollen Beziehung stehen, vermöge derer sich das Menschenleben erklären und berechnen läßt, kurz wer Psychologie will, der ist an andere Wege gebunden; wo sie hinführen, da herrscht das Gesetz und keine Freiheit, und das Leben der Menschheit wird dort zu einer unendlichen Reihe psychophysischer Einzelerscheinungen. Sein Auge sieht nicht mehr die historische Menschheit, sondern die Zusammenordnung von Menschen, und auch wieder nicht den historischen Menschen, sondern den Komplex psychophysischer Neurone und statt des Ringens und Werdens sieht er die Beharrung der Objekte. Die allgemeine Psychologie hatte selbst dieses Kausalgebiet noch nicht betreten, sondern es nur abgegrenzt und geschildert; die allgemeine Psychologie selbst untersuchte ja nur die logischen Bedingungen, unter denen die Psychologie stand, war also selbst eine logische und somit eine subjektivierende Betrachtung. Erst wenn die Prinzipienlehre die Aufgabe bestimmt und die Wege festgestellt hat, kann die spezielle Psychologie mit gutem Gewissen an ihre Arbeit gehen. Sie hat sich nun nicht mehr zu fürchten, daß sie Werte verletzt, wenn sie sich selber treu ist, oder daß sie nicht ihre Zerfaserungen folgerichtig bis zu Ende führen darf, wenn sie nicht verständnislos für die Werte des Lebens erscheinen will; jetzt kennt sie ihre Grenzen, aber in den Grenzen nicht nur ihre Pflichten, sondern auch ihre Rechte.

Vergleiche die Litteratur zum elften und vierzehnten Kapitel; außerdem:

J. Mark Baldwin, Mental Development. Methods and Processes. New-York 1895.

Ch. Bastian, The Neural Process underlying Attention and Volition. Brain 1892.

H. Bergson, Mémoire et reconnaissance. Revue philosophique. 1896.

J. v. Biervliet, Images sensitives et images motrices. Revue philosophique. 1897.

A. Binet et J. Courtier, La circulation capillaire. L'année psychologique. 1896.

A. Binet et N. Vaschide, La psychologie à l'école primaire etc. L'année psychologique. 1897.

Ch. Dana, The Functions of the Motor Area. Journ. of Nerv. and Mental Diseases. 1894.

S. Exner, Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen. Leipzig 1894.

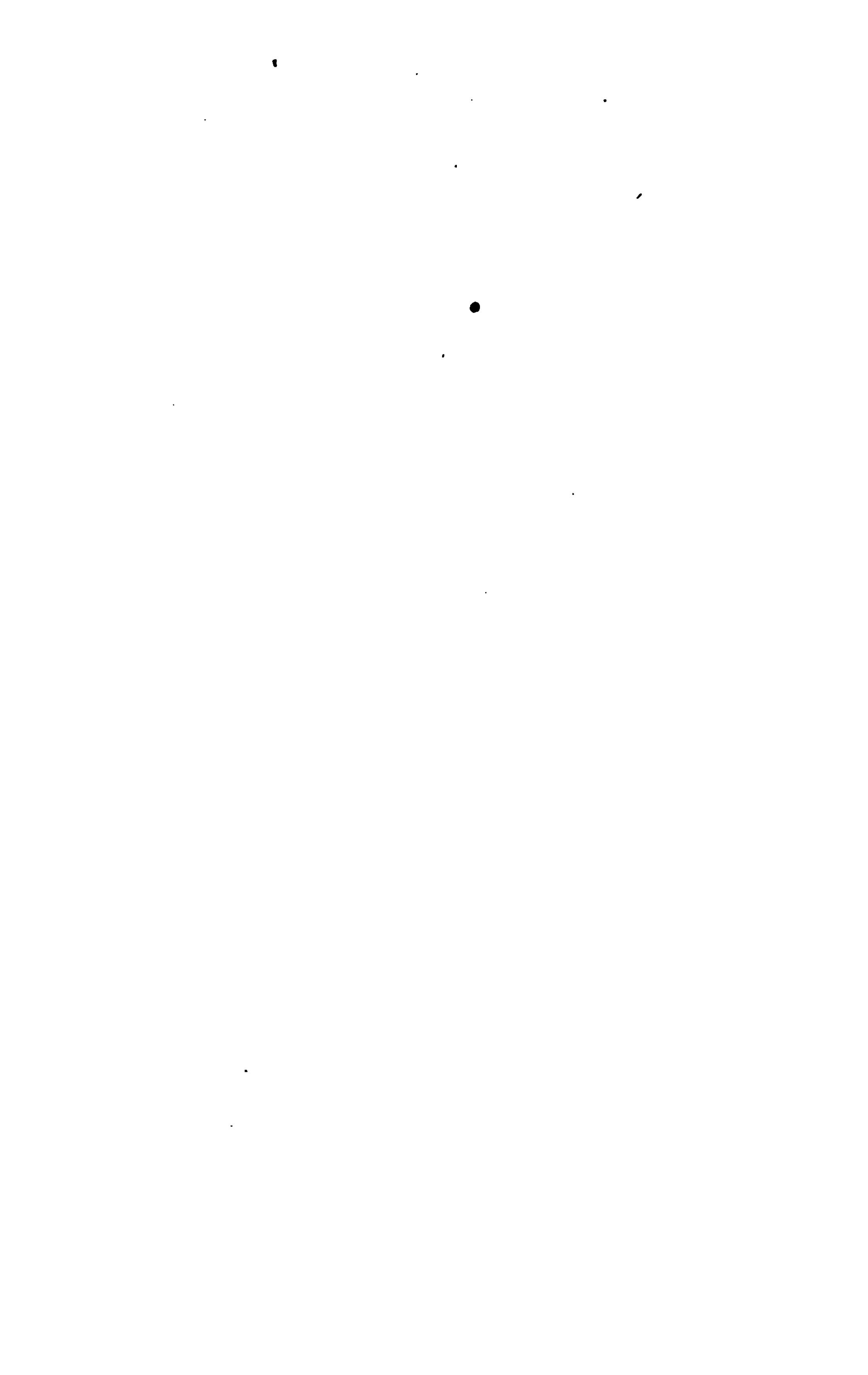
Ch. Féré, Sensation et Mouvement. Paris 1887.
Ch. Féré, Sur la physiologie de l'attention. Revue philosophique. 1890.
F. Goltz, Funktionen der Nervencentren des Frosches. Berlin 1869.
F. Goltz, Die Verrichtungen des Großhirns. Bonn 1881.
V. Henri, Revue générale sur le sens musculaire. L'année psychologique. 1898.
L. Hofbauer, Interferenz zwischen verschiedenen Impulsen im Centralnervensystem. Archiv für die gesamte Physiologie. 1898.
J. C. Kreybig, Die Aufmerksamkeit als Willenserscheinung. Wien 1897.
N. Lange, Beiträge zur Theorie der sinnlichen Aufmerksamkeit. Philosophische Studien. 1887.
A. Lehmann, Die Hauptgesetze des menschlichen Gefühlslebens. Leipzig 1892.
E. H. Lindley, Motor phenomena of mental effort. American Journal of Psychology. 1896.
W. McDougall, An improvement in psychological method. Mind. 1898.
S. J. Meltzer, Inhibition. New-York 1899.
H. Münsterberg and W. Campbell, The motor power of ideas. Psychological Review. 1894.
H. Münsterberg, Beiträge zur experimentellen Psychologie. Heft 4. Freiburg 1892.
H. Nichols, The psychomotor problem. American Journal of Insanity. 1897.
Th. Ribot, La psychologie de l'attention. Paris 1894.
S. de Sanctis, L'attenzione e i suoi disturbi. Roma 1896.
M. Schrader, Über die Stellung des Großhirns. Archiv für experimentelle Pathologie. 1891.
Sherrington, On reciprocal innervation of antagonistic muscles. Proc. Roy. Soc. 1897.
L. Solomons and G. Stein, Normal Motor Automatism. Psychological Review. 1896.
J. Sully, The psychophysical process in attention. Brain 1890.
A. Waller, The sense of effort. Brain 1891.
A. Waller, Inhibition. Brain 1892.
S. Witasek, Willkürliche Vorstellungsverbindung. Zeitschrift für Psychologie. 1896.

Sachregister.*

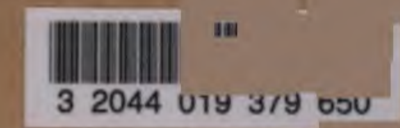
* Ein Namenregister wird den Schluß des ganzen Werkes bilden.

Druckfehler.

S. 125 Überschrift statt: „4“ lies: „3“.
S. 133 Überschrift statt: „5“ lies: „4“.
S. 133 Zeile 13 statt: „soziol“ lies: „sozial“.
S. 151 Zeile 18 statt: „Rythmus“ lies: „Rhythmus“.
S. 177 Zeile 11 statt: „zu“ lies: „mit“.








WIDENER
BOOK DUE
CANCELLED
MAY - 1 1997
FEB 2 0 1989
2891491
WIDENER
CANCELLED
WIDENER
MAY 1 5 1997
BOOK DUE
CANCELLED

